Berger

Felix
Fürst zu Schwarzenberg.

1800–1852

Fortes creantur fortibus et bonis,

— — — — — —

Nec imbellem progenerant aquilae columbam.

Edles kann nur Edles zeugen.



gez. von M. Stohl. gest. von L. Sichling.

Verlag von Otto Spame



gez. von M. Stohl. gest. von L. Sichling.

Verlag von Otto Spamer

Felix
Fürst zu Schwarzenberg,

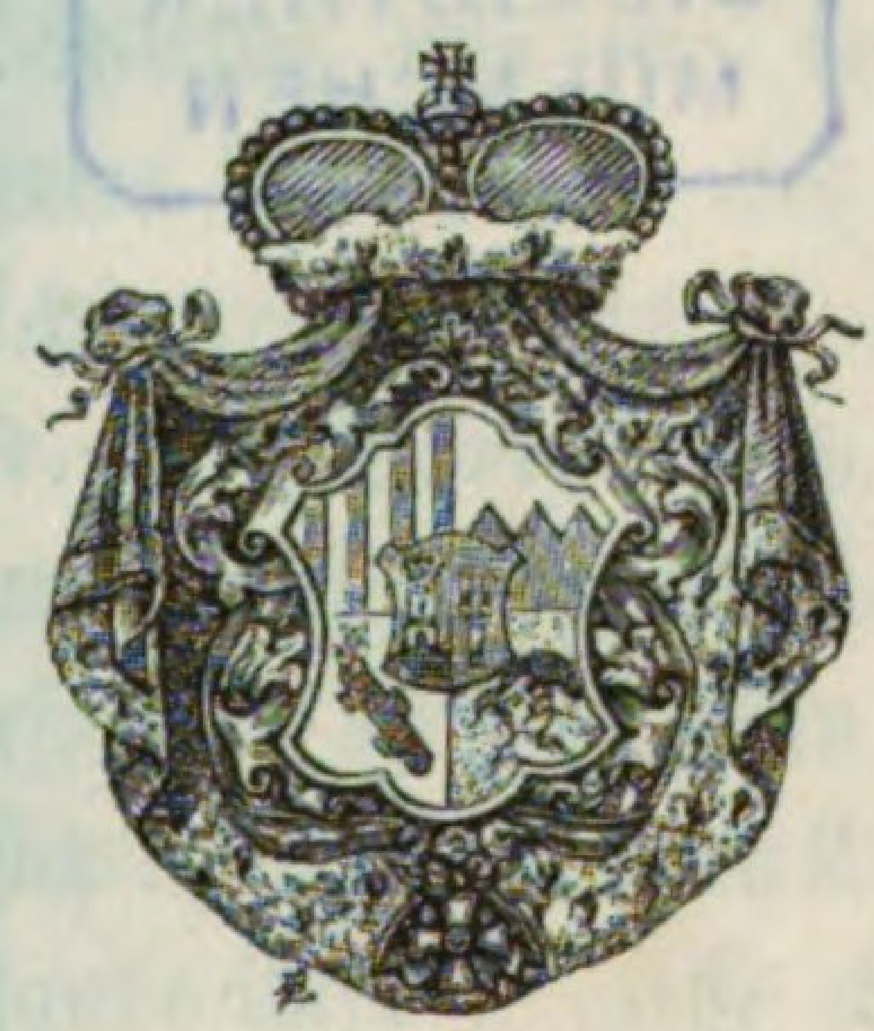
K. K. Ministerpräsident ꝛc.

Ein

biographisches Denkmal.

Von

Adolph Franz Berger.



Mit dem Portrait des Fürsten Felix zu Schwarzenberg, von M. Stohl.

Stahlstich von L. Sichling.

Leipzig,

Verlag von Otto Spamer.

1853.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Vorwort.

Ein politisches Wirken, wie jenes des verewigten Staatsmannes, dessen Namen die Stirne des vorliegenden Buches schmückt, konnte nicht verfehlen, schon während der Lebenszeit des Fürsten viele Federn in Bewegung zu setzen, und man muß gestehen, daß sich darunter nicht wenige fanden, die sich auf die einschneidende Schärfe ihrer publicistischen Kritik etwas zu Gute thaten. Sie dürfen sich der beruhigenden Ueberzeugung hingeben, daß sie dem Gegenstande ihrer Angriffe ebenso wenig eine trübe Stunde bereitet, als den Staatsmann und treu ausharrenden Diener seines Herrn und Kaisers in seinen Ansichten und Grundsätzen wankend gemacht haben. Er wußte ihnen den blanken Schild rücksichtsloser Pflichterfüllung und bewährter Vaterlandsliebe, den Schild mit der unwandelbaren Devise seines Fürstenhauses: „Nil nisi rectum!" entgegenzuhalten, und die Pfeile prallten ohnmächtig in den Staub zurück. Als der Tod das bis zum letzten Augenblicke hellsehende und scharfblickende Auge des Mannes — denn das war Fürst Schwarzenberg in voller Bedeutung des Wortes — plötzlich für immer schloß, da wurde

selbst die Mehrzahl der entschiedenen Gegner zu Lobrednern und mischte ihre Stimme in den Trauerchor an der Gruft des zu früh Hingeschiedenen. Einzelne aus der Ferne herüber dringende Mißtöne verhallten klanglos in den Lüften. Die versöhnende Kraft des Todes hatte die Parteileidenschaft überwunden. Es ist dieß eine jener tröstlichen Erscheinungen, die, so selten sie auch sind, ihre Wirkung nicht verfehlen und in ihrer Art immerhin auch als ein Beitrag zur Lebensgeschichte eines bedeutenden Mannes betrachtet werden dürfen.

Seitdem hat die Publicistik das öffentliche Leben des verewigten Fürsten hie und da kurzen Rückblicken unterzogen und Einiges über die hervortretendsten Momente seines staatsmännischen Wirkens zu Tage gefördert, ohne daß bis jetzt ein Werk auf den Namen einer erschöpfenden Biographie Anspruch machen könnte. Indem nun der Verfasser vorliegende Lebensblätter vor den Augen des Publikums aufzurollen wagt, versucht er einen annähernden Schritt zur Lösung jener Aufgabe. Er ist weder so eitel, noch so zuversichtlich, um sich zuzutrauen, was andere Berufenere zu thun unterließen. Gleichwohl möchte er nicht gern lässig erscheinen in der Erfüllung einer Pflicht, welche die Pietät gebietet. So thut er eben, was er nicht unterlassen zu dürfen glaubte. Hat sein Unternehmen irgend ein Verdienst, so stützt er es ausschließlich auf diesen Umstand, fühlt aber auch die ganze Verantwortlichkeit der Aufgabe dem öffentlichen Urtheile gegenüber, diesem so kundigen Auffinder der verwundbaren Achillesferse. Hält er aber sein Beginnen für die Erfüllung einer Pflicht, so glaubt er sich auch sicher vor dem so leicht herauszufordernden Vorwurfe bloßer Buchmacherei, diesem in unserer Zeit so überschwänglich fruchtbaren Artikel.

Insofern die vorliegende Arbeit lediglich als ein Baustein, oder, im günstigeren Falle, als Baugerüste zu einer künftigen umfassenden Biographie des Hingeschiedenen betrachtet seyn will, würde vielleicht die bloße Zusammenstellung des zugänglichen

und zur Hand liegenden Materials für den nächsten Zweck ausgereicht haben. Nun aber der Verfasser dem Drange nachgegeben, den vorhandenen Stoff zu einem organischen Ganzen zu verbinden, so hat dieß letztere auch Anspruch auf einen bezeichnenden Namen. Nur in diesem Sinne ist es zu einem „biographischen Denkmale" geworden. Ein staatsmännisches und kriegerisches Leben, das so innig mit den wichtigsten Geschicken des eigenen großen Vaterlandes verflochten und seine tieffassenden Wurzeln in die Grundvesten der Geschichte eines europäischen Großstaates gesenkt, bedarf keines erzenen, vielweniger eines papiernen Denkmals.

Im Uebrigen ist diese Lebensschilderung die erste, seit 30 Jahren über eine hervorragende Persönlichkeit des Fürstenhauses Schwarzenberg erscheinende Monographie. Sie hat demnach auch die Vergleichung mit den aus der ausgezeichneten Feder geflossenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Carl Fürsten zu Schwarzenberg," von A. Prokesch, Wien 1823 zu bestehen. Diesem gegenüber hat der Verfasser „weggeworfen Schild und Schwert," und bietet eine unbewehrte Brust; er versichert nur, in der kurzen Frist seit dem Tode des Fürsten mit aufopfernder Hingebung sein Möglichstes gethan zu haben.

In der Auffassung und Darstellung mußte Ein Gesetz maßgebend seyn: das in dem bereits früher ausgegebenen Programm aufgestellte. Es ward von dem ausgeprägten Charakter des Verewigten unmittelbar diktirt und duldete keine Abweichung. Möchten dieß Freunde und Gegner würdigen. Die Ausführung an und für sich geben wir getrost billigem Urtheil preis.

Daß auf die fürstliche Geburt des Staatsmannes und Feldherrn von vornherein das gebührende Gewicht gelegt und dieses Moment im familiengeschichtlichen Zusammenhange aufgefaßt wurde, liegt zu sehr in der Natur der Sache, um einer Entschuldigung zu bedürfen.

Sollte es gelungen seyn, dem leiblichen Bilde des Fürsten — es hat die volle Authenticität für sich — ein nur halb so gelungenes geistiges zur Seite zu stellen: dann hat auch der schärfste Tadel seinen verletzenden Stachel verloren! —

Wien, im August 1853.

Der Verfasser.

I. Liste
der p. T. Unterzeichner und Förderer.

Geschlossen am 15. October 1852.

Die weiteren Unterzeichnungen, welche bis zum 31. December stattfinden, werden in einer zweiten Liste zum Abdruck gebracht werden, welche mit der zweiten Abtheilung dieses Buchs ausgegeben wird.

Ausg. I.	Ausg. II.	
1	—	Ihre Majestät die Kaiserin-Wittwe Carolina Augusta von Oesterreich. Durch die Buchhandlung von M. Glonner in Salzburg.
1	—	S. Kaiserl. Hoheit Erzherzog Franz V., Herzog von Modena.
1	—	S. Kaiserl. Hoheit Erzherzog Carl Ludwig von Oesterreich. Durch die Hof-Buchhandlung von W. Braumüller in Wien.
1	—	S. Kaiserl. Hoheit Erzherzog Johann von Oesterreich. Durch die Buchhandlung von A. Hesse in Grätz.
1	—	S. Kaiserl. Hoheit Erzherzog Stephan von Oesterreich auf Schaumburg. Durch die Buchhandlung von C. W. Kreidel in Wiesbaden.
1	—	S. Königl. Hoheit Prinz Johann, Herzog zu Sachsen ꝛc. Durch Schönfeld's Buchhandlung in Dresden.
1	—	S. Hoheit der regierende Herzog zu Anhalt-Bernburg in Ballenstedt. Durch die Post.
1	—	S. Durchlaucht der regier. Fürst Heinrich XX. zu Reuß-Greiz ꝛc. Durch die Buchhandlung von L. H. Henning in Greiz.
1	—	Ihre Durchlaucht die Frau Landgräfin Louise zu Hessen-Homburg in Homburg. Durch die Buchhandlung von C. Jügel in Frankfurt a/M.
1	—	S. Durchlaucht der Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg in Kupferzell.
1	—	S. Durchlaucht Georg, Fürst zu Löwenstein-Wertheim in Wertheim a/M. Durch die Post.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Aarau: Durch Herrn Sauerländer's Sortiments-Buchhandlung:
—	1	Die Cantons-Bibliothek in Liestal.
1	—	**Altenburg**: Herr Buchhändler J. H. Jakob.
1	1	Die Schnuphase'sche Buchhandlung.
		Arnsberg: Durch Herrn H. F. Grote:
—	1	Herr Gerichts-Direktor von Schilger.
		Augsburg: Durch die v. Jenisch u. Stage'sche B. (Heine u. Co.):
1	—	Freiherr von Welden, k. bayr. Regierungs-Präsident von Schwaben und Neuburg, und
1	—	Herr Albert Graf v. Pappenheim, General d. Cavallerie.
1	—	Die von Jenisch u. Stage'sche Buchh. (Heine u. Co.)
—	1	**Basel**: Die Schweighauser'sche Buchhandlung.
		Bayreuth: Durch die Grau'sche Buchhandlung:
—	1	Die Bibliothek des k. bayer. 13. Infant. Regiments. (Kaiser Franz Joseph von Oesterreich.)
—	1	**Belgrad**: Herr Theodor von Pradosavlievic, k. k. österr. Oberst-Lieutenant u. General-Consul für Serbien.
—	2	**Berlin**: Herr Hof-Buchhändler Alex. Duncker.
1	1	Herr Buchhändler Springer.
2	1	**Bern**: Die Buchhandlung der Herren Huber u. Co.
1	—	**Böhmen**: Hr. Damas. Deworezky, f. schwarzenbg. Architekt.
1	—	Herr J. Olschbauer, fürstlicher Wirthschaftsbeamter.
1	—	**Bohauschkowitz** bei Crummau: Herr Winzig, fürstl. schwarzenberg. Oberförster.
1	—	**Bonn**: Die Herren Buchhändler Henry u. Cohen.
		Braunschweig: Durch Herrn C. W. Ramdohr:
1	—	Sr. Excellenz Herr General-Lieutenant und Stadt-Commandant G. von Normann.
—	1	Herr Droste von Drechsel in Fallersleben.
		Bremen: Durch Herrn J. G. Heyse:
1	—	Die Handelskammer in Bremen.
		Breslau: Durch Herrn Gosohorsky's Buchhandlung:
—	1	Herr Oberst-Lieutenant von Hülsen in Breslau.
		Durch Herrn W. G. Korn:
1	—	Herr Graf Friedrich von Schweinitz auf Hausdorf bei Hohenfriedeberg in Schlesien.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Brünn: Durch Herrn A. Hauptmann:
1	—	Herr Ritter von Herring, Großhändler.
1	—	Herr Herrschaftsbesitzer Franz Klein.
1	—	Herr Keppel Knight, k. k. Hauptm. im Generalstabe.
1	—	Sr. Exc. Herr Graf v. Lazansky, Statth. v. Mähren.
1	—	Herr Baron Mattencloit, k. k. Kämmerer.
1	—	Herr Baron von Münch-Bellinghausen.
1	—	Herr Baron v. Pillersdorf, k. k. Bezirkshauptmann.
1	—	Sr. Excellenz Franz Graf Schlik zu Bassano und Weißkirchen, General der Cavallerie 2c.
1	—	Herr Ritter Friedrich v. Teuchert, k. k. General-Major.
1	—	Herr J. Witting, k. k. Landgerichtsrath.
1	—	Herr von Schlossar, Abt des Benedictinerstifts zu Raigern in Mähren.
		Durch Herrn C. Winiker's Buchhandlung:
1	—	Herr J. Abramovich von Adelburg, Ober-Vorsteher der k. k. Spielberger Straf-Anstalt.
1	—	Herr Friedrich Graf Sylva-Tarouca.
		Brüssel: Durch die Herren Kießling u. Co.:
—	1	Herr Baron von Brints Treuenfeld, außerord. Gesandter u. bevollm. Minister Sr. M. des Kaisers von Oesterreich, Excellenz.
—	1	Die Herren Kießling u. Co.
		Durch die Herren Mayer u. Flatau:
1	—	Sr. Durchlaucht der Herzog von Arenberg.
		Durch Herrn C. Muquardt:
1	—	Herr Ritter von Zaremba, k. k. Geschäftsträger.
—	1	Herr Buchhändler C. Muquardt.
		Budweis: Durch die Herren Zdarsa's Erben u. Co.:
1	—	Herr Adalbert Lanna, k. k. Schiffmeister.
1	—	Herr Freiherr v. Schrenk, k. k. Kämmerer und Kreis-Präsident.
1	—	Die Stadtgemeinde der Kreisstadt Budweis.
—	1	Herr Simon Käser, Kunst- und Buchdrucker.
		Carlsruhe: Durch Herrn A. Bielefeld:
1	—	Sr. Durchlaucht Carl Egon Fürst zu Fürstenberg.
1	—	**Cassel:** Sr. Excellenz Herr Staatsminister Hassenpflug.
1	1	Die Luckhardt'sche Buchhandlung.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		(Böhmisch)-Crummau, Budweiser Kreis:
		Bei dem Herrn Verfasser aufgegeben:
—	1	Herr Fleischanderl, f. schwarzenb. Rentverwalter.
1	—	Herr Carl Cardasch, fürstl. schwarzenberg. Wirthschafts-Verwaltungsadjunkt.
—	1	Herr Jos. Cutschera, f. schwarzenberg. Wirthschaftsinsp.
—	1	Herr Ritter, fürstl. schwarzenberg. Rechtsanwalt.
1	—	Sr. Hochwürden, Herr Joh. Schreglich, inful. Prälat.
—	1	Herr Wessely, fürstl. schwarzenberg. Oberforstmeister.
1	—	Herr Wilh. Nevenhorst, f. schwarzenb. Bau-Director.
		Danzig: Durch Herrn B. Kabus:
1	—	Herr von Kuksz, k. k. österr. Consul.
		Dresden: Durch die Herren R. Kori u. E. am Ende:
1	—	Königl. sächs. Ministerium d. auswärt. Angelegenheiten.
1	—	Die Arnoldische Buchhandlung.
—	1	**Düsseldorf**: Die Schaub'sche Buchhandlung.
		Eichstätt: Durch Herrn Ph. Brönner:
—	1	Herr Alois Keck, Kaufmann.
		Frankfurt a/M.: Durch Herrn C. Jügel:
—	1	Herr Joseph Bolongaro.
—	1	Herr Freiherr Bourguignon von Baumberg, k. k. Oberstlieutenant und Fregatten-Capitain.
—	1	Herr Adolph Braun, k. k. Legations-Secretair.
—	1	Herr Freih. v. Brenner-Felsach, k. k. Legationsrath.
1	—	Herr Baron von Bülow, königl. dänischer Kammerherr und bevollmächtigter Gesandter.
—	1	Herr Freih v. Freiberg, königl. bayr. Ober-Lieutenant.
1	—	Herr Dr. von Guaita.
1	—	Herr Freiherr v. Menßhengen, k. k. bev. Minister.
1	—	Herr Baron von Nell, k. k. Hof- und Ministerialrath.
—	1	Herr von Nostitz, königl. sächs. Geheim-Rath und Bevollmächtigter bei dem Bundestage.
—	1	Herr Geheim. Legations-Rath von Reinhard, königl. würtembg. Bevollmächtigter bei dem Bundestage.
1	—	Herr Ritter von Reyer, k. k. Legations-Secretair.
—	1	Herr Freiherr von Rzikowsky, k. k. wirkl. Kämmerer und Oberst-Lieutenant im Geniestabe.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Frankfurt a/M.:
1	—	Herr Ritter von Schmerling, k. k. General-Major u. Brigadier, Präsidirender der Militair-Commission und Ober-Commandant der Bundestruppen zu Frankfurt a/M.
1	—	Herr Graf von Széchényi, k. k. Legations-Secretair.
1	—	Herr Graf von Thun-Hohenstein, k. k. wirkl. Geheim-Rath und Kämmerer, auch bevollm Minister und Präsidial-Gesandter an dem Bundestage.
—	1	Herr Geheim-Rath v. Trott, kurf. hess. Staatsminister.
—	1	Herr Freiherr von Blasits, k. k. Hauptmann.
—	1	Herr Freiherr v. Brints-Treuenfeld, fürstl. Thurn und Taxis'scher Ober-Postmeister.
—	1	Herr Ignaz Wellal, k. k. Ober-Lieutenant.
—	1	**Gotha:** Das Müller'sche Lese-Institut.
—	1	**Göttingen:** Die Herren Vandenhöck u. Ruprecht.
		Grätz: Durch die F. Ferstl'sche Buchhandlung:
—	1	Herr Franz Hinnen, fürstl. schwarzenberg. Gewerks-Baumeister in Murau.
		Durch Herrn A. Hesse:
—	1	Herr Habel, k. k. Hof-Secretair Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Johann.
1	—	Die Herren Damian u. Sorge.
1	—	Die Herren Dirnböck u. Mühlfeith.
—	1	**Gumbinnen:** Herr Buchhändler C. Sterzel.
		Halle: Durch die Schwetschke'sche Sortiments-Buchhandlung:
—	1	Die königliche Universitäts-Bibliothek.
—	10	Herr Buchhändler C. E. M. Pfeffer.
		Hamburg: Durch die Herold'sche Buchhandlung:
—	1	Herr Fr. Doormann.
1	—	**Hannover:** Die Helwing'sche Hof-Buchhandlung.
—	2	Herr Buchhändler C. Rümpler.
—	1	**Heidelberg:** Die akademische Anstalt.
1	—	**Hermannstadt:** Die Hochmeister'sche Buchhandlung.
		Innsbruck: Durch die Wagner'sche Buchhandlung:
1	—	Sr. Excellenz Herr Graf von Bissingen, k. k. Statthalter von Tirol und Vorarlberg.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Innsbruck:
1	—	Herr Brielmayer, k. k. Post-Director.
1	—	Herr Graf Otto von Fünfkirchen, k. k. Kreis-Präsident in Brixen in Tirol.
1	—	Herr Ritter v. Lang, k. k. General-Major u. Brigadier.
1	—	Herr Martiniz, k. k. Oberst im Kaiserjäger-Regiment.
1	—	Sr. Excellenz Herr H. von Roßbach, k. k. Feldmarschall-Lieutenant.
—	11	Herrn C. Rauch's Buchhandlung.
		Klagenfurt: Durch die Leon'sche Buchhandlung:
—	1	Herr Eugen Baron v. Dickmann, Berg-, Gewerks- u. Herrschaftsbesitzer in Althofen.
—	1	Das hochwürdige Domkapitel von Gurk.
—	1	Herr Hugo Carl Anton Lafarus Graf Henkel von Donnersmark zu Wolfsberg in Kärnten.
—	1	Herr Ferdinand Graf v. Egger, k. k. wirkl. Kämmerer, Berg- Rad- Hammergewerk-Besitzer, Inhaber mehrerer Herrschaften in Klagenfurt.
—	1	Herr Johann Freiherr v. Grimschitz, k. k. Kreisrath.
—	1	Herr Andreas Ritter v. Moro, Fabrikbes. in Klagenfurt.
—	1	Herr Franz Ritter von Moro, Fabrikbesitzer in Victring bei Klagenfurt.
—	1	Herr Thomas Ritter v. Moro, Herrschaftsbesitzer in Mageregg bei Klagenfurt.
—	1	Herr Reichsfürst Ferdinand Orsini von Rosenberg, k. k. wirkl. Kämmerer, Ritter des Hohen Johanniter Ordens 2c. 2c. in Welzenigg bei Klagenfurt.
—	1	Herr Baron von Schloissnigg, k. k. Statthalter von Kärnten in Klagenfurt.
—	1	Herr Vincenz Graf von Welsersheimb, k. k. Landesgerichts-Assessor.
—	1	Das hochwürdige Benediktiner-Stift Paul in Kärnten.
—	1	Herr Gustav Graf v. Egger, Berg-, Rad- und Hammergewerk-Besitzer, Inhaber mehrerer Herrschaften in Freibach nächst Althofen.
1	—	**Königsberg i. P.:** Herr Chr. Lud. Oehlmann, k. k. österr. Consul. Durch die Post.
1	—	Die Bornträger'sche Sortiments-Buchhandlung.

Ausg. I.	Ausg. II.	
—	2	**Kopenhagen**: Herr Buchhändler C. A. Reitzel.
—	1	**Leipzig**: Herr G. W. Wünning, Kaufmann und Ritter mehrerer hohen Orden.
—	2	**Leitmeritz**: Herr Buchhändler J. W. Pohlig.
		Linz: Durch Herrn A. Haslinger:
1	—	Herr Graf von Seeau, k. k. Major der Armee in Helfenberg.
		Durch die Herren Eurich u. Sohn:
1	—	Sr. Excellenz Herr Eduard v. Bach, k. k. Statthalter in Ober-Oesterreich.
1	—	Gräfin Flora von Wrbna in Ischl.
—	3	**London**: Herr Buchhändler D. Nutt.
		Lübeck: Durch Herrn C. Boldemann:
1	—	Herr Johann Maximilian, Baron von Bellersheim.
—	11	**Mailand**: Herr Buchhändler Th. Längner.
		Mainz: Durch Herrn Victor von Zabern:
1	—	Herr von Dumoulin. k. k. österr. Oberstlieutenant.
1	—	Sr. Excellenz Herr Baron von Mertens, k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Vice-Gouverneur von Mainz.
1	—	Herr v. Olivenberg, k. k. Oberst, Festungs-Artillerie-Director.
1	—	Herr von Paumgartten, k. k. österr. Generalmajor.
1	—	Herr v. Scharschmit, k. k. österr. Oberst des Erzherzog Rainer 11. Infanterie-Regiments.
—	1	Herr Schmitt, Großh. Hessischer Regierungs-Dirigent.
1	—	Herr Thormann, k. k. österr. Ingenieur-Hauptmann.
1	—	**München**: Herr Buchhändler Chr. Kaiser.
		Durch Herrn Joh. Palm's Hof-Buchhandlung:
—	1	Die K. Hof- und Staatsbibliothek.
—	1	**Münster**: Herr Buchhändler J. H. Deiters.
—	1	Die Theising'sche Buchhandlung.
—	2	**Nürnberg**: Die Korn'sche Buchhandlung.
		Olmütz: Durch Herrn Ed. Hölzel:
—	1	Herr Baron von Schneeburg, infulirter Domcustos.
—	1	Herr Graf Aug. von Sylva Tarouca in Czech.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Olmütz:
—	1	Herr Moritz Freiherr von Zavisch, k. k. Hauptmann in Sponau.
—	1	Herr Graf Idenko von Zierotin in Blanda.
		Durch Herrn J. Neugebauer:
1	—	Herr Eduard Ritter v. Unkrechtsberg, Domkapitular und inful. Probst.
		Osnabrück: Durch die Rackhorst'sche Buchhandlung:
—	1	Herr Landrath von Schele zu Schelenberg.
		Pesth: Durch Herrn G. Emich's Sortiments-Buchhandlung:
1	—	Herr Anton von Augussz, k. k. Districts-Obergespann.
1	—	Die Bibliothek der k. k. ungar. Landes-Universität.
1	—	Herr Johann Czech, k. k. Finanzrath.
1	—	Herr Paul von Eötvös, k. k. Oberfinanzrath.
1	—	Herr Nicolas von Ghyczy, k. k. Oberfinanzrath.
1	—	Herr Peter v. Hegyessy, k. k. General-Procurator des Pesther Obergerichts-Districtes.
1	—	Herr Johann Hessz, k. k. Finanzrath.
1	—	Herr Johann Keßler, k. k. Finanzrath.
1	—	Herr Graf Anton de la Motte, Präsident der k. k. ungarischen Statthalterei.
1	—	Die Stadt Ofen.
1	—	Herr Alois Olts, k. k. Finanzrath.
1	—	Herr Anton Joseph Peitler, Abt, Domherr und Refer. bei der k. k. Statthalterei.
1	—	Herr Ignaz Plener, k. k. Oberfinanzrath.
1	—	Herr Sigismund von Poszavetz, k. k. Oberfinanzrath.
1	—	Herr Protmann, Ministerialrath und Polizeidirector.
1	—	Herr C. Ritter v. Sacher, Prov. erster Statthaltereirath.
1	—	Herr G. Widemann, k. k. Polizei-Ober-Commissair.
1	—	Herr Joseph von Widmann, k. k. Gubernialrath und Kreishauptmann.
		Durch Herrn H. Geibel:
—	1	Sr. Excellenz Herr Graf Moritz Almásy, k. k. Präsident rc. rc. in Ofen.
—	1	Frau Baronin von Rudnianszky in Ofen.
		Durch Herrn C. A. Hartleben:
—	1	Herr Baron Bianchi, k. k. General-Major in Ofen.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Prag: Durch Herrn K. André:
—	1	Herr Franz Graf Desfours.
3	2	Herr Buchhändler K. André.
		Durch die Calve'sche Buchhandlung:
1	—	Sr. Excellenz Herr Graf Klebelsberg.
10	—	Die Calve'sche Buchhandlung.
26	13	Die k. k. Hofbuchhandlung von F. A. Credner und Kleinbub.
1	1	Herr Buchhändler Fr. Ehrlich.
1	—	Herr Buchhändler W. Heß.
1	—	Herr Franz Paukner, Wirthschaftsdirector in Protiwin in Böhmen.
1	—	Herr P. Franz Woyta, Pfarrer in Protiwin in Böhmen.
		Rastatt: Durch Herrn W. Hanemann:
1	—	Herr Kriegelstein, Ritter von Sternfels k. k. Oberst-Lieutenant im Regiment Benedeck.
		Salzburg: Durch Herrn M. Glonner:
1	—	Sr. Hochfürstlichen Gnaden Herr Maximilian Joseph v. Tarnóczy, Fürsterzbischof von Salzburg.
1	—	Herr Graf August von Bellegarde, k. k. Feldmarschall-Lieutenant.
1	—	Herr J. von Blaschke, k. k. Statthalter-Stellvertreter.
1	—	Herr Fr. Lobinger, k. k. Auditor-Stellvertreter.
—	1	Herr Veit, fürstl. Schwarzenberg'scher Hofgärtner in Aign.
		Schwarzbach in Böhmen: Bei dem Herrn Verfasser aufgegeben:
—	1	Herr Schimann, Wirthschaftsverwalter.
1	—	**Stendal**: Die Herren Buchhändler Franzen u. Große.
1	—	**Stuttgart**: Sr. Erlaucht Herr Graf Alfred v. Neipperg, königl. Generalmajor.
		Durch Herrn Franz Köhler:
1	—	Herr Freiherr von Handel, k. k. österr. Gesandter am Hofe in Stuttgart.
		Durch Herrn H. Lindemann:
1	—	Herr Graf v. Chotek, k. k. österr. Gesandtschafts-Attaché in Stuttgart.
1	—	Herr Buchhändler H. Lindemann.
1	—	**Teschen**: Herr Buchhändler C. Prochaska.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Torgau: Durch die Wienbrack'sche Buchhandlung:
—	1	Die königl. preuß. 6. Divisions-Bibliothek.
13	—	**Triest:** Herr Buchhändler H. F. Münster.
		Durch Herrn F. H. Schimpff:
1	—	Herr Baron von Bruck.
		Troppau: Durch Herrn O. Schüler:
1	—	Herr Joseph, Freiherr von Barco, k. k. Feldmarschall-Lieutenant.
1	—	Frau Gräfin Blücher von Wahlstadt auf Schloß Radun.
1	—	Herr Freiherr Boineburg-Lengsfeld, k. k. Feldmarschall-Lieutenant.
—	1	Herr Elgger v. Frohberg, k. k. Oberst-Lieutenant.
1	—	Herr Jos. v. Gosztonyi, k. k. General-Major.
1	—	Herr Erdmann Freiherr von Henneberg.
1	—	Herr Freiherr v. Krieg, k. k. Statthalterei-Rath.
1	—	Herr Graf Kuenburg.
1	—	Herr Robert Graf Lichnowsky, Prälat und Domherr von Olmütz auf Schloß Grätz.
—	1	Herr Carl Peter, Leihbibliothekar.
1	—	Herr Graf Josef Sédlnitzky.
1	—	Herr Graf Stadion auf Maidelberg.
1	—	Herr Graf Thun, k. k. General-Major.
1	—	Herr Felix, Graf Vetter, k. k. Major.
		Tuttlingen: Durch Herrn E. L. Kling:
1	—	Herr Ferd. Freiherr von Ulm in Ueberlingen.
—	1	**Ulm:** Herrn Müller's Buchhandlung.
		Utrecht: Durch Herrn W. F. Dannenfelser:
—	1	Herr R. van Berkum-Bysterbos, Secretair der Gemeinde Kampen (Niederlande).
		Bei dem Verfasser aufgegeben:
2	—	**Wien:** J. Durchlaucht die Frau Fürstin Schwarzenberg-Lichtenstein.
3	2	Ihre Durchlaucht die Fürstin Mathilde zu Schwarzenberg.
1	—	Sr. Excellenz Herr Graf von Rechberg. k. k. österr. Minister.

Ausg. I.	Ausg. II	
—	1	Herr Wreyl Strachotinsky, fürstlich schwarzenb. Secretär.
—	1	Hr. Franz Stohl, } fürstlich schwarzenberg. Centr.-Canzlei-Expeditoren.
—	1	Hr. Heinrich Korn, }
2	—	Die Beck'sche Universitäts-Buchhandlung.
—	1	Herr Joh. Bapt. v. Pilgram, k. k. Staats- u Conferenz-Rath, Dr. der Rechte, Ritter mehr. Orden 2c.
		Durch Herrn W. Braumüller's Hofbuchhandlung:
1	—	Herr Baron von Augustin, k. k. Feldzeugmeister.
1	—	Die Bibliothek des k. k. hohen Finanz-Ministeriums.
1	—	Herr von Biegeleben, k. k. Ministerial- u. Hofrath.
1	—	Der adelige Casino-Verein.
1	—	Herr Eduard Graf von Colalto.
1	—	Herr Anton Faber.
1	—	Sr. Durchlaucht Johann Landgraf von Fürstenberg.
1	—	Das k. k. Gradiscaner Grenz-Regiment.
1	—	Herr L. von Gutmannsthal, Vice-Präsident der k. k. Central-Seebehörde in Triest.
1	—	Herr Wilhelm Haidinger, k. k. Sectionsrath und Direktor der k. k. geolog. Reichsanstalt.
1	—	Herr v. Hofmann, k. k. Hof- u. Ministerial-Concipist.
1	—	Herr Kaltschick.
1	—	Herr Karl Graf v. Lanckoronski, k. k. Ober-Kämmerer, Excellenz.
1	—	Herr J. von Liehmann-Palmrode, k. k. Hof- und Ministerialrath.
1	—	Herr Freiherr von Menßhengen, k. k. Hof- und Ministerialrath.
1	—	Herr Graf von Piatti.
1	—	Herr Jakob Edler von Reinlein, k. k. Sectionsrath.
1	—	Herr Ritter v. Salvotti, k. k. Reichsrath, Excellenz.
1	—	Hr. Anton Ritter v. Schmerling, k. k. Senats-Präsident.
1	—	Herr Ferdinand Ritter von Thinnfeld, k. k. Minister für Landeskultur und Bergwesen, Excellenz.
1	—	Herr Karl Baron v. Urban, k. k. General-Major.
1	—	Herr. Ph. Ludw. Graf v. Saint-Genois, k k. Kämmerer, Ritter mehrerer hohen Orden 2c.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Wien: Durch die Herren Gerold u. Sohn:
1	—	Herr Graf Appony, k. k. Gesandter in Turin.
—	1	Herr Rudolf Blatteis, Ober-Lieutenant im k. k. 8. Feldjäger-Bataillon in Kuttenberg.
1	—	Sr. Excellenz der Herr k. k. österr. Kriegsminister, Feldmarschall-Lieutenant, Freiherr von Csorich.
—	1	Herr Dr. med. Ignaz Gruber.
—	2	Herr Baron von Heeckeren, königlich Niederländischer Gesandter.
1	—	Herr Graf Wladimir Mitroffsky, k. k. Kämmerer und Rittmeister.
—	1	Herr Dr. Selinger, k. k. Sectionsrath im Hohen Ministerium des Aeußern.
1	—	Herr Eduard Sieger, Lithographische Anstalt und Papierhandlung.
—	1	Herr Baron v. Stelzhammer, Unter-Staatssecretair im Hohen Justiz-Ministerium.
—	1	Herr Stupper, fürstl. Schwarzenberg'scher Beamter.
1	—	Die k. k. Universitäts-Bibliothek.
—	11	Herr Buchhändler J. F. Greß.
—	1	Die Haas'sche Buchhandlung.
4	2	Herr Buchhändler F. G. Heubner.
		Durch Herrn Jasper's Wwe. u. Hügel:
1	—	Sr. Durchlaucht Fürst Carl von Lichtenstein, k. k. General der Cavallerie.
1	—	Sr. Excellenz Herr Nicolaus Graf von Szécsen.
1	—	Herr Dr. Eminger, Statthalter v. Nieder-Oesterreich.
—	1	Herr Carl Edler von Marchtal.
		Durch Herrn Kaulfuß Wwe. Prandel u. Comp.:
—	1	Herr Ministerialsecretair Ed. Friedenfels.
—	1	Herr Dr. Franz Ritter von Heintl k. k. Finanzrath.
—	1	Herr Sectionschef Romers im k. k. Kriegs-Ministerium.
—	1	Herr Carl Baron Ransonnet.
1	—	Herr Prälat Schindler, k. k. wirkl. Geh. Rath.
1	—	Herr Otto Wilhelm Freiherr von Walterskirchen.
—	1	Herr Freiherr v. Weigelsperg, k. k. Oberst-Lieutenant u. Adjutant Sr. Excellenz des Herrn Kriegsministers.
2	—	Herr Buchhändler R. Lechner.
1	—	Herr Buchhändler Franz Leo.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Wien: Durch die Herren Schaumburg u. Comp.:
1	—	Sr. Excellenz Herr Feldmarschall-Lieut. Baron Bianchi Duca di Casalanza.
		Durch Herrn L. W. Seidel:
1	—	Herr Graf Hoyos Sprinzenstein.
		Durch die Herren Sternickel u. Sintenis:
1	—	Sr. Durchlaucht der Fürst Palffy
—	1	Sr. Durchlaucht der Fürst von Salm, k. k. Reichsrath.
—	1	Herr Graf Franz von Harrach.
2	—	Die Herren Buchhändler Sternickel u. Sintenis.
11	11	Die Herren Buchhändler Tendler u. Comp.
1	—	**Winterberg in Böhmen:** Herr Jos. John, fürstl. Schwarzenberg. Forstmeister.
1	—	Herr Waniczek, fürstl. Wirthschafts-Director.
—	1	**Wittingau in Böhmen:** Fürstl. Schwarzenberg'sches Archiv.
		Znaim: Durch Herrn E. J. Fournier:
—	1	Herr Graf Segür in Pullitz.
—	1	**Zürich:** Herr Buchhändler Chr. Beyel.
		Durch Herrn Fr. Schultheß:
—	1	Herr Conrad von Wyß, Alt-Statthalter in Zürich.

Weitere Unterzeichnungen für das zweite Verzeichniß wolle man baldigst bei den Buchhandlungen Oesterreichs, Deutschlands und des Auslands oder bei der Unterzeichneten erfolgen lassen, da der Druck jener Liste bereits mit dem 15. Januar beginnt.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig.

II. Liste
der p. T. Unterzeichner und Förderer.

Geschlossen am 15. October 1853.

Ausg. I.	Ausg. II.	
1	—	S. k. k. apost. Majestät d. Kaiser Franz Joseph v. Oesterreich.
1	—	S. Majestät d. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Durch Herrn A. Duncker's Hofbuchhandlung in Berlin.
1	—	S. Majestät der König Friedrich August von Sachsen. Durch Herrn G. Schönfeld's Buchhandlung in Dresden.
1	—	Ihre Majestät die Kaiserin Caroline Auguste von Oesterreich.
1	—	Ihre Majestät die Königin Therese von Bayern. Durch Herrn Joh. Palm's Hofbuchhandlung in München.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Franz Carl von Oesterreich.
1	—	Ihre K. K. Hoheit Erzherzogin Sophie von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Ferdinand Max von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Carl Ludwig von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Rainer von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Ludwig von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Maximilian von Oesterreich-Este.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Wilhelm von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Ernest von Oesterreich.
1	—	S. K. K. Hoheit Erzherzog Sigmund von Oesterreich.
1	—	S. K. Hoheit Prinz Luitpold von Bayern.
1	—	S. K. Hoheit Prinz Adalbert von Bayern.
1	—	S. K. Hoheit Prinz Carl von Bayern. Durch Herrn Joh. Palm's Hofbuchhandlung in München.
1	—	S. Durchlaucht Karl, Fürst Liechtenstein.
1	—	S. Excellenz Graf von Grünne, Erster General-Adjutant S. Majestät des Kaisers von Oesterreich.

Ausg. I.	Ausg. II.	
1	—	**Altenburg**: Die löbl. Schnuphase'sche Buchhandlung.
—	1	**Bonn**: Die Herren Henry u. Cohen.
		Braunschweig: Durch Herrn Ramdohr:
—	1	Herr Major Freiherr Alexander von Girsewald, Vice-Oberstallmeister und Flügeladjutant S. Hoheit.
		Bregenz: Durch Herrn Teutsch:
—	1	Herr Silvester Ritter von Hammerer, k. k. Kreis-Präsident.
—	1	Herr Dr. Theodor Müller, k. k. Kreis-Wundarzt.
—	1	**Breslau**: Herrn Gosohorsky's Buchhandlung.
		Celle: Durch die Schulze'sche Buchhandlung:
—	1	Herr Staats- u. Cabinetsminister a. D. v. Ompteda.
—	1	**Dresden**: Die löbl. Arnold'sche Buchhandlung.
		Durch Herrn Schönfeld's Buchhandlung in Dresden:
1	—	Herr Franz Graf von Kuefstein k. k. wirkl. Geh. Rath und Kämmerer, Oberst-Erbland-Silberkämmerer in Oesterreich ob und unter der Ens, k. k. Oesterreich. Gesandter und bevollmächtigter Minister.
1	—	S. Excellenz Herr Staatsminister Richard Freiherr von Beust.
1	—	S. Excellenz Herr General-Lieutenant Rabenhorst. K. Sächs. Kriegsminister.
		Frankfurt a/M.: Durch Herrn C. Jügel:
1	—	Herr Graf Seinsheim.
		Durch Herrn Völcker:
—	1	Herr Victor von Strauß, Fürstl. Schaumburg. Geh. Cabinetsrath und Bundestagsgesandter.
2	—	**Königsberg**: Die löbl. Bornträger'sche Buchhandlung.
		Lübeck: Durch Herrn C. Boldemann:
—	1	Herr Consul Th. Lange.
1	—	**München**: Herr Chr. Kaiser, Buchhändler.
		Durch Herrn Joh. Palm's Hofbuchhandlung:
1	—	S. Excellenz Herr Ludwig von der Pfordten, Minister-präsident.
1	—	Herr Val. Graf von Esterhazy, k. k. Oesterreich. Gesandter und bevollm. Minister.
		Prag: Durch Herrn André:
—	1	Frau Fürstin Wilhelmine Kinsky.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Prag: Ferner durch Herrn André:
—	1	Herr Graf Albert Nostitz.
1	1	Ihre Excellenz die Frau Reichs-Alt-Gräfin Johanna Salm.
—	1	S. Excellenz Herr Graf Leopold von Thun.
—	1	Herr Graf Mercandin.
—	1	Herr Carl Wilhelm Fürst Auersperg.
		Durch die Herren Credner u. Kleinbub:
1	—	Herr Carl Graf Chotek, Excellenz, k. k. wirkl. Geh. Rath ꝛc
		Durch Herrn Kronberger's Buchhandlung:
1	—	Herr Carl Fürst von Schwarzenberg, k. k. Rittmeister ꝛc.
1	—	Herr Dr. Med. Gallus Hochberger in Carlsbad.
		Stuttgart: Durch Herrn H. Lindemann:
—	1	Herr Freiherr von Linden, k. Staatsminister.
1	—	Die Königl. Handbibliothek.
1	—	Herr Professor Dr. Seyffer, Redakteur des Staats-Anzeigers.
		Triest: Durch Herrn F. H. Schimpff:
—	1	La Deputazione di Borsa di Trieste.
—	1	Herr Ant. Vicco.
—	1	Herr P. Revoltella.
—	1	Herr J. Hagenauer.
—	1	Herr H. Lutterroth.
—	1	Die Herren Reyer u. Schlick.
—	1	Herr A. di St. Ralli.
—	1	Herr Dr. G. B. Scrinzi.
—	1	Herr Jos. von Lugnani.
—	1	Herr G. Conti.
—	1	**Ulm:** Herrn Müller's Buchhandlung.
		Wien: Durch die Beck'sche Universitäts-Buchhandlung:
—	1	Herr Joh. Nepom. Weiß, Stiftshofmeister und Archivar im Heiligenkreuzerhofe zu Wien.
		Durch die Herren Gerold u. Sohn:
—	1	Herr Kasimir, Graf von Lanckaronski.
—	1	Herr Jos. Branttem, k. k. Oberst.
		Durch Herrn J. Greß:
—	1	S. Durchlaucht Feldmarschall Fürst zu Windischgrätz.

Ausg. I.	Ausg. II.	
		Wien: Ferner durch Herrn Gress:
—	1	S. Excellenz Feldmarschall-Lieutenant Graf Haugwitz.
—	1	S. Excellenz Herr Eugen, Graf von Czernin k. k. Kämmerer.
—	1	Herr Graf Bergando, k. k. Rittmeister.
—	1	Herr General-Major Nagy.
—	1	Herr Direktor Pittner.
1	—	Herr August Fürst Liechtenstein.
		Durch Herrn J. G. Heubner:
—	1	Herr Eduard von Klezl, k. k. Oestreich. Geschäftsträger an der Hohen Pforte.
—	1	Herr von Teucher, k. k. Oberst.
2	—	Durch Herrn Lechner's Universitäts-Buchhandlung:
—	1	Herr Anton Freiherr von Königsbrunn, k. k. Oberst.
—	1	Das Präsidial-Bureau des Magistrats.
—	1	Herr Baron Mohrenheim.
—	1	Herr von Fonton k. k. Russ. Staatsrath.
—	1	Durch Herrn Franz Leo:
—	1	Herr Dr. Joseph Helfert, Unterstaatssekretair im Ministerium des Unterrichts.
		Durch Herrn Sternickel u. Sintenis:
—	1	S. Excellenz Herr Graf Carl zu Buol-Schauenstein, k. k. Minister der auswärtigen Angelegenheiten.
—	1	Herr Freiherr Joseph von Werner, Unterstaatssekretair beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.
—	1	Das Ministerium d. auswärtigen Angelegenheiten in Wien.

I.

Das Fürstenhaus Schwarzenberg.

Erster Abschnitt.

Das Fürstenhaus Schwarzenberg.

Ein historisch-genealogischer Ueberblick.

Die ausgezeichneten Verdienste des hingeschiedenen Minister-präsidenten Oesterreichs, Fürsten Felix zu Schwarzenberg, haben der Gegenwart des hohen Hauses, welchem der Verewigte durch Namen, Geburt und Abstammung angehört, einen ungewöhnlichen Glanz verliehen. Aber dasselbe hat auch bereits eine lange und ruhmwürdige Vergangenheit hinter sich, die wohl in größerem Umfange und in ihren hervortretendsten Einzelnheiten genauer gekannt zu werden verdient, als es vielleicht der Fall ist. Es ist die Geschichte eines Hauses, aus dessen fruchtbarem Schooße im langen Laufe der Jahrhunderte Staatsmänner, Feldherren und Helden, Vertheidiger des Rechtes, des Glaubens und der Civilisation, Männer der Wissenschaft, Mäcenaten der Künste und Literatur, Freunde der Menschheit in schönster Bedeutung des Wortes und hochsinnige Patrioten hervorgegangen; eine Geschichte, die, auf's Innigste mit den Geschicken der Staaten, Völker und Herrscher verflochten, von preiswürdigen Thaten, großartigen Opfern, ruhmvollem Tode auf dem Felde der Ehre, hoher Begeisterung für Recht und Wahrheit, für alles Gute und Schöne und von eben so viel Vorzügen des Geistes als Gaben des Herzens zu erzählen weiß. Sollte sie nicht verdienen ein Gemeingut der Nation zu werden und soll man sich nicht vielmehr

verwundern, daß sie es nicht bereits geworden? „Ihr habt eine Geschichte," ruft ein gelehrter Schriftsteller bereits **1590** den mit den Schwarzenbergen die Gemeinsamkeit des Ursprungs und Geschlechtes theilenden Freiherren von Seinsheim zu, „Ihr habt eine Geschichte Euerer Familie, dieser ältesten und edelsten, welcher, wie gewissermaßen einem Hausschatze, aller Tugenden Beispiel entnommen werden kann. Um daher zu diesen Geschichtsbüchern flüchten und im Geiste gleichsam eine lange Reise darin vornehmen zu können, so oft es sich darum handelt, irgend etwas Treffliches, des Nachruhms und der Nachahmung Würdiges dortselbst aufzufinden, solltet Ihr durch kein anderweitiges Geschäft daran gehindert werden. Wenn Ihr Euer väterliches und mütterliches Herkommen mit sinnendem Geiste betrachtet: welch' eine zahlreiche und edle Versammlung von Ahnen bietet sich Eueren Blicken dar, nicht anders wie die offene Scene einer großartigen Bühne, von Ahnen, sage ich, die durch Hochsinn, stets bereiten Rath, kriegerische Kenntnisse, durch Liebe und Hingebung zu dem gemeinsamen Vaterlande, durch dessen Vertheidigung im Kriege wie im Frieden vor Frankens übrigen edlen Familien glänzend hervorleuchteten!"

Es bedarf keiner panegyrischen Schmeichelei, um auch von den Schwarzenbergen zu sagen, daß sie auf gleichem geschichtlichen Boden stehen. Eine Familie, deren Daseinsspuren sich acht Jahrhunderte zurück verfolgen lassen, deren heutiger Namen volle vier Jahrhunderte seine ungetrübte Reinheit bewahrt und in allen Catastrophen des Vaterlandes stets auf ehrenvolle, mehr als einmal auf ruhmwürdige Weise aus dem Wirrsal der Zeiten hervorleuchtet; eine Familie, die in dem Riesenkampfe mit dem gewaltigen Dränger aus Westen Deutschland einen Mann gab, den es seinen „zweiten Hermann" nannte und dem es neben den Heroen des Geistes und der That in seiner Walhalla einen unentrückbaren Platz sicherte; eine Familie endlich, die im Laufe eines halben Jahrhunderts zwei europäische Größen aufzuweisen hat und in der Gegenwart hier einen hervorragenden Lenker des Staatsruders (Felix), dort einen uner-

müdlich schaffungslustigen und munificenten Vertreter der großen materiellen und humanistischen Interessen (Johann Adolf), nebenan einen allgeehrten Träger der höchsten kirchlichen Würden (Cardinal-Erzbischof Friedrich), und was sonst noch an Männern und Jünglingen übrig (Friedrich, Carl d. Ä., Edmund, Carl jun. und Adolf, sämmtlich Fürsten zu Schwarzenberg), in den Reihen eines kampfbewährten Heeres und an der Spitze des Gouvernements den Zeitgenossen zeigt; eine Familie, wie diese, muß eine Geschichte haben, über die sich nicht achtlos hinwegsehen läßt.

Und diese historische Familie ist eine fürstliche. Wenn dieses Epitheton in seiner etymologischen Ableitung mit „Fürstehen," d. i. „Voranstehen" identisch zusammenfällt, wenn Adel so viel als edel bedeutet und nach Cicero's sinniger Erklärung Adel nichts Anderes ist, als kundgewordene Tugend („Nobilitas nil aliud quam cognita virtus"); so spricht für den fürstlichen Titel der Schwarzenberge außer der aristokratischen Berechtigung der Geburt und der geschichtlichen der Errungenschaft („par droit de naissance et de conquête") auch schon der bloße deutsche Sprachgebrauch mit demselben Rechte, mit dem man Schiller und Göthe die deutschen Dichterfürsten nennt. Wenn sich der Namen zum Wesen wie die Ursache zur Wirkung, wie die Hülle zum Kern verhält, da ist es wohl auch erlaubt, den ersteren mit in die Wagschale fallen zu lassen, in welcher eben der Inhalt jenes Wesens gewogen wird. Es ist uns mit dieser Hinweisung auf den Sprachgebrauch keineswegs etwa um eine huldigende Redensart zu thun. Je ernster man sich mit diesem Gedanken beschäftigt und je gründlicher man ihn seiner innern Bedeutung nach verfolgt, desto schneller wird man wieder auf den geschichtlichen Boden zurückgeführt, auf dem ja auch die Sprache ihren innern und äußern Entwicklungsbau vollbracht hat. Was sie in geschichtlicher, staatlicher und politischer oder rein menschheitlicher Hinsicht als „voranstehend" oder fürstlich, was sie als edel oder adelich bezeichnet, muß sich unter den Bedingungen stufenweise oder genetisch wirkender Continuität entwickelt, muß die Stadien eines stetigen

Bildungsprocesses durchlaufen und die Feuerprobe der Zeit bestanden haben. Es muß, mit anderen Worten etwas „geschichtlich Gewordenes" sein. Das aber eben ist der Adel, und wenn Andreas Tiraquell in seinem Traktat vom Adel mit Berufung auf Autoritäten aus dem griechischen und römischen Alterthume den Satz aufstellt: „Der Adel sei um so größer und glänzender, je älter er sei," so ist dies nur eine richtige logische Folgerung aus dem oben Ausgesprochenen.

Wir Alle haben es mit erlebt, daß, als man mit der Geschichte gänzlich brechen und mit aller Vergangenheit ein- für allemal aufräumen zu wollen schien, der Anfang damit gemacht worden, daß man sich anschickte, den Adel über Bord zu werfen. Ganz consequent hätte alles Uebrige, was noch an die Gliederung der Stände gemahnte, hinterdrein folgen müssen. Es war dies in derselben Zeit, als man so viel vom „durchlöcherten Rechtsboden" sprach und an eine durchgreifende Nivellirung der Gesellschaft Hand zu legen Miene machte. Eben im Begriffe, ein Stück Geschichte der jüngsten Vergangenheit zu schreiben, dürfen wir uns wohl einem Todten gegenüber, den wir in den folgenden Blättern bald selbst über die Stellung des Adels in dem Bewegungsjahre 1848 redend einführen werden, erlauben, an jene notorische Thatsache zu erinnern. Aber eben so bezeichnend ist es als signatura temporis für die Strebungen, Anschauungen und die rückkehrende Besinnung der Gegenwart, daß sie sich ernstlich mit der Revision der Standesbegriffe, mit dem Studium des gesellschaftlichen Organismus und zunächst mit der Untersuchung der socialen Stellung des Adels befaßt und den „gewordenen" gesellschaftlichen Verhältnissen gerecht zu werden bemüht ist. Man ist — wie man denn auch nicht anders konnte — hierbei wieder auf den naturgemäßen, wenn gleich noch so sehr „durchlöcherten" Boden zurückgekehrt, der kein anderer, als der historische. Deutet auch Vieles auf eine sich zu vollziehen beginnende sociale Reformation, so wird sie, wenn der Proceß glücklich und ohne gewaltthätige Störungen von Außen vor sich geht, doch in keinem anderen Sinne, als

dem einer Restauration, einer Erfrischung und geistigen Neubelebung stattfinden können, die die alten Formen durchdringt, gleichsam mit einer neuen Seele erfüllt, ohne das Ursprüngliche, Gegebene und Urwüchsige zu vernichten und den erweiterten, reicher gegliederten und bildungsfähigen Gestaltungen einen fremden Inhalt als theoretische Ausgeburt zu geben. Bei vernünftigem und allmähligem Vorgange wird sich jener Proceß nur auf historischem Boden vollziehen können und ein Glück, wenn er ihn nicht verläßt. Dann wird auch die schon von gewiegten Politikern des römischen Weltreiches ausgesprochene Wahrheit anerkannt werden: „daß es dem Staate nur zum Nutzen gereiche, adelige, ihrer Ahnen würdige Männer zu besitzen, und daß das uralte Andenken hervorleuchtender, um den Staat verdienter Männer fortleben müsse. Auf diese Weise hätten alle Guten stets dem Adel das Wort gesprochen." Nichts natürlicher aber auch, als der Wunsch und das Bedürfniß in diesem Andenken fortzuleben. Wie wahr bemerkt daher Cicero, gestützt auf das Zeugniß Cato d. Ä. (des Republikaners!): „Wie würden hervorragende Männer („praestantes viri" — wörtlich commentirt: „voranstehende" Männer — also Fürsten in ihrer Art) so großes, dem Andenken der Nachwelt Angehörendes angestrebt haben, wenn sie nicht im Geiste vorausgesehen hätten, daß auch ihnen die Zukunft gehören könne." — „Der Geist eines Jeden unter den Besten wird am ersten zum unsterblichen Ruhme mit hingerissen. Es wohnt den Geistern eine gewisse Voraussicht („Augurium") künftiger Jahrhunderte inne. Wäre sie ihnen genommen, wer wäre so unsinnig, stets in Mühen und Gefahren zu leben? Auch begehrt die Mannestugend keinen anderen Lohn für Arbeiten und Gefahren, als den des Lobes, des Ruhmes und der gerechten Würdigung, gewissermaßen als Lohn des wohlbesorgten Staates, u. s. w." — „Aber eben so sehr, als dem Gemüthe des Menschen diese Sorge um die Zukunft eingepflanzt ist, liegt es auch in der Einrichtung der menschlichen Natur, von Denjenigen, die wir wegen des wirklich erlangten Be-

sitzes eines ewigen Namens und Ruhmes bewundern, das Größte, wie das Kleinste kennen zu lernen.“ Daher denn auch Xenophon mit Recht sagt: „Daß nicht nur die ernsten Ueberlieferungen von großen Männern, sondern auch sogar deren Scherze werth seien, der Erinnerung aufbewahrt zu werden.“

Solche Begriffe hatten die Alten von der Berechtigung wahrhaft adeliger Männer und ihrem Verhältnisse zur Geschichte. So sind denn also die späten Enkel die natürlichen Erben des Ruhmes ihrer Vorfahren. Auch in dieser Beziehung spricht jener gelehrte Römer ein gewichtiges Wort, wenn er (de officiis) „den Ruhm der Tugend und vollbrachter Thaten als die beste, jedem anderen Erbgute vorzuziehende Erbschaft bezeichnet, die den Kindern von den Vätern hinterlassen werden kann; eine Erbschaft, deren unwürdig zu werden, unrecht und unverantwortlich wäre.“ Hiermit ist aber der ererbte Adel als eben so große Verpflichtung als Berechtigung bezeichnet, und dafür ist sie auch stets von Allen angesehen worden, denen der Begriff vom rechten und wahren Adel nicht abhanden gekommen.

Die Summe altväterlicher Verdienste ist gewissermaßen der Multiplicandus, die neuen, ruhmwürdigen Zuthaten der Nachkommen der Multiplicator, und das Produkt — die Geschichte. Aus dem Zusammenwirken dieser Faktoren entspringt aber jener großartig befruchtende Impuls, jene thatkräftig-schöpferische Potenz, jenes eigenthümliche, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geistig verknüpfende Etwas, das sich „historisches Bewußtsein“ nennt und, wie der Geist über den Wässern, über dem wogenden Meere der Zeiten schwebt.

Ueber dieses in der Aristokratie ganz spezifisch ausgeprägte historische Bewußtsein und was damit zusammenhängt, hat W. Riehl in seinem eben so interessanten als geistreichen Werke: „Die bürgerliche Gesellschaft“ (1851) höchst treffende Anschauungen entwickelt, so daß wir nicht für überflüssig erachten, einen Augenblick dabei zu verweilen. Nachdem der Verfasser die Aristokratie als den „Stand der socialen Schranke“ dem vierten Stande, als dem der

„Schrankenlosigkeit," gegenübergestellt und bemerkt, wie widersinnig es sei, eine Aristokratie ohne Geburtsadel zu denken, fährt er fort: „Die Basis aller socialen Schranken und Gliederungen ist die Familie; darum ist es ganz naturnothwendig, daß das Bewußtsein der Familie in der Aristokratie am schärfsten ausgeprägt, am lebendigsten durchgeführt sei. Die Familie im Aufsteigen zu ihren historischen Wurzeln gedacht, entfaltet sich zum Stammbaum. Das Geschlechtswappen ist das äußerliche Wahrzeichen dafür, daß das Familienbewußtsein historisch geworden ist, und die Seitenzweige finden ihre Familiengemeinsamkeit in dieser Wappensymbolik urkundlich wieder." —

Gleich dem Bauer, von dessen schlummerndem historischem Sinne der Verfasser kurz vorher gesprochen, und den er als ein in unsere Zeit „hereinragendes Stück Geschichte" bezeichnet, „ist auch der Adel ein Stück leibhaftiger Geschichte, das in die moderne Welt hineinragt. Als unterscheidendes Merkmal tritt jedoch hinzu, daß der Adel über den in seiner Körperschaft webenden geschichtlichen Geist sich auch objektiv Rechenschaft und Nachweis giebt, daß er sich als den Bewahrer der historischen Entwickelung der Gesellschaft wissen und erkennen muß. Er ist im eigenen Standes-Interesse auf die Geschichtsforschung hingewiesen, während sich der Bauer um solche Forschung gar nicht kümmert. Der Bauer weiß nicht, wer seine Vorfahren waren, aber ihre Sitten leben in ihm. Der Adel kennt und findet sich in seiner socialen Geschichte, und wenn es auch die ganz trockene Familienchronik eines Stammbaumes wäre. Der Bauer steckt in seiner Geschichte und weiß es selbst nicht. Der Adel ist aus diesem Gesichtspunkte ein Bauernthum in erhöhter Potenz: er ist der zum Bewußtsein seines historischen Corporationsgeistes gekommene freie Grundbesitzer &c." — Und weiter: „Der Stammbaum hat in der socialen Wissenschaft eine theoretische Bedeutung, den praktischen Werth erhält er erst da, wo sich auch die Ueberlieferung der historischen adeligen Sitte an die Stufenfolge der Ahnen-

reihe kettet." — Noch mehr des Treffenden sagt der Verfasser über den historischen und socialen Rechtfertigungsgrund des Geburtsadels, den er „die breite Bresche nennt, durch welche ein philosophisches Zeitalter erobernd in die Citadelle des Standeswesens eindringen wollte." — „So wie man überhaupt keine geschichtliche Nothwendigkeit anerkennen wollte, so konnte man am wenigsten begreifen, wie es von Rechtswegen irgend bestimmende Einflüsse auf irgend eines Menschen ganzes Lebensgeschick haben dürfe, daß dieser oder jener sein Vorfahr gewesen." — Und wenn nun der Verfasser weiterhin auch auf die Aristokratie des Talentes zu sprechen kömmt und mit ein paar schlagenden Beispielen darthut, „wie oft der Genius unter die eherne Nothwendigkeit der Geburt und Abstammung gestellt ist," und die Aristokratie des Talentes als eine „Geburtsaristokratie" bezeichnet, „auf deren Wegtilgung nicht minder eifrig die Socialisten lossteuern;" so ist wohl der Beweis vollkommen hergestellt, wie sehr dem Momente der Geburt, der Abstammung und des historischen Familienbewußtseins überhaupt in der Lebensauffassung eines hervorragenden Mannes von aristokratischer Geburt und in der Geschichte eines altadeligen Hauses Rechnung zu tragen.

Im Begriffe, das Leben einer politischen Größe von fürstlicher Geburt zu schildern und einen geschichtlichen Rückblick auf seiner Ahnen lange Reihe zu werfen: sind wir nicht berechtigt, uns auf diesen Standpunkt zu stellen? Die achthundertjährige Geschichte eines ausgezeichneten Geschlechtes darf wohl diese Rücksicht beanspruchen. Oder sollte es wohl nicht von vornherein betont werden dürfen, daß der hingeschiedene Staatsmann Schwarzenberg ein geborner Fürst gewesen? Sollte es verwehrt sein hervorzuheben, daß sich in ihm ein hervorragender Träger des historischen Familienbewußtseins darstellt, daß sich an seinen Stammbaum und an sein Wappen „der praktische Werth der historischen Ueberlieferung adeliger Sitte" knüpft und daß auch sein Genius „unter die eherne Nothwendigkeit der Geburt und Abstammung gestellt gewesen?" („Fortes creantur fortibus.") Keine

huldigende Schmeichelei, wohl aber der mächtige Geist der historischen Aufgabe drängt dazu hin, die Genesis des Staatsmannes, des Feldherrn und großen politischen Charakters, ebenso wie es bei dem künstlerischen und literarischen Talente der Fall sein kann und ist, in den Verhältnissen der Geburt und in den bewußt gewordenen familiengeschichtlichen Antecedentien zu suchen. Wenn sich der Historiker nicht von denen unterschiede, die „eine breite Bresche in die Citadelle des Ständewesens" und somit der Gesellschaft zu legen trachten; wer sollte es dann? — Es giebt eine Physiologie und Psychologie der Geschichte, und wer weiß, zu welchen Resultaten die Geschichtsschreibung gelangt wäre, wenn ihre Forschungen und Untersuchungen diesem Momente mehr Rechnung getragen hätten. Wenn es eine Zeit gab, — und sie liegt noch nicht so weit hinter uns — wo man den unläugbaren Verdiensten und hervorleuchtenden Eigenschaften irgend eines Fürsten das nothgedrungene Zugeständniß gemacht hätte, er habe sich um den Staat und das Vaterland verdient gemacht, obgleich er ein Fürst war; so möchte es einem ernsten Historiker in einer leidenschaftsloseren Gegenwart vielleicht erlaubt sein, sowohl im Sinne der classischen Alten, als auch nach der Anschauungsweise neuerer Denker und Forscher sogar den Erklärungsgrund geltend zu machen: weil er ein Fürst war, wenn man nämlich nicht vergißt, daß Adel der Geburt die Verpflichtung zu allem Großen und Edlen in sich schließe.

Wie hoch man auch individuelle Begabung, ungewöhnliche Eigenschaften des Geistes und Herzens, als freie Geschenke der Natur und als Resultate einer besonderen glücklichen Entwickelung stelle, wie hoch man auch rein persönliches Verdienst, was jede hervorragende Leistung ihrer inneren Wesenheit nach an und für sich bleibt, anschlage; dennoch wird man nicht umhin können, der moralischen Macht jener unter dem Horoskop der Geburt stehenden Verpflichtung die gebührende Beachtung zu schenken und sie sowohl als die Licht und Farbe verleihende Folie, als auch als die treibende und bewegende Kraft zu betrachten, abgesehen davon, daß es, nach den obi-

gen Andeutungen, auch erbliche Talente, fortpflanzungsfähige Eigenschaften giebt. Wie weit diese Annahme entfernt ist, die Verdienste der Ahnen verdienstlosen Enkeln zu Gute zu rechnen, ist ebenso einleuchtend, als die der Wahrheit des Satzes: daß, ganz im Gegentheile, der Glanz der Einen der Ruhmesarmuth der Andern zum empfindlichen Vorwurfe gereichen müßte.

Als vor nun bald 30 Jahren die meisterhaft geschriebenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Karl Fürsten zu Schwarzenberg" von A. Prokesch — damals (1823) Oberlieutenant im kaiserl. Oesterr. Generalstabe, jetzt Freiherr von Prokesch-Osten, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, bevollmächtigter Minister am Berliner Hofe — mit allseitiger Acclamation erschienen und an der Spitze des Buches dem Hinblicke auf die uralte Abstammung des fürstlich Schwarzenberg'schen Hauses die Bemerkung zur Seite stand: „Es bedürfe dieser Mittel — so ehrenvoll sie seien — nicht, um die Erinnerung festzuhalten;" da gab es Niemand, der nicht beigepflichtet und die Selbständigkeit der Verdienste des verewigten Feldmarschalls anerkannt hätte. Auch handelt es sich hier nicht um einen solchen genealogischen Hinweis als künstliches Mittel zum Zwecke. Es bedarf dessen nicht, wo sich ein natürlicher und genetischer Zusammenhang, eine historisch-solidarische Wechselbeziehung, eine thatsächliche Continuität von selbst geltend macht. Gewiß eben so wahr als schön bemerkt der Verfasser jener „Denkwürdigkeiten": „Es giebt Todte, deren Leben und Wirken von Geschlecht zu Geschlecht fortererzählt und jeden Wandel der Zeit überdauernd, aus dem Eigenthume dieses oder jenes Volkes schon ein Gemeingut der Menschheit geworden sind; Todte, deren alleiniger Name ausgesprochen, alle Lebensbeschreibungen und Thatenverzeichnisse derselben jetzt entbehrlich macht. Wunsch und Hoffnung haben Theil an dem Glauben, daß nach Verlauf des Zeitraumes, der auch in der geistigen Welt zur Absonderung und Gestaltung der Erscheinungen nothwendig ist, der Mann, aus dessen Leben hier Einiges niedergelegt werden soll, bei unseren Enkeln und Nachfolgern einer gleichen Schätzung genießen werde." —

Auch bei uns haben Wunsch und Hoffnung Theil an einem ähnlichen Glauben in Betreff der hervorragenden Persönlichkeit des Fürsten Felix zu Schwarzenberg, des berühmten Neffen jenes berühmten Oheims, aber wir verschließen zugleich nicht das Auge vor dem Glanze der ahnherrlichen Tugenden, deren geschichtlicher Ruhm den Schlüssel bildet zum Verständnisse der Descendententhaten und seine Strahlen in jeder der letzteren wie in einem neuen Brennpunkte sammelt. Ist es nicht mit den rück- und vorwärts leuchtenden Lichtern der Gegenwart und Vergangenheit wie mit der Himmelsleuchte des Tages, die, niedertauchend in den Ocean, noch ihre vollen und schönsten Gluthen über die Erde ausgießt, Bergesgipfel verklärend, Wolken goldig umsäumend und Thäler in Purpur kleidend, während sie zugleich schon den Kindern anderer Regionen ihr glorreiches Nahen verkündet und sie mit lichtem Morgenkusse zu neuem Schaffen und Wirken aus dem Schlummer weckt.

In diesem Sinne aufgefaßt, erhält die Genealogie eines edlen Hauses ihren wahren Werth und ihre richtige Bedeutung. Sie ist nicht die trockene Aufzählung von Namen und Zahlen, sondern ein tiefwurzelnder und breitschattender Baum, in dessen Stamme und Aesten ein potenzirtes, stets neue Blüten treibendes und Früchte zeugendes Leben waltet. Bereits vor **150** Jahren war ein Geschichtschreiber des Schwarzenberg'schen Fürstenhauses von dieser Ueberzeugung so durchdrungen, daß er die Genealogie „als eine Wissenschaft schildert, wodurch die Verbreitung der Achtung vor dem Adel, die Nothwendigkeit der Verpflichtung von Einem zum Anderen, die genauere Kenntniß der Länder allgemein vermittelt, durch Familienverbindungen das Wachsthum oder die Abnahme, die Uebergänge und Umwälzungen im Besitzstande vollständig erforscht, die Ursachen der Kriege, die Gefahren der Länder, verschiedener Völker Druck und Erhebung, des Glückes Unbestand und Furcht und Hoffnung wahrgenommen und erkannt werden. Der Name der Familien wird vom Untergange gerettet, nicht ohne daß zugleich der Todten Andenken und unsterblicher Ruhm erhalten würde, die theuersten

Vorältern werden den Enkeln zurückgegeben, Ahnen und Urahnen, gleichsam als wiedererstanden aus den Gräbern, auf dem Schauplatze, auf offener Bühne zur Darstellung des ahnherrlichen Tugendbeispiels und Abmahnung von dem Laster vorgeführt, und edle Geister zur Bewahrung und erblich fortgepflanzten Vermehrung des uralten Ruhmes angetrieben und aufgefordert. Obgleich es bei einem Geschlecht wie das Schwarzenberg'sche, das, angebornem Triebe zufolge, zum Gipfel der Tugend hinanstrebt, dieser Beweggründe gerade nicht bedürfte; so können sie doch als Anregung zur neuen Hochschätzung dieses erlauchten Hauses und als Beweisgründe für unsere treue und aufrichtige Verehrung dienen. Niemand wird diese unsere Genealogie vernichtet zu sehen wünschen, außer er wollte, dem Schwarzenberg'schen Ruhme gram, den Herodes nachahmen, von dem geschrieben steht, daß er aus Neid die Bücher verbrannte, in welchen die Abstammung der Jüdischen Könige enthalten war, damit die Reihfolge dieser Könige der Vergessenheit anheimfalle." —

So dachte und schrieb man vor anderthalb Jahrhunderten und wir haben keinen Grund, dieser Anschauung im Wesentlichen nicht beizupflichten.

So kurz wir uns auch im Nachstehenden fassen müssen, so wünschen wir doch etwas mehr als „die ganz trockene Familienchronik eines Stammbaums" zu bieten. Diese Absicht wird erreicht, wenn wir den Vorhang der Vergangenheit lüftend, die Männer auf dem offenen Schauplatze ihrer Thaten vorführen. Der Schluß auf das von Generation zu Generation der Schwarzenberge vererbte „historische Familienbewußtsein" und auf den im Schaffen und Wirken deutlich waltenden geschichtlichen Genius wird sich unschwer daraus ziehen lassen. —

Wir haben bereits in dem Vorhergehenden auf die achthundertjährige Geschichte des Geschlechtes hingewiesen, das seit bereits vollen

vier Jahrhunderten den Namen „Schwarzenberg" führt und die Gemeinsamkeit des Ursprungs mit den heutigen Grafen von „Seinsheim" theilt. Wir haben hiermit nicht zu viel behauptet, denn wir hätten uns vielleicht gestatten dürfen noch weit tiefer zurückzugreifen, wenn wir uns in das Dunkel einer sagenhaften Vorzeit verirren wollten und es nicht vorzögen, uns so wenig als möglich von dem hellen Pfade der Geschichte zu entfernen. Daß es übrigens einen ganz eigenthümlichen Reiz gewährt, den Ursprung eines notorisch altadeligen und geschichtlich berühmten Hauses so weit als möglich den Strom der Zeiten zurück bis zu dessen Quellen zu verfolgen, ist, als in der Natur der Sache liegend, ebenso begreiflich, als die Verirrung erklärlich, welcher so viele Genealogen bei hartnäckiger Verfolgung einer einmal eingeschlagenen Richtung in dem Zauberkreise seltsamer Vermuthungen und künstlicher Combinationen nicht entgehen konnten. Welche gelehrte Mühe hat es sich z. B. der vielschreibende Bucelinus in seiner „Germania sacra et profana" kosten lassen, den Namen vieler altadeligen deutschen Geschlechter auf römischen Ursprung zurückzuleiten, und ähnlichen Versuchen begegnet man fast in allen älteren genealogischen und heraldischen Arbeiten. Besonders fruchtbar an solchen Aufstellungen und gewagten Deduktionen waren die zahlreichen genealogischen Werke des 17ten und 18ten Jahrhunderts, zumal in der ersten Hälfte des letzteren. Auch die Geschichte des fürstlichen Hauses Schwarzenberg konnte von solchen genealogisch-hypothetischen Versuchen — übrigens ohne alles Zuthun und aufmunternde Anregung von irgend einem seiner Mitglieder — nicht frei bleiben. Es dürfte kaum über irgend ein anderes adeliges Geschlecht im Laufe der Jahrhunderte so viel geschrieben worden sein, als über das Schwarzenberg'sche. Man könnte aus dem vorhandenen reichen Materiale Folianten gestalten, ohne bereits Bekanntes zu wiederholen, da das Wenigste davon durch den Druck veröffentlicht worden.

Mit Recht bemerkt der treffliche Verfasser der „Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg", „man habe sich

Mühe gegeben, die Stammtafel der Schwarzenberge an jene des Kaiserhauses von Habsburg, an die der Könige von England, Dänemark, Polen u. s. w. zu knüpfen. Konnte gleich solches Eindringen in die Dämmerungen einer fernen Vergangenheit zu keinen bestimmten, geschichtlich feststellbaren Ergebnissen führen, so sprechen sie doch einerseits eben so sehr für das hohe Alter der Familie, als sie andererseits für das große Ansehen zeugen, in welchem die letztere zu allen Zeiten in der öffentlichen Meinung gestanden. Nicht wenige Genealogen und Chronisten glauben sich für die Abstammung des Schwarzenberg'schen Hauses von Kaiser Karl d. Gr. entscheiden zu sollen und man muß denselben zugestehen, daß sie sich bei dieser Gelegenheit des Probabilitätsbeweises mit seltener Meisterschaft bedienen. Um nur einen dieser Männer zu nennen, so bespricht z. B. Caspar Langen in seinem dreibändigen Schwarzenberg'schen „Saal- oder Regentenbuche" (Mscrpt. in folio), gestützt auf die Autorität des Belgischen Historiographen Jakob Chifletius, jene Carolingische Abstammung, indem er seinen gelehrten Gewährsmann in seiner Vorrede zu dem Werke: „de Ampulla Rhemensi," von dem ersten Fürsten Johann Adolf zu Schwarzenberg sagen läßt: „Derselbe stamme in männlicher Reihe vom glänzendsten Adel Franken's, dessen Anfänge vom grauesten, jedem Zutritt unzugänglichen Alterthume verhüllt werden; in weiblicher Linie jedoch, Kaiser, Könige, Herzöge und Grafen hindurch, von Karl dem Großen." Nicht lange nach dem Obengenannten, im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, reassumirte ein gelehrter Benediktiner dieselbe genealogische Frage und machte sie zum Gegenstande unendlich mühsamer, vieljähriger und tiefgehender Studien. Man wird vielleicht über die gewonnenen Resultate mitleidig lächeln, oder aber über die Großartigkeit der aufgestellten Behauptungen staunen. An dem Ariadnefaden historischer Forschungen und genealogischer Combinationen (niedergelegt in 3 Foliobänden) drang unser gelehrter Benediktiner nicht nur bis zu Karl dem Großen vor, sondern gelangte weit über denselben hinaus, die Fränkischen Herzoge und Sicambrischen Könige hindurch, endlich

bei Antenor, dem Trojaner, Halt machend. Ihm zufolge stammen also die Schwarzenberge alles Ernstes von den Trojanischen Herrschern ab. So weit kann ein sich in unendliche Details verlierender Forschungseifer am Ende führen. Man würde aber irren, die Beweggründe des letzteren und des hievon unzertrennlichen Aufwandes an Wissen und unsäglicher Mühe allein in huldigender Schmeichelei suchen zu wollen. Es liegt in der menschlichen Natur, den Ursprungsspuren des Ausgezeichneten und Ungewöhnlichen selbst bis in die dunkeln Regionen des Geheimnißvollen zu folgen und die Versuchung liegt nahe, die Genesis jahrhundertelang echt befundenen und glänzend bewährten Adels in keiner geringeren Quelle als im königlichen Blute zu suchen. Die Schwarzenberg'sche Familiengeschichte ist es nicht allein, welche dergleichen Hypothesen aufzuweisen hat, man begegnet ähnlichen Aufstellungen in der Genealogie der meisten hochadeligen Häuser, oder wo dieß nicht der Fall ist, doch wenigstens einem Zurückgehen bis in die ältesten Zeiten der Geschichte eines Landes, um den Dynastenursprung einer edlen Familie nachzuweisen. Rühmten sich nicht z. B. die Herzoge von Marlborough väterlicher Seits einer sehr alten Abstammung, nämlich jener von den Courcils de Poitou, die bereits mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen. Es soll damit der innige Zusammenhang, gleichsam das Verwachsensein mit der frühesten Geschichte eines Landes oder Volkes angedeutet werden.

Auch in letzterer Beziehung hat die Schwarzenberg'sche Familiengeschichte ihre Vertheidiger aufzuweisen, die es sich angelegen sein lassen, den Ursprung der Seinsheim-Schwarzenberge bis auf die Fränkischen Herzoge und die Zeit der Besitznahme Ostfrankens durch die Franken zurückzuleiten. Mehr als Einem hierunter ist es darum zu thun, wenigstens die Existenz der Seinsheime unter Karl d. Gr. zu befürworten. Fänden sich erweisbare Belege für die Behauptung des übrigens in genealogischen und familiengeschichtlichen Dingen wohlunterrichteten Würzburg'schen Lehensekretairs Fabricius (auch Anderer, z. B. Thrasibulus Lepta), daß nämlich in der alten

Begräbnißstätte der Seinsheime im Kloster Bürklingen vor der Zerstörung desselben durch den Bauernaufruhr 1525 Seinsheim'sche Grabsteine und Inschriften vorhanden gewesen sein sollen, die auf ein 800jähriges Alter hindeuten, so wäre mancher Zweifel gelöst und der Wahrheit um ein Bedeutendes näher gerückt.

Als eine der gangbarsten und vielfach vertretenen Annahmen verdient jene von der Abstammung der Seinsheim-Schwarzenberge von den Allemannenherzogen Erkinger und Berthold hervorgehoben zu werden. (Einige Chronisten und Genealogen gehen bei dieser Gelegenheit bis auf die ersten Schwabenherzoge Richarius und Rudolf, Grafen von Burgund, zurück.) Es sind dieß die beiden unglücklichen Brüder, die, der Darstellung Einiger zufolge, durch eine entdeckte Verschwörung gegen Kaiser Konrad I. das Leben verwirkt hatten, der ausführlichen Darlegung Anderer nach, durch ihren mehrjährigen Streit mit dem Constanzer Bischofe Salomon III. (von 891—919 Bischof), und durch Gewaltthaten gegen denselben (Gefangensetzung auf Diepoldsburg) eine traurige Berühmtheit erlangten. Gefangen genommen und von dem schwer zürnenden Kaiser wegen gebrauchter Gewalt und versuchten Mordes auf dem Reichstage zu Mainz (915) zum Tode verurtheilt, erlitten die beiden Herzoge nebst ihrem Neffen Leutfried den Tod am 25. Januar 917 am St. Agnesentage zu Aldingen im Thurgau. Eine umständliche Erzählung jener Ereignisse findet sich in einem alten Manuscripte der Abtei St. Gallen (angeblich vom Jahre 920), welches später in das Saalbuch des Erzdomes von Constanz übertragen wurde und nachgerade, wenn gleich mit mancherlei parteilichen Entstellungen, auch Eingang in die Costnitzer Chronik (edirt 1653 zu Frankfurt am Main) und in Merk's Chronik v. J. 1627 gefunden. Erkinger und Berthold sollen schöne und ausgedehnte Besitzungen an beiden Ufern des Bodensees besessen haben, so wie denn Erkinger's eigentliche Stammgüter im Canton Thurgau um die Hauptburg lagen. In Folge des strengen kaiserl. Richtspruches gingen diese weiten Besitzungen durch Confiscation verloren, ja der zürnende Kaiser ließ sogar die Schlösser

zu Bodmin, Stammheim und Diepoldsburg vom Grunde aus zerstören. Erfinger's Wittwe, Herzogin Bertha, floh mit ihrem Sohne Konrad zu dem Taufpathen des Letzteren und Freunde ihres unglücklichen Gemahls, dem Frankenherzoge Eberhard, Bruder Kaisers Konrad (nach Anderen Konrad, Herzog zu Franken, Vater Kaisers Konrad). Hier fanden die Flüchtigen und Verarmten nicht nur ein schützendes Asyl, sondern auch eine neue Heimath und Zukunft. Durch Gunst und Vermittelung des väterlich gesinnten Frankenherzogs ward es dem verwaisten Konrad möglich, im Staigerwalde an der Grenze des Ardennenwaldes ein Schloß zu bauen, das er „Sein neues Heim" nannte, woraus im Laufe der Zeiten durch Zusammenziehung der Sylben der Geschlechts- und Familiennamen „Seinsheim" entstanden.*)

Einer sich vielseitig wiederholenden Annahme zufolge wäre also dieser Konrad als der gemeinschaftliche Stammvater der Seinsheime sowohl als der Schwarzenberge zu betrachten und nicht wenige Genealogen wissen das Seinsheim-Schwarzenberg'sche Stammregister ziemlich lückenlos bis auf jenen Konrad zurückzuführen. Eine eigentliche feste, für die meisten späteren Genealogen maßgebende Begründung erhielt diese Annahme durch die von Dr. Ritterhusius (Ritterhaus) in den 60ger Jahren des 17. Jahrhunderts zusammengestellten und unter den Augen des ersten Fürsten zu Schwarzenberg, Johann Adolf, von kundigen Männern vielfach geprüften und gesichteten historisch-genealogischen Tabellen, von denen nach nachmaliger sehr sorgfältiger Revision im Jahre 1694 eine neue rektifizirte Ausgabe veranstaltet worden. Als besonders eifrige Vertheidiger jenes Konrad'schen Ursprungs sind aber besonders noch anzuführen: Caspar von Zelion, genannt „Brandis", Schwarzenberg'scher Oberamtmann zu Schwarzenberg, Verfasser zahlreicher genealogischer und geschicht-

*) Illud castrum una cum oppidulo adhuc extante vulgari nomine — „Sein-Neues Heim" nominari, imo et Conradus noster exinde contractiori vocabulo de „Seinsheim" audire coepit, nomenque in posteros et gentem abiit. (Johannes Hornius).

licher Handschriften und überhaupt ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen in diesem Fache; Caspar Langen, Verfasser des obenangeführten Schwarzenberg'schen „Saal- und Regentenbuches", der Würzburg'sche Lehensekretaire Fabricius, der den Vorgenannten als eine Autorität gilt und aus schätzbaren archivalischen Quellen geschöpft zu haben scheint. Von ihm soll nebst zahlreichen genealogischen Collektaneen auch ein sehr mühsam ausgearbeiteter, bis zu jenem Konrad hinaufreichender Seinsheim'scher Stammbaum hergerührt haben, der in die Hände des 1627 verstorbenen Wolf Friedrich von Pappenheim gerathen, ohne später je wieder zum Vorscheine gekommen zu sein. Ueberhaupt sind in geschichtlicher Beziehung mehrfach sich wiederholende Schriftenverluste zu beklagen, welche den Forschern die Aufhellung der Seinsheim-Schwarzenberg'schen Vergangenheit ungemein erschwerten und unausfüllbare Lücken entgegenstellten. Hierher gehören die Verluste durch den Bauernkrieg 1525, der so viel des Unersetzlichen in Schutt und Flammen begrub; jene im Brandenburg'schen Kriege unter Markgraf Albrecht, der die Zerstörung und Schleifung der Schlösser Hohenlandsberg und Seinsheim zur Folge hatte; ferner gelegenheitlich der gewaltsamen Besitzergreifung der Schwarzenberg'schen Stammgüter in Franken durch Brandenburg-Onolzbach v. J. 1618 nach dem Erlöschen der jüngeren Bayer'schen Linie der Schwarzenberge, und endlich durch die Wirren des 30jährigen Krieges, anderer Verschleppungen und Enteignungen nicht zu gedenken. Für jenen Konrad'schen Ursprung der Seinsheime im 10. Jahrhunderte entscheiden sich ferner Joannes Rauchbarius, gleichfalls Verfasser genealogischer Collektaneen, Thrasibulus Lepta (Dr. Konrad Dinner) Lebensbeschreiber des als Staatsmann und Krieger berühmt gewordenen Freiherrn Georg Ludwig von Seinsheim; der gelehrte Benediktiner C. Coptik, vor allen Anderen aber Johannes Horn, der als Sekretaire dreier Freiherren von Seinsheim angeführt wird und dem man eine besondere Kunde der ältesten Seinsheim'schen Geschichte zumuthet. Auch der Rechtsgelehrte Johann Heinrich Haimb,

Verfasser der „Schwarzenberga gloriosa," *) der bekannte Genealoge Hübner u. A. pflichten der oben angeführten Annahme bei, sich auf das Zeugniß älterer Schriftsteller und Chronisten stützend. Von den beiden Schwabenherzogen Erkinger und Berthold und deren unglücklichem Geschicke erzählen Wolfgang Lazzius, Johannes Adelzreiter in seinen Boischen Annalen, namentlich aber der Verfasser der umfangreichen „Germania sacra et profana," Philipp Bucelinus, Benediktiner zu Weingarten und Prior zu Feldkirch. Eine diplomatische Bestätigung gewinnt aber jener Seinsheim-Schwarzenberg'sche Ursprung durch das kaiserl. Diplom Karl VI. d. d. 18. Dezember 1711 über die Erhebung der Freiherren von Seinsheim (von der Erlach'schen Linie, der heutigen Grafen von Seinsheim in Bayern) in den Grafenstand, denn ausdrücklich ist in diesem Documente von der Abstammung der Seinsheime von den Herzogen von Allemannien, von jenem Konrad, dem ersten Ritter am Steigerwalde, von den ritterlichen Thaten und Verdiensten der späteren Seinsheime, sowie von der Abstammung der Fürsten zu Schwarzenberg von Erkinger von Seinsheim u. s. w. die Rede. Es ist nicht leicht anzunehmen, daß kaiserl. Urkunden von so entscheidender gesetzlicher Wirkung nicht maßgebende Motive zu Grunde liegen sollten. Unter den neueren Historikern erwähnt auch der k. k. Hofrath und ehemalige Direktor des k. k. Hausarchives, Schmid, in seiner Geschichte der Deutschen (II. B. S. 290 u. ff.) jenes Mißgeschickes der Allemannenherzoge Erkinger und Berthold,**) ohne

---

*) „Schwarzenberga gloriosa, sive Epitome historica de ortu et gestis serenissimae gentis Schwarzenbergicae oriundae ex vetustissima et illustrissima hodie Seinsheimiorum Franconum familia, ubi plurima de gloriosis nobilitatis Franconiae factis, hactenus minus cognita interseruntur. Desiderio multorum publicae luci exposita, authore Joanne Henrico Haimb, Sesslacenci, J. U. Candidato. Ratisb. apud Sebastianum Bruggmayerum 1708." Dieß der vollständige Titel der obigen Schrift.

**) Schmid nennt Erkinger und Berthold zwar nur Kammerboten (Nuncios curiae), bemerkt aber, daß dieselben als solche mit herzoglicher Gewalt ausgerüstet gewesen.

dieselben übrigens eines Hochverrathes gegen Kaiser Konrad, sondern nur des Ungehorsams und der Gewaltthat an dem Lieblinge des Kaisers, Bischof Salamo von Constanz, zu beschuldigen, wodurch es auch erklärlich wird, daß der flüchtige Sohn Erkinger's, Konrad, bei seinem herzoglichen Taufpathen in Franken mitleidige Theilnahme, Schutz und eine neue Heimath gefunden haben konnte. Abgesehen übrigens von dieser vielseitig behaupteten und nachzuweisen gesuchten herzoglichen Abstammung der Seinsheim-Schwarzenberge, so dürfte es genügen, das hohe Alter dieser beiden, einer gemeinsamen Wurzel entsprungenen Familien überhaupt nachzuweisen. Auch dafür finden sich hinlängliche Belege. Schon Bruschius in seinem Chronicon Monasteriorum macht auf ein uraltes Sprichwort der Ostfranken hinsichtlich des Fränkischen Adels aufmerksam, das da lautet: „Die Einheimer seien die hoffärtigsten, die Grumbacher die mächtigsten, die Seckendorfer die zahlreichsten und die Seinsheime die ältesten.“ Es bedarf wohl nicht der Andeutung, wie richtig und wahr der Volksmund in dergleichen Dingen zu urtheilen, und wie treu er die Traditionen der Väter in solchen Beziehungen zu bewahren pflegt. Das Zeugniß einer ganzen Nation, wie sich ein Genealoge über dieses Citat des Bruschius ausdrückt, dürfte vielleicht sprechender sein, als manche gewagte geschichtliche Hypothese. Auch der oben genannte Haimb macht eine Reihe von uralten Fränkischen Familien namhaft und führt sie als Ruhmesgefährten der Seinsheim-Schwarzenberge an; es sind die Seckendorfe, die Fuchs von Bimbach, die Herren von Wolfskeel, von Zobel, von Bibra, von Münster, von Aufseß, von Wallenfels, von Rottenhahn, von Thüngen, die Hutten, von Tanne, Vogt von Salzburg, von Heßberg, u. A. — Ein anderes und wesentlich in's Gewicht fallendes Zeugniß von dem uralten Adel der Seinsheime liefern die ältesten Turnierbücher, in welchen bereits Seinsheime als Turniervögte, Grießwärtel und dergleichen ritterliche Funktionäre verzeichnet erscheinen. Wenn z. B. Fabricius, der sich die Nomenclatur der sämmtlichen in alten Turnier- und Lehenbüchern vorkommenden

Seinsheime zur besonderen Aufgabe machte, bereits einen Friedrich von Seinsheim als Turniervogt bei dem ersten zu Magdeburg 938 abgehaltenen Turniere anführt, wenn Bucelinus in seiner „Germania sacra et profana," worin die sämmtlichen adligen Theilnehmer der ersten 12 Turniere aufgezählt werden, dasselbe thut, und Rürner in seinem Turnierbuche ebenfalls auf eben jenen Friedrich von Seinsheim hinweist; so ist dieß eine nicht zu übersehende Thatsache. Bekanntlich wurden die ersten feierlichen Ritterspiele in Deutschland von Kaiser Heinrich dem Vogler in's Leben gerufen und denselben ein förmliches, aus 24 Paragraphen bestehendes Turnierstatut zu Grunde gelegt, das einen merkwürdigen Einblick in die damalige Auffassung des Adelsbegriffes und in die ursprüngliche Feststellung der Formen echt ritterlichen Corporationswesens gewährt. Bucelinus theilt in seinem oben genannten Werke jene sehr präcis formulirten Turniergesetzartikel mit und läßt den Kaiser im 12. Punkte feststellen: „daß derjenige an dem Ritterspiele nicht Theil nehmen dürfe, der neueren Adels und nicht im Stande ist, seinen ursprünglichen Adel durch Aufweisung von wenigstens 4 Ahnherren mittelst seines angestammten Familienwappens darzuthun" („quisquis recentioris est notae nobilis et non talis, ut a stirpe nobilitatem suam et origine quatuor saltem generis auctorum proximorum gentilitiis insignibus probare possit, is quoque exesto etc."), wobei zugleich die Strafen über die unbefugten Eindringlinge in die Turnierschranken verhängt werden; Bestimmungen, die den Bucelinus zu der richtigen Bemerkung veranlassen, „welche Reinheit deutschen Adels schon damals bestanden habe." Erscheint nun aber bei jenem ersten, von Kaiser Heinrich 938 zu Magdeburg unter so exclusiven Bedingungen veranstalteten Turniere bereits Einer der Seinsheime als Turniervogt, so liegt der Schluß auf das Alter des adeligen Ursprungs dieses Geschlechtes nahe und jenes ostfränkische Volkssprichwort von der Ancienneträt der Seinsheime, wenn schon nicht überhaupt unter dem deutschen, so doch unter dem Adel Frankens, entbehrt nicht länger seiner historischen Begründung, ja es ist

mit diesem Leitfaden in der Hand nicht mehr so schwer, vielleicht bis zu jenem ersten Konrad von Seinsheim hinaufzusteigen. Im Sinne dieser ältesten fränkischen Adelsabstammung sprechen sich auch sämmtliche kaiserl. Diplome über die allmäligen Standeserhöhungen der Seinsheime und Schwarzenberge aus und in keinem derselben ist anders als von dem „uralten, in Franken entsprungenen, vortrefflichen und hochverdienten Geschlechte der Seinsheime, oder der Schwarzenberge, die mit den Seinsheimen „„eines Ursprungs, Geschlechtes und Wappens““ sind“, die Rede. Jener Theilnahme an den ersten und ältesten Turnieren erwähnt namentlich das Diplom K. Karl des VI. v. J. 1711 ausdrücklich, natürlich zu keinem anderen Zwecke, als um dem uralten Ursprunge der Seinsheime einen besonderen Lüstre zu verleihen und der zugleich mit angeregten Abstammung von den Allemannenherzogen einen Probabilitätsbeweis hinzuzufügen. — In dem von Bucelinus angefertigten Verzeichnisse der sämmtlichen, bei den 12 ersten Turnieren vertretenen adeligen Familien erscheinen die Seinsheime als Theilnehmer an dem ersten, zweiten, fünften, siebenten, achten, zehnten und zwölften Turniere. Fabricius geht um einen Schritt weiter und führt die Namen der Turniergenossen einzeln an. Ihm zufolge erscheinen außer jenem Friedrich v. S. beim Magdeburger Turniere, Georg v. Seinsheim als Turniervogt und Agnes v. S. beim Turniere zu Rottenburg an der Tauber; Konrad von Seinsheim als Grießwärtel beim Turniere unter Rudolf Markgrafen von Sachsen und Braunschweig 995; Hildebrand von Seinsheim als Grießwärtel beim Turniere zu Hall in Sachsen unter Heinrich IV. 1042; beim Turniere zu Augsburg 1080 Kunigunde von Rotenhahn, Gemahlin des Hanns von Seinsheim, und 1165 beim Turniere zu Zürich unter Herzog Guelf Margaretha von Seinsheim, Gemahlin Burghards von Seinsheim, eine geborne von Lendersheim. In seinen fleißigen, bis ins 17. Jahrhundert herunter fortgeführten Auszügen aus alten Lehenbüchern setzt Fabricius sein Seinsheim'sches Namensverzeichniß fort, welches der nachmaligen Ausbreitung und reichen Verzweigung dieses alten

Hauses zum Belege dient. In einer uns vorliegenden Orig.-Urkunde von Mittwoch nach dem neuen Jahre 1409 über einen unter dem fränkischen Adel abgeschlossenen Turnierbund (Ritterbund) erscheinen nicht weniger als 17 Seinsheime an der Spitze des Vertrages, hierunter auch bereits Erkinger von Seinsheim vom Stephansberg, nachmals Erkinger I. von Schwarzenberg, der Stammvater der heutigen Fürsten dieses Namens. Es gab Seinsheime zu Hohenkottenheim, Herbolzheim, Seehaus, Gnötzheim, Randersacker, Erlach, Wiesenbrunn, Stephansberg, Koppenwinde, Wässerndorf, Wildberg, Liebenau, Schernau, Empfersbach, Ottershausen, Niewenfels, Prelsdorf, Wielandsheim und Gerabrunn. Alle diese verschiedenen Zweige wuchsen zu Anfang des 15. Jahrhunderts in drei Hauptäste aus, nämlich in den Stephansberg'schen, Hohenkottenheim'schen und Wässerndorf'schen, beide letzteren nachgerade in der Erlach'schen Linie aufgehend, welcher die heutigen Grafen von Seinsheim in Bayern entsprossen, während der Stephansberg'sche Ast selbständige Wurzeln im historischen Boden schlug und zum mächtigen Stamme wurde, der seit mehr denn vier Jahrhunderten den Namen „Schwarzenberg" trägt. Daß es vor der letztbezeichneten Periode, den Lauf der früheren Jahrhunderte zurück, den Genealogen und Geschichtschreibern des Hauses schwer werden mußte, ein genaues und zuverlässiges Bild der Abstammung zu entwerfen und eine sicher in einander greifende Gliederung der Filiation festzustellen, liegt in der Natur der Sache und darf bei der Lückenhaftigkeit der Behelfe und der Schwierigkeit der Forschung überhaupt nicht Wunder nehmen. Indessen ist trotz der Mangelhaftigkeit der Hilfsmittel und der Dunkelheit des geschichtlichen Terrains dennoch das Möglichste geleistet worden, und möchte es wohl genügen, einzelne Persönlichkeiten aus der vorschwarzenberg'schen Zeit wenigstens in erkennbaren Umrissen hervortreten zu sehen. Ihre Namen sind, um der verschiedenen handschriftlichen Collektaneen und genealogischen Ausarbeitungen zu geschweigen, theils in dem Ritterhusischen „Schema genealogicum," mit umständlicherer Ausführung aber noch in den oben citirten Werken

von Thrasibulus Lepta (Konrad Dinner) und Joh. H. Haimb zu finden. Ihrer hervorragenden Theilnahme an jenen historisch gewordenen Turnieren, die die Blüthe der deutschen Ritterschaft in ihren Schranken vereinigten, haben wir bereits erwähnt, öfter aber noch und auf besonders hervorleuchtende Weise glänzen die Seinsheime in den Annalen der Kriegsgeschichte und im Rathe der Fürsten. Seinsheime waren es, die unter Otto dem Großen in der berühmten Schlacht am Lechfelde gegen die Ungarn 955, unter Leopold dem erlauchten Babenberger 984 in der Ostmark, unter Kaiser Heinrich III. 1043 mit Auszeichnung kämpften. War es doch auch schon jener erste Friedrich von S., der nicht nur als Theilnehmer an dem ersten Turniere zu Magdeburg, sondern auch bereits als fränkischer Heerführer in dem Kampfe Kaiser Otto's mit seinen Gegnern erscheint und sich an dem heißen Tage bei Andernach frische Lorbeeren pflückt. Seinsheim'sche Namen klingen aus Ungarn herüber in dem Kampfe Peter's mit Aba, aus der Sachsenschlacht an der Unstrut und aus den verhängnißreichen Kriegen unter K. Heinrich IV. (1071—1083). Und wie dürften sie bei dem ersten Kreuzzuge unter Gottfried von Bouillon 1099 fehlen, wo es galt, das Kleinod der Christenheit, Jerusalem, den Händen der Ungläubigen zu entreißen! Wieder zieht ein Erkinger von Seinsheim mit Konrad III. nach dem gelobten Lande und kämpft unter den Mauern von Damascus. Auch in den Kriegen Heinrich des Löwen begegnet man den Seinsheimen und als Friedrich Barbarossa sich zu seinem großen Kreuzzuge rüstet, 1190, eilen die Seinsheime zu seinen Fahnen. Kriegerischer Muth und religiöser Eifer treibt sie unter die Heerschaaren wider die Albingenser und Waldenser und tapfer streiten sie im deutschen Ordensheere gegen die Preußen. Als sich der große Streit erhebt zwischen dem Wiederhersteller Deutschlands — Kaiser Rudolph von Habsburg — und seinem kühnen Gegner Przemisl Ottokar von Böhmen, steht Apollonius der Jüngere von Seinsheim an der Seite des Ersteren (1276 und 1278) und ist Einer unter der Schaar der Tapferen, die gleich beim Beginne der Marchfeldschlacht das bedrohte

Leben des Kaisers retten. Auch in dem siebenjährigen Kampfe Ludwig des Bayern mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich wird der Name Seinsheim genannt, zumal in der berühmten Schlacht bei Mühldorf (1322), die dem schönen Friedrich die Freiheit kostete. Dem Ruhme kriegerischer und ritterlicher Thaten ging in jenen Zeiten auch der Ruf des Reichthums und des Besitzes der Seinsheime zur Seite. So wird z. B. Heinrich von Seinsheim, der in der letztbezeichneten Periode lebte, nicht anders als der „reiche und mächtige" („ditissimus ac satis potens") genannt, und von Erkinger von Seinsheim, Kaiser Karl IV. Rathe und Truchseß, wird berichtet, er habe dem Kaiser in dessen dringendsten Verlegenheiten bedeutende Summen dargeliehen, wenigstens sind kaiserl. Verschreibungen aus den Jahren 1347 und 1355 über ansehnliche Schuldbeträge notorisch, in welchen zugleich von Verdiensten um Kaiser und Reich die Rede.*)

---

*) Auch unter den späteren Seinsheimen nach der Theilung des Gesammthauses glänzen mehrere Glieder der jüngeren Linie durch ausgezeichnetes Verdienst. Namentlich ragt Georg Ludwig v. S., der Letzte von der Hohenkottenheimer Linie, im Verlaufe des 16. Jahrhunderts als eine bedeutende Persönlichkeit hervor. Er war Rath der Kaiser Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. und hatte in dieser Eigenschaft viele Reichsgeschäfte, Gesandtschaften und Commissionen zu verrichten, deren er sich mit vielem Ruhme entledigte. In dieser Eigenschaft hat er nicht weniger als auf 13 Reichs-, 8 Kriegscommissions- und 7 Deputationstagen gewirkt und sich den Ruf eines ausgezeichneten Mannes („Vir praestantissimus") errungen. 1564 wurde er zum fränkischen Kreisobersten, 1569 neben Lazarus von Schwendi zum Reichsvikar in Kriegssachen und 1570 zum Ritter-Hauptmanne am Steigerwalde, also in der Urheimath der Seinsheime, ernannt. Nach dem Tode des Vicefeldmarschalls der kath. Liga Johann Leonhard Kottwitz von Aulenbach wurde Georg Ludwig diese Würde angetragen, die er jedoch seines Alters wegen ablehnte. In seinen jungen Jahren betheiligte er sich tapfer an den Kriegszügen nach Italien, Ungarn, Frankreich, Deutschland u. s. w. Nachmals, als Rath des Pfalzgrafen Otto Heinrich, wohnte er vielen Kriegsversammlungen bei, so wie er denn auch als Rath des Markgrafen Albrecht von Brandenburg und dreier Bischöfe von Würzburg bezeichnet wird. 1580 wurde er in den Reichs-Freiherrenstand erhoben, ohne von seinen beiden Gemahlinnen Margaretha von Lütigheim und Barbara von Heßberg ehelige Leibeserben zu hinterlassen. Er schrieb sich „Herr von Hohenkottenheim, Seehaus und Sinchingen" und stiftete ein Seinsheim'sches Fideikommiß, demzufolge nach dem Ausgange der männlichen Seinsheime die Grafen zu Schwar-

Bereits 1245 wird Apollonius d. A. von Seinsheim als Besitzer von Stephansberg genannt, einer Besitzung, die nachgerade einer besonderen Seinsheim'schen Linie den Namen gab, derjenigen nämlich, aus welcher zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Freiherren von Schwarzenberg hervorgingen. Ein vorbereitendes Stadium zu dieser nachmaligen Trennung des Gesammthauses bildete die Ausästung des letzteren in die ältere, oder Stephansberg'sche, und die jüngere Seinsheim'sche Linie unter Hildebrand d. J. (Würzburg'schen Statthalter, † 1368) und dessen Bruder Friedrich von Seinsheim von Hohenkottheim (lebte 1345). Von jenem Hildebrand und dessen Sohne Michael († 1399) stammt Erkinger, der Sechste dieses Namens von Seinsheim, der Erste aber als Reichsfreiherr von Schwarzenberg. Durch die Besitz-Erwerbung der Herrschaft Schwarzenberg in Franken und die Standeserhöhung Erkinger's, so wie durch den Hinzutritt neuer besonderer Verhältnisse wurde ein veränderter Zustand im Schooße des Seinsheim'schen Geschlechtes begründet und eine neue Ära für das Haus Erkinger's und seiner Nachkommen angebahnt, die unter zukunftverheißenden Auspicien begann und bis zum heutigen Tage die Hoffnungen der Vergangenheit nicht Lügen strafte.

Dem bisher Gesagten zufolge dürfte die Identität des Ursprungs der Schwarzenberge und Seinsheime zur Genüge dargethan sein. Für die fränkische Heimath und den Seinsheim'schen Urnamen zeugen die Aussagen und Aufzeichnungen so vieler Schriftsteller und Geschichtschreiber, zahllose genealogische Darstellungen und sorgfältig ausgeführte Stammbäume, viele, auf die Geschichte beider Familien Bezug nehmende kaiserl. Diplome, eine genügende Menge von Originalurkunden sowohl aus der Zeit vor als nach der Erhebung Erkinger's in den Freiherrenstand, in welchen letzteren sich derselbe

---

zenberg, als Vettern, im Seinsheim'schen Güterbesitze succediren sollten. Geb. 1514, starb er 1591. — Thrasibulus Lepta (Konrad Dinner) verherrlichte sein Andenken durch eine umfassende Biographie in einem Foliobande (1590).

großentheils „Erkinger von Saunsheim (Seinsheim) Freiherr zu Schwarzenberg" schreibt, vor allen das noch vorhandene Original-Diplom Kaisers Sigismund über die Erhebung Erkinger's in den Reichsfreiherrenstand; hiefür spricht endlich am augenscheinlichsten die Seinsheim-Schwarzenberg'sche Erbeinigung v. J. 1590,*) in welcher die Einheit des „Namens, Geschlechtes und Wappens" beiderseits ausdrücklich anerkannt wird. Diesen unbezweifelbaren Zeugnissen gegenüber muß daher eine Behauptung, wie jene Dr. Vehse's in seiner „Geschichte des öster. Hofes und Adels und der öster. Diplomatie" (1852): „Die Schwarzenberge seien geborene Böhmen, ihr Geschlecht heiße eigentlich „Czernahora" und der Name sei später verdeutscht worden," in hohem Grade befremden. Wir haben der Beweise vom Gegentheile bisher genug geliefert, um diese Behauptung einfach als ganz und gar unwahr bezeichnen zu können. Die Schwarzenberge böhmische Abstämmlinge! Mit demselben Rechte, womit man die Schwarzenberge bohemisirt, könnte man sie auch hispanisiren, denn wenn Schwarzenberg czechisch „Czernahora" heißt, so klingt es spanisch ganz folgerichtig „Montenegro."**) Gegen die sprachlich richtige Uebertragung ist nichts einzuwenden, um so mehr aber gegen die genealogische Vermengung. Wenn es gleich einmal vor sehr langer Zeit vorgekommen, daß ein Baron von Montenegro den resultatlosen Versuch wagte, seinen Namen germanisirend, Verwandtschaftsrechte an diese Fiktion zu knüpfen, so haben wir doch niemals gehört, daß die Czernahora's (Freiherren von Boskowiz?) jemals mit ähnlichen Prätensionen hervorgetreten, obgleich sie, wenn wir nicht irren, seiner Zeit einmal zu einem der ersten öster. Fürstenhäuser durch ehelige Verbindung in

---

*) Derselben wird auch in dem Diplom Kaiser Karl VI. v. 15. Dezember 1711 über die Erhebung der Freiherren von Seinsheim in den Grafenstand, so wie der Simultanbelehnung beider Häuser mit den Seinsheim'schen Gütern in Franken gedacht.

**) Bruschius nennt die Schwarzenberge latinisirt „Nigromontanos" (in: „Monast. Birkenfeld").

Beziehung gestanden. Wenn Herr Dr. Vehse in jenem Werke, das wir in einzelnen Parthien wohl beachtenswerth fanden, weiterhin anführt: „Die Schwarzenberge wandten sich schon im 15. Jahrhunderte, dem Jahrhunderte der Hussitenkriege, welche sie vertrieben, da sie eifrig katholisch, wie die jüngere, jetzt fürstliche Branche der Lobkowitze blieben, nach Franken, wo sie die Grafschaft Schwarzenberg 1420 von den Herren von Wessenberg (Vestenberg?) kauften;" so bedauern wir auch dieser Behauptung, so wahrscheinlich sie im Zusammenhange mit jenem angeblichen Czernahor'schen Ursprunge klingen mag, bis auf den allerdings unläugbaren katholischen Eifer und die Acquisition der Herrschaft Schwarzenberg (nachmals gefürsteten Grafschaft) widersprechen zu müssen. Weit entfernt, daß die Schwarzenberge aus Böhmen nach Franken ausgewandert wären und vor den Hussitischen Wirren im letzteren Lande ein sicheres Asyl gesucht hätten, fand im Gegentheile gerade das Umgekehrte statt. Die Schwarzenberge kamen aus Franken, ihrer ursprünglichen Heimath, nach Böhmen, um die Hussiten im Namen und an Seite des Kaisers bekämpfen zu helfen und ein großer Theil des notorischen Kriegsruhmes Erkinger's, des ersten Freiherrn zu Schwarzenberg, datirt eben aus jenen Hussitenschlachten. Wenn übrigens Erkinger von Schwarzenberg, wie urkundlich bekannt ist, Güter (Pfandgüter) in Böhmen besaß, wenn er als oberster Hauptmann auf Toczník und Kaden in Böhmen, erscheint, seine Mutter überdieß eine geborne Rosenberg war und seine Familie überhaupt frühzeitig mit alten böhmischen Geschlechtern (Kolowrat, Schlick) verwandtschaftliche Bande knüpfte; so ist dieß noch immer kein Beweis für den böhmischen Ursprung der Schwarzenberge, ja die letzteren träumten im 15. Jahrhunderte wohl noch schwerlich von jenem ausgebreiteten Besitzstande in Böhmen, zu dem allerdings, wie der Verfasser nicht mit Unrecht bemerkt, „kurze Zeit nach dem westphälischen Frieden das Fundament gelegt worden," obschon wir gegen die Art und Weise wie dieß Letztere im Zusammenhange mit der Geschichte anderer Besitzerwerbungen in Böhmen insinuirt

wird, auch Einsprache erheben müssen, uns die Beleuchtung dieser Verhältnisse an einem anderen Orte vorbehaltend. Sollte sich Herr Dr. Vehse vielleicht durch eine nur oberflächliche Kenntniß der oben angeführten Besitzconjunkturen des Schwarzenberg'schen Stammvaters zu seinen Annahmen haben verleiten lassen, so wollen wir nicht anstehen, einen wohl nur unabsichtlichen Irrthum zum Theile zu entschuldigen, obgleich sich der Herr Verfasser unschwer in dem ersten besten genealogischen Almanache, oder in einem der älteren Staatshandbücher leicht eines Besseren hätte belehren können. Wenn Ausländer, wie z. B. die flüchtigen Franzosen, sich gerne arge Verstöße gegen die bekanntesten Dinge zu Schulden kommen lassen, so mag man am Ende darüber schweigend hinausgehen; aber der deutschen Gründlichkeit ist man gewohnt immer die größte Zuverlässigkeit zuzumuthen. Als u. A. der Pariser Constitutionnel in seinem nekrologischen April-Leitartikel über unseren verewigten Ministerpräsidenten denselben als „un slave à peine germanisé" bezeichnete: wer hätte sich da eines still kopfschüttelnden Lächelns enthalten können? Unwillkürlich erinnert aber dieser „eben erst germanisirte Slawe" an jenen improvisirten „Schwarzenberg-Czernahora."

In Franken also haben wir den Stammvater der Schwarzenberge zu suchen. Es war dieß, wie bereits erwähnt worden, Erkinger von Seinsheim,*) der Enkel Hildebrands und Sohn Michaels von Seinsheim, der ihn mit Margarethe von Rosenberg, einer Tochter Peters von R., erzeugte. Von Michael v. S., Herrn auf Stephansberg, ist bekannt, daß er von Bischof Gerhard von Würzburg, Grafen von Schwarzburg, zum Hauptmanne auf dem Schlosse Frauenberg eingesetzt worden. Er besaß auch Würzburg'sche Lehen. 1397 soll er von den aufrührerischen Bauern zu

*) In den alten Urkunden, Epitaphiea und sonstigen historischen Zeugnissen erscheint dieser Namen bald als „Saunsheim", „Sannsheim", „Sensheim", bald als „Seinsheim" und „Soinsheim", was aber immer auf das ursprüngliche, durch Zusammenziehung veränderte „Sein-Neues-Heim" zurückdeutet. Erkinger schrieb sich fast immer „Sannsheim" und wurde auch so geschrieben.

Beziehung gestanden. Wenn Herr Dr. Vehse in jenem Werke, das wir in einzelnen Parthien wohl beachtenswerth fanden, weiterhin anführt: „Die Schwarzenberge wandten sich schon im 15. Jahrhunderte, dem Jahrhunderte der Hussitenkriege, welche sie vertrieben, da sie eifrig katholisch, wie die jüngere, jetzt fürstliche Branche der Lobkowitze blieben, nach Franken, wo sie die Grafschaft Schwarzenberg 1420 von den Herren von Wessenberg (Vestenberg?) kauften;" so bedauern wir auch dieser Behauptung, so wahrscheinlich sie im Zusammenhange mit jenem angeblichen Czernahor'schen Ursprunge klingen mag, bis auf den allerdings unläugbaren katholischen Eifer und die Acquisition der Herrschaft Schwarzenberg (nachmals gefürsteten Grafschaft) widersprechen zu müssen. Weit entfernt, daß die Schwarzenberge aus Böhmen nach Franken ausgewandert wären und vor den Hussitischen Wirren im letzteren Lande ein sicheres Asyl gesucht hätten, fand im Gegentheile gerade das Umgekehrte statt. Die Schwarzenberge kamen aus Franken, ihrer ursprünglichen Heimath, nach Böhmen, um die Hussiten im Namen und an Seite des Kaisers bekämpfen zu helfen und ein großer Theil des notorischen Kriegsruhmes Erkinger's, des ersten Freiherrn zu Schwarzenberg, datirt eben aus jenen Hussitenschlachten. Wenn übrigens Erkinger von Schwarzenberg, wie urkundlich bekannt ist, Güter (Pfandgüter) in Böhmen besaß, wenn er als oberster Hauptmann auf Tocznik und Kaden in Böhmen, erscheint, seine Mutter überdieß eine geborne Rosenberg war und seine Familie überhaupt frühzeitig mit alten böhmischen Geschlechtern (Kolowrat, Schlick) verwandtschaftliche Bande knüpfte; so ist dieß noch immer kein Beweis für den böhmischen Ursprung der Schwarzenberge, ja die letzteren träumten im 15. Jahrhunderte wohl noch schwerlich von jenem ausgebreiteten Besitzstande in Böhmen, zu dem allerdings, wie der Verfasser nicht mit Unrecht bemerkt, „kurze Zeit nach dem westphälischen Frieden das Fundament gelegt worden," obschon wir gegen die Art und Weise wie dieß Letztere im Zusammenhange mit der Geschichte anderer Besitzerwerbungen in Böhmen insinuirt

wird, auch Einsprache erheben müssen, uns die Beleuchtung dieser Verhältnisse an einem anderen Orte vorbehaltend. Sollte sich Herr Dr. Vehse vielleicht durch eine nur oberflächliche Kenntniß der oben angeführten Besitzconjunkturen des Schwarzenberg'schen Stammvaters zu seinen Annahmen haben verleiten lassen, so wollen wir nicht anstehen, einen wohl nur unabsichtlichen Irrthum zum Theile zu entschuldigen, obgleich sich der Herr Verfasser unschwer in dem ersten besten genealogischen Almanache, oder in einem der älteren Staatshandbücher leicht eines Besseren hätte belehren können. Wenn Ausländer, wie z. B. die flüchtigen Franzosen, sich gerne arge Verstöße gegen die bekanntesten Dinge zu Schulden kommen lassen, so mag man am Ende darüber schweigend hinausgehen; aber der deutschen Gründlichkeit ist man gewohnt immer die größte Zuverläßigkeit zuzumuthen. Als u. A. der Pariser Constitutionnel in seinem nekrologischen April-Leitartikel über unseren verewigten Ministerpräsidenten denselben als „un slave à peine germanisé" bezeichnete: wer hätte sich da eines still kopfschüttelnden Lächelns enthalten können? Unwillkürlich erinnert aber dieser „eben erst germanisirte Slawe" an jenen improvisirten „Schwarzenberg-Czernahora."

In Franken also haben wir den Stammvater der Schwarzenberge zu suchen. Es war dieß, wie bereits erwähnt worden, E r k i n g e r v o n S e i n s h e i m,*) der Enkel Hildebrands und Sohn Michaels von Seinsheim, der ihn mit Margarethe von Rosenberg, einer Tochter Peters von R., erzeugte. Von Michael v. S., Herrn auf Stephansberg, ist bekannt, daß er von Bischof Gerhard von Würzburg, Grafen von Schwarzburg, zum Hauptmanne auf dem Schlosse Frauenberg eingesetzt worden. Er besaß auch Würzburg'sche Lehen. 1397 soll er von den aufrührerischen Bauern zu

---

*) In den alten Urkunden, Epitaphiea und sonstigen historischen Zeugnissen erscheint dieser Namen bald als „Saunsheim", „Sannsheim", „Sensheim", bald als „Seinsheim" und „Soinsheim", was aber immer auf das ursprüngliche, durch Zusammenziehung veränderte „Sein-Neues-Heim" zurückdeutet. Erkinger schrieb sich fast immer „Sannsheim" und wurde auch so geschrieben.

Gerolzhoven gefangen genommen worden sein. Sein Todesjahr war 1399 und seine irdischen Reste ruhen in der Franziskanerkirche zu Würzburg (Ritterkapelle), wo überhaupt mehrere Seinsheime beigesetzt sind. Michael von Seinsheim wird ein reicher und durch den Glanz der Ahnen ausgezeichneter Mann („tam opulentia, quam splendore natalium maxime clarus") genannt. Sein Sohn und einziger Erbe Erkinger ward 1362 geboren. In ihm tritt uns eine ritterliche, mannhafte, im Rathe, wie auf dem Schlachtfelde hervorragende Persönlichkeit entgegen, ein Mann, der mit heroischen Eigenschaften innige Religiosität und die Tugenden eines gewissenhaften, auf den Ruhm seines Hauses bedachten Familienvaters verband. Kein Wunder, daß er zu den Gefeierten seiner Zeit gehörte. Ritterhusius bezeichnet ihn als einen „Heros tam sago quam toga sui temporis celebratissimus," Konrad Dinner (Thrasibulus Lepta) als: „belli pacisque artibus clarissimum" und J. H. Haimb charakterisirt ihn in demselben Sinne. Aehnliche auszeichnende Epitheta werden ihm in vielen anderen urkundlichen Zeugnissen beigelegt. Allenthalben erscheint er als Kaiser Sigismunds Rath und oberster Hauptmann und als ein Mann von großem Ruf und Namen. Bereits 1400 begegnen wir ihm im Geleite vieler fränkischen Edlen auf einer Heerfahrt nach Preußen, dem Polenkönige Wladislaus gegen den deutschen Orden und die Schwertbrüder zu Hilfe: „damit nicht", wie sich ein Schriftsteller hierüber ausdrückt, „gegen den Brauch der Helden in dem stillen Deutschland an Erkinger's Schwert der Rost nage." Viele seiner Gefährten waren im heißen Kampfe gefallen, und glücklich den Gefahren entronnen, aber trauernd kehrt Erkinger in die Heimat zurück. Er hatte den Erkinger von Heßberg, Engelhard von Schernberg, Kaspar Fuchs, Jakob Schenk, Apollonius von Liechtenstein und andere Zierden der fränkischen Ritterschaft als Leichen auf dem Schlachtfelde zurücklassen müssen. Um ihr Andenken zu ehren, stiftete er in der Eisterzienser Abtei Bissonia einen ewigen Jahrestag für die Gefallenen. Hierdurch und aus Dankbarkeit für seine unversehrte Rückkehr aus dem polnisch-preußischen

Kriege scheint in ihm der Gedanke angeregt worden zu sein, auch in der eigenen Heimat eine geistliche Stiftung zu gründen, was er denn auch in Gemeinschaft mit seiner ersten Gemahlin Anna, aus dem alten Geschlechte von Bibra, 1409 durch Erbauung der Karthause in dem ihm gehörigen Markte Astheim und durch Ausstattung dieser klösterlichen Stiftung mit einem reichlichen Jahreseinkommen von dazu gewidmeten Gütern realisirte. Erkinger hatte durch eine gelegentliche genauere Bekanntschaft mit dem beschaulichen Leben und der strengen Klosterregel der Karthäuser ein solches Wohlgefallen an diesem Mönchsorden gefunden, daß er keinen anderen, als diesen in den Besitz seiner frommen Stiftung einzusetzen beschloß. Einer ausdrücklichen Bestimmung des Gründers zufolge, wurde auch die Karthause („Marienbruck" genannt) zu Markt-Astheim zu seiner und seiner Familie Begräbnißstätte. Ansehnlich bereits in Franken begütert, war er überdieß frühzeitig auf die Vergrößerung und Erhöhung seines Hauses bedacht. Zu diesem Ende kaufte er auch 1406 von Oswald, dem letzten Grafen von Truchdingen, das Erboberstjägermeisteramt des Stiftes Würzburg und Herzogthums Franken mit allen Zugehörungen, Hoheiten und Gerechtigkeiten, und legte durch diese Erwerbung in der That auch den Grund zu seiner nachmaligen Erhebung und Auszeichnung, wobei natürlich persönliche Verdienste auch nicht fehlen durften. Ueberdieß erscheint H. Erkinger in vielfältigen, in späterer Zeit wegen allerlei Irrungen freilich nicht immer freundlichen Beziehungen zum Bisthume Würzburg, dessen „Hofmeister" er unter Anderen genannt wird. Als Belege seines Ansehens und besonderer, ihm frühzeitig von Kaiser Sigismund zugewandter Gunst dürften angeführt werden die ihm vom letzteren auf „unterthäniges Anrufen und Bitten des Bürgermeisters und Raths der Reichsstadt Windsheim" über letztere 1412 übertragene Reichsamtsmannschaft, dann seine 1416, wo er bereits als „kaiserl. Rath" auftritt, erfolgte Einsetzung als Reichsvogt und Schirmherr über die Reichsstadt Schweinfurt; das Erkinger ertheilte kaiserl. Privilegium über die Erhebung des Marktes Scheinfeld zum Range einer

Reichsstadt nach dem Vorbilde Gelnhausen's, ein Begnadigungsbrief über Wochenmärkte, Halsgericht und Umgeld in Geiselwind, das Privilegium über die Befugniß, den Markt Seinsheim zu einer Stadt zu erheben, so wie jenes über die Errichtung eines Vogteigerichtes in dem Dorfe Bullenheim. Im J. 1418 wird Erkingern die Macht eingeräumt, die Judenschaft zu Regensburg, Straubing und Landshut „um Bruchs- und Meineids willen" mit Strafen zu belegen und sogar in die Reichsacht zu erklären, eine Gewalt, die 11 Jahre später in die ausgedehnteste Vollmacht über die gesammte Judenschaft „im h. röm. Reich, in deutschen und wälschen Landen umgewandelt worden." („Wegen der jährlichen Judensteuer, Gült, Gulden und Opferpfennige mit der Judenschaft zu paktiren, über letztere zu richten, ihr Rabbi zu setzen und sie zu strafen an des Kaisers Statt.") Anderer Reichscommissionen, Verrichtungen und Aufträge im Namen des Kaisers wollen wir nicht einmal gedenken. Seit dem Jahre 1414 erscheint Erkinger, die Aufmerksamkeit des Kaisers immer mehr auf sich ziehend, in den stürmischen Jahren der Regierung Sigismund's häufig an der Seite des Letzteren. So sehen wir ihn z. B. gleich in dem oben genannten Jahre im Geleite des Kaisers zu der von Ferdinand dem Katholischen veranstalteten Unterredung mit dem Afterpabste Benedikt XIII. in Perpignan und bald darauf in Constanz, wo sich die versammelten Väter der h. Synode eben vergebens mühten, dem tief eingerissenen Zerwürfnisse im Schooße der Kirche ein Ende zu machen. In Constanz war es, wo Erkinger, „Angesichts fast aller Großen Europa's," wie sich ein Schriftsteller hierüber ausdrückt, zum Panierherrn des Reiches („Bandophorus S. R. I.") ernannt worden (1417). Es hätte übrigens bei einem so ritterlichen und streitbaren Manne, wie Erkinger, dieses auszeichnenden Antriebes nicht bedurft, um ihn beim vollen Ausbruche des verhängnißvollen Hussitenkrieges den Fahnen des Kaisers nach Böhmen folgen zu sehen. Dort erblicken wir ihn in der kriegerischen Gesellschaft der Bischöfe von Würzburg und Eichstädt, der Bayer'schen und Brandenburg'schen Fürsten, Friedrich's von

Sachsen und des bedeutenden Heerbannes, der dem bedrängten Kaiser aus Deutschlands Gauen zu Hülfe gezogen, ohne freilich den fanatisch furchtbaren Gegner bewältigen zu können. Gewiß legte Erkinger damals unter den Mauern des bestürmten Prags Proben persönlicher Tapferkeit ab und focht am Fuße des für die kaiserlichen Belagerer so verhängnißvoll gewordenen Ziskaberges. Seit jenem Kriegszuge datirt auch Erkinger's Inhabung mehrerer königl. Pfandschaften in Böhmen, worunter die Schlösser Kadan, Pechhlar und Tocznik (er schrieb sich damals „Oberster Hauptmann von Kadan"), die ihn nachgerade in langwierige und verwickelte Verhandlungen mit den Kolowrat-Liebsteinsky's versetzten. Auch finden wir ihn in Folge von Schuldforderungen im Pfandbesitze von Petschau, einer Herrschaft der Herren von Plauen, Burggrafen von Meißen. Unter diesen Umständen kam Erkinger nach Böhmen, ohne deßhalb mit den Czernahora's irgend etwas gemein und aufgehört zu haben, ein fränkischer Abstämmling zu sein. Hingegen ist es Thatsache, daß ihn seine Theilnahme am Hussitenkriege mit den angesehensten Familien Böhmens in Berührung und nachgerade in schwägerliche Verbindung brachte.

Deuten bereits obige böhmische Pfandschaften auf materielle Verpflichtungen des Kaisers gegen Erkinger, wozu die Wirren der Zeit und die Verlegenheiten Sigismund's einen nur zu begreiflichen Commentar liefern, so bietet die Einräumung eines Theils von dem Würzburg'schen Weinzolle von Seite des Kaisers eine urkundliche Bestätigung dafür. So vielseitige und wichtige Dienste, eine so treue, mit Gut und Blut und persönlicher Aufopferung bewiesene Anhänglichkeit lassen wohl die Angabe derjenigen Schriftsteller, die H. Erkinger als einen dem Kaiser besonders werthen Liebling schildern, als keine Uebertreibung erscheinen. Ueberdieß stand Erkinger durch seine nachmalige Vermählung mit Barbara von Abensberg, einer Tochter Jodok's, Grafen und Herrn von Abensberg, und

Agnesens, geb. Gräfin von Schaumburg,*) in näherer Beziehung zum Kaiser. Jodok's Schwester, Elisabeth, war an den Grafen Hermann von Cilly vermählt und Mutter der Gemahlin des Kaisers Sigismund. (Nach Andern soll die letztere eine Schwester des Grafen von Cilly, Barbara und Elisabeth aber Schwestern gewesen sein, was jedoch wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat.)**) Wenn daher Erkinger von Ritterhusius u. A. ein Verwandter des Kaisers („Affinis") genannt wird, so rührt dieß von diesem Verhältnisse her.

Schon aus dem bisher Dargestellten dürfte auf den beträchtlichen Besitzstand Erkinger's zu schließen sein; er war aber ein zu guter Hausregent und voraussichtiger Mann, um selbst mitten in den Wirren der Zeit und argen Kriegstumulten die Erweiterung seines Güterbesitzes außer Acht zu lassen. Und so sehen wir ihn denn **1420** abermals zu einer neuen Erwerbung schreiten, die neun Jahre später zur Basis einer neuen Zukunft seiner Familie werden sollte. In dem genannten Jahre kaufte nämlich Erkinger die stattliche Herrschaft Schwarzenberg von den Herren von Vestenberg und Abensberg, die, nebst dem altväterlichen Schlosse Stephansberg und dem später, **1435**, von dem Bischofe Johann von Würzburg und dem Domkapitel nebst dem Markte und Dorfe Dornheim für eine bedeu-

---

*) Erkinger's erste Gemahlin Anna von Bibra, Tochter Anton's von B. und Reza's, geb. von Bikenbach, war bereits 1418 gestorben. Sie ruht in der von ihr mitgestifteten Karthause von Astheim.

**) Richtiger scheint die Annahme, die den Grafen Jodok von Abensberg und Elisabeth als Geschwister aufführt. Beide stammten von Johann II., Grafen und Herrn von Abensberg und Altmanstein († 1400), einem Nachkommen Babo's, Grafen von Scheyern und Wittelsbach und Verwandten des churfürstl. Bayer'schen und Pfalzgräflichen Hauses. Dessen Gemahlin war Agnes von Liechtenstein und Murau. Sein Sohn Jodok hatte sich mit Agnes, Gräfin von Schaumburg aus Oesterreich, einer Tochter Heinrich's von S. und Ursula's, Gräfin von Görz, vermählt. Jodok's Schwester Elisabeth war Hermann's III. von Cilly Gemahlin und Mutter Barbara's, K. Sigismund's Gemahlin. Barbara, Erkinger's von Schwarzenberg 2te Gemahlin, Jodok's Tochter, war demnach Geschwisterkind der Gemahlin des Kaisers. Demnach wird auch Erkinger von Schwarzenberg in der Regel des Kaisers Schwager genannt. Jedenfalls war der Stammvater der Schwarzenberge durch diese Ehe in eine erlauchte Familienverbindung getreten. —

tende Geldsumme gekauften Schlosse und Amte Hohenlandsberg den Kern der Erkinger'schen Besitzungen bildete. (Hohenlandsberg sollte nachmals unter einem Ur-Enkel Erkinger's eine tragisch-historische Rolle spielen.) Bereits 1428 findet sich Erkinger veranlaßt, seine letztwilligen Anordnungen in Betreff seines ausgedehnten und ansehnlichen Güterbesitzes zu treffen. Es sind dieß mit großer Umsicht und kluger Berechnung festgestellte fideikommissarische Bestimmungen, die einerseits einen richtigen Maßstab der Besitzvertheilung unter die Kinder aus beiden Ehen, andererseits aber — und dieß zwar mit gutem Grunde — die fortdauernde Erhaltung des Gesammtbesitzes zum Zwecke haben. Stephansberg mit einem entsprechenden Gütercomplexe fällt an die Kinder aus der ersten, Schwarzenberg nebst anderen Besitzungen an jene aus der zweiten Ehe. Hiermit war auch bereits die Theilung des Hauses in zwei Linien (die Stephansberg'sche, Vorläuferin der nachmals Niederländ'schen, jetzt regierenden, und Hohenlandsberg'sche oder Fränk'sche im engeren Sinne des Wortes) in Aussicht gestellt. Da kam das Jahr 1429 und mit ihm ein für Erkinger und seine Nachkommenschaft wichtiges, in die Geschicke dieses Hauses tief eingreifendes Ereigniß. In diesem Jahre hatte nämlich Erkinger sein neu acquirirtes Schwarzenberg nebst Trimberg, Werneck, Ebenhausen, Gerolzhofen und Stephansberg dem H. R. Reiche zum Lehen angetragen und wurde sammt seiner ganzen ehelichen Descendenz am St. Laurenztage von Kaiser Sigismund auf das Oberstjägermeisteramt des Stiftes Würzburg im Herzogthume Franken und das ihm eigenthümliche Haus Schwarzenberg mit Zustimmung der Stände des Reiches zu einem „rechten Frei- und Panierherrn im Reiche und Herzogthum Franken" erhoben. Er erhielt hierdurch Sitz und Stimme auf den Reichstagen, das Recht roth zu siegeln und jenes des freien Geleites in seinem Gebiete. Ausdrücklich hebt die von Preßburg aus datirte kaiserl. Urkunde*)

*) Kurz vor seiner Standeserhebung erscheint Erkinger noch als Zeuge in einer historisch wichtigen, gleichfalls von Preßburg datirten Urkunde, nämlich in dem Verkaufsinstrumente K. Sigismund's v. J. 1429 über die an den deutschen Orden

Erkinger's Verdienste um Kaiser und Reich hervor, „weil er in manchem Jahr in wälschen Landen,*) gegen die Ketzer in Böhmen und in anderen kaiserlichen Geschäften gegen des Kaisers und des Reiches Feinde fleißig, ritterlich und streng gedient, und sich in vielen anderen Sachen tugendlich erwiesen u. s. w.," und betont den Umstand, „daß das Oberstjägermeisteramt im Stifte Würzburg in früheren Zeiten immer von Grafen und Freiherren inne gehabt worden." Diese markante Standesveränderung hatte auch die faktische Trennung des Erkinger'schen Hauses von den übrigen Seinsheimen zur Folge, denn wenn auch Erkinger selbst noch fortfuhr, sich „von Seinsheim" zu schreiben und dieser Namen unter den Kaisern Sigismund und Friedrich III. noch im urkundlichen Gebrauche blieb, so gesellte sich doch bereits das Prädikat „Herr zu Schwarzenberg" stets hinzu, bis unter den Söhnen Erkinger's und unter den Kaisern Maximilian I. und Karl V. der Namen „Schwarzenberg" in seine selbständigen Rechte trat. Begreiflicherweise ging auch mit dieser Standeserhöhung eine Wappenveränderung insofern Hand in Hand, als die ersten Schwarzenberge zwar die ursprünglichen Hausfarben (blau und weiß) beibehielten, aber den drei Pfählen von jeder der beiden Farben einen vierten symbolisch hinzufügten, wie dieß noch heute im ersten Felde des fürstlich Schwarzenberg'schen Wappens zu sehen.

Der unverminderten Gunst des Kaisers genoß Erkinger bis an sein Lebensende. Ein sprechendes Denkmal derselben und seiner Verdienste um das Reich ist wohl das Schreiben des Kaisers aus Mailand (1431), in welchem derselbe Erkingern die erfreuliche Kunde von seiner eben stattgehabten ital. Krönung und der bevorstehenden römischen mit der heiteren Zuversicht bringt, daß Erkinger so wie alle Getreuen des Reiches warmen Antheil an diesem Ereig-

überlassene Neumark. Bekanntlich waren geraume Zeit früher (1415) die Brandenburg'schen Marken an den reichen Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg vom Kaiser verkauft worden.

*) Bereits unter Kaiser Ruprecht in dessen italienischen Kämpfen.

nisse nehmen werden. Dafür zeugt auch ferner die Erkingern im J. 1434 ertheilte neuerliche Bestätigung aller Lehen, Pfandschaften, Rechte, Freiheiten, Wildbahnen und Privilegien. Hingegen hatte auch Erkinger im J. 1430 Mainz'sche und Würzburg'sche Kriegsschaaren dem Kaiser gegen die Hussiten in Böhmen zugeführt und sich verpflichtet, die letzteren 6 Wochen lang auf seinem Schlosse Petschau zu verpflegen. Dem Charakter der damaligen Zeit, den mannigfachen, gegen willkürliche Eingriffe und Schmälerungen zu schützenden materiellen Interessen Erkinger's und nachbarlichen Reibungen, der Streitsucht jenes Zeitalters überhaupt zufolge, darf es wohl nicht verwundern, einen kraftbewußten und stets kampfbereiten Mann, wie Erkinger, auch in mancherlei Fehde verwickelt zu sehen. In einer solchen erblicken wir ihn mit Johann Burggrafen von Nürnberg, die erst durch Vermittelung des Bischofs Albrecht von Bamberg 1415 geschlichtet worden. Ein ähnliches Vermittleramt mußte von 1420—1422 Erzbischof Konrad von Mainz in den Fehden und Irrungen Erkinger's mit dem Bischofe Johann von Würzburg (aus dem Geschlechte „von Brunn") übernehmen, und 1430 wird ein Friede zwischen Erkinger und der Stadt Würzburg geschlossen. In einen hartnäckigen Kampf war Erkinger und dessen Sohn Hermann mit dem Stifte und Domkapitel von Würzburg gerathen, so daß der Kaiser selbst mit einem besonderen Schiedsspruche zwischen den streitenden Parteien entscheiden mußte (1431). Indessen war der kriegerische Erkinger auch den Künsten und Segnungen des Friedens nicht fremd, wenigstens rühmt von ihm ein Schriftsteller, daß er sich warm an dem vom Bischofe Johann von Egloffstein gehegten, aber an den Stürmen der Zeit gescheiterten Plane der Gründung einer wissenschaftlichen Akademie zu Würzburg betheiligt habe, was ein interessantes Schlaglicht auf den zwar kampfgestählten, aber auch für das Gute und Schöne empfänglichen Charakter Erkinger's wirft.

So war Erkinger, der erste Freiherr zu Schwarzenberg, der Uranherr der heutigen Fürsten dieses Namens. Man wird entschuldigen, wenn wir länger, als es vielleicht nöthig schien, bei der

Skizzirung dieses Charakterbildes verweilten. Haben wir uns einmal die Aufgabe gestellt, einen historisch-genealogischen Ueberblick des Schwarzenberg'schen Hauses zu liefern, um der Gegenwart desselben gegenüber die Vergangenheit zu illustriren, so ist eine aufmerksamere Würdigung der Anfänge der letzteren wohl von selbst gerechtfertigt, um so mehr, als die bisherigen Auffassungen derselben mehrseitige Unrichtigkeiten bedauern lassen und die vorliegende Zusammenstellung die erste übersichtliche dieser Art ist. Ueberdieß dürfte sie die Grundzüge eines in mehr als einer Beziehung interessanten Zeitgemäldes enthalten.

Freiherr Erkinger zu Schwarzenberg schied aus seinem so vielseitig bewegten Leben am Mittwoch nach Mariä Empfängniß im 75. Jahre seines Alters und ruht in der von ihm gestifteten und reichlich bedachten Karthause zu Astheim an der Seite seiner beiden Gemahlinnen, deren zweite ihm im Jahre 1448 folgte.

Aus seinen beiden fruchtbaren Ehen waren nicht weniger denn 14 Kinder entsprossen, gleichsam als Verheißung eines neuen kräftigen Aufblühens seines uralten Geschlechtes. Aus seiner ersten Ehe überlebten ihn zwei Söhne, Michael und Hermann, und eine Tochter, Margaretha; aus der zweiten Ehe mit Barbara von Abensberg vier Söhne: Erkinger II., Ulrich, Johann und Sigmund (zugenannt „der Aeltere"); und drei Töchter: Magdalena, Anna und Kunigunde. Drei Söhne und eine Tochter waren in der Jugend gestorben. Michael, der Aeltestgeborne, war dreier Bischöfe von Würzburg Rath (nach Anderen auch Landhofmeister) und Besitzer der väterlichen Güter Stephansberg, des halben Amtes Gerolzhoven, des Amtes Werneck und später auch des Amtes Trimberg. Er pflanzte die ältere Stephansberg'sche Linie fort, aus welcher nachgerade die Niederländische, jetzt noch blühende, hervorging. Ihm war Gertraud von Kronenberg (Tochter Hartmuth's Freiherrn von Kronenberg und der Loricbia v. K., deren Mutter eine Gräfin von Runkel war), seit 1412 vermählt. Michael starb 1469 und Gertraud 1438. Auch sie haben ihre letzte Ruhestätte bei den Karthäusern in

Astheim gefunden. Von Beider Nachkommenschaft später. Aus einer angeblichen morganatischen Ehe Michael's mit Ursula Frankengrünerin oder Berwingerin sollen Söhne entsprungen sein, von denen Schwarzenberge ihre Abstammung herleiteten, die sich gleichfalls Freiherren nannten, in Westfriesland ansäßig waren und in den Diensten der holländischen Republik ansehnliche öffentliche Stellen und Kriegswürden bekleideten. Deren nachmaliges Auftreten mit Ansprüchen nicht nur auf den Familiennamen und die Blutsverwandtschaft, sondern sogar auch auf die fränkischen Stammgüter, führte zu einem eben so hartnäckigen als langwierigen Processe, der endlich zu Gunsten der Grafen zu Schwarzenberg entschieden worden. Einen nicht unbeträchtlichen Gewinn hat aus diesem merkwürdigen, damals die Juristenwelt in nicht geringe Bewegung versetzenden Rechtsstreite die Geschichte und Genealogie des Schwarzenberg'schen Hauses gezogen, da es sich darum handelte, die Prätendenten nicht nur mit den Waffen der Rechtsgelehrsamkeit, sondern mehr noch mit der vollen Wucht des Stammbaumes und mit den kräftigsten Widerstandsmitteln aus dem Arsenale der Familiengeschichte zurückzuweisen. Der Umfang und die Masse der dießfälligen Arbeiten war im Laufe der Zeit unglaublich angewachsen.

Michael's jüngerer Bruder Hermann hatte sich den Beinamen des „Streitbaren" (bellicosus) erworben, ohne Zweifel, als tapferer Kampfgenosse seines Vaters in dessen Fehden und in dem Hussitenkriege, wenigstens wird sein Name in den ersteren mehrmals genannt und die Geschichtschreiber des Hauses lassen ihn als unerschrockenen Streiter unter den beiden Kaisern Sigismund und Friedrich III. erscheinen. Leider starb er im besten Mannesalter, viel zu früh für seinen Ruhm und die Möglichkeit, seinen echt deutschen Heldennamen zur vollen Geltung zu bringen. Er war seit 1421 mit Elisabeth, Tochter Friedrich's von Kolowrat-Liebsteinsky vermählt. Ihre Mutter war eine geborne von Wartemberg. Durch diese eheliche Verbindung kamen die Schwarzenberge mit den vornehmsten Adelsfamilien Böhmens in verwandtschaftliche Berührung. Veranlassung

hiezu hatte Erkinger's und Hermann's Böhmischer Kriegszug geboten. Hermann's einziger Sohn Georg starb unverehelight, die Töchter aber, Anna und Margaretha, wurden von den Herrn von Weinsberg (Metternich) und Wallenfels heimgeführt. Die Mutter des Ersteren war eine Gräfin von Hohenlohe, und ein Verwandter des Letzteren der Gemahl Margarethens Markgräfin von Brandenburg, verwittweten Herzogin von Bayern. Man sieht, daß bei den Familienverbindungen der Schwarzenberge schon in früher Zeit dem alten Adel und Ansehen des Hauses volle Rechnung getragen worden. Eine dritte Tochter Hermann's, Dorothea, soll, der Sage zufolge, von Theobald von Müffling entführt worden sein. — Hermann starb bereits **1448**.

Erkinger's Tochter aus erster Ehe, Margaretha, erscheint als Konrad's von Rosenberg Gemahlin. Sie starb **1468**. Erkinger II., erster Sohn aus Erkinger's zweiter Ehe, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, ward Domherr zu Eichstädt, zog sich aber am Abende seines Lebens in die Astheimer Karthause zurück und starb daselbst **1502**. Sein jüngerer Bruder Ulrich hatte das ritterliche Gewand des deutschen Ordens angenommen, starb aber frühzeitig **1456**. Als erstem Opfer des Schlachtengottes aus Erkinger's Nachkommenschaft begegnen wir Johann, Erkinger's drittem Sohne. In dem blutigen und langjährigen Kampfe Albrecht's (Achilles), Markgrafen von Brandenburg mit dem Bayernherzoge Ludwig von Landshut, hatte sich Johann von Schwarzenberg, zumal Albrecht im Auftrage des Kaisers gehandelt und besonders seit dem Aufrufe des Letzteren an alle Stände des Reiches zur Unterstützung Albrecht's, an die Seite dieses kaiserlichen Gewaltträgers gestellt und war mit noch Vielen vom Fränkischen Adel gegen Ludwig ins Feld gezogen. Da war es, daß er in dem Augenblicke, als er dem keilartig eindringenden Feinde an der Spitze einer Schaar von Tapferen Widerstand leistete, der Uebermacht der Gegner erlag. Er fiel auf dem Schlachtfelde von Gingen am **16. Mai 1460**. Bekanntlich beschreibt der Abt Trithem in seiner Sponheim'schen Chronik jene Vorgänge im

Detail, wo denn auch über jenen blutigen Schlachttag Genaueres nachzulesen. Johann von Schwarzenberg wird auch u. A. als „Advokat" (Vogt?) des Klosters Haugh bei Würzburg bezeichnet (1458). An ihn war nach seines Vaters Tode Schwarzenberg übergegangen, das, den väterlichen Bestimmungen zufolge, nach seinem Tode an den jüngsten Bruder Sigmund fiel. Seine Gemahlin war eine geborne Gräfin von Nellenburg (Kunigunde), verwittwete Gräfin v. Lupfen, Landgräfin in Stühlingen, die Mutter der Letzteren aber eine Gräfin v. Monfort. Die einzige Tochter Johann's, Eva, reichte ihre Hand Ludwig d. Ä., Grafen v. Oettingen, dessen Mutter eine Gräfin v. Görz war. Kunigunde starb 1476 und ruht mit ihrem Gatten in der Astheimer Karthause. Sigmund der Ältere, Erkinger's jüngster Sohn, erscheint als Rath Albrecht's von Brandenburg, Hauptmann zu Neustadt, Statthalter in dem damals zu Brandenburg gehörigen Ostfranken, nach Anderen auch als General. Urkundlich festgestellt ist (1492) sein Dienstverhältniß als Rath zu den beiden Markgrafen Friedrich und Sigismund von Brandenburg. Mit besonderer Auszeichnung gedenkt seiner das Diplom K. Leopold's I. (d. d. 14. Juli 1670) über die Erhöhung des Hauses Schwarzenberg in den Fürstenstand, welchem zufolge er als derjenige ausdrücklich genannt wird, der mit seinem Sohne Johann und mit seinen Vettern Michael II., Erkinger III. und Sigismund d. J. über Aufforderung Kaisers Friedrich III. dem zu Brügge hart bedrängten Maximilian I. zu Hülfe gezogen und den Kaisersohn aus den Händen der Aufrührer befreien half. *) Ihm war der väterlichen Erbsdisposition gemäß

*) „Ingleichen, daß ermeldten Erkinger's des älteren Sohn, Sigismund der Ältere und Enkel Michael der Jüngere, sammt ihren beiderseits Söhnen, Erkingern dem Jüngeren, Sigismunden dem Jüngeren und Johannsen dem Mittleren, hochgedachten Kaiser Friederiko in verschiedenen Feldzügen, bevorab aber anno 1488, da Ihrer Maj. und Libden Sohn Maximilianus I. Röm. König bei seinen rebellischen Unterthanen in Flandern, und zumahlen bei dem Pöbel zu Brügge sich nicht allein in Schimpf, Angst und Noth, sondern auch Leibs- und Lebensgefahr befunden, auf Ersuchen mehr hochgedachtes Kaisers Friderici bei Ihrer Maj. und Lbden auf's Stärkste und Beste sie vermöcht, gerüstet, im Feld sich eingefunden, und dero

Hohenlandsberg zugefallen, Schwarzenberg seinem Bruder Johann. Beide besaßen aber die väterlichen Güter anfänglich gemeinschaftlich, theilten dann, Schwarzenberg fiel jedoch nach Johann's früh erfolgtem Tode auch an Sigismund. Sein angebliches Erbrecht auf die Grafschaft Abensberg soll er an Bayern cedirt haben. Er wurde der eigentliche Stifter der Fränkisch-Hohenlandsberg'schen Linie Schwarzenberg, welche später in die jüngere Fränkische Linie erlöschend auslief, nachdem sie sich noch früher in die ältere und jüngere, gleichfalls später ausgestorbene Bayer'sche Linie abgezweigt hatte.

Wir werden gleich unten wieder auf Sigismund zurückkommen, wollen aber früher nur noch seiner zwei Schwestern, Erkinger's jüngster Töchter, erwähnen. Anna, die ältere von beiden, war vermählt mit Siegfried von Pappenheim, Sohn des Reichserbmarschalls Wilhelm von Pappenheim zu Biberach und dessen Gemahlin Katharina, einer gebornen v. Königsegg. Kunigunde erscheint seit 1437 als Gemahlin Mathäus von Schlik, Grafen von Passaun und Weißkirchen, Bruders des bekannten kais. Canzlers Caspar von Schlik und Sohnes Heinrich's v. Schlik. Seine Mutter Constanzia war eine Markgräfin von Tarvis und Gräfin v. Colalto. Mathäus stand in hoher Gunst bei Kaiser Sigismund und beerbte in Gemeinschaft mit eines dritten Bruders Söhnen den älteren Bruder Caspar, der unter andern auch die Stadt Ellenbogen sammt Gebiet besaß, da ihm dieselbe nach dem Verluste von Bassano in der Tarviser Mark (Venetianischen Gebiets) vom Kaiser als Entschädigung war eingeräumt worden. Als Erbe des Mathäus werden die drei Söhne genannt: Nikolaus, Hieronymus und Caspar. — Kunigunde starb 1469.

Dieß also waren die unmittelbaren Nachkommen Erkinger's, des

---

in Erledigung hochgedachtes Maximiliani I. aus Handen seiner untreuen Unterthanen, wie auch in Erhaltung der deutschen Nation bei ihrer Ehr, Würden und Landen mit ihren selbst Leibern und mit den Ihrigen sowohl im Feld vor Gent, als anderer Enden in Flandern sonders angenehme, getreue und nützliche Dienste rühmlich erzeiget," u. s. w. — (Worte des obigen Fürstenbriefes.)

Schwarzenberg'schen Stammvaters, und auf dieser breiten familiengeschichtlichen Unterlage erhebt sich der Stammbaum des erlauchten Fürstenhauses. Es schien nicht überflüssig, dieselbe in ihrer vollen Ursprünglichkeit kennen zu lernen, um für die frühe Vergangenheit des Gesammthauses ein möglichst anschauliches Bild zu gewinnen. Von diesem Standpunkte aus wollen wir nun, zuerst die erloschenen Linien in's Auge fassend und uns dann zu dem noch blühenden Hause und dessen Antecedentien zurückwendend, die bedeutendsten Persönlichkeiten, herrliche Männer und edle, liebenswürdige Frauen, an unsern Blicken vorüberziehen lassen und bei den hervortretendsten Momenten der Familiengeschichte überhaupt im Vorüberwandeln verweilen.

Sigismund hatte sich mit Eva Gräfin von Erbach, einer Tochter Otto's, Grafen und Erbschenken von Erbach, und Amaliens, Gräfin von Wertheim, vermählt. Aus der Ehe mit dieser im Rufe ungemeiner Frömmigkeit und Tugend 1489 verstorbenen Dame waren ihm der einzige Sohn und Erbe Johann II. (zugenannt der „Starke", auch der „Tapfere") und eine Tochter Kunigunde entsprossen. Letztere soll durch Vermittlung Ludwig's Grafen v. Oettingen und Albrecht's von Limpurg mit Johann Freiherrn v. Schleinitz, Sohne des Sächsischen Obermarschalls Hugo v. S., noch in zarter Jugend verlobt worden sein. Andere Genealogen ignoriren die Existenz dieser Tochter. Sigmund der Ältere starb 1502.

In Sigismund's einzigem Sohne Johann tritt uns eine in jeglicher Beziehung hervorragende Gestalt entgegen, ein Mann der Kraft und der That, muthig und unerschrocken auf dem Schlachtfelde, aber ebenso weise und besonnen im Rathe der Fürsten, ein Feind des Lasters und jeglicher Ausschweifung, die in ihm einen strengen und unermüdlichen Bekämpfer fanden, dabei ein warmer Freund der ernsten Wissenschaft und lebenverschönernden Poesie, und selbst Dichter und Schriftsteller, ein treuer Verwalter seines Hauses und überaus zärtlicher und gemüthvoller Gatte und Familienvater, überhaupt eine imposante Erscheinung in seinem vielbewegten Zeitalter, ein

Recke an Gestalt und körperlicher Stärke — ein wahrhaft edler, deutscher Mann. — Johann hatte das Licht des Lebens 1463 zu Weihnachten erblickt, also 26 Jahre nach dem Tode seines berühmten Großvaters Erkinger. Dem adeligen Berufe der damaligen Zeit zufolge kam er als Jüngling an die Höfe mehrerer deutscher Fürsten, um sich dort die dem ritterlichen Geiste und der Hofsitte angemessene Haltung und standesmäßiges Benehmen anzueignen. In der That vermochte es ihm auch im Turniere und sonstigen ritterlichen Uebungen nicht leicht irgend Jemand an Gewandheit und Stärke gleich zu thun, und er legte hier zur Entwickelung jener ungewöhnlichen körperlichen Stärke und Entfaltung jener Tapferkeit den Grund, die ihm nachgerade die traditionell gewordenen Beinamen des „Starken" und „Tapferen" erworben. Obgleich früh (bereits im 20. Lebensjahre) vermählt, konnte er doch, vom echten ritterlichen Geiste und der religiös-poetischen Sehnsucht getrieben, nicht dem Zuge des Herzens widerstehen, der ihn zum Grabe des Erlösers nach dem heiligen Lande rief *) und folgte hierin dem Beispiele mehrerer seiner Ahnen. Zurückgekehrt von dieser heiligen Reise, begann er nun seine Wirksamkeit auf dem bedeutsamen Gebiete deutscher Geschichte. Zuerst finden wir ihn als treuen Begleiter Maximilian's I., nicht mit Unrecht genannt des „letzten Ritters," auf dessen deutschen und italienischen Kriegszügen, namentlich aber an dessen Seite in dem argen Tumulte zu Brügge als Mitvertheidiger und Rächer deutscher Ehre und deutschen Namens, zugleich mit Mehreren seines Geschlechtes. Nachmals begegnen wir ihm als Land-Hofmeister mehrerer Bischöfe von Bamberg und Würzburg, in einer Stellung, die ihm Gelegenheit bot, auch seine Eigenschaften als Staatsmann und vorzugsweise seinen Beruf als Gesetzgeber auf hervortretende Weise an den Tag zu legen. Namentlich verdankt ihm die Bambergische Halsgerichtsordnung (die sogenannte „Bambergensis") ihre Entstehung,

---

*) Nach dem Zeugnisse der Vorrede zu den von Johann zu Schwarzenberg übersetzten „Officiis Ciceronis."

und insofern dieselbe dem übereinstimmenden Urtheile der Rechtshistoriker zufolge, dem Criminalgesetze Kaisers Carl V. (der „Carolina") als Grundlage gedient, glänzt der Name Johann's Freiherrn zu Schwarzenberg in den Annalen dieses Faches. In dieser Beziehung hat auch Johann an mehr als einem Rechtsgelehrten beredte Vertheidiger seiner Verdienste gefunden, mögen auch Rotteck und Andere dieser historischen Schule noch so viel dagegen einzuwenden haben. Namentlich ist der ausgezeichnete Rechtsgelehrte Malblank*) (Dr. Jul. Friedrich Malblank, ordentl. Professor der Rechte und Beisitzer der Juristenfakultät zu Altdorf) als feuriger Verfechter dieser Verdienste Johann's als Reformators der peinlichen Halsgerichtsord-

---

*) S. Dr. Jul. Friedr. Malblank's ꝛc. „Geschichte der peinlichen Gerichtsordnung K. Carl V., von ihrer Entstehung und ihren weiteren Schicksalen bis auf unsere Zeit." Nürnberg bei Ernst Christoph Grattenauer 1783. Ein sehr verdienstliches, mit gründlicher Gelehrsamkeit, kritischem Scharfblicke und strenger Gewissenhaftigkeit geschriebenes Werkchen von zwar nur 274 Seiten, aber voll reichen belehrenden Inhalts. In den Capiteln: „Vom Leben und Charakter des Freiherrn von Schwarzenberg," „von der Bambergischen Halsgerichtsordnung" und „von der Carolinischen peinlichen Gerichtsordnung" (§. 38: „Ob die Bambergensis Mater oder Soror der Carolina sei?" ꝛc.) sind genaue und authentische Lebensdaten über den Freiherrn Johann, zuverlässige Angaben über seine Schriften, Verzeichnisse der über ihn erschienenen Arbeiten und Nachrichten enthalten, auf die wir, nebst Malblank's eigener Zusammenstellung, bei dieser Gelegenheit gerne die Aufmerksamkeit lenken möchten, besonders aber auf des Nürnber'gschen, um die Reformationsgeschichte verdienten Pfarrers Strobel Schrift: „Johann's Freiherrn von Schwarzenberg, eines zur Zeit der Reformation um die markgräflich Brandenburgischen Lande hochverdienten Ministers, zween sehr merkwürdige Briefe, nebst einer kurzen Nachricht von dessen Leben und Schriften." Altdorf, 1773. 8. 32 S. In den erwähnten Capiteln sind ferner gründliche Untersuchungen über die erste Erscheinung und Edition der Bambergischen Halsgerichtsordnung, über den Zweck dieser Constitution, deren Quellen (Schwarzenberg's eigener heller Verstand und reiche Erfahrung, die Rechtspraxis der aufgeklärteren Städte Deutschlands, ausgebreitete Bekanntschaft Schwarzenberg's mit vielen Rechtsgelehrten seiner Zeit [u. A. Pirkheimer in Nürnberg], und Schwarzenberg's Studium der alten Classiker, besonders Cicero's), ferner eine umfassende Würdigung der Verdienste Schwarzenberg's, dem die ausschließliche Autorschaft der Bambergensis vindicirt wird, und der Beweis für die unmittelbare Abstammung der Carolina von der ersteren durchgeführt. Auch der ursprüngliche Entwurf der Carolina wird für Schwarzenberg in Anspruch genommen und über die ältesten Ausgaben der Carolina gesprochen.

nung und weisen Verbesserers der Lehre vom Beweis in peinlichen Sachen, von den Anzeigen und von den peinlichen Fragen, in die Schranken getreten, und sein Mund überfließt vom Lobe des herrlichen, rastlos wirkenden und hell verständigen Mannes. Er sagt von ihm: „Schwarzenberg hatte sich durch den mit seinem hellen Verstande vereinigten Fleiß, durch eine unermüdliche Lektüre, so weit er darin in Ermangelung fremder Sprachkenntniß kommen konnte, und durch Erfahrung nicht nur zum gerechten Lobe eines der schönsten Geister seiner Zeit, sondern auch des brauchbarsten Geschäftsmannes geschwungen. Die mannigfaltigen politischen Verhältnisse, worein er trat, verdienten noch die besondere Untersuchung eines eigenen Biographen. Die dahin gehörigen Quellen sind äußerst zerstreut und die vorzüglichsten Stücke dazu liegen wohl noch im Bambergischen Archiv verborgen, um die sich ein dortiger Gelehrter, der Gelegenheit und Muße hat, billig verdient machen sollte. Daher ist Schwarzenberg von den wenigen Schriftstellern, die etwas Zusammenhängendes über sein Leben geliefert haben, nach der Verschiedenheit des Zweckes immer nur nach einer Seite seines Lebens dargestellt worden. Er trat vermuthlich schon frühzeitig in Bambergische Dienste, allwo er fünf Bischöfen nacheinander und bei Einem von Würzburg die nach den damaligen Landesverfassungen oberste Stelle eines Hofmeisters versah. Man kann schon aus seinen hervorragenden Fähigkeiten und aus seinem arbeitsamen Geiste vermuthen, daß er seine Rolle meisterhaft gespielt und sich das allgemeine Zutrauen des Herrn und Landes erworben habe. Er ward daher nicht nur auswärts zu den wichtigsten Geschäften und Gesandtschaften gebraucht, wie solches aus den bei H. Strobel gesammelten zerstreuten Briefen und anderen Beweisstellen erhellt, sondern machte sich auch durch Verbesserung der inneren Landesverfassung unvergeßlich berühmt. Unter seinen Werken der letzteren Art verdient wohl eine der ersten Stellen die von ihm unter Bischof Georg (1507)*) zu Stande gebrachte „Bambergische

*) Den Forschungen des gelehrten G. R. Kanzlers Koch zufolge ist die erste

Halsgerichtsordnung," wodurch er sich zugleich um ganz Deutschland ein unvergeßliches Verdienst erwarb. Sein Ansehen war so groß, daß er dem unter K. Karl V. zu Nürnberg 1521 angestellten Reichsregiment als Rath beiwohnen mußte, und als Pfalzgraf Friedrich, der seiner Statthalterei dabei überdrüßig wurde, solche abzulegen sich erklärte und Pfalzgraf Johannes vom Hundsrück zum Statthalter-Amtsverweser ernannt wurde, so ward sogar wegen dessen Abwesenheit unserem Schwarzenberg der Interimsauftrag zur Verwaltung dieser Stelle ertheilt (s. v. Harprechts Staatsarchiv C. IV. p. 45), wie er vermuthlich auch schon dem Reichsregiment unter Maximilian I. a. 1500 beigewohnt. *) Sein Einfluß in die damaligen Reichsangelegenheiten war außerordentlich groß." — Und weiterhin bemerkt er wieder: „In welchem hohen Ruhme einer brauchbaren und praktischen Rechtsgelehrsamkeit Schwarzenberg sonst gestanden, und wie tief er in die Fehler und Gebrechen seiner Zeit gesehen, davon zeugen seine Schriften über's Reformationswesen und die bei H. Strobel gesammelten Zeugnisse und Elogien gleichzeitiger Schriftsteller. Ich bemerke nur noch, daß seine Stärke in der deutschen Sprache außerordentlich gewesen, und ihn gewiß vor den meisten Schriftstellern seiner Zeit auszeichnet. Wenn man den ungezwungenen fließenden Ton in seinen Gedichten mit der holperigen affektirten Wortfügung in Brand's „Narrenschiff" vergleicht, so glaubt man kaum, daß beide zu gleicher Zeit gelebt haben, und die Halsgerichtsordnung übertrifft gewiß alle dermaligen Gerichtsbücher im deutlichen und hellen Vortrag" u. s. w.**) Diesem Lobe fügt der gelehrte Ver-

---

Ausgabe der Bambergensis bereits 1507, bei Hans Pfeyl zu Bamberg gedruckt, erschienen, während die früher für die ältest gehaltene Edition von 1508 bei Johann Schäffer zu Mainz veranstaltet worden.

*) Darum wird auch Freiherr Johann von mehreren Schriftstellern sowohl Maximilian's I. als Carl V. Rath genannt. S. u. A. Biedermann's „Genealogie der hohen Fürstenhäuser in Franken." Tab. 117. —

**) Diese Ansicht betont der Verfasser wiederholt an einer anderen Stelle, indem er bemerkt: „daß die Bambergische Constitution und die Carolina sich vor anderen durch eigentliche Rechtsgelehrte entworfenen, oder aus lat. Schriften gezo-

fasser, nachdem er von dem traurigen Zustande des peinlichen Rechtes in Folge der Collision des fremden und alten deutschen Rechtes gesprochen, noch bei: „daß Freiherr von Schwarzenberg unter den Helden, welche zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Säculi zur Ehre der Menschheit gelebt und die unterdrückten Rechte des wiederauflebenden gesunden Menschenverstandes durch ihre vereinigten Kräfte gerettet haben, eine der ersten Stellen verdient, *) da er es war, der in der Aufklärung und Verbesserung des peinlichen Rechtes eine merkwürdige und unvergeßliche Epoche angefangen hat.“ — „Schwarzenberg gehört unter die großen Männer der damaligen Zeit, deren Charakter durch das Studium der Alten ganz gebildet worden, denen kein nachahmungswürdiges Muster großer Thaten zu schwer schien und die uns auch zum Theil durch die abentheuerlichsten Projecte, womit sie ihr Zeitalter zu reformiren gesucht, Bewunderung und Ehrfurcht abnöthigen. Er hatte einen hellen Verstand und den thätigsten Muth, dem er, ohne sich durch Eigennutz und Vorurtheile fesseln zu lassen, gerade folgte. Daher seine lichtvolle Art, das

---

genen Formularbüchern, z. B. von Riederer, Tengler, Brand, eben durch ihre große Deutlichkeit und Popularität äußerst ausgezeichnet und einen ganz praktischen, im gerichtlichen Verfahren versirten Mann, wie Schwarzenberg war, verräth, der, ohne sich an Vorurtheile zu halten, oder durch einen äußeren Schein einer Gelehrsamkeit zu blenden, seinem geraden Verstande folgte und nur brauchbar sein wollte u. s. w.“ —

*) In diesem Sinne wurde er auch von Joachim Camerarius gefeiert, der von ihm in einem besonderen Gedichte sagt:

„Vir clarus armis, clarior fide, invicta
Promtus manu, sapientia magis promtus,
Heroica ingens membra, corda divina.
Belli arte primus, floridae prior pacis,
Pietatis ante cuncta nobilis cultu.

Fecere damnum morte res viri talis
Ingens quidem cunctae profecto germanae,
Sed Francicae potissimum, ubi fere mansit.
Quid te moror multis? Joanne defuncto
Virtus fugam spectare coepit et credo,
Quia ubi maneat, est nemo, persecuturam.“ —

peinliche Recht zu behandeln, sich gegen die verworrenen Arbeiten eines Tengler und Brand so sehr auszeichnet." — Ein besonderes Gewicht legt Dr. Malblank auf den Umstand, daß Schwarzenberg es war, der „die als ein Heiligthum angebetete fremde Rechtstheorie zuerst mit der deutschen Praxis schicklich zu vereinigen und seinen Richtern begreiflich zu machen gewußt," dann, daß die von ihm durchgeführte und frühzeitig versuchte Reformation der peinlichen Gesetzgebung aus seiner Menschenfreundlichkeit und seinem warmen Antheile an Allem, was das Wohl, die Freiheit und die Rechte der Menschen betraf, entsprungen. Unter den neueren Rechtsgelehrten hat Freiherr Johann v. S. unseres Wissens an dem H. Dr. Heinrich Zöpfl, gegenwärtig großh. Baden'schen Hofrath und o. ö. Professor der Rechte an der Universität zu Heidelberg, neuerdings einen warmen Vertheidiger gefunden, und schwerlich dürften ihm nunmehr seine unleugbaren legislatorischen Verdienste wieder streitig gemacht werden können. Die Bamberg'sche peinliche Halsgerichtsordnung wurde auch nachgerade von den Markgrafen Georg und Casimir von Brandenburg auf eine fast wörtlich übereinstimmende Art dem dortigen peinlichen Rechte zu Grunde gelegt und dortselbst als solches 1516 promulgirt. Den Freiherrn Johann aber selbst finden wir in den Brandenburg'schen Landen am Ende seines Lebens als Landhofmeister und Statthalter auf dem Gebirge. Er wird auch unter den Landrichtern des Burggrafenthums Nürnberg genannt. — Mit jener Ernennung des Freiherrn Johann zum Reichsregimentsrathe während der Abwesenheit Carl V. von Deutschland hat es allerdings seine urkundlich erwiesene Richtigkeit, zugleich aber auch mit den übrigen ihm zu Theil gewordenen Ehren und von ihm bekleideten Würden. Bereits 1502 hatte ihn Maximilian I. zum Reichsamtmanne, Schutz- und Schirmherrn der Reichsstadt Windsheim ernannt, und nachdem ihn Carl V. zu seinem Rathe erkoren, ward er von seinem kaiserl. Herrn und Gönner sammt seinen Söhnen Paul, Christoph und Friedrich nebst Angehörigen in des Kaisers und des Reiches „besonderen Verspruch, Schutz und Schirm" genommen. In dem dießfälligen kais.

Diplome wird auch auf die von Johann „dem Kaiser und Reiche in vielen Wegen geleisteten getreuen und ersprießlichen Dienste" wesentlicher Nachdruck gelegt.

Auf seine literarische Wirksamkeit ist bereits oben hingedeutet worden. Sie war seinen übrigen Geschäften und sonstigem Berufe gegenüber eine sehr fruchtbare. Seine Vorliebe für die Autoren der klassischen Vorzeit war eine außerordentliche und hatte einen wesentlichen Einfluß auf seine staatsmännischen Arbeiten und seine ganze Denkweise überhaupt. Des Lateinischen nicht kundig, ließ er einen guten Theil der Werke Cicero's („de officiis," „de senectute," „de amicitia") und die Tuskulanischen Fragen von seinem Capelan Neuber verdeutschen und arbeitete dann diese Uebertragung in's reinere Deutsch, oder in's „zierliche Fränkisch-Hochdeutsche" um, seine eigenen Reflexionen in gebundener Sprache, worin er eine besondere Gewandtheit besaß, als Commentar hinzufügend. Als selbständige Arbeiten sind zu betrachten: „das Memorial der Tugend," „ein Büchlein wider das Zutrinken," „ein Lied wider das Mordlaster des Raubens," und endlich „der Kummertrost," ein moralisches Gedicht, zur Selbsttröstung nach dem schmerzlichen Verluste seiner bis an's Lebensende tief betrauerten Gattin geschrieben. Ferner sind zu erwähnen: „ein Sendbrief" (gedruckt zu Nürnberg bei Andreas Ossiander 1524) aus Veranlassung der Zurückführung seiner Tochter aus dem Kloster, seine „Beschwörung der alten teufelischen Schlange mit dem göttlichen Worte," dann eine Streitschrift wider den Franziskaner-Provinzial Caspar Schatzgeyer, so wie denn auch Freiherr Johann eine ausgebreitete Correspondenz mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit unterhielt.*) Die zuerst angeführten größeren Schriften sind nach des Verfassers Tode bei Heinrich Steyner in Augsburg 1531 und 1534, gesammelt, in Folio erschienen und haben später mehrere Ausgaben erlebt. Der Augsburger Edition von 1535 ist

*) Ulrich v. Hutten, Lorenz Böhaim, Michael Kerper, Pirkheimer u. A. m. zählte er zu seinen genauen literarischen Freunden.

auch das Bildniß des Freiherrn in Holzschnitt nach Albrecht Dürer's Zeichnung zu verdanken, worunter folgende charakteristische Verse Schwarzenberg's:

„Die Sippschaft, merk', ist dazu gut,
Daß sie oft Tugend stärken thut,
Auch weiset, wie man Erbe zeitlich hab';
Und Jeder bet' für die im Grab',
Von denen er ist gestiegen ab."

Dieser Wahlspruch des ritterlichen Dichters, sowie er einerseits die zarteste Pietät gegen die Altvordern ausdrückt, dient andererseits unseren Eingangs dieses Buches ausgesprochenen Ansichten über den Adel zur Bestätigung. Schwarzenberg's außerordentliche literarische Thätigkeit ist nur durch seinen ungemeinen Fleiß und durch den weisen Gebrauch zu erklären, den er von der Zeit zu machen verstanden. Er soll sich kaum die nöthige Zeit zu Speise und Trank gegönnt haben, nur um keinen Augenblick für seine Studien zu verlieren; und bekannt ist sein Ausspruch: „daß es ihm sehr angenehm wäre, wenn die Natur nicht Schlaf und Nahrung von ihm forderte, weil er dann die nöthige Zeit zum Lesen nützlicher Werke und zum Niederschreiben seiner Gedanken verwenden könnte." *) Gewiß ein merkwürdiges Beispiel des Wissensdurstes und geistiger Arbeitsliebe in einer Zeit, wo es Schwarzenberg für dringend nöthig fand, gegen die materialistischen Unsitten seiner Standesgenossen und an den Höfen und andere damit verbundene Ausschreitungen mit flammenden Worten heiliger Entrüstung aufzutreten. Seine tiefe Abneigung gegen das Laster der Völlerei, des Spieles und deren Gefolge ging so weit, daß er unverhohlen äußerte, „es würde ihm lange nicht so schmerzlich fallen, einen seiner Söhne auf ehrliche Weise erschlagen, als trunken sich entgegen getragen zu sehen." Mit diesen Gesinnungen ging seine

*) Thrasibulus Lepta wendet auf ihn den Spruch des Scipio Afrikanus an, der zu sagen pflegte: „Er sei nie weniger allein, als wenn er allein sei, und nie beschäftigter, als wenn er müßig scheine."

eigene außerordentliche Mäßigkeit und Selbstbeherrschung Hand in Hand, die bei einem Manne von so gewaltiger Körperbildung — er maß 6′ 1 Zoll — billig in Erstaunen setzen muß. Frisch geschmiedete Hufeisen zu zerbrechen und fingerdicke Stricke zu zerreißen, soll ihm ein Leichtes gewesen sein, und wenn von ihm gesagt wird, daß nagelartige Decken seine äußeren Fingergelenke bedeckten, so erinnert dieß an die sagenhaften Helden der grauen Vorzeit.

Ein denkwürdiges Moment seines Lebens bildet auch seine ausgesprochene Hinneigung zu Luther's Lehren, obgleich er nicht allen Doctrinen desselben unbedingt beigepflichtet haben soll. Genug, daß er sich in Wort und That als Luther's Freund bekannte und Letzterer dieß wohl zu würdigen wußte.*) Aus diesem Grunde geschah wohl auch Johann's Uebertritt aus den bischöflichen Diensten in die Brandenburg'schen und die Verwandlung seiner Fränkischen Lehen aus unmittelbaren Reichs-, in Brandenburg'sche Afterlehen, allerdings mit besonderer Bewilligung des Kaisers (letztere 1514).**) Beides, sowohl jene Sympathie für die neue Lehre, als auch die Veränderung der Leheneigenschaft der Schwarzenberg'schen Stammgüter in Franken, war in der Folge von verhängnißvollen Consequenzen für die Familie des Freiherrn und brachte sein Haus unter Friedrich d. Ä., Johann's jüngstem Sohne und Nachfolger, nahezu an den Rand des gänzlichen Verderbens. Als erstes Vorzeichen des hereinbrechenden Mißgeschicks schien sich bereits die zwischen Johann und seinem ältesten Sohne Christoph aus der entschiedenen Glau-

---

*) Luther bemerkt in seinem Buche von den „Concilien und Kirchen" (Würtemberg 1539): „Man müßte aus allen Landen fordern die recht gründlich gelehrten Leute in der h. Schrift, die auch Gottes Ehre, den christlichen Glauben, die Kirche, der Seelen Heil und der Welt Friede mit Ernst und vom Herzen meineten, darunter etliche von weltlichem Stande (denn es geht sie auch an), die auch verständig und treuherzig wären. Als wie Er Hans von Schwarzenberg lebete, dem wüßte man zu vertrauen."

**) Nach der nicht ganz zu bestreitenden Meinung Anderer wohl auch, um seine Güter durch diesen Schritt besser gegen Befehdungen zu schützen, denen er als ein strenger Eiferer gegen das herrschende Zeitübel der Räuberei (S. „Buch wider das Zutrinken") mehr als Andere ausgesetzt war. (Roßmann, Lengolius, Malblank.)

bensdifferenz Beider entwickelnde Verstimmung herauszustellen, eine Meinungsverschiedenheit, *) die endlich zum gänzlichen Wegzuge Christoph's aus Franken nach Bayern führte, wo derselbe in landesfürstliche Dienste trat und Stifter einer besonderen Linie seines Hauses — der Bayer'schen — wurde. Uebrigens hatte Johann lange genug gelebt und stand den Hauptereignissen seiner Zeit zu nahe, um nicht bereits im ahnenden Geiste das Wirrsal der nächsten Zukunft voraussehen zu können. Unter seinen Augen war schon der Sturm des Sicking'schen Landfriedensbruches losgegangen und unheilverkündend hatte der brausende Orkan des Bauernkrieges die Zinnen seiner eigenen Stammschlösser umtobt. Den Ruin und den jahrelangen Verlust derselben sollte er freilich nicht mehr mit eigenen Augen sehen; um so härter trafen hingegen die Schicksalsschläge seinen Sohn und Nachfolger.

Nicht lange vor seinem Tode hatte Johann noch der Vermählung des Deutschordens-Heermeisters und Herzogs von Preußen, Albrecht, als Gesandter des Markgrafen Casimir von Brandenburg (1525) zu Marienburg beigewohnt, und noch das Hinscheiden des Letzteren zu Ofen während dessen Heerfahrt gegen die Türken erlebt. Er selbst beschloß am 21. Oktober 1528 zu Nürnberg, wo auch seine irdischen Ueberreste ruhen, sein vielbewegtes und merkwürdiges Leben.

Seine heißgeliebte Gattin Kunigunde, Tochter des Grafen Philipp von Rheineck und Anna's, geb. Gräfin von Wertheim, war ihm lange Jahre, bereits 1502, während er sich in Geschäften beim Kaiser Maximilian I. zu Donauwerth befand, vorangegangen, nachdem sie ihm 11 Kinder geschenkt. Der Frühverlorenen die Treue bis zum Grabe bewahrend, hatte er sich nicht wieder vermählt. Von seiner zahlreichen Nachkommenschaft überlebten ihn drei Söhne und fünf Töchter, und 40 Enkel und Urenkel weinten an seinem Grabe.

---

*) Zwischen Johann und Christoph wurden förmliche Controversschriften gewechselt.

Von den Töchtern war Barbara in's Kloster gegangen, später aber wieder auf Geheiß des Vaters aus demselben getreten, Anna wurde Gattin Melchior's von Seinsheim auf Hohenkottenheim und Mutter des nachmals so berühmt gewordenen Georg Ludwig von Seinsheim; Helene finden wir als Gattin des Freiherrn Ulrich von Hohensax auf Borgeln und Forsteck, Sohnes Ulrich's d. Ä. v. H., des Helden, und Aghesens Gräfin von Lupfen; Agnes als Gemahlin des Georg von Seckendorf; Kunigunde ward auf den Wunsch K. Maximilian's I. mit dem kais. Rathe und Truchseß Walther von Laubenberg vermählt. Dem ältesten Sohne Christoph werden wir in Bayern wieder begegnen; Paul, Johann's zweiter Sohn, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und ward Domherr und Probst der Hochstifte zu Köln, Mainz, Bamberg, Würzburg und Augsburg († 1535), Friedrich, der jüngste Sohn, war auserkoren, die Fränkische Linie seines Hauses fortzusetzen, oder vielmehr der Stifter des jüngeren Zweiges derselben zu werden. Dem väterlichen Testamente zufolge, waren Christoph und Friedrich zu Miterben eingesetzt, Paulus, der Priester, mit dem Pflichttheile bedacht worden. Einem zu Donauwerth abgeschlossenen Erbvergleiche gemäß, verwaltete Friedrich fünf Jahre lang im gemeinschaftlichen Interesse die väterlichen Güter bis zu der im J. 1534 stattgefundenen Erbtheilung, die ihn gegen Herauszahlung des Erbantheils an Christoph in den Alleinbesitz der Fränkischen Stammgüter setzte. Allein er ward desselben sein ganzes drang- und sturmvolles Leben hindurch nicht froh, denn durch eine eigenthümliche und verhängnißvolle Verkettung der Verhältnisse wurde er in die politischen und socialen Wirren der Zeit hineingerissen und es konnte nur der äußersten Kraftanstrengung und einer wahrhaft bewundernswürdigen Ausdauer gelingen, all das Ungemach zu überwinden und das fast unwiederbringlich Verlorene vom Untergange zu retten. Da im Laufe der Zeiten, insbesondere während des dreißigjährigen Krieges und gleich nach Beendigung desselben, zu wiederholten Malen ähnliche Drangsale über das Schwarzenberg'sche Haus hereinbrachen, und selbst in der neuesten Zeit, nämlich bald nach

dem Beginne unseres Jahrhunderts, Napoleon's Gewaltherrschaft über den Stammbesitz des fürstlichen Hauses verderbliche Maßregeln verhängte; so scheint es, als ob dem Hinblicke auf das beispielvolle Ausharren jenes vielgeprüften Freiherrn Friedrich jener Muth und jene Standhaftigkeit entsprungen wären, womit alle Versuchungen des Unglückes bis zum Eintritte günstigeren Schicksalswechsels ertragen worden.

Schon zu Lebzeiten des Vaters wurde Friedrich mit der Verwaltung der Stammgüter betraut, damals nämlich als Freiherr Johann als Mitglied eines ständischen Kriegsrathes zur Schlußfassung über die besten Vertheidigungsmittel gegen den drohenden Erbfeind nach Wien deputirt worden (1522), und dann während seiner Theilnahme am Reichsregimente. Friedrich benützte die Zeit zum völligen Ausbaue der Veste Hohenlandsberg mit einem Aufwande von 80,000 Fl., und als der verheerende Brand des Bauernkrieges lichterloh aufschlug, war er es, dem vom Vater die Vertheidigung des Schlosses Schwarzenberg gegen die meuterischen Schaaren übertragen worden, während Freiherr Johann sich als Brandenburgischer Dienst- und Lehensmann mit seinem Contingente den Bannern des Markgrafen Casimir zugesellte. Hohenlandsberg wurde von den stürmenden Bauernhaufen geplündert, sowie überhaupt dem Schwarzenbergischen Gute vieler Schaden zugefügt; Schloß Schwarzenberg aber widerstand glücklich, bis es Friedrichen gelang, dem Heere der verbündeten Fürsten mit seinen Reisigen und Lanzenknechten zuzuziehen.*) — Im Jahre 1529, als die Kunde von dem Erscheinen der Türken vor Wien im Reiche erschollen, finden wir Friedrich unter den Fahnen des Kurfürsten Johann von Sachsen beim christlichen Reichsheere

*) Haimb in seinen „Gloriosa Schwarzenberga" läßt unseren Friedrich, den er jedoch irrthümlich als Sohn Christoph's zu Schwarzenberg bezeichnet, auch rühmlichen Theil an der Vertheidigung der Veste Frauenberg („Arx Mariana") gegen die aufständischen Bauern nehmen, was jedoch mit der Vergleichung der chronologischen Daten nicht zusammengeht. Sein verdienstlicher Antheil an der Bewältigung des Bauernaufruhrs bleibt übrigens Friedrich unbestreitbar.

und somit unter den Befreiern Wiens vom drohenden Untergange. Seit dieser Zeit blieb Friedrich dem Kurfürsten von Sachsen gegen ein ansehnliches Jahrgeld zum Zuzuge mit seinem Kriegscontingente verpflichtet; ein Verhältniß, das jahrelanges Mühsal und die ärgsten Nöthen im Gefolge hatte. Denn nur so konnte es kommen, daß Friedrich in die Reihen der Schmalkaldischen Bundesgenossen gerieth, daß nach dem traurigen Unterliegen der letzteren die verderblichen Folgen der Reichsacht auf ihm lasteten, daß sich der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach nach der Entlassung aus seiner Gothaer Gefangenschaft gelegenheitlich der willkürlichen Besitzergreifung mehrerer sächsischer und fränkischer Landesgebiete auch Schwarzenbergs und Hohenlandsbergs bemächtigte, ersteres zwar in Folge des Passauer Vertrages (1552), der Achtsaufhebung und anbefohlenen Güterrestituirung nach vielfältigen Vermittelungen 1553 zurückgab und sich zu einer Schadenvergütung bereit finden ließ, Hohenlandsberg aber so lange behielt, bis es von den fränkischen Einigungsverwandten belagert, genommen, verbrannt und bis auf den Grund zerstört worden. *) Sieben traurige Jahre hatte Freiherr Friedrich seines väterlichen Erbes entsetzt hinbringen müssen, ohne mehr die Realisirung seiner von Kaiser Ferdinand I. dem Herzoge Christoph von Würtemberg (1559) zum Austrage übergebenen Entschädigungsansprüche zu erleben. Grund genug, ihm in der Familiengeschichte den Beinamen „des Unglücklichen" beizulegen. Dafür sollte schon seinen nächsten Nachkommen wenige Jahre nach seinem Tode ein ehrenvoller Ersatz für all das erlittene Mißgeschick zu Theil werden, eine glänzende Genugthuung für die ganze Familie nach

*) Siehe über die geschichtlichen Schicksale des Schlosses Hohenlandsberg („der fränkische Spiegel" genannt), die durchweg aus archivalischen Quellen geschöpfte und trefflich bearbeitete Monographie des fürstl. Schwarzenbergischen Domanialkanzlei-Direktors Burkhardt zu Schwarzenberg über die Burg Hohenlandsberg, besonders abgedruckt aus dem 14. Jahresbericht des hist. Vereins in Mittelfranken, 1845. Freih. Friedrich hat zudem auch einen gut unterrichteten Biographen im fürstl. Schwarzenbergischen „Ahnensaale" gefunden.

schweren, weit über persönliche Verschuldung hinausreichenden Prüfungen.

Friedrich erscheint in verschiedenen Urkunden als Rath des Markgrafen Georg zu Onolzbach, als Obervogt zu Seherrndorf und Pfleger zu Heidenheim. Er starb den 11. September 1561 und hinterließ aus seinen drei Ehen mit Walburga Gräfin zu Helfenstein († 1528), Gräfin Maria von Wertheim (deren Mutter eine Gräfin von Montfort war), † 1536, und Anna Gräfin von Oettingen, Tochter Ludwig's G. v. Ö. und Salome's Gräfin von Hohenzollern, vier Söhne und eine Tochter, Johann den Jüngeren, Paul, Friedrich d. J. und Albert, dann Walpurga. Paul blieb unverehelig, Friedrich, Gemahl der Sabina Reuß von Plauen, starb 1570 und Albert fiel in dem dänischen Kriege mit Erich XIV. von Schweden, zu Ystadt auf der Seeküste von Schonen (1564). Walpurga starb gleichfalls ledigen Standes (1585). Auf Johann den Jüngern fiel nach der Brüder frühem Tode der Alleinbesitz der Stammgüter, und zwar mit um so größerem Rechte, als er sich schon zu Lebzeiten seines Vaters um die Revindikation derselben aus den Händen der Vergewaltiger und Erlangung der Entschädigung im Betrage von 300,000 Fl. kein geringes Verdienst um diesen Besitz erworben hatte. Ueberhaupt kann er, der im Rufe eines trefflichen Haushälters stand, als der Wiederhersteller seines Hauses betrachtet werden. Auch ihn umtobten die Wirren der Zeit und jene in Franken insbesondere, worunter die bekannten Grumbach'schen Händel mit ihrem tragischen Ausgange eine hervortretende Rolle spielen. Johann hielt aber mit unerschütterlicher Treue am Kaiser fest und erlebte die hohe Auszeichnung, auf demselben Reichstage zu Augsburg, auf welchem die Landfriedens- und Exekutionsordnung durchgesehen und bestätigt, die Achtssentenz gegen Wilhelm von Grumbach erneuert und die Vollstreckung dem Churfürsten von Sachsen, August, aufgetragen worden, mit seinen Brüdern Paul und Friedrich, so wie mit seinen Vettern Otto Heinrich, Christoph und Johann Gerwick von der Bayer'schen Linie Schwarzenberg in schmeichelhafter Anerkennung des uralten Adels

und der glänzenden Verdienste ihres Geschlechtes um Kaiser und Reich in den Grafenstand erhoben zu werden und zugleich die Stammherrschaft Schwarzenberg zur Reichsgrafschaft erhöht zu sehen *) (21. Mai 1566). Natürlich mußten bei diesem Anlasse auch die ritterlichen Verdienste Johann's und seiner Vorfahren in den Würtembergischen, Französischen und Burgundischen Kriegen mit in die Wagschale fallen. Namentlich soll Johann auf einem jener Kriegszüge schwer verwundet und in die Hände der Franzosen gefallen sein, aus denen er nur durch ein ansehnliches Lösegeld erledigt wurde. Leider sollte er der Letzte seiner Linie sein, da ihm seine Gemahlin, Marie Jakobe, geb. Gräfin von Oettingen (Schwester seiner Stiefmutter Anna), verwittwete Pfalzgräfin von Simmern, keine Erben gebar. Die Fränkischen Stammgüter übergingen nach Johann's 1588 erfolgtem Hinscheiden nunmehr an die Grafen zu Schwarzenberg von der Bayer'schen Linie, und zwar an Otto Heinrich, den jüngsten Sohn Christoph's I., Stifters dieser Linie.

Letztere hatte, seit Christoph I., „der Religion wegen" sein fränkisches Heimathland verlassen (1519), feste Wurzeln in Bayern

---

*) Das kais. Diplom sagt an betreffender Stelle: „Weil wir denn glaubwürdig erinnert werden und eigentlich befinden, daß der Namen und Stamm der Freiherren zu Schwarzenberg und Hohenlandsberg seinen ehrlichen, adelichen, ritterlichen und heirlichen Stand von unerdenklichen Zeiten und etlich hundert Jahren bei dem h. Reich rühmlich hergebracht, sich auch bei weiland unseren löbl. Vorfahren, Römischen Kaisern und Königen je und allwegen zu Kriegs- und Friedenszeiten ungespartes Leibs, Vermögens, Guts und Bluts in ansehnlichen Aemtern und Befehlen unverdrossentlich gebrauchen lassen und ehrlich, aufrichtig und wohl verhalten: so haben wir gütlich angesehen, wahrgenommen und bedacht solch, der Freiherren zu Schwarzenberg und Hohenlandsberg uralt adelich und löblich Herkommen und in Sonderheit die Ehrbarkeit, Rechtlichkeit, adeliche gute Sitten, Tugenden und Vernunft, darein wir die Edlen, Unsere und des Reichs liebe getreue Johansen, Otto Heinrichen, Paulusen, Friedrichen, Johann Geberich (Gerwick) und Christoffen, Alle Freiherren zu Schwarzenberg und Hohenlandsberg, Gebrüder und Vettern, erkennen; auch die angenehmen, getreuen und ersprießlichen Dienste, so weiland ihre Vorältern Unseren Vorfahren Röm. Kaisern und Königen, hochmilder Gedächtniß, wie vorangeregt, und dann sie selbst Uns und dem h. Reich in mannigfältiger Weis gehorsamlich erwiesen haben und Solches hinfüran nicht weniger zu thun unterthäniglich erbötig sind, auch wohl thun mögen und sollen. Und darum" ꝛc. ꝛc. —

geschlagen und sich bereits zu bedeutenden Würden und hohem Ansehen emporgeschwungen. Christoph selbst war als Rath in die Dienste Herzog Wilhelm IV. von Bayern getreten und zum Hofrichter des fürstlichen Hofgerichtes*) bestellt worden. Später finden wir ihn als Bayer'schen Landhofmeister, also als ersten Staatsdiener im Bayerlande. An der Erhaltung der Ordnung in Bayern während des Bauernkrieges wird mit Recht Christoph ein wesentlicher Antheil zugeschrieben und die Vertheidigung der Lehren der alten Kirche fand in ihm und dem Kanzler Bernhard von Eck feurige, selbst mit gedruckten Denkschriften auftretende Kämpen. Das Landhofmeisteramt verwaltete er bis an sein Ende (1538). Nach dem mit seinem Bruder getroffenen Erbvergleiche hatte er sich in Bayern angekauft (Schloß und Hofmark Traubling, dann Sitz und Hofmark Eggenhofen) und somit seiner Nachkommenschaft eine bleibende neue Heimath gegründet. Mit zwei Gemahlinnen, Eva von Montfort und Scholastika, Tochter des turnierberühmten Caspar Rothhaft von Werenberg, einer geistvollen und hochgebildeten Dame, hatte er eine zahlreiche Nachkommenschaft erzeugt. Sein ältester Sohn Wilhelm (geb. 1517, † 1552) war Kammerrath des Erzherzogs Ferdinand zu Inspruck und später Nachfolger des Vaters in der Bayer'schen Landhofmeisterwürde, vermählt mit Maria, Tochter des Erbmarschalls Leonhard v. Eck, Herren auf Randeck. Christoph's jüngerer Sohn Sebastian starb als Landrichter zu Donaustauf (1588), vermählt mit Barbara von Frauenhofen, Vater des Domprobstes und Scholastikus von Bamberg und Würzburg, später Präsidenten des Reichskammergerichtes zu Speyer, Johann Gerwick Grafen zu Schwarzenberg (geb. 1546, † 1608). Paul, Christoph's dritter Sohn (g. 1529, † 1557) ward Würzburgischer und Passauer Domherr. Von Christoph's

---

*) Das herzogl. Hofgericht zu München war das Appellations-Obergericht für Bayern. Dasselbe war aus des Herzogs Räthen, Marschallen und Kanzler zusammengesetzt; an deren Spitze stand jederzeit des Herzogs erster Staatsdiener, „Hofmeister" betitelt. (Landt. Handl. 5. 181.) —

Töchtern begegnen wir Marien Jakoben als Fürst-Aebtissin des freien adeligen Reichsstiftes zu Buchau am Federnsee in Schwaben, und Marien Magdalenen, verw. Gräfin von Montfort. Das Ansehen des Hauses zu erhöhtem Glanze zu steigern, war Christoph's jüngstem Sohne, Otto Heinrich (geb. 1535, † 1590), vorbehalten, einem durch hervorragende Eigenschaften des Geistes und Herzens, durch ungewöhnliche Bildung, echte Lebensweisheit und Welterfahrung, so wie nicht minder durch eminente Tüchtigkeit und Brauchbarkeit in Staatsgeschäften, denen er sein Leben widmete, ausgezeichneten Manne. Wenn ihn gleichzeitige Schriftsteller „inter viros sui temporis illustres illustrissimum" („unter den ausgezeichneten Männern ihrer Zeit einen der Ausgezeichnetsten") nennen, so ist dieß durch seine ganze Laufbahn und durch die ihm zu Theil gewordenen Ehren und Würden mehr als gerechtfertigt. Bereits in seinem 27. Lebensjahre erscheint er als Landhofmeister und Oberstkämmerer in München, und nicht lange hierauf erblicken wir ihn auf einer wichtigen Sendung nach Rom, ohne Zweifel aus Veranlassung der deutschen Religionsverhältnisse. Nach dem tragischen Ende des lutherischen Markgrafen Philipp von Baden in der Hugenottenschlacht von Montcontour war es Otto Heinrich, der die vom Schwager des Gefallenen, Herzog Albrecht von Bayern, über den jungen Markgrafen übernommene Vormundschaft faktisch führte, demzufolge er sich auch noch 1571 „von kais. Maj. verordneter Vormund und Statthalter in Baden" schrieb. Als nach dem Abschlusse der Utrechter Union 1579 zu Cöln ein Congreß zusammentrat, um unter kais. Vermittelung zwischen Spanien und den Generalstaaten zu unterhandeln, nahm auch Otto Heinrich neben den Erzbischöfen von Trier und Cöln, dem Bischofe von Würzburg und Herzoge von Jülich als kais. Commissaire an diesen leider resultatlosen Debatten Theil. Eines vorzüglichen Ansehens genoß er am kais. Hofe unter den beiden Kaisern Maximilian II. und Rudolf II. Ersterer berief ihn an seinen Hof, ernannte ihn zum Reichshofrathspräsidenten und

Hofmarschall,*) Aemter, in denen er von Rudolf II. bestätigt ward. Allein nicht bloß seine Talente und Kräfte, seine staatsmännische Gewandtheit und diplomatische Begabung widmete er seiner Stellung und seinem Berufe, sondern er brachte denselben auch bedeutende, seinen Vermögensverhältnissen sehr nachtheilige materielle Opfer. Dadurch wurde er auch bewogen, sich diesen kostspieligen Conjunkturen zu entziehen und wieder in ausschließliche Bayer'sche Dienste zurückzukehren. Eine glänzende Genugthuung gewährte allerdings seine, seiner Neffen und Vettern unter so eclatanter Anerkennung geleisteter Dienste stattgefundene Erhebung in den Grafenstand. Ein wichtiges Familienereigniß wenige Jahre vor seinem Tode (1588) war die Vererbung der Schwarzenberg'schen Stammgüter in Franken von Seite des kinderlos hinscheidenden Grafen Johann zu Schwarzenberg, dem Letzten der jüngeren Fränkischen Linie, an ihn und sein Haus. Dadurch, und als Besitzer der Hofmark Eggenhofen (zufolge der Theilung der väterlichen Güter) wurde er Stifter der jüngeren, aber schon mit seinem Sohne Wolfgang wieder erlöschenden Bayer'schen Linie Schwarzenberg. Unter ihm wurde auch jener lang berathene, aber nicht zum entschiedenen Vollzuge gelangte Familienvertrag mit den Freiherren von Seinsheim angebahnt, demzufolge die Schwarzenberge ihrem Prädikate wieder den Namen „Seinsheim" hinzufügen und in allen Familienurkunden die Gemeinsamkeit des Ursprungs, Namens und Wappens adoptiren sollten. Leider brach in Betreff des von Georg Ludwig d. Ä. von Seinsheim gestifteten Fideikommisses zwischen den beiden Häusern eine Mißhelligkeit aus, die erst nach einem mehr denn 50jährigen Rechts-Streite durch den Straubinger Vergleich beigelegt wurde. Für den Genealogen und

*) Der bekannte Genealoge Imhof, Gauchen, Ritterhusius, Haimb und Andere führen ausdrücklich diese Würden an, welche von Anderen bezweifelt werden wollen. Er selbst schrieb sich 1582: „Graf zu Schwarzenberg, Herr zu Hohenlandsberg, auf Randegkh, Eggenhofen und Winzer, Röm. kais. Majestät, auch fürstl. Bayer'scher geheimer Rath, Land- und Oberster Hofmeister und oberster Kämmerer;" was keineswegs gegen obige Annahme zeugt. Ueberdieß bestätigt der Fürstenbrief des Schwarzenberg'schen Hauses den Besitz obiger Aemter und Würden.

Familiengeschichtsschreiber ist aber die oben angedeutete Ursprungsanerkennung von besonderem Interesse. —

Außer seinen staatsmännischen Eigenschaften schmückten aber unsern Grafen auch viele Vorzüge eines wahrhaft ausgezeichneten Privatcharakters. Er liebte die Künste und Wissenschaften. Er erwies sich als ihr Mäcen und fand in dieser Beziehung an dem in Würzburg jetzt noch nicht vergessenen Fürstbischofe Julius einen gleichgesinnten Freund. Er sammelte Münzen, Antiken und Medaillen, seine karge Muße auf schönsinnige und geistvolle Weise ausfüllend. Sein wohlgetroffenes Bildniß, von Johann Sadeler in Kupfer ausgeführt, stellt ihn als eine ernste, würdevoll imponirende Persönlichkeit dar. Sein Wahlspruch auf einem Blatte mit der Jahreszahl 1590 (seinem Todesjahre): „Mors mihi fiat grata quies portusque salutis“ („Der Tod werde mir zur willkommenen Ruhe und zum Hafen des Heiles“) charakterisirt ihn als einen Mann, der christlich mit dem Leben abgeschlossen. Bezeichnend ist auch seine Aeußerung, als man ihn gelegentlich seiner zweiten Vermählung zur Heimführung einer verwitweten Herzogin von Sachsen veranlassen wollte: „Ein großer Vogel braucht ein großes Nest, und weiß dennoch Niemand, was er für Eier legt;“ eine Ansicht, die auch den späteren Schwarzenbergen bei ihren Familienverbindungen zur Richtschnur gedient zu haben scheint.

Otto Heinrich war dreimal vermählt gewesen: mit Elisabeth von Buchberg und Winzer (seit 1555), mit Catharina, verwitweten Truchseß von Waldburg, geb. von Freundsberg, aus dem berühmten Geschlechte dieses Namens (seit 1576), und zuletzt mit Joachelina, Gräfin von Novo-Castro (Neuburg), Herrin zu Gargier und St. Albin (seit 1582). Otto Heinrich's ältere Tochter Sibylla war mit einem Freiherrn von Bemmelberg und Hohenburg, die jüngere Marie mit Christoph Fugger, Grafen zu Kirchberg und Weißenhorn, vermählt. Sein einziger Sohn Wolfgang Jacob, churbayerscher Rath und Kämmerer (geb. 1560, † 1618), obgleich mit Sibylla, Gräfin von Fugger-Kirchberg und Weißenhorn, in einer mit 9

Kindern gesegneten Ehe lebend, sollte dennoch der Letzte der kaum erblühten jüngeren Bayer'schen Linie seines Hauses sein. Zwei seiner Söhne starben im Jünglingsalter auf Bildungsreisen, Carl zu Siena in Italien und Ferdinand zu Rom, beide in demselben Jahre 1615. Vierzehn Jahre früher hatte er einen in Würzburg studierenden Sohn verloren. Eine seiner Töchter, Renata, erscheint als Gemahlin des Grafen Ferdinand von Törring. Dem Glauben seiner Väter feurig zugethan, hatte er sich an dem Zuge der Bayer'schen Herzoge gegen den abtrünnigen Churfürsten und Erzbischof von Cöln, Gebhard, betheiligt, so wie denn auch von ihm gerühmt wird, durch sein voranleuchtendes Beispiel viele Glaubensconversionen bewirkt zu haben. Das alte, durch eine Feuersbrunst eingeäscherte Stammschloß Schwarzenberg fand an ihm einen sorgfältigen Wiederhersteller.

Nach dem Ausgange dieses Zweiges der Bayer'schen Schwarzenberge fielen nun die Fränkischen Stammgüter, an die das Geschick des Gesammthauses geknüpft blieb und deren Geschichte jene der Familie zurückspiegelt, an die ältere Bayer'sche Linie, und zwar an das jüngste Glied derselben, den Grafen Georg Ludwig zu Schwarzenberg, den Urenkel Christoph's I., des Ahnherrn, und Sohn Christoph's II., Bayer'schen Rathes, Vicedoms in Straubing und Pflegers zu Natternberg (vermählt mit Anna Kärgl von Fürth). Auf ihm beruhten nun die Hoffnungen des Hauses, nachdem sein älterer Bruder Christoph (vermählt mit Maria Barbara Freifrau v. Thurn) bereits 1611 aus dem Leben geschieden, und der andere zweitälteste, Friedrich, 1605 als Passauer Domherr verstorben war. Sichtlich näherte sich die Geschichte des Hauses einer Katastrophe und nach einem ganz eigenthümlichen Entwickelungsgange der Verhältnisse dem Punkte, wo die Seitenarme des familiengeschichtlichen Stromes wieder in ihr ursprüngliches Bette zurückkehren sollten, oder vielmehr, von wo nach dem Versiegen der Nebengewässer der Hauptstrom seinen oft hochwogenden historischen Lauf mit erneuerter Kraft fortsetzen sollte, nicht ohne vorher die letzte Sturzwelle des Seitenstromes in sich aufgenommen zu haben. Eine sich im Kleinen wie im Großen

häufig offenbarende Erscheinung, daran erinnernd, daß im providentiellen Laufe der Dinge kein absolutes Verkommen, daß aus dem Tode stets neues Leben keimt und dem untergehenden Tage neue Morgenröthen folgen.

Gleich seinem Vetter Wolfgang Jakob sollte auch Graf Georg Ludwig der Epigone seiner Linie werden und mit dem Erlöschen derselben nicht nur das seit mehr denn zwei Jahrhunderten bei den Nachkommen der zweiten Urahnmutter des Gesammthauses, Barbara von Abensberg, verbliebene Fränkische Stammgut an die späten Enkel der ersten und älteren Ahnfrau, Anna von Bibra, zurückgelangen und der ursprüngliche Wille des Stammvaters Erkinger seine, wiewohl späte Erfüllung finden; sondern es sollte auch ein ansehnlicher Zuwachs sowohl an wirklichem Besitzthum als auch an eventuellen Besitzansprüchen an jene gleichberechtigten Erben zugleich mit übergehen. Aber dieses umfängliche materielle Erbe sollte nicht minder ein schwer schwingendes moralisches an Ehren und Verdiensten im Gefolge haben, das, sich zu dem bereits selbst errungenen und jenem die Wage haltenden der Empfänger gesellend, eine Fülle von glänzenden Resultaten des Jahrhunderte lang fortwirkenden „historischen Familienbewußtseins" repräsentirte. Ehe Georg Ludwig in die Gruft seiner Väter, die Reihe der Ahnen schließend, hinabstieg, hatte sein rastlos thätiges, in unerschöpflichen Opfern für das Staatswohl und im Dienste seines Herrn aufgegangenes Leben einen so hellen Schimmer um seine hervorragende Persönlichkeit verbreitet, daß er noch jetzt nach so mannigfaltigem Wechsel der Zeiten in der geschichtlichen Ueberlieferung nichts von seinem ursprünglichen Lichte verloren. Ein bemerkenswerthes Zusammentreffen von Umständen muß es wohl auch genannt werden, daß der Moment der Vereinigung beider Linien des Hauses, der hinsterbenden Bayer'schen und neu aufblühenden Niederländischen, sowohl den Erblasser der ersteren, Georg Ludwig, als auch den Erbsanwärter der letzteren, Johann Adolf, gleichzeitig in den Diensten des Oesterreichischen Erzhauses finden und den Letzt-

genannten als Stifter der jetzt regierenden Niederländisch-Oesterreichischen Linie begrüßen sollte.

Frühzeitig führte das Geschick den jungen Grafen an den Hof des Erzherzogs Ferdinand von der Oesterreichisch-Steyer'schen Linie, nachmaligen Kaisers Ferdinand II. Den Khevenhüller'schen Annalen zufolge, stach Georg Ludwig durch eine besondere geistige Begabung und sonstige vorzügliche Eigenschaften hervor und gewann schon als Edelknabe die Vorliebe seines fürstlichen Herrn für sich. Als 19jähriger Jüngling begleitete er den einflußreichen und nachmals so glänzend ausgezeichneten Freiherrn Hans Ulrich von Eggenberg (des „Kaisers Herz" genannt), kais. Obersthofmeister und geheimen Rath, als Gesandten nach Madrid und legte auf seinen hierauf folgenden Reisen durch Frankreich, die Niederlande und Italien den Grund zu jener eminenten Bildung, die ihn zum Staatsmanne und Krieger gleich befähigte. Er wußte die Feder so gut wie das Schwert zu handhaben („ambidexter") und verband mit einer Klarheit und Besonnenheit des Urtheils eine Gewandtheit in Geschäften, die ihn nachgerade in einer der tüchtigen und ausdauernden Kräfte so sehr bedürfenden Zeit bald zum unentbehrlichsten Manne machte, wo es galt wichtige Aufträge zu vollziehen und großartige Aufgaben zu vollbringen. An Gediegenheit, Festigkeit und redlicher Offenheit des Charakters mochte er kaum von Anderen übertroffen werden, und seine hingebende Treue, sein unermüdlicher Aufopferungsmuth in einer düsteren, wild verworrenen und leidenschaftlich bewegten Zeit hatten schwere Proben überstanden.

Bald nach seinen vollendeten Bildungsreisen *) finden wir ihn als Kämmerer des Erzherzogs Ferdinand, etwas später als Rath und Oberst-Stallmeister der Erzherzoge Ferdinand und Carl. Aber schon seit 1612 begegnen wir ihm auf verschiedenen diplomatischen Reisen. Zuerst im Interesse des Erzherzogs Carl rücksichtlich des

*) Er hatte auf denselben auch Malta berührt und soll unter anderem auch einen Zug gegen die Corsaren mitgemacht haben.

Bisthums Breslau, dann auf einer Mission nach Polen an König Sigismund und weiterhin an den Pfalzgrafen von Neuburg. Die Reihe der größeren Sendungen beginnt 1616 mit Georg Ludwig's Abordnung an die Fürsten der katholischen Liga um Beistand gegen die mit den Türken und Griechen verbundenen Venetianer. (Eine Kriegssubsidie von 275,000 Fl. und ein Darlehen von 30,000 Fl. des Bischofs von Würzburg waren die Frucht seiner Bemühung.) Mit dem Jahre 1618 war bekanntlich der Sturm des verhängnißvollen 30jährigen Krieges losgebrochen. Georg Ludwig sollte all die Schrecken und Drangsale dieser grauenvollen Zeit mit erleben, ohne mehr das Erscheinen des Friedensgestirnes am gewittervollen Horizonte Deutschlands zu erblicken. Der schwierigen Aufgaben, undankbarer Mühe und hohen Kostenaufwandes gab es da viel und nur der hingebende Patriotismus, die unermüdliche Thatkraft eines Mannes, wie Georg Ludwig, konnten die rastlose Arbeit bewältigen, die schweren Opfer ohne Widerwillen bringen. So finden wir ihn denn gleich im Beginne dieses Zeitraumes auf einer Gesandtschaftsreise nach England, um mit Jakob I., dem Schwiegervater des unglücklichen Pseudokönigs von Böhmen, Friedrich von der Pfalz, zu verhandeln. Ehe noch ein Resultat in London erreicht ist, muß Georg Ludwig schon wieder eilig einem Rufe nach Brüssel folgen, um der Infantin-Statthalterin in den Verhandlungen mit Spanien und England „auf jedes Verlangen mit seinem räthlichen Gutbedünken beizustehen." Erst nach 22 Monaten ist es dem „bewährten und getreuen Minister," wie ihn der Kaiser selbst nennt, „und den Se. Majestät der bekannten trefflichen Geschicklichkeit und Verstandes willen zu weiteren wichtigen Commissionen zu gebrauchen, nicht umgehen können," „dem getreuen Minister," wiederholen wir, vergönnt, die Rückreise anzutreten, nicht ohne die ausdrückliche Versicherung, ihm aus „kais. Gnaden und landesfürstlicher Hulden wegen seines angewandten sonderbaren Fleißes, Treue und Geschicklichkeit je und allezeit wohlgewogen zu verbleiben," zu empfangen. Nicht weniger denn 105,624 Gulden hatte die englisch-niederländische Gesandtschaftsreise dem Gra-

sen gekostet, wozu noch überdieß ein baares Darlehen an den Kaiser kam. Bald darauf begleitet er, „der Sr. Maj. noch niemals einen Dienst abgeschlagen und von dem man hoffe, daß er sich bei dieser neuerlichen Occasion wieder willfährig erzeigen werde," den Erzherzog Carl, Bruder des Kaisers als Obersthofmeister nach Spanien, sich von seiner ihm kaum angetrauten zweiten Gemahlin losreißend. Nach dem bald darauf erfolgten Hinscheiden des Erzherzogs bestreitet er aus eigenen Mitteln die Funeralien, ohne so glücklich zu sein, das ihm bestimmte erzherzogliche Legat zu erhalten, oder auf sein Ansuchen um die durch den Tod des Erzherzogs heimgefallene, ganz ruinirte Grafschaft Glaz als Mann- und Stammlehen in Betracht „seiner großen Bemühungen, unterschiedlichen Reisen und angewandten großen Unkosten," Rücksicht genommen zu sehen. — Im Jahre 1625 sucht Georg Ludwig für das zum Schutze der italienischen Besitzungen Philipp IV. in Deutschland zu werbende Heer einen Musterplatz, und als sich Christian IV. von Dänemark an die Spitze der evangelischen Union Deutschlands stellt, wird Georg Ludwig „aus andringenden, erhebenden und rechtmäßigen Ursachen zur Versicherung, Schutz und Rettung des löbl. Erzhauses Oesterreich, dessen Anverwandten u. s. w. bei den weit aussehenden feindlichen Bündnissen und Conföderationen, bestehendem Einfall und erwiesenen Hostilitäten *) dringendst zu einer abermaligen Sendung nach Brüssel beordert, zugleich aber auch noch mit einer wichtigen Sendung an die Churfürsten von Bayern und Sachsen beauftragt." Dreizehn Monate der rastlosesten diplomatischen Thätigkeit und einer ausgebreiteten staatsmännischen Correspondenz (besonders mit dem be-

*) Wörtlich aus vorliegenden Original-Dokumenten. Wir betrachten es als eine schöne und dankenswerthe Aufgabe der Zukunft, das Leben Georg Ludwig's seinem ganzen Umfange nach einer historischen Würdigung zu unterziehen. Im fürstl. „Schwarzenberg'schen Ahnensaale" — einer leider nicht in's größere Publikum gedrungenen Sammlung von Familienportraiten mit biographischem Texte (herausgegeben von Franz Stohl, bisher aber unvollendet) haben wir einen lebensgeschichtlichen Charakterabriß des Grafen zu liefern versucht und folgen hier den damaligen Aufzeichnungen.

rühmten kais. Kanzler Questenberg) fließen nun über den Brüsseler Aufenthalt hin, die gestellte Aufgabe ist aber auch eine hochwichtige und entscheidungsvolle. Es gilt das innigste Einverständniß mit Spanien, die Entwaffnung Dänemarks und Unschädlichmachung Mansfeld's, der eine Verbindung mit dem Siebenbürger Fürsten Bethlen Gabor sucht, Unterdrückung des holländischen Handelsmonopols, Gewinnung eines Hafens am baltischen Meere, überhaupt Wiederherstellung der kais. Autorität im Norden, Wiederbelebung des Handels nach Indien, als dem „Eldorado alles Reichthums" u. s. w. In dieser Zeit ist es, daß Georg Ludwig gleichzeitig mit Ulrich von Eggenberg dem Kaiser ein von großartiger, echt deutscher Gesinnung und feuriger Vaterlandsliebe, sowie von reiner Begeisterung für das Habsburg'sche Kaiserhaus zeugendes Gutachten (vielmehr Projekt) über die vier letztgenannten Punkte, namentlich aber über die Gründung einer deutschen Kriegs- und Handelsflotte unter einer gemeinsamen deutschen Flagge mit den kais. Farben vorlegt, das leider bis zur Stunde nur ein beschriebenes Blatt Papier geblieben ist. Aber die Priorität der Idee hat der erleuchtete Staatsmann für die Ehre der Oesterreichischen Diplomatie gerettet.*) Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, welch' große Opfer dieser abermalige Aufenthalt in Brüssel gekostet. (Der Graf mußte damals vor seiner Abreise den Schmuck seiner Gemahlin verpfänden!) Dießmal war aber dem Grafen ein glänzender Beweis vollkommener Anerkennung zu Theil geworden: vom Könige von Spanien das goldene Vließ**) und von seinem Kaiser die geheime Raths- und Hofmarschallswürde.

---

*) Ein Aufsatz hierüber nebst dem mitgetheilten authent. Texte der beiden eben berührten Gutachten findet sich im Oesterreichischen Militairkalender, Jahrg. 1850, aus der Feder des Verfassers dieser Blätter.

**) In einer vertraulichen Mittheilung schrieb damals der Graf: „Wegen des Toison's bin ich längst in Ordnung, denn ich der Dritte bin. Der Erste ist der Graf von Nassau, der Andere Graf Argeil, der Dritte soll ich sein, und als ich glaube, hab' ich die Gnad' und Sicherung vor diesen Allen gehabt. Auf des Herzogs Wilhelm Toison ist nicht zu hoffen, weil der Erzherzog Leopold Wilhelm darum

Die beiden folgenden Jahre 1627 und 1628 finden ihn nun im Sinne seines obigen weit aussehenden Projektes, und um die Operationen Wallensteins an der Ostsee zu unterstützen, bei der Hansa in Lübeck und Hamburg überaus thätig. Seine dortigen Geschäfte brachten ihn mit dem stolzen Friedländer in vielfältige, nicht immer freundliche Berührung (Georg Ludwig's schriftliche Aufzeichnungen aus jener Periode sind ebenso interessant als bezeichnend), und zuletzt muß er, obgleich seine Negotiationen später dennoch nicht ohne Erfolg sehend, mit bitterem Gefühle dem stärkeren Einflusse des übermächtigen Herzogs weichen. Aber wie wenig der treue Mann einen wichtigen Dienst abzuschlagen vermochte, beweist seine neuerliche Sendung 1629 nach Mainz und zu noch anderen drei Churfürsten im Interesse des Erzhauses Oesterreich. *) Gleichwohl scheint ihn der Gedanke an ein früheres oder späteres Zurückziehen von der diplomatischen Laufbahn schon länger beschäftigt zu haben, einmal um mannigfacher herber Erfahrungen, besonders der Wallenstein'schen Unbilden willen, und dann seiner Familienangelegenheiten wegen, deren Besorgung sein bisheriges allzubewegtes Leben viel zu wenig erlaubte. Seinen Wunsch sah er erst im Juli 1631 realisirt; **) aber der that-

---

stehen thut. Ich bin ein Knecht des Herrn; geschieht mir die Gnad', so hab' ich zu danken; wo nicht," setzt er humoristisch-resignirt hinzu, „so werde ich mich darum nicht hängen." Gewiß ein Zeugniß unabhängiger Gesinnung und aufrichtiger Offenheit. —

*) Ohne Zweifel im Zusammenhange mit dem hierauf (1630) gefolgten Churfürstentage zu Regensburg, wo die Wahl Ferdinand III. zum röm. Könige auf nicht zu beseitigende Hindernisse stieß. Es ist dieß derselbe Regensburger Reichstag, auf dem die Entfernung Wallenstein's dringend begehrt worden. —

**) Von der damaligen Stimmung des Grafen zeugt folgende briefliche Aeußerung an seinen Vetter, den Grafen Adam: „Und glauben Ew. Liebden, daß ich zu klagen genug Ursache hätte; aber ich stelle Alles an seinen Ort, hoffend: „Quod animos quiescendo fieri sapientiores." Das habe ich erfahren: je mehr wir uns in die weltlichen Händel eindrängen wollen, je schwerere Unruhe und Arbeit, auch Unsicherheit uns solche gebären. „Quia labores manuum tuarum manducabis, beatus es et bene tibi erit." Diesem Exempel, oder vielmehr Lehre, nachzufolgen, will ich mich aller Obliegenheiten in wenig Wochen gänzlich entledigen und wo nicht vielen Dingen, doch meinen Acker mit Fleiß abwarten und mich nicht bekümmern,

gewohnte Mann hatte nur seinen Abschied vom Hofe genommen, um die Feder mit dem Schwerte zu vertauschen. Aus dem Cabinete trat er auf den offenen Kampfplatz gegen die Ungläubigen. Er hatte sich um das Gouvernement in den windischen Landen gegen die türkischen Grenzen (Waresdiner Generalat) beworben, und es auch erhalten. Daß er sich auch in dieser neuen Stellung mit voller Tüchtigkeit bewährt, beweist das Zeugniß der Khevenhüller'schen Annalen, wo von ihm gesagt wird: „Seine Untergebenen halten ihn für einen Vater, der Türke für einen wachsamen General und die Länder für ihren rechten Beschützer." Zu wiederholten Malen hatte er als windischer General Truppen geworben, 1636 3000 Mann, um sie nach Frankreich zu führen, und im nächsten Jahre abermals 3000, „ohne zu wissen, was Ende oder Ort sie werden kommandirt werden." Indessen war auch seine diplomatische Rolle nicht ganz ausgespielt, denn noch einmal — 1635 — mußte er sich zu einer Gesandtschaftsreise entschließen, und diese war es, die die röm. Königswahl Ferdinand III. (1. December 1636) bei den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg angebahnt. Tief ging ihm der Tod des Kaisers Ferdinand II., 1637, zu Herzen, und er „besorgte, daß seine Dienste und aufgewandten Kosten mit dem Kaiser dürften gestorben und begraben sein." In demselben Jahre nahm er auch seinen Abschied von der Armee.

Mit Georg Ludwig's Eigenschaften als Staatsmann und öffentlicher Charakter waren aber auch höchst schätzbare Tugenden des Privatmannes und Menschen gepaart, und sie sind es eben, die sein ganzes Wesen so liebenswerth, so ehrwürdig machen und mit dem klaren Lichte schöner Patriarchalität umgeben. Er war ein pietätvoller Sohn, ein treuer, liebevoller Gatte, überhaupt ein Hausvater im eminenten Sinne des Wortes und ein die Interessen des Schwar-

---

was der Tag zu Leipzig (Convent der evangel. Stände, 1631) Gutes oder Böses gebären werde. Denn ich sehe, daß ich dahin nicht geboren und deßwegen Mehrerem nicht aspiriren dürfe." Diese wehmüthig-resignirte Stimmung konnte nur der trostlose Zustand der Dinge in Deutschland dem vielerprobten Manne einflößen. —

zenberg'schen Gesammthauses mit ausgezeichneter Sorgfalt und innigster Verwandtenliebe umfassender Repräsentant desselben. *) Nicht ohne Kampf hatte er den an ihn gediehenen Besitz der fränkischen Stammlehen gegen die Beirrungen von Seite der Markgrafen von Brandenburg, als Lehnsherren, und gegen die hartnäckigen Ansprüche der auf den Grafenstand aspirirenden westfriesländischen Schwarzenberge, als Erbprätendenten, vertheidigt, mit Eifer die Geltendmachung der Schwarzenberg'schen Rechte auf das Seinsheim'sche Fideikommiß zu realisiren gesucht, und 18 Jahre lang unter den schwierigsten Verhältnissen und den drohendsten Gefahren für den Schwarzenberg'schen Besitzstand, für die Mitbelehnung seiner Vettern, der Grafen zu Schwarzenberg von der Niederländischen Linie, mit den Fränkischen Stammgütern gestritten, bis sie endlich 1637 gelang. Es war dieß überhaupt eine Zeit schwerer Prüfung und Heimsuchung für das Schwarzenberg'sche Gesammthaus, dessen Bayer'sche Linie mit Georg Ludwig zu erlöschen drohte, und das in der nächstverwandten niederländischen nach dem frühen Hinscheiden des älteren Sohnes des Grafen Adam, Franz Hartard, nur auf zwei Augen stand; des-

---

*) Der jahrelange, fleißige Briefwechsel des Grafen mit seinen Vettern Adam und Johann Adolf liefert zahlreiche Belegstellen zu dieser Charakteristik. Aber eben so treu spiegelt er auch die ganz verwandten Charaktere der beiden letztgenannten Correspondenten zurück. Ueberhaupt ist dieser Briefwechsel von dem vielseitigsten Interesse und gestattet einen tiefen Einblick in die damaligen Zeitverhältnisse überhaupt und in die Situation des Schwarzenberg'schen Hauses insbesondere. Hoffentlich wird er der Oeffentlichkeit nicht für immer entzogen bleiben, um so weniger, als er nur zum Ruhme des Hauses gereicht. — Als bester Sohn wird Georg Ludwig von seiner Mutter geschildert. In ihrem Testamente vom 15. December 1614 bezeichnet sie ihn als denjenigen, „der ihr von allen ihren Kindern von Jugend auf bis auf die jetzige Stunde allen kindlichen Gehorsam, die schuldige Liebe und Treue und zu ihrem besten Gefallen jederzeit bewiesen und erzeigt, sie niemals, weder mit Worten, noch mit Werken, vielweniger mit einiger Schuldenlast, noch mit andern Ungelegenheiten beleidigt hat, u. s. w" — Das schmeichelhafteste Lob ertheilte auch Georg Ludwig's hochbetagte erste Gemahlin ihrem jungen Gemahle in der Schenkungsurkunde vom 30. Oktober 1617 über die Herrschaft Murau in Steyermark. Er hatte die 82jähr. Matrone als Mutter geehrt und geliebt und „aus schuldiger dankbarlicher Wiedervergeltung bedenkt sie ihn nun aus dem ihr von Gott reichlichbeschenkten Vermögen" ɔc. —

sen fränkische Stammlehen auf der einen Seite von unberufenen Prätendenten gierig umlauert, andererseits von den Schweden gänzlich verwüstet, confiscirt und in fremde Hände überliefert worden (an den Obersten Heinrich Wilhelm Grafen zu Solms 1632), während Georg Ludwig frühzeitig seine einzigen zwei Söhne begrabend den Ausgang seiner Familie vor Augen sah und die gehässigsten, wie ungerechtesten Verfolgungen das Haus seiner Vettern Adam und Johann Adolf an den Rand des Abgrunds zu reißen schienen. Zur Sicherung der so allseitig gefährdeten gemeinsamen Interessen wurde bereits 1637 eine Erbeinigung zwischen den beiden Schwarzenbergischen Linien geschlossen und wenige Jahre vor dem Tode Georg Ludwig's Graf Johann Adolf, auf dem nun ausschließlich die Hoffnungen des Hauses ruhten, in den Besitz der Grafschaft Schwarzenberg, Herrschaft Hohenlandsberg und der übrigen fränkischen Güter und Nutzungen eingeführt (1643). Zwei Jahre später wurde demselben auch die Seinsheim'sche Erbsanwartschaft förmlich abgetreten und der Seitenzweig der Niederländischen Linie, die sogenannte „Edmund'sche" oder „Lüttich'sche", von der ersteren für den Anspruch auf die Fränkischen Stammlehen mit Antheilen an der Grafschaft Wels und Morsdorf im Luxemburg'schen entschädigt. Die Berührung dieser Familienarrangements gestattet einen Einblick in die inneren Verhältnisse des Hauses und ist hier um so weniger überflüssig, als eben dieser Besitzstand die Basis der nachmaligen Erhebung des heutigen Hauses Schwarzenberg bildet. In seinem letzten Willen ernannte überdieß Georg Ludwig den Grafen Johann Adolf zum Universalerben auch in seinem Steyermärk'schen Allodialbesitze (Herrschaft Murau, u. s. w.). Letzterer rührte von der ersten Gemahlin des Grafen Georg Ludwig, Frau Anna Neumann von Wasserleonburg her, einer zu ihrer Zeit wegen ihres Reichthums und sonstiger Umstände willen weit und breit bekannten Dame. *) In dem merkwür-

*) Das Andenken dieser würdigen Matrone lebt noch jetzt im Volksmunde der Steyermark fort. Welcher besonderen Aufmerksamkeit sie selbst von Seite des Kai-

digen Leben unseres Grafen bildet diese Ehe nicht eben die kleinste Merkwürdigkeit. Als sich Georg Ludwig 1617 mit dieser Dame vermählte, war dieß bereits die 6. Hochzeitsfeier der Letzteren, der Bräutigam 31, die Braut zwei und achtzig Jahre alt. Frau Anna war nacheinander Witwe Johann Jakob's von Tannhausen, Christoph's zu Liechtenstein, Ludwig's von Ungnad, Carl's Freiherrn von Teufenbach und des Grafen Ferdinand von Ortenburg geworden. Ihrem sechsten, sie kindlich verehrenden Gemahle, Georg Ludwig z. S., hatte sie die von ihrem zweiten Gemahle überkommene Stadt und Herrschaft Murau sammt allen Liegenschaften, Barschaften und Kleinodien als freiwillige Schenkung übergeben. Diese ansehnliche Erbschaft im schönen Steyerlande ward nun seit 1646 zur Grundlage des nachgerade zu so großartiger Entwickelung gediehenen und jetzt so umfangreichen Schwarzenberg'schen Besitzstandes in den Oesterr.-Erblanden.

Unmittelbar vor seiner spanischen Reise i. J. 1624 hatte sich Graf Georg Ludwig durch unmittelbare Procurirung des Kaisers*) mit Maria Elisabeth, Gräfin von Sulz, Tochter des Grafen Rudolph von Sulz, Landgrafen im Kleggau, und der Frau Barbara, geb. Freiin von Hohenstauffen, einer eben so liebenswürdigen als höchst religiösen Dame, vermählt, die ihm zwei Söhne gebar, denen er jedoch zu seinem größten Schmerze in die Gruft nachsehen mußte. Georg Ludwig endete sein irdisches Dasein am 21. Juli 1646, nicht ohne die Treue alter Diener belohnt, reichliche Legate hinterlassen und geistliche Stiftungen in's Leben gerufen zu haben. Er selbst

---

sers genoß, beweist der Umstand, daß derselbe das lange, durch wichtige Ursachen veranlaßte Ausbleiben ihres Gemahls zu entschuldigen und sie deßhalb auf sehr herablassende Weise zu trösten suchte.

*) Georg Ludwig schreibt über diesen Punkt: „Sr. Maj. habe es gefallen, daß er sich vor seiner Abreise nach Spanien mit seiner nun hochgeliebten Gemahlin Maria Elisabeth verehelligen sollte, und es sei Alles in solcher Eile vor sich gegangen, daß ihm zu aller Vorsehung nicht gar acht Tage Termin gegeben gewesen, und so sei ihm der Segen Gottes so gnädig, daß er hoffe zu Weib und Kind (nach dem Sprüchwort) früher zu kommen, als von Spanien zurückzugelangen." .

begehrte „sonder Pomp und Gepränge, *) ohne Trompeten und Heerpauken, nur im gemeinen Sarge" zur ewigen Ruhe gebracht und in der Grabkapelle des von ihm gestifteten Kapuzinerklosters zu Murau beigesetzt zu werden. Dort schläft den langen Schlaf der Letzte der Bayer'schen Grafen zu Schwarzenberg, aber sicherlich nicht der Letzte unter ihnen an Verdiensten, Ehren und Würden. Mit Recht nennt ihn Johann Heinrich Haimb „magnum universae familiae ornamentum" („eine große Zierde der ganzen Familie"), und rühmend gedenkt seiner „herrlichen Thaten und der ausgezeichneten kostspieligen Gesandtschaftsreisen" das Fürstendiplom K. Leopold I.

Mit sichtlicher Vorliebe haben wir bei diesem fesselnden Lebensbilde eines hervorragenden Staatsmannes von solcher Gediegenheit des Wesens und Reinheit des Herzens verweilt, und dennoch nur die äußeren Conturen zu zeichnen vermocht. Nichts desto weniger sind sie die Grundlinien, der ächte Typus des Schwarzenberg'schen Familiencharakters, der gerade damals in den drei gleichzeitig lebenden und zu einer besonders hervortretenden Rolle in Staatsgeschäften mitten in einer höchst merkwürdig bewegten Zeit bestimmten Schwarzenbergen: Adam, Johann Adolf und Georg Ludwig, zur prägnanten Erscheinung geworden. Dem eingeweihten Kenner dieser höchst interessanten Persönlichkeiten, die unerschütterlichen Felsen gleich in der sturmvollen Brandung ihres Jahrhunderts fest standen und sowohl durch diese Ausdauer, nicht minder aber durch ein nie wankendes Gottvertrauen, strengste Pflichterfüllung und reines Bewußtsein am Ende alle Schwierigkeiten überwanden und aus den hartnäckigsten Kämpfen sieggekrönt hervorgingen; dem eingeweihten Kenner werden diese sprechende Familienähnlichkeit, diese ursprünglich verwandten Charakterzüge und die psychologischen Elemente dieser Affinität nicht entgehen und sie werden ihn zu interessanten Schlüssen führen. Indem wir das Bild des Grafen Georg Ludwig wenigstens in den Hauptumrissen nach dem Leben zu zeichnen versuchten, haben

*) „Der Ketten und Kleinodien hatte er sich niemals beflissen."

wir zugleich auch schon zum Theil die Aufgabe gelöst, das Verständniß der Charaktere der beiden anderen vorgenannten Grafen unseren Lesern nahe zu rücken, ja der Grundton dieser typischen Eigenartigkeit der eben bezeichneten Trias klingt in den späteren Schwarzenbergen bei mehr als einer Veranlassung vernehmlich wieder, und hat namentlich in dem verewigten Fürsten, dessen Leben uns beschäftigen wird, einen unserer Zeit und ihren Verhältnissen angemessenen, charakteristischen Ausdruck gefunden.

Nun wir die Nachkommen Erkinger's, des Stammvaters, aus dessen zweiter Ehe bis zur Gruft geleitet, die sich über dem Epigonen dieser edlen Männerreihe 1646 schließt, nicht ohne daß ihre düstere Pforte von dem Glanze der zuletzt hinabgestiegenen Persönlichkeit leuchtend verklärt würde, erheischt es unsere Aufgabe, uns zu den Descendenten des Stammvaters aus dessen erster Ehe zurückzuwenden. Auch hier wird sich uns eine Scene voll interessanter Erscheinungen öffnen und Gestalten an unseren Blicken vorüberschreiten lassen, die es werth waren, „gewesen zu sein." — Michael I., des erstgebornen Sohnes Erkinger's, und seiner leiblichen Geschwister haben wir bereits früher gedacht. Seiner ersten Ehe mit Gertrude Freiin von Kronenberg waren ein Sohn Michael der Jüngere und zwei Töchter, Anna und Margaretha, entsprungen. Erstere ward dem Peter Holicky von Sternberg, aus dem Geschlechte des berühmten Tartarenschreckers Jaroslaus von Sternberg, vermählt. Dieses Peter Vater's-schwester war Gemahlin Georg's von Podiebrad und Kunstadt, des nachmaligen Königs von Böhmen. Margarethe heirathete den Grafen Theodor von Plessen, dessen uraltes Geschlecht im Laufe des 16. Jahrhunderts erlosch. Michael II. oder der Jüngere erscheint als Brandenburgischer Rath und Hauptmann zu Kitzingen und gemeinschaftlich mit seinen Söhnen Erkinger d. J. und Sigismund II., dann mit seinen Vettern Sigismund d. Ä. und Johann II., beide letztere von der Hohenlandsberg'schen Linie, als derjenige, der an dem denkwürdigen Befreiungswerke in Brügge Theil genommen und sich um das Habsburg'sche Kaiserhaus ein wesentliches Verdienst erworben,

wie dieß auch in kaiserl. Diplomen und in anderen Urkunden anerkennend ausgesprochen wird, unter anderen namentlich in der Bestätigungsurkunde K. Friedrich III. vom 18. Juli 1488 über die Karthause [illegible]heim, deren Stiftung Michael II. erneuert und ansehnlich erwei[illegible]t hat, so daß er sich den Namen eines „zweiten Stifter's“ derselben erworben. Dieser Umstand darf wohl auch als Zeugniß für seine religiöse Denkart gelten. Er hatte Margarethe von Hutten, Tochter Ludwig's von H. und Susanna's von Bickenbach, zur Gattin. Letztere starb 1503, ihr Gemahl aber bereits 1499, hundert Jahre nach dem Tode seines Urgroßvaters Michael's von Seinsheim. Ihn überlebten zwei Söhne und eine Tochter, Erkinger d. J., Sigismund und Eva, welche letztere als Braut des Reichs-Erbschenken Friedrich von Limpurg-Speckfeld gestorben. Ueber die Existenz einer zweiten Tochter Margaretha, verm. v. Brandenstein, wird gestritten. Mit Sigismund, dem jüngeren Sohne, Rathe mehrerer Fürsten, Hauptmann zu Kitzingen und Theilnehmer an dem niederländischen Zuge, starb die Stephansberg'sche Linie aus, zumal er seinen einzigen Sohn Ernst überlebte (die Genealogen erwähnen auch zweier Töchter) und das Schloß Stephansberg, wiewohl gegen die urgroßväterliche Satzung, an Brandenburg verkaufte. Er war mit der Witwe des Grafen Eberhard von Sonnenberg, Anna, Tochter des Landgrafen Conrad von Fürstenberg in der Bahr, und der Gräfin Kunigunde von Mätsch und Mosat vermählt, und starb 1529.

Mit Erkinger, Michael's älterem Sohne, sollte die Geschichte des Schwarzenberg'schen Hauses in eine neue Phase treten. Ihm war es nämlich beschieden, durch seine Söhne Wilhelm und Edmund im eigentlichen Sinne des Wortes Stammvater der niederländischen Linie, oder des jetzt noch regierenden Hauses, und der Nebenlinie desselben, der Lüttich'schen, zu werden. Dadurch nämlich, daß er Maximilian I. auf dessen Brautzuge nach den Niederlanden begleitete und sowohl zufolge seiner dienstlichen Stellung, als der Anknüpfung besonders fesselnder Familienbande dort eine neue Heimat fand, verpflanzte er seine Laren und Penaten auf einen neuen Boden und öff-

nete seinem Hause eine veränderte und in vielen Beziehungen eigenthümliche Zukunftsperspektive. Historiker und Genealogen bezeichnen ihn als einen in jeder Hinsicht berühmten Mann („ex omni parte celebris") und nennen ihn bald im Allgemeinen Hofmann, b... Rath Maximilian's, heben aber zugleich hervor, daß er sowohl in Civil- als Kriegsdiensten die ersten Stellen bekleidet.*) In letzterer Beziehung wird ihm der Titel eines Generallieutenants beigelegt. Daß übrigens in den verschiedenen kaiserl. Diplomen des Fürstenhauses Schwarzenberg, die von der ruhmvollen Vergangenheit desselben handeln, überall dieses Erkinger's ehrende Erwähnung geschieht, haben wir bereits zum Theile früher berührt. Auf seine ausgezeichnete Stellung läßt auch seine glänzende Verbindung mit einer der ersten Familien des Landes schließen. Er hatte nämlich Apollonia, die Tochter des Grafen Johann von der Mark, Herrn von Aremberg, und der Anna Gräfin von Virneburg, Witwe des Freiherrn Theodorich von Pallant,**) als Gattin heimgeführt und hiermit eine Wahl getroffen, die dem alten Adel seiner eigenen Abstammung den Stem-

---

*) Dieß bestätigt auch der Fürstenbrief K. Leopold I. mit den Worten: „Nitweniger, daß nach selb:gem Zug" (zur Befreiung Maximilian's I.) „vorernannter Erkinger der Jüngere, Michaelis d. J. Sohn, sich hochgedachts Maximiliani I. persönlicher Bedienung ergeben und anbei von seiner Tugend und Tapferkeit solche vorzügliche Proben gethan, daß Se. M. und Ebden Ursach genommen, unter dero Befelch durch Ihne hernach die vornehmbiste Niederl. Ehrenämter, sowohl in Kriegs- als Staatssachen versehen zu lassen." Mit dieser Stelle stimmt auch die Angabe des Johann Jakob von Weingarten in dessen „Fürstenspiegel" überein, der gleichfalls auf jene „vornehmsten Ehrenämter in Kriegs- und Staatssachen" mit dem Bemerken hinweist, daß Maximilian seine Befreiung aus den Händen ungetreuer Unterthanen vorzüglich Erkingern zu verdanken gehabt habe.

**) Herrn auf Wildenburg und Wittem 2c. Das uralte Haus der Freiherren von Pallant (seit Friedrich dem Schönen Reichsfreiherren) soll, der Anführung des Bucelinus in seiner „Germania sacra et profana" und der Berufung desselben auf das Zeugniß des obengenannten Fürsten zufolge, von den Königen von Polen abgestammt sein. Durch ein besonderes Zusammentreffen der Umstände wurde ein direkter Sprosse dieser alten historischen Familie Mutter Johann Adolfs, des ersten Fürsten zu Schwarzenberg, die Freifrau Margarethe von Pallant, Erbin von Weibelskirchen. Möglich, daß Genealogen auf diesen Umstand die Verwandtschaft des Schwarzenberg'schen Hauses mit den Königen von Polen gründen.

pel der Anerkennung aufdrückt. Und merkwürdig genug, diese Urahnmutter des heutigen Fürstenhauses sollte die frühe Vorläuferin jener Princessin aus demselben Belgischen Geschlechte werden, die das Geschick unserem Fürsten-Ministerpräsidenten zur Mutter gab: Paulinens von Aremberg! — Erkinger starb 1510, seine Gemahlin 1520. Beide ruhen zu Mecheln in der Pfarrkirche zu Wittem, wo denselben ein prächtiges Grabmahl errichtet worden sein soll.

Aus dieser Ehe hinterließ Erkinger die beiden oben genannten Söhne: Wilhelm I. und Edmund I. Letzterer ward im Erzstifte Lüttich seßhaft, woher auch der Name der von ihm gestifteten Linie. Er war unter Carl V. Oberster über ein Regiment zu Fuß. Auch ihn sehen wir nach dem väterlichen Beispiele eine neue glänzende Familienverbindung schließen, nämlich mit Eleonore von Coswaremme, Gräfin von Nill, Herrin von Berséz, einem Abstämmling der alten Grafen von Loos. Unter Edmund's Kindern ziehen Edmund II. und dessen Brüder Erhard und Jakob die Blicke auf sich. Der Erstere von den beiden Letztgenannten eilte 1546 aus Belgien Carl V. gegen die Schmalkaldischen Bundesgenossen zu Hilfe, also zu derselben Zeit, als Freiherr Friedrich zu Schwarzenberg von der Hohenlandsberg'schen, resp. jüngeren frankischen Linie, von dem unglücklichen Friedrich von Sachsen unfreiwillig mit in den Kampf gegen den Kaiser gerissen worden. Erhard bezahlte seine Treue mit einem ehrenvollen Tode auf dem Schlachtfelde. Er fiel bei Giengen. Jakob, der jüngere Bruder, ward Maltheserordensritter, vertheidigte als solcher das Castell St. Elmo gegen die anstürmende Uebermacht der Türken (1565) und fiel mit denjenigen, die bis zum letzten Blutstropfen im Kampfe gegen die Bedränger ausharrten. Bekanntlich gaben sich die Türken nach der Erstürmung der lang vertheidigten Mauern allen Ausschweifungen wilder Grausamkeit hin. Wilhelm Tyrius in seiner Geschichte des Johanniterordens nennt die mit Jakob von Schwarzenberg Gefallenen, worunter auch der deutsche Ordensritter Reinek. Der älteste Bruder Edmund II. vereinigte Kriegs- und Civilämter in seiner Person. Er wird als Oberst zweier Regimenter zu Fuß und Roß

bezeichnet, zudem als Churkölnischer Rath, Statthalter bei der Lehenkammer in Lüttich, dann als Gouverneur von Stockhum. Er hatte zwei Ehen eingegangen, die erste mit Claudia Freifrau von Barbançon und Villemont, und die andere mit Margaretha Tserklas Gräfin von Tilly, Schwester des berühmten obersten Feldhauptmanns der kath. Liga und kais. Generals. Aus der ersten Ehe erblühten ihm zwei Söhne und eine Tochter, Edmund III. und Gerhard, dann Anna, letztere an Edmund von Reuschenberg verheirathet und Mutter des Feldmarschalls von Reuschenberg. Gerhard ragt als ein in Kriegs- und Friedensdiensten ausgezeichneter Mann hervor. Wie seine Vorgänger war er Spanischer Kriegsoberst, überdieß aber Präsident und Richter des Ritterordens in Luxemburg, zudem ein Mann, dessen man sich bei verschiedenen außerordentlichen Missionen bediente. Die wichtigste darunter war wohl seine Sendung mit dem Herzoge von Archott zu dem Spanisch-Holländischen Friedensschlusse. Mit seiner Gemahlin Dorothea von Nawes, Erbin von Chiveri und Fischbach, hatte er keine Nachkommenschaft gezeugt. Edmund III., den Fortsetzer der Linie, finden wir als span. Kriegsobersten und Lüttich'schen Gouverneur zu Stockhum. Er hatte seinen Sitz zu Fischbach (drei Meilen von Luxemburg) und schrieb sich: „Graf zu Schwarzenberg, Herr zu Hohenlandsberg, Fischbach, (das vermuthlich von seinem Bruder Gerhard an ihn überging,) Verséz, Hierges, St. Lamprecht, Humaning, Hostouville, Campion, Marenne, Verdenne und Menny. Den Grafentitel scheint er nach der Standeserhebung seines berühmten Zeitgenossen, des Grafen Adolf zu Schwarzenberg, von der älteren Niederländischen Linie (seit 1599 Graf), angenommen zu haben.*) Aus seiner Ehe mit Maria Gräfin von Archott, Tochter

*) Auffallend bleibt es nur, daß er nicht auch das neue „vermehrte und gebesserte" Wappen des Grafen Adolf zu Schwarzenberg (den Türkenkopf mit dem Raben) angenommen, sondern sich der altschwarzenberg'schen vier blauen und silbernen Pfähle im ersten und vierten Felde des Wappenschildes bediente und mit denselben den Seinsheim'schen „springenden Eber" im zweiten und dritten Felde verband, denselben springenden Eber, der mit dem Besitze von Sinchingen und seit der Er-

des Grafen Richard von Rivière und Heere und der Antoinette Freifrau von Merode, Houffalise und Bury (aus diesem alten Geschlechte), erblühte ihm zwar eine zahlreiche, leider aber bald erlöschende Nachkommenschaft. Zwei seiner Söhne, Ferdinand Aloys und Georg Ludwig, hatten sich dem Kriegsdienste gewidmet, der Letztere war K. Spanischer Oberst über ein Infanterieregiment, der Erstere trat in das Regiment seines Vetters, des Generals von Reuschenberg, und fiel im Felde (1643). Vier der Töchter finden wir in adeligen Damenstiften und Klöstern, die fünfte, Justine Maria, als Gemahlin des Grafen Maximilian von Dietrichstein, den dritten Sohn Johann Karl aber als Domkapitular zu Cöln und Abt von La charité in Burgund. Er beschloß 1667 die Reihe der Nachkommen Edmund I. in einem Augenblicke, wo sich die Abstämmlinge Wilhelm's I., Bruders des Ahnherrn der Lüttich'schen Linie, dem Culminationspunkte des Glanzes der Gesammtfamilie mit raschen Schritten zu nähern anfingen. Hatte sich auch übrigens dieser Zweig der Schwarzenberge nicht zu jener Höhe des historischen Ruhmes emporgeschwungen, wie deren Vorfahren in Franken und Baiern und wie die ihnen nächstverwandte Wilhelminische Linie, so hatten sie doch jedenfalls in ihrer Adoptivheimat die altererbte Ehre ihres Familiennamens bewahrt und eines bedeutenden Ansehens genossen, wie dieß die oben angeführten notorischen Umstände und sonstige Familienverhältnisse füglich voraussetzen lassen.*) Uebrigens dürften die Belgischen Archive noch so manches Dokument bewahren, das als „verwehtes Blatt" der Geschichte dieser zu früh erloschenen Linie angehört.

---

hebung der Seinsheime in den Freiherrenstand (1580) in das Seinsheim'sche Wappen kam.

*) In dem Grafendiplome K. Rudolf II. v. J. 1599 wird ausdrücklich auf den Umstand hingewiesen, daß die mit Kaiser Maximilian I. nach den Niederlanden gekommenen Schwarzenberge „in fürnemen Kriegsbefehlen treulich gedient, in den Herzogthümern Jülich und Friesland, wie zugleich auch in dem Stift Lüttich sich ansehnlich begütert, mit dem Grafen von der Mark, auch in anderen Grafen- und Herrengeschlechtern durch Heirathen befreundet" rc.

Nach Belgien haben wir uns zu wenden, um dort Erkinger's d. J. anderem Sohne und direktem Ahnherrn des jetzigen Fürstenhauses, Wilhelm I., zu begegnen. Er tritt uns zuvörderst als Befehlshaber eines Reitertrupps von 1500 Mann und eines Wallonischen Fußregiments entgegen. Allem Anscheine nach hatte er sich unter K. Karl V. in früher Jugend dem Kriegsdienste gewidmet und, in Anbetracht der ausgezeichneten Leistungen seines Vaters und der übrigen Schwarzenberge in der nächstvergangenen Zeit, bald zu einer hervorragenden Stellung emporgeschwungen. Auch sollte die Gelegenheit, in die rühmlichen Fußtapfen seiner Vorfahren zu treten und seinen eigenen Nachkommen mit einem neuen befeuernden Beispiele voranzuleuchten, nicht lange auf sich warten lassen. Sie bot sich in dem berüchtigten Bauernaufruhr in Lothringen, Elsaß und in den benachbarten Landstrichen, als das schwellende und die Schrecken der Verwüstung vor sich her tragende Heer der Rebellen die an Zahl bei Weitem schwächeren Kriegsheere des Herzogs Anton von Lothringen zu erdrücken drohte. In diesem kritischen Augenblicke war es, als Freiherr Wilhelm zu Schwarzenberg dem bedrängten Fürsten aus Belgien zu Hilfe gesendet worden. Seinem ungestümen Muthe, seinen taktischen Dispositionen und raschen Bewegungen konnten die zwar gewaltigen, aber ungeordneten Haufen der Aufrührer keinen ebenbürtigen Widerstand leisten und erlitten bei Elsaß-Zabern eine gänzliche und grauenvolle Niederlage. Siegreich führte Wilhelm seine Krieger nach Belgien zurück und erntete, wie berichtet wird, lautes Lob aus dem Munde des Kaisers.*) Auch erwarb ihm diese glückliche und rasch vollführte Expedition ein so hohes Zutrauen des Letzteren, daß er sofort zum Feldmarschall ernannt und mit dem Commando über das kais. Heer in

*) Darauf wird an mehreren Orten hingedeutet, wie z. B. in Wallius': „Carmine heroico.“ Ueber den Bauernaufruhr in Elsaß, Lothringen u. s. w. berichtet umständlich Petrus Gnodalius in seiner: „Seditio repentina Vulgi,“ gedr. in Basel. Wilhelm von Schwarzenberg schlug zu derselben Zeit diesen Bauernaufstand im Elsaß nieder, als Friedrich und Johann zu Schwarzenberg in Franken gegen die Aufrührer zu Felde zogen und der Erstere die fränkischen Stammgüter gegen die fanatisirten Haufen vertheidigte.

Friesland betraut worden. Auch entsprach er dieser neuen kriegerischen Sendung, indem es ihm gelang, sich gegen den in Friesland eingefallenen Herzog von Geldern siegreich zu behaupten und jene Provinz wieder der kaiserl. Herrschaft zu unterwerfen. Nicht ungegründet ist die Vermuthung, daß Wilhelm auch in den übrigen auswärtigen Feldzügen K. Karl V., namentlich in Italien, tapfere Kriegsdienste geleistet und die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gelenkt, was seine besondere Sendung nach Elsaß unter so kritischen Zeitverhältnissen zu bestätigen scheint. Uebrigens wird der vorzüglichsten oben angeführten Lebensumstände Wilhelm's sowohl in dem Grafendiplome K. Rudolf's II. v. J. 1599, als auch in dem Fürstenbriefe K. Leopold I. v. J. 1670 auf rühmliche Weise gedacht. Bei der Belagerung von Sternwigk (Stainwegk) in Friesland endete Wilhelm seine heroische Laufbahn 1526. Wilhelm eröffnet eine neue Reihe von Schwarzenbergen, die als mannhafte Kämpfer in unerschütterlicher Anhänglichkeit an das Habsburg'sche Kaiserhaus ihr Leben auf dem Schlachtfelde verhauchten. Aus seiner Ehe mit Katharina, des Freiherrn Wilhelm von Nesselrode und Elisabethens, der Letzten aus der Familie von Bürgeln und Marschalksrode, Tochter und Erbin von Bovenberg, ist die Existenz zweier Söhne constatirt, Wilhelm II. und Gottfried's, welcher Letztere Großhofmeister des Herzogs Wilhelm von Jülich und Statthalter zu Kladbach und Graffenbröck gewesen. Er soll mit Anna von Metternichwinneburg in kinderloser Ehe gelebt haben. Ein anderer Sohn Bertram soll in der Jugend, eine Tochter Katharina als Stiftsdame zu Münsterpilsen in Brabant gestorben sein.

Von seinem Vater hatte Wilhelm II. nicht bloß den Namen, sondern auch den heroischen Muth, den Drang nach kriegerischen Thaten und die treue Anhänglichkeit an den angestammten Herrn geerbt. Letztere hatte er auch wie der Vater mit seinem Blute besiegelt. Vielen übereinstimmenden Zeugnissen zufolge, hatte er bereits in den verschiedenen Feldzügen K. Karl V. mit Auszeichnung gedient, namentlich in den spanisch-französischen Kriegen und sich somit frühzeitig seine

ritterlichen Sporen verdient. Indem sowohl das Grafendiplom als auch der Fürstenbrief des Schwarzenberg'schen Hauses den kriegerischen Ruhm Wilhelm II. verkünden, sprechen sie ausdrücklich von den „vielen vollbrachten Feldzügen" dieses hervorragenden Schwarzenberg'schen Vorfahren. Nach erfolgtem Waffenstillstande (wahrscheinlich jenem von Vaucelles, wenn nicht schon nach dem früheren Friedensschlusse von Crespi (1544), soll Wilhelm die Churkölnische Statthalterschaft jenseits des Rhein's bekleidet haben. Gewiß aber ist, daß er in dem nach Philipp II. erfolgten Regierungsantritte wieder entbrannten Kriege als „oberster (General-) Lieutenant über alle Bände der Niederländischen Ordonnancen" und als Oberster der von ihm selbst am Rhein geworbenen **1000** deutschen Reiter erscheint, die er dem Feind entgegenführt. Bald erblicken wir ihn in der großen Schlacht von St. Quintin (1557), wo er Angesichts beider Heere Proben erstaunlicher Tapferkeit liefert. Dort ist er Einer der Ersten, der sich dem Keile des feindlichen Heeres entgegenwirft, mit seinem Gefolge lange den sich „sturmwindartig" (quasi turbine quodam) auf ihn stürzenden französischen Massen Widerstand leistet, mit eigener Hand Leichenhügel um sich her aufthürmt und endlich zu Tode verwundet der Uebermacht erliegt, „mit seiner Todeswunde die angeerbte Treue gegen das Oesterreich'sche Herrscherhaus besiegelnd." Ein nicht geringer Theil des glücklichen Erfolges jenes blutigen Schlachttages wird der reckenhaften Tapferkeit Wilhelm's von Schwarzenberg zugeschrieben.*) Bekanntlich verdankt das ebenso riesige als prächtige Eskurial einem feierlichen Gelübde Philipp's II. vor der Schlacht von St. Quintin seine Entstehung. Als Siegesmonument ist es somit auch zum kolossalen Denkmahle Wilhelm's von Schwarzenberg geworden. —

---

*) So versichern wenigstens mit Imhof (In not. Imp. Germ.), Haimb und Andere. („Fecit ibidem Wilhelmus noster cum Germanis suis ad fanum Quintini a. 1557 in conspectu utriusque exercitus tantas impressiones ut, attestante Imhofio, non exigua reportatae victoriae pars fuerit." Haimb.) Der Schrecken nach der obigen Schlacht soll, dem Zeugnisse des Johannes Palatius zufolge, in Paris so groß gewesen sein, daß die Bürger zum Theile die Flucht ergriffen, nicht anders, als wäre Hannibal vor den Thoren.

Er hatte mit Anna von der Harff zu Alstorff, Erbin von Gimborn-Neustadt im Westphälischen Kreise, einen einzigen Sohn, aber einen des ahnherrlichen Ruhmes vollkommen würdigen Nachfolger, Adolf, den berühmten Helden von Raab, und eine Tochter, Elisabeth,*) erzeugt, die Wilhelm's von Nesselrode Gemahlin geworden. Fühlt man sich versucht, Wilhelm II. den „getreuen Eid" seines königlichen Gebieters zu nennen, so möchte man seinen gefeierten und in den Annalen der Kriegsgeschichte glorreich auftretenden Sohn Adolf als den Hannibal bezeichnen, der den gefürchteten türkischen Halbmond zum erstenmal erzittern machte und den künftigen Fall der osmanischen Uebermacht in Ungarn, somit aber auch das dereinstige Verschwinden dieses Schreckbildes für das westliche Europa vorandeutete. Wenn Jemand, so war Adolf von Schwarzenberg der Mann dazu, jene Uebermacht gänzlich zu brechen und dem nächsten Jahrhunderte die Schmach zu ersparen, den „allerchristlichsten König" im schlechtverschleierten Bündnisse mit dem Erbfeinde des christlichen Namens gegen das kaiserl. Oberhaupt der Christenheit zu sehen. Daß es ein Held wie Adolf nicht vermochte, haben nur die unseligen Verhältnisse seiner Zeit verschuldet, so wie denn auch sein frühzeitiger tragischer Fall diesem Verhängnisse zuzuschreiben. — Durch den frühen Tod seines Vaters wurde Adolf wohl schon im 10ten Lebensjahre verwaist; aber bald sehen wir ihn denselben Fahnen folgen, unter denen Wilhelm, der Vater, sein Heldenleben ausgehaucht. An der Spitze deutscher Krieger kämpft er in den Schlachten Philipp II. gegen die empörten Niederlande und in jenen der kath. Ligue unter den Guisen gegen die Hugenotten unter Coligny und Heinrich von Navarra. „In einer Zeit," sagt mit Recht sein Biograph im fürstl. Schwarzenberg'schen Ahnensaale, „in welcher man haltlos von einer Partei zur andern übersprang und ohne Bedenken seinen Degen dem

*) Diese von mehreren Genealogen, selbst von Ritterhusius, ignorirte Tochter existirte wirklich laut urkundlichen Zeugnissen. Ihre Tochter Anna, geb. v. Nesselrode, ward nachmals Gemahlin eines Herrn von Binsfeld. —

Meistbietenden feilbot, ist er der Fahne, die er als junger Mann ergriffen, und dem Beispiele seiner Väter und seiner eigenen religiösen Ueberzeugung folgend — treu geblieben bis zum Tode." — So wie wir ihn in Frankreich an der Seite Christoph's von Bassompierre und des Herzogs von Guise finden, so später als Obersten eines deutschen Reiterregiments unter den Befehlen Karl's v. Mansfeld und des berühmten Alexander von Parma. Mit Auszeichnung wird sein Name bei der Belagerung von Berg im Hennegau genannt.*) Unverwelkliche Kriegslorbeeren sollte er auch im Osten auf den Ungarischen Schlachtfeldern pflücken. Dahin war er nämlich nach dem verhängnißvollen Verluste von Raab, dem Hauptbollwerke der Christenheit nach Ofens Falle, 1595 mit 2000 selbstgeworbenen Wallonischen Reitern gezogen, um bald „für die Tartarenschwärme eine gefürchtete Geißel" zu werden. Er hatte sich sofort an der Belagerung von Gran auf energische Weise betheiligt und im folgenden Jahre bei der Eroberung von Hatván und in der schon siegreich gewonnenen und nur durch unzeitige Plünderungsgier der Soldtruppen wieder verlorenen Schlacht von Kerestes seinen Namen mit Pálfy zu einem furchtbaren gemacht. Das Jahr 1597 sah ihn nach vorangegangener Ernennung zum Kriegsrath und Stadtguardia-Obersten (Commandanten) von Wien bereits als Feldmarschall an der Spitze des christlichen Heeres in Ungarn mit alleiniger Unterordnung unter den Kaiser und den Erzherzog Mathias als obersten General. Von nun an beschäftigte ihn ausschließlich der Gedanke an die Wiedereroberung von Raab, an dessen Wiedergewinn die Ruhe und Sicherheit Europa's geknüpft war. Hiermit beginnt aber auch jene zwar nur kurze, aber allgefeierte Ruhmeslaufbahn Adolf's, die ihn zum Helden des Jahrhunderts machte und beweisen sollte, wie viel ein Mann auch mit den beschränktesten Mitteln, unter den ungünstigsten Umständen und im

*) Nicht umhin können wir zu bemerken, daß Adolf noch vor seinem Ungarischen Kriegszuge, in den Jahren 1589 und 1590, auch als „churfürstl. Cölnischer geh. Rath, fürstl. Lüttich'scher Marschall, Statthalter, General und Landhofmeister im Stifte Cöln" erscheint.

Kampfe mit den größten Schwierigkeiten zu leisten vermag, wenn begeisterte Hingebung an eine hohe Aufgabe, flammender Muth und unerschütterliche, mit inniger Ueberzeugung gepaarte Ausdauer seine Führer sind. Nur so konnte Adolf von Schwarzenberg das kühne Problem der Wiedereroberung von Raab lösen und der Fall von Raab trug seinen und Pálfy's, des treuen Mitgenossen, Namen bis zu den Sternen. Mit schlichten, aber warm lebendigen, wahrheitsgetreuen Worten schildert das Grafendiplom Adolf's und das Fürstendiplom seines Enkels Johann Adolf diese von der europäischen Christenheit gefeierte Großthat, die von ihrer Ruhmwürdigkeit nichts verliert, wenn auch durch eine verhängnißvolle Verkettung von Umständen und durch eine unbegreifliche Verblendung Anderer die Früchte jener kostbaren Errungenschaft nachgerade verloren gingen. Adolf hatte sein Wort gelöst, den zum Hohne der Christen von den Türken auf dem Thurme von Raab aufgerichteten metallenen Hahn krähen und die steinernen Verzierungen am Wasserthore klingen gemacht.*) Unermeßlichen Jubel verbreitete die blitzschnell weit in die Welt hinaustönende Kunde von dem großen Ereignisse in der Christenheit; Dankgebete stiegen in allen Kirchen zum Himmel auf, Denksäulen mit dem Namen Adolf's von Schwarzenberg und dem Mahnspruche: „Sagt Gott dem Herrn Lob und Dank, daß Raab ist gekommen in der Christen Hand" wurden auf allen Kreuzwegen**) errichtet, das

*) Einer Sage zufolge hatten die Türken nach der Einnahme von Raab jenen metallenen Hahn mit dem höhnenden Motto aufgepflanzt: „Nicht früher würden die Christen Raab wieder bekommen, als bis dieser Hahn zu krähen begänne." Und er hat gekräht, als Graf Adolf am frühen Morgen des 29. März 1598 die Türken mit dem Krachen seiner hölzernen Petarde aus dem Schlafestaumel weckte.

**) Manche dieser Denksäulen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Auch auf der sogenannten „Spinnerin am Kreuz" auf dem Wiener Berge war vormals jene Inschrift zu lesen. Die Erbauung jener Denksäule selbst will übrigens von Geschichtsforschern in eine frühere Zeit, von der romantischen Sage gar bis in die Zeit der Kreuzzüge zurückversetzt werden. Jedenfalls soll sie bereits vor 1598 bestanden haben, aber noch nicht 1529 zur Zeit der ersten Türkenbelagerung Wien's. Auch auf die glückliche Beendigung des dreißigjährigen Krieges durch den westphälischen Frieden enthielt diese Denksäule einige Gedächtnißverse vom J. 1650. Auf die Eroberung von Raab durch Adolf von Schwarzenberg besitzt aber das k. k. Münz- und

geängstigte Wien athmete wieder frei auf und „Tausende von Wiener Bürgern wallfahrteten nach der wieder gewonnenen Vormauer ihres heimathlichen Heerdes.“ In dankbarer Anerkennung des erworbenen glänzenden Verdienstes und zur Wiedervergeltung der gebrachten schweren Opfer ertheilte der Kaiser feierlich vom Throne herab dem Helden den Ritterschlag, verschrieb ihm nebst der Stadt Hostopruz (Auspitz) in Mähren 30,000 (nach Anderen 100,000) Goldgulden*) und erhob ihn und seine Nachkommenschaft im folgenden Jahre, 1599, mit den ehrendsten Ausdrücken in den Grafenstand des Reiches, sein angestammtes uraltes Familienwappen mit einem neuen sinnigen Emblem, dem Türkenkopfe, „welchem der Rabe das Auge auskratzt, und anderen Zuthaten, insbesondere mit den kaiserl. Farben an den Helmdecken, für ewige Zeiten schmückend. Aber noch ehe dieß letztere erfolgte, hatte der „Vezier mit der hölzernen Petarde“ (so

---

Antikenkabinet nicht weniger als 7 Denkmünzen. S. „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst,“ 1823 Nr. 24 u. 25. Dort sagt der Verfasser des betreffenden Artikels (J. C. Arneth, geg. Direktor des k. k. M.- u. Ant.-Cabinets): „Uralt ist der Glanz des fürstl. Schwarzenberg'schen Hauses; doch zwei Männer haben dessen Ruhm unter allen am meisten gehoben, bei beiden scheint die Hand der Vorsehung sichtbarer als in anderen menschlichen Dingen sich gezeigt zu haben; beide haben zur Rettung der europäischen Menschheit beigetragen, der Eine gegen die Weltstürmer des Ostens, der Andere gegen die des Westens; sie sind Adolf Graf zu Schwarzenberg, der unter Rudolf II. Raab durch List und Tapferkeit den Türken in der Nacht des 29. März 1598 entriß, und Carl Fürst zu Schwarzenberg, der am 29. März 1814 in Paris einziehende Sieger von Leipzig! Oesterreich war in den Kämpfen gegen den Halbmond in harter Lage, und ohne den Muth seiner Regenten, seiner Feldherren, seiner Bürger und den Schutz der Vorsehung hätte Europa jetzt vielleicht ein traurigeres Aussehen denn Asien. Ofen war durch 160 Jahre und noch vor 130 Jahren ein türkisches Paschalik.“ U. s. w.

*) Bei der traurigen Beschaffenheit der kaiserl. Kassen in jener Zeit konnte der auf jene Verschreibung gegründete Anspruch des Schwarzenberg'schen Hauses erst spät, nämlich erst unter dem Enkel Adolf's realisirt werden, nicht ohne daß von dem letzteren und seinen unmittelbaren Vorgängern (man erinnere sich des bei Georg Ludwig Grafen zu Schwarzenberg Gesagten) neue patriotische Opfer an Geld und Gut gebracht worden wären, Opfer im großartigen Maßstabe, wozu unter den späteren Schwarzenbergen neuerdings bedeutende, auf den Altar des Vaterlandes niedergelegte Gaben kamen. Und dennoch entgingen die hiefür empfangenen, so gerechten Entschädigungen den schnöden Verdächtigungen der Verläumdung nicht! —

nannten von nun an die Türken ihren Schreckensmann, den Grafen Adolf, von der explodirenden Maschine, womit derselbe die Thore von Raab sprengte), im raschen Siegesfluge das feste Dotis — die zwischen Raab und Gran gelegene Festung Tata, — gleich darauf Gestes den Türken entrissen und „innerhalb 6 Tagen (vom 3ten bis 9ten August) donnerten seine Geschütze vor Tschohobay, Pallota und Vesprim.“ Jetzt begann der Sultan für seine Eroberungen in Ungarn zu zittern, leider aber auch zugleich wie durch ein dämonisches Widerspiel die in dem ohnehin kleinen und täglich mehr zusammenschmelzenden, überdieß mit allem Ungemach kämpfenden Christenheere einreißende Noth*) und der sich in ihrem Gefolge äußernde Geist der Meuterei den Siegerschritt Schwarzenberg's zu hemmen. Dieß hatte bereits die Unternehmung des Grafen auf Stuhlweißenburg vereitelt, und nur seinem persönlichen Ansehen und unbeugsamen Muthe gelang die Eroberung der untern Stadt Ofen (am 10. Okt. 1598). Mit schwerem Herzen sah sich der thatkräftige Feldherr im folgenden Jahre in der Ausführung seiner kühn entworfenen Pläne gehindert; eine natürliche Folge der täglich fühlbarer werdenden Auflösung seines aus allen Nationalitäten zusammengewürfelten Heeres und der in demselben wegen gänzlichem Mangel an Sold und fehlender Nahrungsmittel einreißenden Disciplinlosigkeit. Nichts destoweniger hielt

*) Das christliche Heer litt an dem Unentbehrlichsten und Nothwendigsten gänzlichen Mangel. Die Kriegskasse war leer und der das Heer begleitende Reichspfennigmeister Geizlhoffler klagte: „Es sei auch nicht ein Kreuzer, Heller oder Pfennig vorhanden,“ die kargen Bewilligungen der Stände waren im Voraus verausgabt, die Hofkammer wußte keinen Rath und selbst um 50 Procent war kein Anlehen aufzutreiben. Vergebens waren alle Mahnungen und tausendfältigen Vorstellungen des Feldherrn, man blieb taub und die Armee befand sich im Zustande der traurigsten Vernachlässigung. „Städte, Geistlichkeit und Adel schienen sich in der Sorglosigkeit um das allgemeine Wohl zu übertreffen, und hätten nicht Männer wie Pálffy und Nadasdy durch die edelste Hingebung ihrer Person und Habe eine bessere Gesinnung beurkundet, so wäre das Land (Ungarn) der großen Anstrengungen unwürdig gewesen, die Oesterreich durch Jahrhunderte gemacht hatte, um es vom schmählichen türkischen Joche zu befreien.“ Die Folgen solcher Zustände konnten daher auch nicht ausbleiben und Graf Adolf zu Schwarzenberg ward ihr beklagenswerthes Opfer. —

er für seine Person selbst in der äußersten Noth treu aus, fest entschlossen, „Alles daran zu wagen, ja gar die Haut dazu." Wie wahr dieß werden sollte, hatte die nächste Folgezeit bewiesen. Zur schlimmen Vorbedeutung ward seine schwere Verwundung durch eine Stückkugel bei dem Sturme auf Pesth im August 1599. Schlimmeres sollte noch das nächste Jahr 1600 bringen. Die meuterische Besatzung von Papa — 1200 Franzosen — hatten die verrätherische Uebergabe dieses festen Platzes an den Feind beschlossen; da eilt der zürnende Feldherr herbei, um die Treulosen zu züchtigen, mit unbedeckter Brust wirft er sich den verzweiflungsvoll Ausfallenden entgegen und haucht, von einer Wallonischen Kugel zu Tode getroffen — seine Heldenseele aus (am 29. Juli 1600). Ein lauter Aufschrei des gerechten Schmerzes begleitet den allzufrühen Fall solch unersetzlichen Mannes, den nur der Verrath zu besiegen vermochte. Mit glänzenden kriegerischen Ehren wurden die irdischen Ueberreste des Gefallenen in der Klosterkirche zu St. Augustin in Wien zu Grabe gebracht, wo sie in einem zinnernen Sarge noch heutzutage unter dem Hochaltare ruhen. Längst verschwunden aber ist das prächtige Grabdenkmal aus weißem Marmor, das die Dankbarkeit des Kaisers dem bis in den Tod Getreuen setzen ließ, unverloren aber das Epitaph, das im Lapidarstyle den vollen Werth des Mannes mit den Worten ausdrückt: „Hic jacet et stare jubet, qui stando cecidit: Adolphus Comes a Schwarzenberg, a lapsu fortior, vivus castra, mortuus astra penetravit. Rudolphi Caesaris supremus belli Dux, consultore Deo sagi et togae consilia secutus. Cum vitam sciret esse militiam, inter arma vixit. In Germania et Belgio bello clarus, Jaurini demum a Turcis vindex. Caesari quae Caesaris, Deo quae Dei sunt, utrique fidem, utrique animam inter arma servavit, inter arma reddidit, cum ad papense praesidium pro Deo ac Caesare stans occubuit. Anno M. D. C. Julii die XXIX." („Hier ruht und heißt dich stehen bleiben, der stehend gefallen, Adolf Graf zu Schwarzenberg, gewaltiger noch im Falle. Im Leben Feldlager stürmend, drang er im Tode zu den Sternen empor. Als oberster Heerführer des Kaiser's Rudolf

wußte er, von Gott berathen, im Krieg und Frieden Rath zu schaffen. Da er das Leben als steten Kampf kannte, lebte er auch beständig unter Waffen. Ein ausgezeichneter Kriegsheld in Deutschland und in den Niederlanden, ward er endlich bei Raab Bezwinger der Türken. Dem Kaiser was des Kaisers, Gott was Gottes ist, mitten im Kampf bewahrend, beiden die Treue und beiden die Seele, gab er diese auch dem Schöpfer zurück, als er bei der Behauptung von Papa für Gott und den Kaiser stehenden Fußes fiel, im Jahre 1600 den 29ten Juli.") Sehr richtig wird der Graf Adolf als „der Wendepunkt des Oesterreichischen Waffenglückes gegen die Gefahren aus Osten und als der Markstein der verfallenden Türkengröße" bezeichnet. „Wie später Stahremberg in den treuen Mauern Wiens dem schwellenden Halbmond das erste donnernde: „Halt!" zurief, so lehrte Schwarzenberg die Oesterreich'schen Feldherren wider die Osmanen: „Vorwärts!" rufen, welches auch fortan, wenige Augenblicke ausgenommen, ihr Losungswort in diesen Kämpfen blieb."

Noch während Adolf unter den Fahnen Philipp II. von Spanien und der kathol. Ligue focht, ward ihm von seiner Gemahlin Margaretha, geb. Freifrau von Metternich zu Gracht, ein Sohn geboren — Adam — der einzige Erbe seines Ruhmes. Es war ein eigenthümliches Geschick des Schwarzenberg'schen Hauses, daß dasselbe schon von Wilhelm II. an durch sieben Generationen immer nur auf zwei Augen stehen sollte, bis sich später wieder ein reicherer Segen an Nachkommenschaft einstellte.

So groß und ausgezeichnet die Verdienste der bisher geschilderten Schwarzenberge an und für sich gewesen, so eröffnet doch eigentlich Graf Adolf, im Sinne der heutigen Auffassungsweise gesprochen, die Reihe der Männer „von europäischem Rufe" aus seinem Hause. So geläufig ward der Name dieses „Türkenbändigers" der ganzen zeitgenössischen Christenheit, daß er noch heute, umgeben vom Nimbus dankbarer Popularität, im Munde der Tradition fortlebt. Unvergessen ist auch der Name seines hochstehenden, solches Ursprungs vollkommen würdigen Sohnes Adam, unvergessen, wenn

gleich mehr in den oppositionellen Kreisen der Politik, Diplomatie und der geschichtskundigen Welt. Auf's Innigste mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges verwebt, wird er auch in ihr und durch sie fortleben. Unter den Auspicien dieser historischen Popularität wird dieser Name bei verschiedenen Gelegenheiten oft und immer wieder genannt, und dadurch, daß ein unverjährter Haß von einer gewissen Seite her demselben stets auf's Neue sein charakteristisches Stigma aufprägt, erhält der tragische Anklang dieses Namens einen erhöhten mysteriösen Reiz. Spielte doch einige Zeit nach dem Tode des Ministerpräsidenten Fürsten Felix zu Schwarzenberg ein Berliner Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung absichtlich oder unwillkürlich auf dieses eben angeregte Moment an, indem es dort heißt: „Preußen hätte den seligen Fürsten als einen seiner gefährlichsten Gegner und Widersacher angesehen, und der Name „Schwarzenberg“ hätte in Erinnerung an eine Periode der älteren Preußischen Geschichte dem Preußischen Ohre nicht angenehm geklungen.“ Sollten sich an diese Erinnerungen ununterdrückbare Gewissensbisse über zugefügtes schweres Unrecht, Stimmen des Vorwurfs über bitteren Undank knüpfen: dann findet jener „Mißklang im Preußischen Ohre“ eine leichte und natürliche Erklärung. Ebenso erklärlich und natürlich wäre aber auch eine allenfällige, aber noch erst zu erweisende Antipathie des hingeschiedenen Fürsten gegen Preußen, wenn er jenen „Erinnerungen an eine Periode der älteren preußischen Geschichte“ Raum gegeben und denselben irgend einen maßgebenden Einfluß auf seine höheren politischen Erwägungen und staatsmännischen Principien verstattet hätte. Dann würde man vielleicht Preußischer Seits, im Bewußtsein verdienter Wiedervergeltung, allerdings einigen Grund gehabt haben, den Fürsten für einen der gefährlichsten Gegner und Widersacher anzusehen. Es wird sich wohl noch Gelegenheit bieten, auf diesen delikaten Punkt später noch einmal zurückzukommen.

Sicherlich gehört Graf Adam zu Schwarzenberg nicht nur zu den bedeutendsten Männern seiner Familie, sondern auch zu den interessantesten seiner Zeit, ganz gewiß aber zu den „Bestverläumdet-

sten" unter den letzteren. So mächtig und unversöhnlich war der für ein ohnmächtiges Darniederliegen während den Leibzeiten des Grafen sich nachgerade entschädigende Haß der Gegenpartei, daß er lange nach dem Tode des giftig Angefeindeten noch immer nicht die gewünschte Sättigung zu finden vermochte und daß es erst spät gelang, das dichte Lügengewebe zu zerreißen, welches er um das Andenken des Grafen gesponnen. Zu diesem Akte der Gerechtigkeit bedurfte es erst des Auftretens namhafter protestantischer Schriftsteller und unparteiisch denkender Preußen selbst, die ehrlich genug waren, das, was Graf Adam gethan, weßwegen er verfolgt und verleumdet worden, „für die einfachste Pflicht der Nationalehre und gegen das Reich" zu erklären und die verunglimpfte Ehre seines Namens in den Augen aller wahren, groß und edel denkenden Deutschen zu rehabilitiren. Wie treffend und wahr bemerkt z. B. der Beurtheiler einer Geschichte der Stadt Frankfurt an der Oder*) von F. W. S. Sachse in Ledebur's „Allgemeinem Archiv für die Geschichtskunde des Preußischen Staates" (VII. B. p. 91—93, 1832): „Schwarzenberg, der Minister des Churfürsten Georg Wilhelm, bleibt (S. 66 des Sachse'schen Werkes) so ganz der ausgemachte Bösewicht, wie ihn die meisten Brandenburg'schen Geschichtschreiber schildern, als ob nichts zur Widerlegung dieses ungerechten Urtheils geschehen wäre. Doch es scheint, als ob es noch schwerer wäre, einen in der Geschichte einmal angenommenen Gegenstand des Hasses und Abscheues aufzugeben, als einen liebgewonnenen Gegenstand der Bewunderung." Und was waren denn die Verbrechen dieses in der preußischen Geschichte zu einer hervorragenden Rolle destinirten und in die Geschichte Deutschlands mit kraftvoller Hand eingreifenden Ministers? Sein lebendiger, echt großdeutscher Sinn, sein treues Festhalten am Kaiser und Reich, sein nie verhehltes antipartikularisti-

---

*) „Geschichte der Stadt Frankfurt an der Oder, nebst topographisch-statistischen Bemerkungen ihrer vorzüglichsten Merkwürdigkeiten. Von F. W. S. Sachse. Frankfurt an der Oder, 1830, bei F. J. Tempel," 8. VIII u. 344 S. —

sches Streben, seine entschiedene Auflehnung gegen die Einmischung der Fremden in Deutschlands Angelegenheiten, seine aufopfernde Hingebung im Dienste seines Fürsten und Herrn und, im Verhältnisse hiezu, eine vielbeneidete Gunst des Letzteren, hohes Ansehen bei Hofe und im Auslande, unmittelbare Leitung aller Regierungsmaßregeln, endlich der mißgönnte Besitz einer hohen Ordenswürde (des Johannitermeisterthums in Sonnenburg), vor allem Anderen aber seine ausgesprochene Sympathie für das Haus Oesterreich und ein ungeheuchelter Katholicismus. Was Wunder, daß ein solches Denken, Wollen und Wirken angefeindet, daß am Abende dieses rastlos thätigen Lebens die Sonne staatsmännischer Glorie zum Untergange sich neigen und die eisige Nacht des Todes ihre finsteren Schleier um das Andenken des Verblichenen legen mußte. Und so nachhaltig ist die Gewalt des historisch eingewurzelten Hasses, daß die enragirten Gegner des späten Enkel's jenes großen Brandenburg'schen Minister's selbst jetzt noch instinktartig ihre Waffen gegen den Ersteren aus dem Arsenale der Feindseligkeit gegen den Letzteren holen. War es doch wieder ein Schwarzenberg, mit Eigenschaften, die ihn als Gesinnungs- und Charaktererben jenes verhaßten Ahnherrn legitimirten, und ähnliche Ursachen gebären unter gleichen Umständen ähnliche Wirkungen. Indeß, die Wahrheit kann wohl eine Zeit lang getrübt und verfälscht, aber nicht für immer verdunkelt werden, und siegend bricht sich am Ende ihr Licht freie Bahn durch das verdüsternde Gewölke. Dieß war auch mit dem besudelten Andenken des Grafen Adam der Fall, das zuletzt, oder vielmehr zuerst in Preußen selbst muthige Vertheidiger gefunden, namentlich an Cosmar, der dem bisherigen Zerrbilde des Grafen wahre, geschichtlich treue Züge entgegengehalten. Das Urbild selbst in seiner vollen Originalität und ungetrübten Klarheit wird dann erst aus den täuschenden Nebeln hervortreten, wenn eine kundige und pietätvolle Hand aus den zahlreich vorhandenen Papieren des Grafen, namentlich aus seinem höchst interessanten Briefwechsel mit den hervorragendsten Zeitgenossen, seinen beiden Söhnen, mehreren seiner treuesten Diener, insbesondere aber

mit dem ihm so geistes- und charakterverwandten Grafen Georg Ludwig*), endlich aus seinen eigenen Denk- und Rechtfertigungsschriften ein lebensgetreues Gemälde geschaffen haben wird, und eine solche wird sich wohl bald finden. Eine volle und glänzende, aber freilich an betreffender Stelle unbeachtet gebliebene Genugthuung war dem Grafen Adam bereits 30 Jahre nach dessen Tode von dankerkenntlicher Seite geworden, durch das kais. Reichsoberhaupt selbst. In dem goldenen Ehrenbuche des Hauses Schwarzenberg — im Fürstendiplome v. J. 1670 — rühmt nämlich Kaiser Leopold I. vom Grafen Adam wortgetreu: „Welchergestalt aber durch obberühmtes Heldens Graf Adolf's Sohn, Adam Grafen zu Schwarzenberg, Herrn zu Hohenlandsberg, Gimborn ꝛc. gewesenen Gevollmächtigten Churbrandenb. Statthalter und Meister des ritterlichen Johanniterordens zu Sonnenburg, dessen anererbte, dem h. r. Reich sowohl, als Vnserem loebl. Erzhaus beharrlich zugetragene Devotion fortgeführt und comprobirt hat; solches ist neben Anderen förderist auch aus dem überflüssig abzunehmen, daß er bei vier Markgrafen und Churfürsten zu

---

*) Dieser Briefwechsel ist von dem vielseitigsten und umfassendsten Interesse. Er gestattet nicht nur einen genauen Einblick in die gesammten inneren Verhältnisse des Schwarzenberg'schen Hauses, sondern rollt auch den Vorhang der Zeitbühne auf, wo der wildeste Tumult und eine grauenhafte Verwirrung aller öffentlichen und Privatzustände herrschen. Nichts rührender, als die Klagen der beiden Grafen Adam und Georg Ludwig über die verhängnißvollen Conjunkturen ihrer Zeit, und nichts erhebender, als die Art und Weise, wie sich die beiden rastlos thätigen und vielgeprüften Männer über die allgemeine Verwilderung, die unheilbare Zerrissenheit Deutschlands, den sichtlichen Untergang von Treue und Glauben, den Verfall der guten alten deutschen Sitte und ihre persönlichen Leiden, so wie ihres Hauses schweres Ungemach wechselseitig zu trösten suchen. Georg Ludwig ermuntert seinen Vetter mit dem Zuspruche: „Beruhigung in dem Gedanken zu finden, daß er nur um seiner Treue, seiner Ehrbarkeit und seines Glaubens willen leide." In dem Briefwechsel mit seinen Dienern, namentlich mit dem Oberamtmanne und gräfl. Rathe von Herding, früheren Hofmeister der jungen Grafen zu Schwarzenberg, zeigt sich Graf Adam als geradsinniger, ehrenfester und biederber Charakter, dabei aber auch als strenger, auf gute Ordnung haltender Geschäftsmann. Wenn der obengenannte Herding von dem Grafen sagt: „Der Graf von Schwarzenberg habe das hohe Lob, daß er seine Diener besser begnadige, als ein Churfürst des Reiches"; so ist hiermit das Verhältniß des Herrn zu seinen Dienern auf sehr bezeichnende Weise charakterisirt.

Brandenburg successive und ohne Unterlaß der vornehmste Rath und Minister gewesen, auch von Anfang seines Ministerii alle seine Actiones und vernünftige Rathschläge je und allezeit dahin dirigirt und gerichtet hat, wie nach dermahls sich erhobener, sowohl Böheimischer Unruhe und darauf gefolgtem deutschen Krieg, als auch wegen der Jülichischen Succession entstandener Trennung und schweren Zerrüttungen das allgemeine Vaterland aus denen damaligen höchst gefährlichen Empörungen zu einem sicheren Ruhestand gebracht werden möchte, und ihme Solches so treu und eifrig angelegen seyn lassen, daß ehe und bevor er seines Orts ichtwas eingerathen oder nachgegeben hätte, welches nicht zu des Reiches allgemeiner Wolfarth und sowohl zu Unseres Erzhauses, als vorbesagter Churfürsten zu Brandenburg Lbden Dienst und Besten nutz- und ersprießlich gewesen wäre, er lieber sich und die Seinigen, und was ihm sonst auf dieser Welt angenehm seyn können, der allerschwersten Verfolgung und mehrmaligen Leib- und Lebensgefahr*) unterwerfen wollen. Allermaßen dann nach dem ersten bei Leipzig vorgegangenen (dieser Seits unglücklichen) Treffen erfolgt, daß, als die Schwedischen und andere reichswidewärtige Waffen weiter in's Reich gedrungen, dieselbe unter diesem währenden Fürbruch aller Orten und Enden, wo Sie nur besagtes Gravens zu Schwarzenberg Güter mächtig werden können, umb deßwillen, daß er sowohl dem Reich und Unserem Erzhaus, als vorbesagtes Churfürsten von Brandenburg Lbden mit beharrlicher Treue zugethan gewesen, eingezogen und confiscirt, oder verschenkt, verhergt (verheert) oder verderbt haben.**)

*) Damit hat es seine volle Richtigkeit. Die Schweden hatten dem Grafen in einem Hinterhalte aufgelauert, in der Absicht, sich seiner um jeden Preis zu bemächtigen. Nur wie durch ein Wunder entging er der Gefahr. Die vorhandenen Familienpapiere geben darüber Kunde.

**) Die ansehnlichen Schwarzenberg'schen Güter im Brandenburg'schen, in den Jülich-Cleve'schen Landen, Lothringen und Luxemburg waren dem Verderben gänzlich preisgegeben. Freund und Feind hatten sich ihrer bemächtigt, dieselben ausgesogen, geplündert und durch Brand verheert. Darin schienen Schweden, Franzosen

Dessen allen unerachtet aber er in seinem bekannten rühmlichen Vorhaben unausgesetzt continuirt, und nicht allein bei denen damaligen zu Rettung des h. Reichs aus solchem höchst gefährlichen Zustand angesehenen churfürstlichen Conventibus des Reichs und Unseres Erzhauses Interesse best möglichst beobachten helfen; sondern auch bei der sowohl anno sechzehnhundert neunzehn erfolgten kais. Wahl Unseres in Gott ruhenden Anherrns Kaiser's Ferdinandi des Andertens sehr nütz- und ersprießliche Officia beigetragen, als zu dem anno 1636 in Unser und des h. Reichs Stadt Regensburg angestellten Wahltag seines Orts, als hierzu gevollmächtigter churfürstl. Brandenburgischer Haupt- und Principalgesandter dieses allerwichtigste Werk zum Standt zu bringen, vor allem Anderen sich dergestalt bemüht, daß, als er darüber in Leibesschwachheit gerathen, Unseres Ahnherrn Majestät und Lbden für dessen Reconvalescenz eine so gnädigste Obsorg getragen, daß sie zu deren fürdersamster Erlangung sonderbare Gelübde und Opfer thun lassen,*) wozu dann der Allerhöchste seinen göttlichen Segen dergestalt verliehen, daß er desto ehender zu voriger Gesundheit gelangt, und mithin die Wahl an seinem Ort, wie reichskundig, auf höchst selig ermeldts Unseres Herrn Vater's Maj. und Liebden befürdern und zu glücklichem Ausgang bringen helfen." —

---

und die Soldateska der Generalstaaten zu wetteifern, ja selbst die Kaiserlichen machten es nicht besser, ohne daß es der Kaiser zu hindern vermochte. Die Geschichte dieser Devastationen allein schon bietet ein treues Zeitbild des 30jährigen Krieges dar. Viele dieser bedeutenden Güter waren brandenburg'sche und churpfälzische Pfandschaften theils für gemachte baare Darlehen, theils als Recompens für geleistete wichtige Dienste; aber sie wurden nachgerade ihrem rechtmäßigen Besitzer auf die schnödeste Weise entrissen und erst nach langwierigem und ärgerlichem Streite durch vertragsmäßige Entschädigungen ersetzt. Der Confiskation der Schwarzenberg'schen Stammgüter in Franken durch die Schweden haben wir bereits früher einmal gedacht.

*) Dieser Thatsache gedenken auch Spener in seinem heraldischen Werke, Haimb, Wilhelm Lamormain („de Virtute Ferdinandi"), Wallius in seinem heroischen Gedichte, u. A. Der Kaiser that ein Gelübde zur göttlichen Jungfrau und ließ in den Oesterr. Erblanden öffentliche Gebete für Adam's Wiederherstellung verrichten.

Dieß beredte Lob aus kaiserlichem Munde dürfte genügen, auf die Stellung, den Einfluß und die Wirksamkeit, aber auch auf die Schicksale des Grafen Adam ein helles Schlaglicht zu werfen. Seit dem Jahre 1619 — also gerade seit dem Beginne der verhängnißvollen Wirren des 30jährigen Krieges — von dem Churfürsten Georg Wilhelm, dem Nachfolger Johann Sigismund's, in richtiger Würdigung seiner im Jülich'schen Erbfolgestreite in der Eigenschaft eines Brandenburg'schen bevollmächtigten Administrators der Jülich-Cleve'schen Lande (1610—1619)*) um das Churhaus erworbenen hohen Verdienste, als dirigirender Minister („Direktor des geheimen Rathes") und Statthalter an der Spitze der Regierung der gesammten Churlande gestellt und durch das unbedingte Vertrauen Georg Wilhelm's ausgezeichnet, genoß er durch mehr denn 20 Jahre alle Ehren und Vorzüge einer so eminenten Stellung, mußte aber auch den bittern und zuletzt tödtlich gewordenen Kelch aller unter den damaligen Umständen daraus fließenden und mit der ganzen Trübsal einer heillosen und wüsten Zeit gemischten Leiden bis auf die Hefe leeren. Wär' es uns vergönnt, das getreue Lebens- und Charakterbild dieses merkwürdigen, viel- und schwergeprüften Mannes in allen seinen einzelnen Zügen und mit seiner gesammten, nicht minder interessanten Umgebung auszumalen: es würde unwillkürlich zum Spiegelbilde einer wild bewegten Zeit und aus den Fugen zu gehen drohenden Welt. Nur ein so durch und durch gediegener, innerlich gefestigter und vom unerschütterlichen Gottvertrauen getragener Charakter, wie Graf Adam, vermochte das nicht enden zu wollen scheinende Elend einer trostlosen Zeit, den Grimm der Verfolger, die schwere Wucht des Undankes und die täglich augenscheinlichere Gefahr des gänzlichen Ruin's seines Hauses bis zur plötzlich hereinbrechenden Katastrophe zu ertragen, die schnell das Herz des deutsche-

*) Bereits 1610 war Graf Adam zum churbrandenburg'schen geheimen Kammerrath und Oberkammerherrn ernannt worden, nachdem er seine schwierige Jülich'sche Mission mit Eifer und Gewandtheit begonnen.

sten Mannes brach und den einzigen Sohn der rückhaltlosen Gewalt des Hasses preisgab. Inmitten der bittersten Anfeindungen starb Graf Adam am 14ten März 1641 am Schlagflusse in Folge einer heftigen Gemüthsaufregung —*) (5 Jahre früher als sein Ebenbild, Graf Georg Ludwig v. S., der Letzte von der Bayer'schen Linie, mit der bereits seit 1637 ein Erbeinigungspakt rücksichtlich der Schwarzenberg'schen Stammgüter in Franken geschlossen worden war). Seine in hastiger Eile geschehene Beisetzung in einer Sakristei der Spandauer Kirche läßt auf das Wirrsal in seiner Todesstunde schließen. Graf Adam (geb. 26ten August 1584) hatte sich 1613 mit Margarethe von Pallant**) auf Dalenbroch, Erbin von Weibelskirchen in Lothringen, vermählt, die ihm frühzeitig (1615) durch den Tod entrissen worden, nachdem sie den zweiten Sohn Johann Adolf,

*) Lange erhielt sich die Sage von des Grafen geheimer Hinrichtung, unterstützt von dem Gerüchte, gelegentlich einer Oeffnung des Sarges den Kopf vom Rumpfe getrennt gefunden zu haben, und wahrscheinlich gemacht durch die Bemühungen der Feinde des Todten, sein Andenken durch schändliche Verdächtigungen, ja selbst durch Hindeutungen auf Felonie und Hochverrath zu verunehren. Die Zeit, eine gerechtere Nachwelt und unumstößliche Gegenbeweise haben dergleichen Anklagen Lügen gestraft. Nebst der schriftlichen Aufzeichnung von Zeugenaussagen über das Begräbniß des Grafen, „dem viele Leute und alle Officiere der Festung Spandau beigewohnt," hat sich auch eine eigenhändige Deduktion des Fürsten Johann Adolf zu Schwarzenberg, Sohnes des Grafen Adam, über den Tod seines Vaters und die sich hieraus ergebenen Folgen erhalten. Die Leiche war anfänglich in einer Sakristei der Spandauer Kirche, rechts vom Altare, beigesetzt worden, wo sie Jahrelang gestanden; nachgrade wurde sie mitten auf dem Chore unter einem stattlichen Grabdenkmale, welches ein Augenzeuge vom Jahre 1662 genau beschreibt, zur ewigen Ruhe gebracht.

**) Sie wurde ihm am Hochzeitstage durch Adrian Balthasar von Flohdorf auf gewaltsame Weise entführt. Auch das gehörte mit zu den mannigfachen schweren Mißgeschicken des Grafen. Trotz der eclatantesten Beleidigung durch ein so offenkundiges Attentat konnte der Graf, dem vielseitig protegirten Entführer gegenüber, in dem hierüber anhängig gemachten Processe kaum Genugthuung finden. Der Rechtsstreit, erst vor der Jülich'schen Regierung geführt, kam später vor den hohen Rath zu Mecheln und wurde endlich durch einen Vergleich 1617 beigelegt. Herr v. Flohdorf auf Wehl wurde insbesondere von den Generalstaaten begünstigt und fand an dem Prinzen Moriz von Oranien einen warmen Beschützer. Die augenscheinliche Verschleppung der Gerechtigkeit verstimmte den klagenden Grafen Adam so, daß er aus den Brandenburg'schen Diensten scheiden wollte.

nachmals den einzigen Stammhalter des Hauses, geboren. Adam hatte sich nicht wieder vermählt, sondern nahm das Johanniterkreuz und ward 1625 zum Heermeister des Ordens in der Mark Brandenburg, Sachsen, Pommern und Wendland erwählt, nicht ohne früher mit dem um diese, vor ihm in der Regel nur den Mitgliedern des Brandenburg'schen Regentenhauses zugängliche Würde rivalisirenden Markgrafen Sigismund in harte Kämpfe verwickelt worden zu sein. Zu der oft gehegten Absicht (bereits 1616), sich ganz vom Staatsdienste zurückzuziehen, *) gesellte sich auch der Wunsch, ganz dem weltlichen Treiben zu entsagen und sich ausschließlich der Kirche zu widmen, (der Cardinalshut**] war ihm in Aussicht gestellt worden,) wenn

---

*) Zuerst tauchte dieser Gedanke aus der so eben erwähnten Ursache 1616 auf und würde vielleicht realisirt worden sein, wenn der Churfürst Georg Wilhelm den Grafen nicht mächtig an sich zu fesseln gewußt hätte. Im Jahre 1635 trat dieses Vorhaben neuerdings in den Vordergrund, und der Graf berieth sich ernstlich mit seinen vertrautesten Freunden über die Rechtzeitigkeit dieser Maßregel. Damals wäre sie allerdings an der Zeit gewesen und würde dem Grafen vielleicht die schweren Kränkungen am Lebensende erspart haben; aber sie würde auch zugleich den Grafen der Gelegenheit beraubt haben, dem Kaiserhause jene wichtigen Dienste zu erweisen, die im Fürstendiplome so glänzend gerühmt werden.

**) Dieser war ihm zwar verheißen worden; aber Adam selbst machte sich keine Illusion über die Erfüllung des Versprechens. War ihm doch das Bisthum Verden vom Kaiser förmlich zugesagt, und doch nachgerade dem Grafen von Tilly zur Verfügung gestellt worden. Das Stift Ratzeburg, ihm gleichfalls in Aussicht gestellt, lehnte er selbst mit den bescheidenen, ihn ganz charakterisirenden Worten ab: „Der jetzige Bischof lebt noch und hat sich gegen Ihre kais. Majestät in nichts vergriffen. Sollte ich das Stift nehmen und diesen alten Herrn verdrängen, so haben Ew. Liebden zu erachten, was es für eine üble Nachrede geben würde." Das wichtigste Bedenken gegen ein gänzliches Scheiden aus dem Hof- und Staatsdienste fand Graf Adam in der Möglichkeit des Erlöschens seines Hauses im Falle des frühzeitigen Verlustes seines noch einzigen Sohnes Johann Adolf; eine Möglichkeit, die ihn sogar auch an die Eventualität denken ließ, sich am Ende nochmals verehеligen zu müssen. In diesem so höchst hoffnungsvollen Sohne concentrirte sich seine ganze Vatersorge und nur um der Zukunft dieser einzigen Stütze des wankenden Hauses willen beschäftigte er sich noch mit weltlichen Projekten und weit aussehenden Planen. Gerne hätte er ihn mit einer reichen Gräfin von Anhalt vermählt gesehen. Uebrigens hätte es vielleicht selbst gelingen können, ihn mit einer churfürstlichen Princessin zu vermählen; aber wie sehr er die Heiligkeit der Ehe achtete, bezeugen die Worte: „Als alter Mann sehe ich auf das Geschlecht der Mutter und auf das

ihn nicht nach dem frühzeitigen Tode seines erstgebornen, höchst hoffnungsvollen Sohnes Franz Hartard (geb. 1614 † 1636) und bei der anscheinenden Körperschwächlichkeit seines zweiten, nun einzigen Sohnes und Erben Johann Adolf die Besorgniß vor dem möglichen Erlöschen seines Hauses von diesem Schritte abgehalten hätte. Wie wenig der Weltschimmer über ihn vermochte, beweist sein Ablehnen glänzender Anträge von fremden Höfen und die lange Liste zurückgewiesener Geschenke während seiner Statthalterschaft. Nur ein echt deutsch gesinnter Mann konnte dem Könige von Frankreich auf lockende Anerbietungen antworten: „Es gebühre ihm nicht, von fremden Herren etwas anzunehmen, so lange er einen so reichen und gnädigen Churfürsten habe." Den St. Michaelsorden trug er als ehrenvolles Andenken seines im Jünglingsalter bewiesenen ritterlichen Muthes. Zu beneiden wäre Deutschland gewesen, wenn es viele Männer seines Gleichen gezählt hätte. Nur zu schnell hatte der große Churfürst Friedrich Wilhelm vergessen, wie viel er ihm aus früherer Zeit zu verdanken hatte. Und wie viele von des Grafen staatsklugen Einrichtungen und politischen Ideen traten unter Friedrich Wilhelm in's Leben, ohne daß man ihres ersten Urhebers mehr gedachte! Das

---

Gut; aber Ew. Lden haben sich wohl zu bedenken, denn ein Weib nehmen ist nicht eine schlechte Sach, die Sie nehmen, müssen Sie behalten und Sie all' Ihr Lebetage lieben." — Die Vermählungsfrage des Sohnes blieb eine offene, selbst nach dem Eintritte desselben in den Johanniterorden; denn vier Jahre später (1639) und kurz vor seiner Erwählung zum Coadjutor und eventuellen Nachfolger seines Vaters im Heermeisterthume erhielt Johann Adolf die päbstliche und großmeisterliche Dispens, selbst im verheiratheten Stande das große Kreuz- und Ordenskleid tragen zu dürfen. Wenn Graf Adam nach einem erweiterten Besitzstande im Reiche, wo möglich nach reichsunmittelbaren Herrschaften trachtete, so geschah dieß nur im Hinblicke auf eine zu sichernde Stellung seines einzigen Sohnes und mit Rücksicht auf alte und unverjährte Ansprüche seines um Kaiser und Reich hochverdienten Hauses. War ja schon seinem eigenen Vater, dem berühmten Grafen Adolf, eine Grafschaft oder ein reichsunmittelbares Lehen in Aussicht gestellt worden. Uebrigens trug sich in den letzten Lebensjahren des Grafen Adam das Gerücht mit der bevorstehenden Erhebung desselben in den Fürstenstand, und im Zusammenhang damit mochte wohl schon damals das Absehen Johann Adolf's auf die Erwerbung eines Fürstenthum's stehen. So viel zur Erläuterung der Verhältnisse und zum Verständnisse des Nachfolgenden. —

ist Menschenschicksal! „Wehe der Zeit," möchte man mit Goethe („Götz von Berlichingen") ausrufen, „die ihn verstieß, und wehe der Nachkommenschaft, die ihn verkennt!" —

Mit dem Tode des Grafen Adam war das Schwarzenberg'sche Haus in eine entscheidende Krisis getreten. Es war für dasselbe eine Zeit der schwersten Prüfungen und schmerzlichsten Heimsuchungen gekommen und alle Zeichen deuteten auf den nahen Untergang desselben. Mächtige Feinde waren gegen dasselbe in die Schranken getreten, mit der Glut der Leidenschaft lang verhaltener Neid und Haß gegen dasselbe losgebrochen, nicht zu erwähnen, daß überdieß alle Calamitäten einer trostlosen Zeit gegen dasselbe losstürmten. Alles schien verloren, wenn nicht die Vorsehung in dieser äußerst kritischen Lage dem allseitig bedrohten Hause in Johann Adolf, dem Sohne und Nachfolger des Grafen Adam, ein der ruhmvollen Vergangenheit seines Geschlechtes in jedem Betrachte vollkommen würdiges Oberhaupt, einen Mann der Weisheit und That, voll Kraft und außerordentlicher Begabung, einen Erben aller angestammten Tugenden und Familieneigenschaften im potenzirten Grade gegeben hätte. Auf's Genaueste mit der Geschichte dieses ausgezeichneten, mit den seltensten Gaben des Geistes und Herzens ausgestatteten, leider viel zu wenig gekannten und von der vaterländischen Geschichtschreibung nicht in dem verdienten Maße gewürdigten Mannes vertraut, findet der Verfasser dieses nicht Worte, um eine Persönlichkeit zu schildern, die nicht nur zu der hervorragendsten Rolle ihrer Zeit geboren und die bewundernde Liebe aller Zeitgenossen als natürlichen, hoher Befähigung und außerordentlichen Verdiensten gezollten Tribut zu ernten berufen war, sondern eine leuchtende Zierde jeder Zeit und jedes Standes seyn würde, um so mehr aber eines Standes, in welchem der Glanz der Geburt und des Ranges seine blendenden Strahlen dem hellen Lichte eben dieser Persönlichkeit zu verdanken hatte. Johann Adolf, der erste Fürst seines Hauses, war in der That ein Fürst im vollsten Sinne des Wortes, geboren „zum Voranstehen." In ihm kam gewissermaßen das „historische Familienbewußtsein" sei-

nes uralten Geschlechtes zum lebendigsten Durchbruche, und so erscheint er denn auch als der reinste und edelste Träger desselben. Seine faktische Erhebung in den Fürstenstand war nur das äußere nothwendige Accessorium, die formelle und concrete Darstellung jenes Durchbruches, und daß sie es geworden, war ein feierlicher Akt der siegenden Gerechtigkeit, der providentielle Lohn für muthiges und treues Ausharren im langen Kampfe, der strahlende Sonnenschein nach Sturm und Gewittern. Es wäre uns ein Leichtes, das Gesagte mit unzähligen authentischen Aktenstücken zu belegen, die eben so viele Zeugnisse sind für die eminenten Eigenschaften und seltenen Talente des erlauchten Ahnherrn des Fürstenhauses; allein auf engbegrenzten Raum beschränkt, müssen wir auf diese gründliche Beweisführung vor der Hand verzichten, ohne Besorgniß des Panegyrismus geziehen zu werden, dessen es hier nicht bedarf. Die Gewißheit genügt, daß der erste Fürst zu Schwarzenberg das volle Bewußtsein der verpflichtenden Macht des Adelsbegriffes in sich trug, daß er es als moralisches Vermächtniß in klar ausgesprochener Vorschrift auf seine Nachkommenschaft vererbte und mit der Weihe einer heiligen Tradition umgab, ja noch mehr, ihm den Stempel eines unverbrüchlichen Familiengesetzes aufdrückte. Rein und unverletzt, wie er das Palladium des Hauses von seinem ehrwürdigen*) Vater überkommen, übertrug er es auch an seine Erben und späten Enkel, nur noch von hehrem Glanze umleuchtet. Wie sehr sich auch Haß und Mißgunst mühten, Adam's Verdienste und helles Andenken zu verdunkeln: sie vermochten es nicht. Des Vaters Ruhm zu überstrahlen war nur dem Sohne vorbehalten.

Aber unter den trübsten Auspicien übernahm der Letztere die Verwaltung des Hauses. Widerrechtliche Confiskation der sämmtlichen wohlerworbenen Besitzungen in den Churlanden, in Jülich,

*) Dieses Epitheton war auch ein faktischer Titel des Grafen Adam, demselben durch ein besonderes kais. Rescript 1628 verliehen, ohne Zweifel im Zusammenhange mit seiner hohen Ordenswürde.

Cleve und Berg, und nicht nur hartnäckige Verweigerung der Einsetzung in das väterliche Erbe, sondern auch willkürliche Vorenthaltung der Johanniterordensgüter in der Balley Sonnenburg trotz der rechtmäßigen und mit Beobachtung aller Förmlichkeiten stattgefundenen Wahl Johann Adolf's zum Coadjutor und Nachfolger seines Vaters im Heermeisterthume (1640), ein dießfälliger, endlos zu werden drohender Streit mit Churbrandenburg und ein nicht minder schwieriger Riesenproceß mit Pfalz-Neuburg (nachmals Churpfalz) aus gleichen Ursachen; ein ärgerlicher Injurien- und Realstreit mit den Cleve'schen Ständen; zwar (seit 1642) faktischer Besitz der durch Schwedische Confiskation gänzlich zu Grunde gerichteten, vom Grafen Georg Ludwig von der Bayer'schen Linie aus Ueberdruß nach jahrelangen Brandenburg-Onolzbach'schen und Würzburg'schen Lehenverationen im Erbvertragswege abgetretenen Stammgüter in Franken, aber damit verknüpfter allseitiger Kampf mit den Erbsanwärtern von der Lüttich'schen Linie und den petulirenden Freiherren von Schwarzenberg aus Westfriesland als Namens- und Standesusurpatoren, nebst Austragung eines 50jährigen Processes wegen Revindikation des Seinsheim'schen Fideikommisses (seit 1590); ein langwieriger Streit mit Chursachsen wegen willkürlicher Beschlagnahme und Vorenthaltung des Schwarzenberg'schen Familiensilber's, zudem ein verwickelter Rechtsstreit mit den Erbsprätendenten auf die mütterliche Erbschaft in Lothringen und Luxemburg; Collisionen mit Frankreich's König als Lehensherrn über die Lothring'schen Güter; mehrere ältere schwebende Familienprocesse, fruchtlose Geltendmachung begründeter Ansprüche auf der Basis väterlicher und ahnherrlicher Verdienste und großer pecunieller Staatsopfer, und zu alle dem ein bitterer und höchst aufregender Kampf mit unversöhnlichen politischen Feinden, Verleumdern und Pasquillanten, verbunden mit den allgemeinen Drangsalen der Zeit und dem fürchterlichen Wirrsal im Reiche, immer neue Wunden schlagend, neue Verluste bereitend und Opfer heischend: das war die Lage des Schwarzenberg'schen Hauses zu Beginn der Regierung Johann Adolf's. Um das sturmumbrauste,

klippenumrungene Schiff aus allen Gefahren zu retten und in den schützenden Hafen zu bringen, bedurfte es der kräftigen, gewandten und unermüdlichen Hand eines eben so muthigen als umsichtigen und vielbegabten Steuermannes, wie er sich eben in Johann Adolf gefunden. Binnen 30 Jahren war nicht nur der Sturm beschworen, die Klippen umschifft und die strudelnde Untiefe im Rücken, sondern die freie Meereshöhe mit weiter, heller Fernsicht, beglänzt vom Sonnenlichte, gewonnen. Zwar schien, als selbst der Culminationspunkt erreicht war, von Zeit zu Zeit noch immer nahende Gefahr schrecken zu wollen und düsteres Gewölk — Ungnade genannt — am fernen Horizonte aufzusteigen; indessen erwiesen sich diese Erscheinungen mehr als luftige Phantome, denn wesenhafte Gebilde, von nie ruhenden, heimlich wühlenden Feinden aus dem Pfuhle des Neides und boshafter Niedertracht arglistig heraufbeschworen.*) Johann Adolf

*) Eine solche Harpie, dem Sumpfe prämeditirter Geschichtsverfälschung entstiegen, hat sich sogar bis in unsere Tage herüber verloren. Der bekannte Verfasser der „Lebensbilder und Anemonen" hat es in einem der letzten Jahrgänge seines „Histor. Taschenbuches" (wenn wir nicht irren 1847) gewagt, einen Stein des Vorwurfs auf das Andenken des Fürsten Johann Adolf zu schleudern, ohne bisher eine gebührende Entgegnung gefunden zu haben. Es wird nicht schwer halten, mit schlagenden Dokumenten in der Hand einen gründlichen Gegenbeweis durchzuführen und die trübe Quelle aufzudecken, aus welcher Herr v. Hormayer seine Behauptungen geschöpft, denn gerade diese sind durch Johann Adolf selbst auf einleuchtende Weise längst widerlegt. Die leidenschaftliche Animosität des Herrn v. Hormayer gegen Oesterreich glaubte nichts schonen zu dürfen, was nur irgend Oesterreichisch heißt, und so waren ihm selbst die Gräber der Todten nicht heilig. Ein Interpolator und Urkundenfälscher nimmt es auch mit dergleichen Dingen nicht genau. Wie gern hätte wohl Hr. v. H. seine „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte Wien's" und was ihn sonst noch aus früherer Zeit mit sich selbst in Widerspruch gebracht, ungeschrieben machen mögen! — Wie, schrieb er nicht in der Vorrede zu seiner „Allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit vom Tode Friedrich d. G. bis zum zweiten Pariser Frieden" (Wien 1817—1819. 3 Bde) von seiner zu „Mark und Blut gewordenen Parteilichkeit für das, weil es gewollt hat, über Alles emporragende Oesterreich, dem er aus Pflicht und aus Leidenschaft ewig angehöre?" Aber Herr v. Hormayer hat dieses Gelöbnisses vergessen wie man im Liebesrausche geleisteter Eide zu vergessen pflegt, und die Pflicht ward der Leidenschaft zum Raube. Er hat sich selbst gerichtet in den Augen Aller, denen die Wahrheit mehr als ein Hauch, der die Luft bewegt.

wußte ihnen den Schild des reinen Bewußtseins, unerschütterlichen Gottvertrauens und treuester Pflichterfüllung entgegenzuhalten, und sie hatten keine Gewalt über ihn. Als er im Jahre 1659 sein Tagebuch über die Verhandlungen des geheimen kais. Conseils, in dem er als einer der ersten Räthe des Kaiser's saß, wieder aufnahm, schrieb er: „Die Gründe der Wiederaufnahme dieses Diariums sind mannigfach, und u. A. erstens: die Untreue des eigenen Gedächtnisses; zweitens: die Bosheit Anderer, die Thaten und Gesinnungen einem feindseligen Urtheile unterwerfen und sie dem Ununterrichteten anders darstellen, als sie gethan oder geäußert worden sind; drittens: um der eigenen Ruhe willen und wegen der nothwendigen Selbstvertheidigung gegen Verleumdungen, denen ich mein Leben lang unterworfen gewesen. Gottes Wille geschehe! Möge meine Mühe überflüssig gewesen sein und ein reines Bewußtsein der Vertheidigung nicht bedürfen!“ — Nach dem Auftauchen des falschen Gerüchtes von der über ihm schwebenden Ungnade schrieb er (1681) an den Reichshofrath Nikolai:

„Ich getröste mich meines guten Gewissens und supponirten Sicherheit, daß ich Niemand das Geringste zu Leid oder Unrecht gethan habe. Si gratis odisse velint, habeant sibi und mögen es bei Gott verantworten, ich verzeihe es vom Herzen.“ . . . . Und über den Punkt, daß, möge geschehen was da wolle und möge man sich wie immer anstellen, den Kritikern und Uebelwollenden nichts recht ist, bemerkt er: „Mir aber ist schon Alles recht, wenn es allein dem Kaiser und dem Publiko recht ist und wohl geht.“ . . . . „Ob ich meine Nota dubiose und unlauter oder klar und deutlich ablege, kann ich zwar nicht versichern, weil die Verständniß und Begreifung der Sachen nicht bei mir, sondern bei denen Auditoren besteht. Ich vermuthe aber, es thun Ihre kais. Maj. meine wenige Nota genugsam begreifen, weilen Sie deren Explikation bis dato von mir niemahlen, von Anderen aber zu Zeiten begehrt haben.“... „Daß der Herr einmahl mit mir in Arrest kommen solle, steht bei Gott und dem Kaiser. Gott kann mich verlassen und fallen lassen, der Kaiser auch Innocen-

tissimos aggraviren; sed neutrum supponitur, und auf solchem Supposito können wir, recte agendo, getröstet leben und ruhig schlafen. „Quis ex vobis arguet me de peccato?“ ist eine gewaltige Herzstärkung und Antidotis contra hoc genus veneni, wobei ich mich bis dato wohl befunden und durch Gottes Gnade conservirt habe u. s. w.“ — Ein Mann, der so dachte und auf solchen Grundlagen fußte, hatte vor keiner Ungnade zu zittern. Eine solche Zumuthung wäre zu lächerlich; er eine Ungnade fürchten, der keinen geringeren Herold seiner Tugenden, Verdienste und Vorzüge hatte, als den Kaiser selbst! — Anerkennungsvoll und vor aller Welt verkündet Letzterer im Fürstenbriefe den Preis Johann Adolf's:

„Unter welchen Allen“ — fährt jene Urkunde, an Adam's Verdienste anknüpfend, fort — „erstbesagtes Graf Adamen nachgelassener eheleiblicher Sohn, Unser geheimer Rath, Reichshofrathspräsident und Ritter des Ordens vom goldenen Fluß (Vließ) Johann Adolf Graf zu Schwarzenberg, Herr zu Hohenlandsberg, Gimborn, Murau, Wittigau und Frauenberg ꝛc. mit solchen heroischen Tugenden, fürtrefflicher Vernunft und Erfahrenheit, sowohl in Kriegs- als Staats- und politischen Sachen dermaßen herfürgeleuchtet, daß nicht allein höchst selig ernannt Unser Anherr denselben zu seiner Ankunft an den kais. Hof in wirkliche Dienste als Kammerer*) gnädigst an und aufgenommen, sondern auch nach dero gottseligen Ableben Unseres Herrn Vaters Majestät und Liebden ihn dergestalt qualifizirt befunden, daß Sie bei Antretung dero kais. Regierung denselben nicht nur zu dero wirklichem Reichshof-**) und Hofkriegsrath,***) sondern auch mit dero kais. geheimen Rathsstell†) gewürdigt und sich seiner vernünftigen Consiliorum nicht allein in allen Fürfallenheiten zu Hof, sondern auch in anderwertlichen hochwichtigen Commissionen

*) Definitiv 1637.

**) 1640.

***) 1646.

†) 1648 und neuerdings von K. Leopold I. bestätigt 1657. Seit 1646 auch erzherz. geh. Rath.

und Gesandtschaften in- und außerhalb des Reichs sehr nütz- und ersprießlich gebraucht haben; bevorab aber, nachdem höchstselig ernannt Unseres Hrn. Vaters Maj. und Lbden Unseres freundlich geliebten Vetter's Erzherzog Leopold Wilhelm's zu Oesterreich Lbden nach dem in anno 1645 bei Jankau vorgegangenen und unglücklichen Treffen dahin disponirt und vermöcht gehabt, daß Sie sich nicht allein der Direktion Dero kais. Waffen im Reich nochmahls, sondern folgendes auch des Ihro angetragenen Gubernements der Burgundischen Landen, da Alles in höchster Confusion und Gefahr bestunde, unternommen, Ihrer Lbden Er auch als Dero resp. geh. Rath und Obrister Kämmerer,*) hernach Obrister Hofmeister**) seiner sowohl in Kriegs-, als politischen und Staatssachen erlangten fürtrefflichen Erfahrenheit nach bei allen Occasionen unausseßlich an die Hand gegangen und keine Gelegenheit aus Handen gelassen, seine Uns und Unserem Erzhaus devovirte Treu mit freudiger Darbiet- und Aussetzung Leib- und Lebens, so oft es die Nothdurft und Gelegenheit erfordert, zu contestiren und zu Restabilirung des damals sehr zerrütteten allgemeinen Zustands ein Merkliches beigetragen und cooperirt hat. Nachdem aber Unseres H. Vaters Maj. und Lbden am anderen Aprilis verwichenen 1657 Jahr's und eben zu der Zeit diese Welt gesegnet, da nicht allein Unsere eigene Erbkönigreich und Lande und das h. r. Reich fast aller Orten mit fremden Kriegsverfassungen gleichsam umgeben, sondern auch die benachbarten nordischen Kronen, bevorab in Pohlen und Dänemark und denen angrenzenden Provinzen, zu Wasser und zu Lande auf's Heftigste zu den Waffen gegriffen, und wir bei damaligen gefährlichen Conjunkturen Uns dem gött-

*) 1645.

**) 1656, und Verbindung dieser Würde mit dem Oberstkämmereramte. Grund der Ernennung wie bei jener zum Kriegsrathe: „Vortreffliche Qualitäten und Talente, mit denen der Graf zu Schwarzenberg von Gott dem Allmächtigen begabt und condecorirt worden.“ Das goldene Vließ erhielt Johann Adolf 1650, zum Reichshofrathspräsidenten wurde er 1670 ernannt. Auch als k. Span. Kriegsrath fungirte J. Adolf seit 1650 oder bereits 1648.

lichen Willen nach mit der Bürde des Regiments erstbesagter Unserer Erbkönigreich, Erzherzogthumb und Landen beladen lassen, und dahero Unser Absehen dahin richten müssen, wie eines Theils dieselbe mit denen damals entstandenen gefährlichen Motibus nicht implicirt, anderen Theils aber und in Sonderheit, wie auf so gestalten Unseres in Gott ruhenden Herrn Vaters erfolgten seligen Hintritt das h. Reich mit einem anderweitigen höchstgeehrten Oberhaupt je eher je besser versehen werden möchte; ist mehr ernannter Johann Adolf Graf zu Schwarzenberg einer von Unseren geheimsten und vornehmsten Räthen gewesen, vermittelst deren getreuen Einrath und Assistenz wir nebst göttlichem Beistand die uns bei der damahls ausgeschriebenen Wahl eines Röm. König's und Kaiser's gleichsam unüberwindlich gemachte difficultäten überwunden und zu glücklichem End gebracht haben; also, daß Ihm nicht unbillig das rühmliche Zeugniß zuzulegen ist: Gleich wie Er sein von Gott erlangtes Talentum in währender höchstselig ernannt Unseres in Gott ruhenden Hrn. Vaters Regierung durch seine, sowohl in Kriegs-, als Staatssachen erworbene treffliche Erfahrenheit in Ihrer Maj. und des allgemeinen Wesens Diensten zu solcher Perfektion gebracht, daß auch Wir Uns von Anfang Unserer angetretenen Regierung bis anhero seines vernünftigen Anraths in denen vorgefallenen wichtigsten Geschäften jederzeit ganz nütz- und erspießlich bedient haben, dergestalt, daß Wir Ihm bei denen Uns vorgefallenen und außer Lands angestellten Reisen, zumahlen aber bei dem entstandenen letzten Türkenkrieg, bei Unserem Aufbruch von hinnen nach Regensburg die Direktion aller in Unserer Abwesenheit vorkommener Geschäfte und Sachen vor Anderen anvertrauet haben, welchen er dann mit solcher Vigilanz und Emsigkeit obgelegen, daß Wir ob seiner punktuellen Verrichtung jedesmahls alle vollkommene Satisfaktion empfunden haben. Mit nicht geringerem Eifer und Sorgfalt hat Er in allen anderen, sowohl des h. römischen Reichs und des allgemeinen christlichen Wesen's Sicherheit, als Unserer Erbkönigreich und Landen Aufnehmen und Bestes betreffenden Angelegenhei-

ten wie bishero in allen vorigen Occasionen, also und in Sonderheit auch bei der neulich durch wunderbarliche Schickung des Allerhöchsten entdeckter, von etlichen meineidig- und pflichtvergessenen Ständen und Unterthanen Unseres Königreich's Ungarn angesponnenen Rebellion, Berufung des Erbfeindes und anderer fremder Gewalten und darob entstandenen fast allgemeinen Abfalls jetzt gemeldtes Königreichs, seine Devotion absonderlich bewährt und erwiesen; also, daß es an Werkstellung ihres, der Rebellen, vorgehabten blutdürstigen Willens nicht ermangelt haben würde, die wider unsere eigene kaiserl. Person machinirte abscheuliche Mordthat in's Werk zu setzen; wenn nicht zuvörderst der allerhöchste Gott so mild väterlich über uns gewaltet und Unserer hierzu deputirter Ministrorum, und unter denselben vornehmlich auch sein, Grafen zu Schwarzenberg, getreue Rathschläge dergestalt gesegnet hätte, daß alle solche grausame Unthaten, bekanntermaßen, zernichtet, die in gedachtem unserem Königreich Ungarn entstandene Unruhe mit unglaublicher Geschwindigkeit gedämpft und dasselbe nach eingenommenen Festungen und zerstreuten Rebellen zu vorigem Gehorsam und Ruhestand reducirt worden wäre.*) Bei welchem Allen dann, und weil viel ernannter Unser Geheimer Rath und Reichshofrathpräsident Johann Adolf Graf zu Schwarzenberg seine tapferen Qualitäten, Vernunft und Geschicklichkeit jederzeit dergestalt an den Tag gelegt hat, daß er vielen Anderen, und zumahlen auch seinen eheligen Descendenten zum rühmlichen Exempel der Nachfolge wohl vorgestellt werden kann; und in diesem seinen loeblichen Vorhaben unausgesetzt zu continuiren geneigt und erbietig ist, auch wohl thun kann, mag und soll: So haben Wir" &c. (Es folgt nun hierauf die feierliche Erhebung in den Fürstenstand nach dem Rechte der Erstgeburt.) In diesem Lichte erschien Johann Adolf seinem Kaiser,

*) Unwillkürlich erinnern diese Zustände an die Ereignisse der jüngsten Zeit, wo es wieder ein Schwarzenberg war, der im Rathe des Monarchen saß und durch seine Rathschläge und energische Entschlossenheit einen der kostbarsten Edelsteine in der Kaiserkrone Oesterreich's erhalten und bewahren half.

und die Mächtigen der Erde haben nicht nöthig zu schmeicheln. Die Erhebung Johann Adolf's in den Fürstenstand war nicht nur die natürliche Folge der persönlichen Verdienste des Grafen, seines aufopfernden, den Begriff gewöhnlicher Thätigkeit*) weit übersteigenden Wirkens und einer beispiellosen Hingebung; sondern auch das Resultat der Gesammtverdienste seines Hauses, die Einlösung einer alten Ehrenschuld gegen dasselbe und die Befriedigung längst begründeter Ansprüche, zudem die Erfüllung einer früheren kais. Zusage. Zu dem alten Ruhme des Namens gesellte sich nun auch der Glanz der äußeren Weltstellung, die durch die sich nachgerade immer großartiger gestaltende Entwickelung der materiellen Verhältnisse des Hauses eine breite Grundlage erhielt. Der Standeserhöhung am 14ten Juli 1670 folgte am 20ten Oktober 1671 die Erhebung der Grafschaft Schwarzenberg und Herrschaft Hohenlandsberg zu einer gefürsteten und unter Einem die Ertheilung des größeren Palatinatsbriefes (die goldene Bulle über eine Summe kostbarer Privilegien, worunter auch das Recht Ritter zu schlagen,) oder die Ernennung des Fürsten und seiner Nachfolger in dieser Würde zum Pfalz- und kais. Hofgrafen. Jener Standeserhöhung und dem nunmehr gefürsteten reichsunmittelbaren Besitzthume zufolge nahm Johann Adolf bereits 1672 auf dem Fränkischen Kreistage, wo er auch schon wegen des Besitzes der altväterlichen, durch neue Acquisitionen vermehrten

*) Diese Thätigkeit war eine außerordentliche. Man muß jene Tausende, entweder von eigener Hand des Fürsten geschriebener, oder wenigstens retouchirter Papiere gesehen haben, um sich einen Begriff von dem rastlosen Eifer dieses Herrn als Hof-, Staats- und Privatmann machen zu können. Seine Correspondenz nach allen Richtungen und in allen damals gangbaren Sprachen war die ausgebreitetste, und dennoch merkt man keiner dieser zahlreichen Schriften Eile oder Oberflächlichkeit an. „Er arbeitete Tag und Nacht," heißt es von ihm, „auch mit Entziehung des nöthigen Schlafes, um nur Jedermann ohne Verzug, besonders den Nothdürftigen, die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Johann Adolf mitten unter Geschäften vergaß sich selbst, nur um für die Wohlfarth des Staates und vorzüglich des gemeinen Wesens nichts zu verabsäumen." — Dieser stupende Fleiß erinnert lebhaft an Johann Adolf's Ahnherrn, den unermüdlichen und starken Johann von der Fränkischen Linie, den Enkel Erkinger's des Stammvater's. Er schien mit Johann unter einem Gestirne geboren zu sein. —

Seinsheim'schen Güter (seit 1655) Sitz und zwei Stimmen hatte, auf der Fürstenbank Platz, und wurde 1674 feierlich in das Fürstencollegium eingeführt. Das Eigenthum der Herrschaft Gimborn-Neustadt *) im Westphälischen Kreise verschaffte dem fürstlichen Hause auch Sitz und Stimme auf den dortigen Kreistagen und zufolge der Einführung der Westphälischen Grafen in den Reichsfürstenrath auch eine Curiatstimme im letzteren. Als nachmals die Landgrafschaft Kleggau durch die gleichfalls von Johann Adolf bewerkstelligte Vermählung seines einzigen Sohnes Ferdinand mit der Erbtochter von Sulz an das fürstl. Haus kam, wurde auch Sitz und Stimme im Schwäbischen Kreise und eine Curiatstimme im Fürstencollegium gewonnen, so daß also auf Grund des reichsunmittelbaren Besitzes das fürstl. Haus Schwarzenberg auf den Fürstentagen im Besitze einer Viril- und zweier Curiatstimmen war. Der Posseß von Gimborn-Neustadt wurde für dasselbe nachgerade in soferne wichtig, als durch die Constituirung des letzteren zu einem Fideikommiß der Zweitgeburt das fürstl. Haus eigentlich zwei reichsfürstliche Familien repräsentirte. Als Besitzer reichsunmittelbarer Herrschaften hatte bereits Graf Adam das Münzrecht ausgeübt und in Folge der neuen fürstlichen Prärogative trat nun das Münzregal selbstverständlich in den Vordergrund. **) Universalerbe des 1646 kinderlos hingeschiedenen

*) Gimborn kam durch Anna von Harf auf Alstorf, Gemahlin Wilhelm II., Johann Adolf's Urgroßvater, an das Schwarzenberg'sche Haus. Das Amt Neustadt, erst theilweise, später ganz, wurde unter dem Grafen Adam als Brandenburg'sche Schenkung („ob bene merita") in der Eigenschaft einer freien unmittelbaren Reichsherrlichkeit mit allen landesfürstlichen Rechten damit vereinigt (1630, durch Vergleich bestätigt 1649). Obgleich bereits 1651 die Aufnahme Gimborn-Neustadts in die Reichsmatrikel angeordnet und 1653 die Einladung zum Westphälischen Kreistage veranlaßt wurde, ward der Schwarzenberg'sche Bevollmächtigte doch erst 1682 auf dem Kreistage zu Duisburg förmlich eingeführt. Seit 1703 gehörte Gimborn-Neustadt zum Schwarzenberg'schen Sekundo-Genitur-Fideikommiß, und als 1782 diese Reichsherrschaft cum voto et sessione an den Grafen von Wallmoden verkauft worden, mußte die fideikommissarische Verpflichtung auf die fürstl. Besitzungen in Böhmen als Fideicommissum pecuniale übertragen werden.

**) Schwarzenberg'sche Münzen von gediegenem Gehalte und mit schönem Gepräge cirkuliren jetzt noch, werden gesucht und wie ein Schatz gehütet.

Grafen Georg Ludwig, des Letzten von der Bayer'schen Linie, war Johann Adolf vorlängst in den Besitz der Steyermärk'schen Güter desselben gelangt und fügte später neue Erwerbungen hinzu. Hiermit war denn auch das Steyermärk'sche Incolat verbunden. (Jenes in Kärnthen hatte bereits Georg Ludwig 1631 erworben.) Von imposanter Bedeutung sollte das Böhmische Landsmannschaftrecht (bereits 1654 erlangt) werden, dem ein ausgebreiteter Güterbesitz zu Grunde liegt. Auch diese Basis ward von Johann Adolf geschaffen, zunächst durch die remuneratorische Acquisition der großen (nachmals zu einem Umfange von 15 □M. angewachsenen) Herrschaft Wittingau, dann durch Kauf der nachbarlichen (8 □M. großen) Herrschaft Frauenberg, und durch noch mehrere andere Besitzerwerbungen. (Hierunter die Herrschaften Kornhaus, Wildschütz, verschiedene kleinere Güter und die Pfandherrschaft Pürglitz, letztere jure anticretico vom kais. Hofe an Johann Adolf für dessen Forderung an Churbrandenburg pro 300,000 Rthlr. pfandweise überlassen.) Wittingau erhielt Johann Adolf vom Erzherzog Leopold Wilhelm, der dieselbe anfänglich pfandweise, dann erbeigenthümlich besaß, 1658 remuneratorio nomine, d. h. als Entschädigung und zugleich Belohnung für lange, ebenso ausgezeichnete als uneigennützige Dienste, für jahrelang rückständige Besoldungen, Pensionen und anderweitige Competentien, bestehend in geleisteten Vorschüssen, Kriegssubsidien, Bestreitung des erzherzogl. Haushaltes u. dgl., mit einem Worte also für sehr namhafte Guthabungen. Bereits früher wollte der Erzherzog dem Grafen Johann Adolf die Herrschaft Hohenstein im Bisthume Halberstadt aus obigen Gründen verleihen; da dieselbe aber durch den Westphälischen Frieden verloren ging, so wies er ihm jährl. 5000 fl. auf seine Pfandherrschaft Wittingau an und cedirte ihm sein Pfandrecht auf dieselbe; Alles dieß statt der reservirten niederl. Besoldungen und Pensionen, dann „rücksichtlich der dem Erzherzoge seit vielen Jahren mit Hintansetzung des eigenen Privatvortheils geleisteten treuen Dienste und der wegen langer Abwesenheit von seinen Gütern erlittenen Verluste, Entsetzung von denselben, und

in Ansehung der statt einiger wohlmeritirter Gnadenrecompens ausgestandenen unverdienten Verfolgung" u. s. w. Dieß die Antecedentien der Schenkung. Als später die Schwanberg'schen Töchter, verm. Gräfinnen von Paar, gestützt auf ein rosenberg'sches Testament, Rechtsansprüche auf Wittingau und die anderen vormals rosenberg'schen Besitzungen erhoben, mußte das fürstl. Schwarzenberg'sche Haus in Folge Rechtsspruches nicht weniger als 233,725 fl. an die Paar'schen Erben, salvo regressu an den übrigen Compossessoren der rosenberg'schen Güter, bezahlen. Der Besitz von Wittingau ward also mit schweren Summen aufgewogen. Frauenberg aber ward 1661 um 385,000 fl. gekauft. Der frühere Besitzer war der kais. General Don Balthasar de Maradas. So verhält es sich also thatsächlich mit den ersten Schwarzenberg'schen Besitzerwerbungen in Böhmen und dahin sind die bezüglichen Anführungen des Herrn Dr. Vehse in seiner „Geschichte des Oesterr. Hofes, Adels und der Oesterr. Diplomatie," theils zu berichtigen, theils zu erläutern.*) Es ist wenigstens eine sehr zweideutig klingende Behauptung, wenn Herr Dr. Vehse sagt: „Die neue kath. Oesterr. Aristokratie, die an die Stelle der im Sturme des 30jähr. Krieges umgebrochenen alten protestantischen Landherrengeschlechter trat, ward mit den Gütern derselben dotirt, sowohl im Lande Oesterreich, als im Lande Böhmen, Mähren und Schlesien".... „Die beiden Geschlechter, denen der reichste Theil aus dem Böhmisch-Mährisch-Schlesischen Rebellengute zufiel, waren die Fürsten Liechtenstein, die jetzt sogar souverain sind, und die Fürsten Schwarzenberg." — Den letzteren wenigstens fiel nichts zu, was nicht rechtmäßig erworben und mit schwerem Gelde bezahlt, oder mit bedeutenden Opfern erkauft worden wäre. Die Alterirung früherer Besitzverhältnisse durch Confiskationen ändern an der Sache nichts. Solche Antecedentien hat die Ge-

*) Der Berichtigungen und Erläuterungen wäre das obengenannte Werk überhaupt noch in mehr als einer Beziehung bedürftig; ja wir sehen uns in Folge dessen, und besonders seit uns die weiteren Bände desselben bekannt geworden, selbst zur Zurücknahme der S. 30 unseres Buches ausgesprochenen theilweisen Anerkennung aus zureichenden Gründen veranlaßt. —

schichte allein zu vertreten und es wäre traurig, die Nachkommen dafür verantwortlich machen zu wollen. — Den Besitz des Herzogthums Krummau in Böhmen anlangend, auf den Herr Dr Vehse zugleich anspielt, so gründet sich derselbe ebenfalls auf ein klares, gerichtlich entschiedenes und gesetzlich geschütztes Erbrecht. Auch zu dieser großen Acquisition hat Johann Adolf durch die Vermählung seiner einzigen Tochter Ernestine mit einem der letzten Fürsten von Eggenberg die Fundamente gelegt, im Sinne einer weisen Providentia majorum handelnd. Doch davon später. — Das Ungarische Incolat und Indigenat wurde dem Fürsten Johann Adolf aus dankbarer Erkenntlichkeit für die großen Verdienste seines Großvaters Adolf verliehen. — Nicht nur ein würdiger Liebling, sondern auch der treueste Freund und innigste Vertraute des langbetrauerten Erzherzogs Leopold Wilhelm — zahlreiche Schriften geben von Diesem und Jenem Kunde — konnte er Universalerbe seines erlauchten Herrn sein, was er auch laut testamentl. Verfügung bereits definitiv war; aber ebenso uneigennützig als voraussichtig verzichtete er feierlich auf eine so Aufsehen erregende, Neid und Mißgunst aufstachelnde Begünstigung, *) ohne es doch, „trotz seinen dringenden Bitten," verhindern zu können, mit einem ansehnlichen Legate bedacht zu werden. Es war eine Dankesschuld, die er nicht ablehnen durfte. Für sein Verhältniß zum Kaiser, zu dessen gesammten erlauchtem Hause und ebenso zu den Oesterreichschen Erblanden, wie zum Reiche spricht seine Standeserhebung zu deutlich, als daß es einer weiteren Erläuterung bedürfte. Die zuverläßigste Kunde von seinen genauen Beziehungen zum Kaiser (Leopold I.) gibt die jahrelange vertraute Correspondenz des Letzteren mit Johann Adolf in den wichtigsten Haus-, Hof-, Staats- und Personalangelegenheiten, nicht minder seine in diesem Betreffe sorgfältig ausgearbeiteten Vota und Gut-

---

*) Johann Adolf hinterließ hierüber ein eigenhändiges, sehr interessantes und charakteristisches Promemoria, worin er die Motive dieser Verzichtleistung mit der ihm eigenen Prägnanz entwickelt, um sich seinen späten Nachkommen gegenüber wegen dieser seiner, so erhebliche Vortheile verschmähenden Resignation zu rechtfertigen.

achten. Wohl suchten Neider und Feinde dieß intime Verhältniß zu trüben und zu stören; aber es gelang nicht, und nur Einer konnte es zerreißen — der alle Bande lösende Tod. — *)

Johann Adolf besaß eine vielumfassende und tiefe Bildung, wozu auf seinen Reisen in der Jugend durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Italien, namentlich aber während eines längeren Aufenthaltes in Paris, wo ihn der Französische Hof als Sohn eines einflußreichen Vaters und künftigen Vasallen, zudem als vielverheißenden Jüngling für immer zu fesseln suchte, der Grund gelegt worden. Er sprach und schrieb ein markiges Deutsch, ein klassisches Latein, und wußte sich gewandt französisch, italienisch, selbst spanisch auszudrücken. Ein Mäcen der Künste und Wissenschaften, verdiente er auch die ihm von dieser Seite gewordenen Huldigungen und auf vielen gleichzeitigen Werken prangt sein Namen als Dankeszeugniß dedicirender Schriftsteller. Mit den klassischen Alten war er vertraut. Vor allen Anderen zogen ihn aber die ernsten moralischen, dann juridisch-politischen Wissenschaften an. Von allgemeinen Geschichtsstudien fand er bald den natürlichen Uebergang zu der Geschichte seines Hauses, mit der er sich viel beschäftigte und die seinen forschenden Bemühungen viele Aufhellungen verdankt. Mit dieser gediegenen Wissenschaftlichkeit ging aber als hervorstechender und angeerbter Zug seines Charakters eine tiefe und innige, in allen Lagen des Lebens bewährte und durch zahlreiche fromme Stiftungen und Widmungen bethätigte Religiosität Hand in Hand, wovon der Ruf, Aufmerksamkeit erregend, selbst in Rom erscholl. Gewiß würde Johann Adolf auch im geistlichen Stande, für den er ursprünglich bestimmt schien, eine hervorragende Stelle eingenommen haben. Wie wenig es ihm übrigens am ritterlichen Muthe gebrach, hat er in den Affairen mit dem General-Lieutenant von Budissin und dem Obersten Ribeky, persönlichen Gegnern und Beleidigern seines edlen Vaters, bewiesen, indem er zugleich hierdurch seine kindliche Pietät

*) Dieses vertraute Verhältniß des Fürsten zu Leopold I. erinnert an die ähnlichen Beziehungen Erkinger's I. v. S. zu Kaiser Sigismund.

gegen den Verunglimpften an den Tag legte. Einen Augenblick ging Johann Adolf auch sogar mit dem Gedanken um, die kriegerische Laufbahn zu wählen, welche allerdings bei den damaligen Zeitläuften günstige Aussichten zu bieten schien. Wenigstens hatte er sich um das Buttler'sche Regiment beworben. Er mochte wohl das in seinen Adern rollende Blut der Erkinger, Wilhelme und Adolf's von Schwarzenberg fühlen. Der Tod seines Vaters, die sich bald darauf entwickelnden Verhältnisse zum kais. und erzherzoglichen Hofe, endlich seine Vermählung*) i. J. 1644 mit Maria Justina, Tochter des Grafen Ludwig von Starhemberg und Barbara's, geb. Gräfin von Herberstein, gaben seinem Streben eine veränderte Richtung.

Obgleich ihm seine Gemahlin mehrere Kinder schenkte, so überlebten ihn doch nur Ferdinand, der Nachfolger in der Fürstenwürde, und Ernestine, (1649 geb. zu Brüssel) seit 1666 Gemahlin des Fürsten Johann Christian von Eggenberg, Herzogs zu Krummau und Besitzers großer und ausgedehnter Herrschaften in Böhmen, Ober- und Niederösterreich. Das auszeichnendste Lob dieser Princessin tönt einstimmig aus dem Munde aller Zeitgenossen. Wenn die schönsten Gaben des Geistes**) und Herzens, persönlicher Liebreiz, herablassende Güte, wahre Engelsmilde, unbegrenzte Wohlthätigkeit und fürstliche Munificenz, innigste Gattenliebe und Zärtlichkeit (ihre Ehe durfte in dieser Hinsicht als unnachahmliches Vorbild gelten und galt auch dafür) — einen Frauencharakter mit unvergänglicher Schönheit schmücken, und diese weiblichen Vorzüge überdieß Verstandesschärfe, ruhige Besonnenheit und fast männliche Entschiedenheit, gepaart mit praktischem Sinne, nicht ausschließen; so besaß Fürstin Ernestine diese Eigenschaften in unbestreitbarem

---

*) Diese fand auf Grund der päpstlichen und großmeisterlichen Dispens statt, als Adolf noch dem Johanniterorden angehörte, aus dem er erst 1649 definitiv schied.

**) Haimb („Schwarzenberga Gloriosa") nennt sie „die hohe Beschützerin, eine zweite Pallas der Gelehrtenrepublik." Von ihrer liter. Beschäftigung zeugt die noch vorhandne eigenhändige Uebersetzung der auserlesenen Briefe Seneka's.

Grade. Sie war die echte Tochter Johann Adolf's. Ihr Gemahl, Sohn des Fürsten Johann Anton von Eggenberg und einer Brandenburg'schen Princessin, (Graf Adam hatte auf diese Familienverbindung Einfluß genommen,) Enkel jenes berühmten Ulrich von Eggenberg, der seiner Zeit „das Herz des Kaisers" genannt worden, (1623 in den Fürstenstand, 1628 als Besitzer von Krummau zur Herzogswürde erhoben,) hatte mit seinem Bruder Johann Seifried den Besitz der väterlichen Allodialherrschaften in den Oesterr. Erbstaaten (Böhmen, Ober- und Nieder-Oesterreich, Steyermark und Krain) getheilt*) und als seinen Antheil das Herzogthum Krummau und die übrigen Besitzungen in den drei erstgenannten Erbländern erhalten (1665, definitiv 1672). Er residirte zu Krummau und lebte an der Seite seiner vortrefflichen Gemahlin schöne Tage einer glücklichen, leider aber kinderlosen Ehe. Dem Familienvertrage zufolge zur freien Disposition über seine Güter berechtigt, ernannte er in seinem Testamente v. J. 1696 und laut Codizill v. J. 1710 zur Universalerbin seines gesammten Vermögens und lebenslänglichen Nutznießerin des Herzogthum's Krummau sammt Appertinentien, dann anderer Allode, seine Gemahlin, nach deren Hintritte aber zu Nachfolgern in den letztgenannten Besitzungen seines Bruders Sohn, Johann Anton II. und dessen männliche Nachkommenschaft, für den Fall aber des gänzlichen Erlöschens des Eggenberg'schen Mannsstammes vor seiner Gemahlin, deren Neffen Adam Franz Fürsten zu Schwarzenberg. Da dieser problematische Fall wirklich 1717 eintrat, so succedirte Adam Franz, von seiner Tante zum Universalerben ernannt, nach dem Hinscheiden derselben 1719 auf vollkommen rechtmäßige Weise im Herzogthume Krummau. Auf diese Art kam dasselbe an das Fürstenhaus Schwarzenberg nebst anderen bedeutenden Ahneren und zwar „ratione fideicommissariae substitutionis." Bei

*) Nicht mit einbegriffen in die ursprüngliche Theilung waren die Fideikommißherrschaft Ehrenhausen, die Erbmarschallamtsgüter in Nieder- und Oberösterreich und die seit 1647 den Eggenbergen mit Heimfallsrecht an das Erzhaus Oesterreich gehörende gefürstete reichsunmittelbare Grafschaft Gradiska.

der Vermählung Ernestinens 1666 konnte zwar Johann Adolf diese im Schooße der Zukunft verhüllten Eventualitäten nicht voraussehen (er hatte übrigens bereits auf den ersten Eggenberg'schen Theilungsvertrag, 1665, consultativen Einfluß genommen); aber gleichwohl leitete ihn bei dieser für sein Haus so folgenwichtig gewordenen Familienverbindung eine richtige Anschauung, vielleicht eine innere Stimme, und hätte Ernestine sich eines Kindersegens zu erfreuen gehabt, so trügen wenigstens Schwarzenberg'sche Abkömmlinge den Herzogshut von Krummau. Indessen, es kam noch besser und Johann Adolf's Enkel sollten für schwere Verluste aus früherer Zeit durch des Himmels Fügung reichliche Entschädigung finden.

Eben im Begriffe sich zur Rathssitzung im kais. Lustschlosse Larenburg zu begeben, wurde dieser mit Recht gefeierte Ahnherr des Fürstenhauses am 26. May 1683 plötzlich vom Tode ereilt und es blieb ihm erspart, die Schrecken der Belagerung Wiens durch die Türken im selben Jahre mit zu erleben. Er starb im Berufe und mitten im Wirken wie sein später Urenkel, Fürst Felix zu Schwarzenberg. Sein Andenken bleibt im Segen. Die Trauer um seinen Verlust war eine allgemeine und tiefgefühlte. Von seinen Zeitgenossen erhielt er die ehrenden Beinamen: „Cato in foro, Cicero in rostris, Fabius in armis, providus patriae, prodigus sui;" das schönste Zeugniß, das die Welt einem Staatsmanne und öffentlichen Charakter zu geben vermag. Eine gleichzeitige Parentation (von Georg Andreas Störinger) feiert sein Andenken mit den Epitheten: „Meine hohe Eiche;" das „große Licht;" wie Origenes im Schreiben demantfest, wie Aurelius der Römer Lebensfrist; Feind der Müssiggänger wie Antoninus; in der Gedächtnißkraft ein Erbe Hadrian's. Er hat wie Trajan die gelehrte Welt geliebt; Plinius sollte sein Grabmahl schreiben; ein Plutarch betrübt um ihn sein. Er war des Kaiser's Jonathan, des Reichshofraths Sokrates, Seneka, des Unterthan's Ulpian, des Hofes Salomo." — So panegyrisch dieß auch klingt, so drückt sich doch ein gerechter Schmerz in diesen bezeichnenden Sätzen aus.

Es bedurfte keines Plinius, um sein Epitaph zu schreiben. Er kam ihm zuvor, indem er, eben so groß als bescheiden noch im Tode, selbst schrieb:

„Siste viator et lege! Joannes Adolphus, S. R. I. Princeps a Schwarzenberg, Divo Caesari Leopoldo a cubiculo et arcano consilio, supremi imperialis in aula dicasterii praeses, eques aurei velleris. Certus mori, incertus quando, fidens Deo, diffidens mundo, praesentia spernens, futura sperans, huic tumulo, exilique urnae magnorum nominum tenues reliquias, leve foenum — folium — nihil, olim tamen resumendum depositum intulit. Anno 1683, die 26 Maji. —

(„Wanderer, steh' still und lies! Johann Adolf des h. R. R. Fürst zu Schwarzenberg, des glorreichen Kaiser's Leopold geh. Rath und Kämmerer, Reichshofraths-Präsident, Ritter des goldenen Vließes. Des Sterbens gewiß, aber unbekannt mit der Todesstunde, Gott vertrauend, aber der Welt mißtrauend, das Irdische verschmähend, ein Jenseits hoffend: übergab er diesem Grabeshügel, dieser engen Urne hoher Titel winzige Ueberreste — leichtverwehende Spreu — ein Blättchen nur — ein Nichts — einst aber wiedererstehend — zur Ruhe.")

Diesen, die ganze Lebensanschauung des Verewigten bezeichnend aussprechenden Zeilen fügte eine andere Hand folgende nicht minder treffende Worte hinzu:

„Quae legisti huic incisa marmori, qui hic situs est, scripsit. Metire ex paucis lineis magnum animum, mirére in magna fortuna mortis memoriam, disce eruditionem ex principe, virtutem ab aulico, bene praecare tantae virtuti, abi et plaude!" (Die Marmorinschrift, die Du hier gelesen: der hier ruht, er hat sie selbst geschrieben. Ermesse an diesen wenigen Zeilen seine Seelengröße, des Todes Eingedenksein mitten in Glückesfülle, lerne Weisheit von einem Fürsten, Tugend von einem Hofmanne, segne solch' eine Tugend, geh' hin und lobpreise!") —

Den besten Commentar zu diesem Epitaph liefert wohl das

ganze Leben des Fürsten, dem wir diese ausführliche Schilderung aus mehrfachen Gründen schuldig zu sein glaubten. Ist doch Johann Adolf der zweite Stammvater des Hauses! Von ihm gilt wohl zu sagen: „Per aspera ad astra!“ Aber er hatte sich, die aufrechten Pfähle seines Familienwappens sinnig deutend, für den Wahlspruch entschieden: „Nil nisi rectum!“ Und das ist auch das Motto seiner Nachkommenschaft geblieben.

Er ruht in der von ihm gestifteten Familiengruft (letztere seit den Josefinischen Zeiten aufgehoben) bei den P. P. Augustinern in Wien. Seine Gemahlin war ihm 1681 vorgestorben. —

Ferdinand Wilhelm Euseb, das nunmehrige fürstliche Oberhaupt des Hauses, war, wie seine Schwester Ernestine, zu Brüssel geboren (1652), wo er auch die ersten Jahre seines Lebens zubrachte. Große Hoffnungen ruhten auf diesem fürstlichen Jünglinge, und er hat sie auch auf ausgezeichnete Weise gerechtfertigt. Er hätte nicht der wohlbegabte, trefflich geleitete*) und vielseitig ausgebildete Sohn eines so vortrefflichen Vaters sein müssen, um sie nicht zur Erfüllung zu bringen. Ueberdieß ward ihm durch die wahrhaft weisen, die fernste Zukunft seines Hauses in's Auge fassenden testamentarischen Weisungen Johann Adolf's eine so sichere Richtung vorgezeichnet, daß er dieselbe um so weniger verfehlen konnte, als ihn eine tiefe Pietät gegen das Andenken des Verewigten beseelte, den er nie anders als den „Augustus“ („Mehrer“ im wahrhaft fürstlichen Sinne des Wortes) seines Hauses nannte. Mehrjährige Bildungsreisen, ernste Studien zu Besançon, Rom und Prag in allen philosophischen Disciplinen und in sämmtlichen Zweigen des Rechtes (mehrere Manuscriptfolianten von der Hand

---

*) Kein unrichtig angewandtes Wort, wenn man weiß, daß Johann Adolf den Lehrern und Erziehern seines Sohnes zur Aufgabe machte, bei dem Letzteren dahin zu wirken, daß er sei: „amans recti, affabilis, misericors erga inferiores, magnanimus et cautus, liberalis, at non profusus.“ („Rechtsliebend, zugänglich, theilnehmend gegen Untergeordnete, hochherzig und vorsichtig, freigebig, aber nicht verschwenderisch.“)

des Fürsten sind sprechende Zeugen großer Lernbegierde nnd eisernen Fleißes), nicht minder mathematische, selbst die Kriegswissenschaften umfassende Studien bereiteten den Eintritt des jungen Mannes in die große Welt und dessen künftige Laufbahn vor. Die Stellung des Vater's am kais. Hofe begründete indessen bereits frühzeitig auch des Sohnes Verhältniß zu demselben und fesselten ihn nachgerade dauernd an den letzteren. Schon im 16. Jahre zum kais. Kämmerer ernannt (1668), fungirte er 10 Jahre später bereits als Oberststallmeister der verwitweten Kaiserin Eleonore, die ihn hoch hielt. Kurz vorher erscheint er als k. O. Regimentsrath im Herrenstande und als wirklicher Hofrath im Reichshofrathe mit freiwilliger Dienstleistung. Das verhängnißvolle Jahr 1683 erwarb ihm die geheime Rathswürde, eine unter den Auszeichnungen, die der nach glücklich überstandener Türkenbelagerung Wiens hierher zurückkehrende Kaiser den verdientesten Staatsmännern zu Theil werden ließ. Ferdinand hatte es bis zu diesem Augenblicke nicht versäumt, zum Theile noch unter den Augen seines erhabenen Vaters, sich unverwelkliche Lorbeeren zu pflücken. Als die Pest, damals noch die furchtbare Geisel der europäischen Menschheit, in den Jahren 1679 und 1680 von Ungarn aus in Wien eingedrungen und auf entsetzliche Weise gehaust (vom Jänner bis November 1680 waren derselben 122,000 Menschen erlegen); als der kais. Hof, der Adel und Alles, was zu flüchten vermochte, die Stätte des Jammers floh; war es Ferdinand zu Schwarzenberg, der in Wien zurückblieb, der augenscheinlichsten Gefahr trotzend und der schwer heimgesuchten Stadt „in der milden Glorie eines wohlthätigen Schutzgeistes leuchtend.“ In der allgemeinen Auflösung der gesellschaftlichen Bande erfaßte er mit männlicher und glaubensstarker Hand das verlassene Steuerruder und handhabte, an der Spitze der Regierung, die vorgeschriebene Pestinstruktion. Ueberall war er, auf den öffentlichen Straßen und Plätzen, in den Lazarethen, selbst bis in die Hütten der Armuth dringend, überall half, rettete, spendete, ermunterte und strafte er (die plündernden Räuber in den Wohnungen des Todes), bis der grauenhafte Würgengel überwältigt floh.

Fürst Ferdinand hat sich in den Annalen Wiens durch diese hochherzige, lebhaft an Carolus Boromäus erinnernde Selbstaufopferung ein unauslöschliches Andenken gegründet, *) und eine That, wie diese, wiegt Heldenthaten auf. Auch aus der Zeit der Türkenbelagerung tönt sein Namen gefeiert herüber. „In der größten Angst und Noth halfen Fürst Ferdinand zu Schwarzenberg, der Helfer in der Pestzeit, und Graf Szechenyi, Fürstprimas von Ungarn, mit so fürstlicher Freigebigkeit, daß es zum Sprüchworte wurde, sie hätten Wien ebenso durch Gold erhalten, wie der berühmte Starhemberg durch Waffen." Solche Verdienste verlieren auch nach Jahrhunderten nicht ihren Demantglanz. Uebrigens ist es notorisch, daß Ferdinand überdieß zur Führung des Türkenkrieges bedeutende Geldsubsidien vorgeschossen, so wie er denn überhaupt für die Nöthen des Staates stets offene Hand und einen freigebigen Säckel hatte. **) Sein wärmster Lobredner in dieser Hinsicht, so wie der Schwarzenberg'schen Verdienste im Allgemeinen, war daher niemand Geringerer, als der Kaiser selbst und die Verleihung des goldenen Vließes von Seite des Königs von Spanien (1688) war nur eine natürliche Folge dieser rühmlichen Anpreisung. Drei Jahre früher hatte er das kais. Obersthofmarschallamt überkommen, 1692 aber jenes eines Obersthofmeisters der regierenden Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia; eine Würde, die er bis an sein Ende mit glänzenden Ehren bekleidete. Ueberhaupt hat er die schwere Kunst verstanden, fürst-

---

*) Auch in neueren Geschichtswerken wird jenes aufopfernden Wirkens mit dankbarem Rückblicke gedacht. So z. B. unter andern auch in dem Buche: „Wien und seine Landesfürsten." (Herausgegeben von der Mechitaristen-Congregation, Wien 1834.) Als im J. 1836 die Cholera Bayern's Hauptstadt heimsuchte und König Ludwig in der Mitte der Seinen trotz der Gefahr auszuharren beschloß, glaubte eine Münchner Volkszeitung, die „Bayer'sche Landbötin," an das erhebende Beispiel Ferdinand's zu Schwarzenberg rühmend erinnern zu sollen.

**) Die vom Fürsten Ferdinand für das allgemeine Beste gebrachten Geldopfer betrugen hunderttausende von Gulden. In einem vertraulichen Briefe an seinen Sohn und späteren Nachfolger Adam Franz, worin er demselben die inneren Verhältnisse des fürstl. Hauses, an die Vergangenheit anknüpfend, entwickelt, berührt er auch mit ziffermäßigen Angaben diesen interessanten Punkt.

liche Munificenz und standesmäßigen Aufwand mit weiser Sparsamkeit zu vereinigen; ein Resultat seines eigenen richtigen Taktes und der goldenen Lehren und Anordnungen seines unvergleichlichen Vater's. Nur so war er im Stande, nicht nur die großen Ausgaben eines fürstlichen Haushaltes zu bestreiten, sondern auch bedeutende Güteracquisitionen in den Oesterr. Erblanden (Böhmen und Steyermark) zu machen und reiche Summen als Opfer auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen. Zudem verewigen viele Andenken der edelsten Wohlthätigkeit, Spitalstiftungen und religiöse Institutionen (u. A. auch eine kath. Mission) seinen Namen, indem sie ihn zugleich als treuesten Sohn der Kirche charakterisiren, als den er sich überhaupt durch ein ganz makelloses Leben bewährte. Im Punkte der Frömmigkeit und Religiosität konnte er nur durch seine Gemahlin Maria Anna, geb. Gräfin von Sulz, Landgräfin von Kleggau, (verm. 1674) übertroffen werden. Ihr reines Bild leuchtet in der Familiengeschichte im milden Glanze der innigsten Gatten- und Mutterliebe, in der hellen Glorie einer unübertroffenen Pietät. Das bestätigen noch vorhandene schriftliche Denkmahle, *) und dafür spricht selbst das glänzende Zeugniß des kais. Hofes, wo sie als Muster der erhabensten Frömmigkeit galt. Es hieß dort von ihr: „daß sie von Keiner ihres Geschlechtes an Religiosität übertroffen werde, und daß selbst diejenigen Frauen am Hofe, die als Exempel der Gottseligkeit geachtet werden, noch von ihr lernen könnten.“ Es ist dieß eine verbürgte Tradition. Maria Anna war die Tochter Johann Ludwig's, des letzten Grafen aus dem uralten und berühmten Hause der Grafen von Sulz, Landgrafen von Kleggau rc., und Maria Elisabeths geb. Gräfin von Königsegg-Aulendorf. In Folge der vom Kaiser bestätigten Sulz'schen Primogenitur'sdisposition von 1676, welche die Landgrafschaft Kleggau in ein Reichserbkunkellehen verwandelte,

---

*) Unter Anderen ihr noch vorhandenes tägliches Abendgebet, das an Innigkeit des Gefühls, an Schwung und Erhabenheit der Gedanken bei größter Einfachheit des Ausdrucks alle Andachtsmuster dieser Art übertrifft. —

wurde Maria Anna, als erstgeborene Sulz'sche Tochter, Erbin nicht nur dieser alten Habsburgischen Besitzung (an Sulz gebracht durch Ursula von Habsburg-Lauffenberg, Gemahlin Rudolf's von Sulz), sondern auch der übrigen Sulz'schen Güter, durch sie aber das fürstl. Haus Schwarzenberg nachmaliger Besitzer dieser schönen Reichsterritorien. So kam auch das Erbhofrichteramt von Rothweil — dieses uralte Sulz'sche Prärogativ — (entweder schon seit Kaiser Conrad III., dem Errichter desselben, oder doch seit 1360 unter Rudolf v. Sulz, bei diesem Hause)*) an die Fürsten zu Schwarzenberg, und die Söhne Ferdinand's, Adolf Ludwig und Adam Franz, wurden gleichzeitig mit demselben belehnt, nach des Ersteren frühem Tode führte dann Adam Franz diesen Titel allein. Nach dem Hinscheiden ihres Vaters wurde Maria Anna 1688 in den erblichen Besitz der Sulz'schen Stammgüter eingeführt, wozu noch 1697 laut kais. Lehenbriefes der Blutbann von Thiengen durch Uebertragung vom Stifte Constanz an die Herrschaft Thiengen in qualitate feudi promiscui kam. In Folge testamentarischer Verfügung succedirte Adam Franz (1698) seiner Mutter im Besitze des Sulz'schen Erbes, das bis zum Jahre 1812 bei seinem fürstl. Hause blieb, **) ohne daß die Fürsten zu Schwarzenberg deßhalb aufgehört hätten, den Namen „Grafen zu Sulz, gefürstete Landgrafen zu Kleggau" zu führen, wozu sie sowohl zufolge kais. Diploms v. J. 1688, als auch gemäß der dießfälligen, nach dem Verkaufe von Kleggau mit Baden getroffenen Uebereinkunft berechtigt sind. In dem erstgenannten Jahre (am 8. Februar) wurde nämlich der gesammten ehelichen Descendenz des Fürsten Ferdinand die Bewil-

*) Demselben Rudolf von Sulz, der der Habsburgischen Ursula Gemahl wurde. Er war ein Sohn Hermanns von Sulz und Margarethens Gräfin von Hohenberg. Jenes Reichstribunal war von Conrad III. für den Schwäbischen, Rheinischen ꝛc. Kreis creirt worden. Der jeweilige Erbhofrichter hatte das Recht, aus dem Grafen- und Herrenstande einen Vicehofrichter zu bestellen.

**) In diesem Jahre wurden die Landgrafschaft Kleggau (Klettgau), dann die Herrschaften Riegel, Forchheim und Schellingen, oder Lichtenegg, an den Badenschen Hof verkauft. Die Veränderungen der ehemaligen reichsunmittelbaren Verhältnisse des fürstl. Hauses waren der nächste Antrieb zu dieser Alienation.

ligung zur Führung der obigen Namen ertheilt und die Vereinigung des Schwarzenberg'schen Familienwappens mit dem uralten Sulz'schen verfügt, somit aber die Fortdauer des letzteren garantirt. Seit dieser Zeit prangen im Schwarzenberg'schen Wappenschilde die drei rubinfarbenen Zinken im zweiten silbernen Felde (von den fränkischen Herzogen herrührend), der brennende, ursprünglich freiherrl. Brandisische, schwarze, dreiästige Querbalken, gleichfalls im silbernen Felde, und im getheilten Herzschilde neben dem dreihügeligen schwarzen Berge mit silbernem Thurme (Schwarzenberg bedeutend) die drei goldenen Korngarben der Landgrafschaft Kleggau im blauen Felde. Ueber dem ersten Turnierhelm aber blinkt die weiße bischöfliche Imfel mit drei rothen Spitzen, als Erinnerungszeichen der Statthalterschaft eines Sulz zu Jerusalem unter dem Kaiser Heraklius. Die Schwierigkeiten wegen Einführung in das Fürstencollegium rücksichtl. Kleggau's wurden bald, nämlich schon 1696, beseitigt, in welchem Jahre das fürstliche Haus auf der weltlichen Fürstenbank im Schwäbischen Kreise Sitz und Stimme erhielt. Ein hartnäckiger Streit hatte sich aber mit den Cognaten des Sulz'schen Hauses und mehreren verschwägerten Familien (Montfort, Manderscheid-Gerolstein- und Blankenheim, Khun und Zeyl und mit der Fürstin-Äbtissin von Buchau) wegen des Sulz'schen Erbes entsponnen, der lange Jahre währte und durch verschiedene Instanzen ging, endlich aber zu Gunsten des fürstl. Hauses entschieden wurde.

Zu dieser ansehnlichen Erweiterung der Reichsbesitzungen kamen nun aber auch noch beträchtliche Güterkäufe des Fürsten Ferdinand in Böhmen und in der Steyermark (unter den ersteren die schöne Herrschaft Postelberg in damaliger Schätzung um 600,000 fl.), dann die Acquisition des heutigen Schwarzenberg'schen Palastes am Neumarkte in Wien; lauter sprechende Zeugnisse für das musterhafte Hausregiment dieses Fürsten. Nur ein so exakter Haushälter wie er konnte sich in einem interessanten Rechenschaftsberichte über seine 20jährige Regierung rühmen: den von seinem Vater — „dem der unsterbliche Ruhm eines sorgfältigen und treuen Patris familias ge-

bührt“ — überkommenen Vermögensstand von 1,733,029 fl. (nach Abzug bestrittener Auslagen effektive von 976,213 fl.) binnen 19 Jahren 7 Monaten auf 3,170,399 fl. gebracht, also um 2,149,186 fl. vermehrt zu haben, „ungeachtet der höchst beschwerlichen theuern Zeiten und der aus eigenem Säckel sich auf ein Immensum extendirenden Extraordinari-Kriegsgaben.“*) — Mahnend verweist er seine Nachkommen auf das väterliche und großväterliche Exempel und ruft denselben zu: „Es sei nicht genug, daß der Regent einer fürstlichen Familie herrlich und standesmäßig lebe und der ererbten Güter genieße, sondern er müsse auch die seinen Händen anvertraute Verlassenschaft durch gute Wege und Mittel erweitern und auf eine discrete Oekonomie denken.“ In dem kurz vor seinem Hintritte zu Stande gebrachten Fideikommißstatut, in welchem bereits für eine allenfällige Sekundogenitur vorgesehen worden, hat er sich neuerdings als der echte Sohn seines weisen und wahrhaft patriarchalisch denkenden Vaters erwiesen. Alle möglichen Eventualitäten berücksichtigend und klug erwägend, ist dieses Denkmahl väterlicher Sorgfalt das eigentliche Fundamentalgesetz des Hauses. War Johann Adolf der neue Gründer des letzteren, so ward Fürst Ferdinand dessen Befestiger auf lange hinaus und dessen Erhalter. Er überlebte seine Gemahlin († 1698) nur bis zum 22. Oktober 1703. Von 10 Kindern überdauerten ihn der einzige Sohn Adam Franz Carl, (der Erstgeborne Johann Adolf Ludwig Anton Euseb, geb. 11. Apr. 1676, starb als Kämmerer des nachmaligen Kaisers Josef I., damals Königs von Ungarn, 1690) und 4 Töchter: Maria Franziska Justina (geb. 1677 † 1737), vermählt mit dem Feldmarschall Egon Land-

*) Man darf nicht vergessen, in welch' schlimmen Zeiten Fürst Ferdinand lebte: der erst 1699 endende Türkenkrieg, die Franzosenkriege vor dem Ryswicker Frieden, und endlich der ausbrechende spanische Successions- und große nordische Krieg! — Bemerken wollen wir auch bei dieser Gelegenheit, daß Fürst Ferdinand während dieser ganzen bewegten Periode mit den hervorragendsten Staatsmännern, Gesandten, Feldherren und den höchsten Würdenträgern der Kirche im ausgebreiteten Briefwechsel stand. —

grafen v. Fürstenberg-Stühlingen; Maria Anna Philippine, geb. 23. Novbr. 1683, Gemahlin des Grafen Franz Carl von Kolowrat-Liebsteinsky; Maria Johanna Louise, geb. 16. Dezbr. 1689, † 1739, verm. mit Ferdinand August Fürsten zu Lobkowitz, Herzog zu Sagan, und Maria Johanna Rothburga, geb. 1692, Gemahlin des Grafen Franz Leopold von Sternberg, Statthalters in Prag. Wir begegnen hier wieder Ehen, wie sie in den ersten Zeiten des Schwarzenberg'schen Hauses geschlossen worden.

Hätte Fürst Ferdinand kein anderes Andenken seiner Gesinnungen und seines hausväterlichen Waltens hinterlassen, als jene fideikommissarischen Dispositionen und seine „Paterna monita" an den hoffnungsvollen Sohn, und lägen nur die vielfältigen, einen tiefen Einblick in seine Lebensanschauungsweise gestattenden Proben seiner außerordentlichen, bis in's kleinste Detail eindringenden Sorgfalt um die geistige und moralische Bildung und Entwickelung seines Erben und Nachfolgers vor; so könnte man nicht umhin, wenigstens den hochachtbarsten Privatmann in ihm zu verehren. Wie bei ihm selbst, beruhten auch auf Adam Franz die Hoffnungen des Hauses und die glänzende Nativität, die ihm gestellt worden, durfte die Zukunft nicht Lügen strafen. Auch sollte der verhängnißvolle Augenblick, in welchem Adam Franz am 25. Septbr. 1680 zu Linz, wohin seine Mutter mit dem kais. Hofe wegen der in Wien wüthenden Pest geflüchtet war, das Licht des Lebens erblickte, keine trübe Vorbedeutung haben, es wäre denn, man wollte ihn mit dem schmerzlichen und ungeahnten Ende dieses Fürsten in eine gewisse fatalistische Verbindung bringen. Als künftiger Regent eines so hochstehenden Hauses und Herr nicht nur ausgedehnter Besitzungen, sondern auch zahlreicher Diener, als Standesgenosse des höchsten, durch Reichthum, Geist, schimmernden Aufwand und durch ein ausgesuchtes Raffinement conventioneller Formen glänzenden Adels, überdieß für eine eminente Carrière am kais. Hofe bestimmt, durfte der einzige Sohn des Hauses keines jener Bildungselemente entbehren, die den Begriff eines echten Cavalier's vollendeten, „denn" — so lautete der väterliche

Wunsch — „Adam Franz sollte es nicht nur den ausgezeichnetsten seiner Standesgenossen gleich-, sondern wo möglich zuvorthun.“ Ein feuriges Temperament, leichte und schnelle Auffassung und eine für alles Große und Schöne empfängliche Seele in einem fein organisirten Körper erleichterten diese Aufgabe, die unter äußerst umsichtiger Leitung des Vaters auf mehrjährigen Reisen durch die damaligen Culturländer Europa's und durch sorgfältig überwachte Studien in Prag, Angers, Paris und Rom glücklich gelöst worden. Ausgerüstet mit positiven Fachkenntnissen, vielseitiger Sprachenkunde und früh eingeweiht in die Mysterien der Politik ging Adam Franz seiner künftigen Bestimmung entgegen. Eine dankenswerthe Frucht seiner Reisen, nicht minder als seines offenen Auges und sensibeln Gemüthes war seine früh erwachte Kunstliebe, die, verbunden mit einer edlen Achtung vor den Wissenschaften, nachmals viele schöne Blüthen trieb. In beiden Beziehungen hat er seiner Nachkommenschaft die sprechendsten Denkmahle hinterlassen, insbesondere eine durch ihn geschaffene Gemäldegallerie — den Hamiltonsaal im Frauenberger Jagdschlosse — bestehend aus einer reichen Sammlung von in seinem Auftrage gemahlten, äußerst werthvollen Thier-, Jagd- und Hetzstücken, ausgeführt von dem berühmten Thiermahler J. G. Hamilton,*) den er auf seinen Böhmischen Schlössern jahrelang beschäftigte; zudem die Gemählde von der kunstreichen Hand des vielseitig gebildeten Daniel Gran, Mahlers und zugleich fürstl. Gartendirektor's, durch den er sein neues Gartenpalais am Rennwege in Wien

*) Wir finden Johann Georg von Hamilton, einen der beiden berühmten Brüder und späteren kais. Hofkammermahler, von 1706—1718 ausschließlich für die Jagd-Galerie des Fürsten Adam Franz beschäftigt, und erhalten durch dessen während dieser Periode geschriebenen Briefe einen interessanten Einblick in dessen ziemlich vereinsamtes, aber sehr emsiges Künstlerleben. Zahlreiche Werke seiner Meisterhand schmücken den großen Saal des fürstl. Jagdschlosses zu Frauenberg in Böhmen (erbaut von Adam Franz); desselben, wo sich auch gegenwärtig ein reichhaltiges Forstmuseum mit den auserlesensten Musterstücken der böhmischen Fauna und eine Forstbibliothek — beide eine Schöpfung des jetzt regierenden Fürsten Johann Adolf z. S. — befinden. —

künstlerisch ausschmücken ließ und dessen ingenieuser Geist die Wasserkünste im dortigen Garten durch eine sinnreich erfundene Dampfmaschine trieb; dann die Schöpfung dieses schönen Sommerpalastes selbst (ein Werk Fischers von Erlach, des Erbauer's der Karlskirche in Wien), zudem die vielen geschmackvollen und großartigen Schloß- und ökonom. Bauten auf den böhmischen Besitzungen, entworfen und ausgeführt von ital. Architekten; endlich die bedeutende Bereicherung der fürstlichen, seitdem auf mehr als 40,000 Bände angewachsenen Bibliothek. Jedenfalls gehört Adam Franz, sowohl dem Gesagten zufolge, als auch rücksichtlich der energischen Leitung seiner Regierungs-, Haus- und Familienangelegenheiten, die ihn als einen kraftvollen Erhalter und Vermehrer des überkommenen väterlichen Erbes charakterisirt, dann durch seine Stellung bei Hofe und die besondere Gunst, deren er sich namentlich von Seite Kaiser's Carl VI. zu erfreuen hatte, so wie durch sein imponirendes, wahrhaft fürstliches Auftreten, ohne eine weise Sparsamkeit am rechten Orte aus den Augen zu lassen, zu den glänzenden Repräsentanten seines Hauses. Auch sein Leben fiel in kritische, Opfer heischende Zeitläufte, aber er wußte durch ein kluges Regime und eine musterhaft geregelte Geschäftsführung die Schäden auszugleichen und den Ausfall zu decken, ohne genöthigt zu sein, den fürstl. Aufwand seines Hauses zu beschränken. Ein besonderes Verdienst hat er sich um das letztere theils durch energische Förderung mehrerer großen schwebenden Familienprocesse, theils durch glückliche Beendigung derselben erworben, hierunter namentlich durch die rasche Durchführung des Krummauer Successionsprocesses mit den Gräfinnen von Leslie, geb. Fürstinnen von Eggenberg, als Erbsprätendentinnen nach dem Erlöschen des Eggenberg'schen Mannsstammes und in Folge der Einführung des Fürsten Adam Franz als eventuellen Erben nach dem Tode seiner Tante Maria Ernestine Fürstin von Eggenberg in den Besitz von Krummau und anderer Eggenberg'schen Güter (1719).*) Hun-

*) Dieser Erbfolgestreit wurde durch Finalsentenz vom 22. December 1727

dert Jahre nach der Erhebung der Eggenberge in den Fürstenstand und fast ebenso viel nach jener der einst rosenberg'schen, später königl. Herrschaft Krummau zum Herzogthume, nämlich 1723, während der Krönungsfeierlichkeiten zu Prag, erfolgte die neuerliche Erhebung Krummau's zum Herzogthume mit der Bestimmung, daß der jeweilige effektive Allodialbesitzer von Krummau aus dem Hause Schwarzenberg den Herzogstitel mit den damit verbundenen Vorrechten (laut böhm. Landesordnung) zu führen habe. So ward denn Adam Franz der erste Herzog von Krummau aus der Familie Schwarzenberg und der Lüstre der letzteren gewann dadurch an neuem Glanze. Zu diesem großartigen Erbe und seinen übrigen böhm. Besitzungen fügte aber Adam Franz noch eine Reihe von Güter- und Herrschaftsacquisitionen in demselben Lande, eingedenk der Verpflichtung, für die Vergrößerung und Machtentwickelung seines Hauses zu sorgen. Den Planen seines Vaters zufolge hätte die letztere durch möglichste Gebietserweiterung im Reiche stattfinden sollen, wozu allerdings die Verbindung des Sohnes mit einer reichen Erbin aus einer reichsunmittelbaren Familie hätte die beste Gelgenheit bieten können (Ferdinand hielt sich in dieser Beziehung Oesterreichs Wahlspruch: „Tu autem, felix Austria, nube!" gegenwärtig); aber dazwischen tretende Umstände gaben diesen Wünschen eine veränderte Richtung und Adam Franz entschied sich (1701) für die Princessin Amalia Eleonora von Lobkowitz, Tochter seines nachmaligen Schwagers Ferdinand August Leopold Fürsten zu Lobkowitz, Herzogs zu Sagan, und Maria Anna's, geb. Markgräfin von Baden, eine der liebenswürdigsten, geistvollsten und unstreitig auch schönsten Damen ihrer Zeit.

---

auch in Revisorio geschlossen. Einer irrthümlichen Auffassung des wahren Sachverhaltes in einem Artikel der „Allg. Encyklopädie von Ersch und Gruber," Th. 31, 1838, ist in neuerer Zeit H. Josef Kutschera, fürstl. Schwarzenberg'scher Wirthschaftsinspektor in Krummau, einer der verdientesten Beamten des Fürstenhauses und wohlunterrichteter Mann, mit authentischen Daten in der Brochüre: „Zur Geschichte der Fürsten von Eggenberg," Wien, bei Carl Gerold, 1844, entgegengetreten. S. dortselbst. —

Durch eine eigenthümliche Fügung des Geschicks wurde Adam Franz's Schwester, Maria Anna Elisabeth Louise, seit 1706 Gemahlin jenes Fürsten von Lobkowitz, Stiefmutter ihrer eigenen Schwägerin, und Adam Franz Schwiegersohn seines Schwager's. Eine Tochter, Maria Anna, seit 1721 Gemahlin des regierenden Markgrafen Ludwig Georg Wilhelm von Baden-Baden, ward dem fürstl. Paare 1706 geboren, aber der heißersehnte männliche Erbe erst 16 Jahre später, wie es scheint als Segensgeschenk andachtsvoller Gelübde. Es war dieß Josef Adam (geb. 1722), der nachmalige Stammerbe.

Wie seine Vorältern war auch Adam Franz ein Liebling und persönlicher Freund seines Kaiser's, so wie als feiner und würdevoller Hofmann, zudem Prototyp eines vollendeten Cavalier's, eine der Zierden des kais. Hofes. Bereits seit 1694 kais. Kämmerer, 1700 Hofrath, 1711 kais. Oberst-Hofmarschall, später auch Oberststallmeister, 1713 wirklicher geh. Rath (nach Anderen geh. Staatsminister K. Carl VI.), überdieß seit 1712 mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt, nahm Adam Franz eine Stellung am kais. Hofe ein, die ihm ein hohes Ansehen sicherte und den Antecedentien seines vielverdienten Hauses angemessen war. Gelegenheitlich der Vermählung seiner Tochter Maria Anna mit dem Markgrafen von Baden wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, den Letzteren im Namen des Kaiser's und als Stellvertreter desselben zum Ritter des goldenen Vließes zu schlagen. — Stets an des Kaisers Seite, war er auch — wie dieser ein leidenschaftlicher Freund der hohen Jagd*) —

*) Davon zeugen die vielen Jagdtrophäen — eine kostbare Sammlung von Hirschgeweihen im Jagdschlosse zu Frauenberg. Bezeichnend für jene Zeit ist auch die Existenz der hochadeligen Gesellschaft der „Diana cacciatrice" („Dianenorden"), deren Mitglied auch Adam Franz war und deren Statuten die Jagd für eine noble Beschäftigung erklärten, die Pflege derselben nach allen Regeln der Waidmannskunst zur Pflicht machend. Auch die Fürstin Eleonore Amalie theilte das Jagdvergnügen ihres Gemahls und schrieb mit heiterer Laune in ein Jagdgedenkbuch:

„Wer seyn will von Unlust frei, der thu sich mit Diana üben;
Ich lieb die edle Jägerei; drum kann mich nichts betrüben."

Aber sie sollte leider dennoch, und gerade durch die „edle Jägerei," tief betrübt werden.

dessen Gefährte auf jener unglücklichen Hirschjagd bei Brandeis in Böhmen (nicht wie Herr Dr. Vehse meint, auf einer der Frauenberger Jagden) am 10. Juni 1732, die sein plötzliches und trauriges Ende herbeiführte. Dort war es, wo er, verhängnißvoll genug, durch einen aufspringenden Hirschen in die Schußlinie des Kaisers gerieth und zu Tode getroffen wurde. Er verschied am Morgen des folgenden Tages. Ebenso groß als die Trauer des fürstl. Hauses, war die schmerzliche Bestürzung des Kaiser's, der in Adam Franz „einen seiner treuesten Diener und Vasallen" verloren. Tagelang nach diesem unglücklichen Ereignisse in sein Cabinet eingeschlossen, ließ er Niemand vor sich kommen und ward nicht wieder heiter. Durch unmittelbare Einflußnahme auf die vormundschaftlichen Geschäfte und die Erziehung des verwaisten 10jährigen Erbprinzen Josef Adam beschloß er Vaterstelle bei diesem zu vertreten, und um die Trauer der tiefgebeugten Fürstin-Witwe „durch einen außerordentlichen Akt kaiserl. Huld zu mildern," ließ er — ein unerhörtes Ereigniß in der Geschichte des goldenen Vließordens! — die fürstliche Waise durch eine eigens deputirte kais. Commission mit derselben Ordenskolane schmücken, die der verblichene Vater am Frankfurter Kaiserkrönungstage aus des Kaisers Händen empfangen.

Adam Franz starb mit wahrhaft christlicher Ergebung in Gottes Rathschlüsse. „Stets sei es seine Schuldigkeit gewesen, für den Kaiser sein Leben hinzugeben"; dieß waren die rechtfertigenden Worte in Bezug auf die unfreiwillige That des Kaiser's. Sein Leben lang hatte er eine wahrhaft ungeheuchelte Frömmigkeit und den eifrigsten Katholizismus an den Tag gelegt und durch zahlreiche Akte der Wohlthätigkeit und Großmuth, durch Stiftungen, Kirchen- und Klösterfundationen, Gelübde und Geschenke der Pietät bethätigt, eingedenk der testamentarischen Verordnung seines Vaters: die humanen Stiftungen des fürstl. Hauses zu erhalten und zu vermehren.

Mit treuester Hingebung und aufopfernder Mutterliebe erfüllte die Fürstin-Witwe bis an ihr Ende, 1741, die Pflichten der Vormünderin, und mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit, aber auch mit männ-

licher Kraft und Besonnenheit leitete sie die großartige Administration der fürstlichen Besitzungen. Geschmückt mit Anmuth und echter Frauenwürde, war sie zugleich ein schönes Vorbild der christlichen Demuth. „Hier ruht die arme Sünderin Eleonore; betet für sie!" so ließ sie auf das Grabdenkmahl schreiben, das ihr die Pietät des Sohnes errichtete.

Im neunzehnten Lebensjahre trat Fürst Josef Adam die Regierung seines Hauses und die Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen an. Der Beginn dieser neuen Periode fällt mit dem Regierungsantritte der großen und unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia zusammen. Bedrängnißvolle Zeiten waren über Oesterreich hereingebrochen, der böse Successionskrieg mit seinem Trübsal und der nachträgliche siebenjährige Krieg schwangen ihre Geißel über dem Oesterreichschen Erbe trotz pragmatischer Sanktion und deren europäischen Garantien, und was der Krieg etwa verschont, richteten Mißwachs und Hungersnoth zu Grunde. Von allen diesen Uebeln und Drangsalen wurden die Schwarzenberg'schen Herrschaften, zumal jene in Böhmen, schwer heimgesucht und Fürst Josef Adam hatte große Mühe den bisherigen Wohlstand seines Hauses aufrecht zu erhalten. Es gelang zwar, aber nicht ohne bedeutende Opfer und langjährige Nachwehen. Nichtsdestoweniger behauptete er das fürstliche Dekorum und die alte Ehre seiner Familie; zur neuen Erprobung der angestammten Treue gegen das ehrwürdige Kaiserhaus gaben gerade die schlimmen Zeiten nur zu viele Gelegenheit. So finden wir denn auch den Fürsten die ganze Regierungsperiode Maria Theresia's hindurch im successiven Besitze all' der Ehren und Würden am kaiserl. Hofe wieder, die bereits von seinen Vorfahren bekleidet worden. Das goldene Vließ war ihm bereits in der Kindheit zugefallen, im blühenden Mannesalter gesellt sich hierzu die geh. Rathswürde (1753) und das Obersthofmarschallamt, dem endlich jenes eines ersten Obersthofmeisters (1776) folgt. Dabei fehlt es überdieß nicht an vielen persönlichen Auszeichnungen sowohl von Seite Maria Theresia's, als deren kais. Gemahls, so u. A. ein höchsteigener Be-

such der Kaiserin nach einer schweren Erkrankung des Fürsten, und sonstige Beweise kais. Huld. Mit diesen Zeichen der Achtung von Oben stehen vielfältige Darlegungen der Liebe und Anhänglichkeit von Unten im geraden Verhältnisse, denn Fürst Josef ist ein milder Herr seiner zahlreichen Diener und ein liebreicher, vorsorgender, wohlthätiger Gebieter seiner noch zahlreicheren Unterthanen. Auch die Kirche weiß seine Verdienste um sie zu rühmen, er baut Kirchen, spendet Liebeswerke, unterstützt die studirende Jugend, besonders junge Theologen, und zeichnet die Priesterschaft bei allen Gelegenheiten aus und leuchtet mit warmer Andacht voran. Veranstaltet er auf seinen Schlössern Feste, so vergißt er auch des Bürgerstandes nicht und zieht ihn an sich heran. Große Gütererwerbungen zu machen, ist ihm zwar nicht vergönnt; aber er erweitert und arrondirt dennoch seinen Böhmischen Besitzstand durch neue Ankäufe, und das ist in so schweren Zeiten genug. Eine große Errungenschaft verdanken ihm indessen dennoch seine Nachkommen: die 1746 erwirkte Ausdehnung der Fürstenwürde auch auf die gesammte männliche und weibliche Descendenz seines Hauses, während bis jetzt nur der Erstgeborne des fürstl. Ranges genoß. Ein anderer wichtiger Gewinn für das Gesammtinteresse des Hauses ist die Umwandlung des Herzogthums Krummau in ein unveräußerliches, an die Primogenitur geknüpftes Allod. Durch Beides aber hat er sich ein dankbares Andenken in der Geschichte seiner Familie gegründet.

Fürst Josef Adam war seit 1741 mit Maria Theresia, Tochter des Fürsten Josef v. Liechtenstein und der Maria Antonia Katharina, geb. Gräfin von Oettingen-Spielberg, vermählt, einer allverehrten Dame, die nach 12jähr. Ehe starb, nachdem sie ihm neun Kinder geboren.

Ueberlebt ward der Fürst nur von seinem Nachfolger Johann Nepomuk (geb. 3. Juli 1742) und vier Töchtern. Zwei erwachsene Söhne waren ihm im Tode vorangegangen: Prinz Josef Wenzl (geb. 1745), kais. Kämmerer und Oberst des Terzischen Regiments († 1781), und Prinz Anton (geb. 1746 † 1764), Johanniteror-

densritter und Hauptmann. Er starb zu Würzburg auf der Reise zur röm. Königswahl nach Frankfurt und ruht, der Erste und Einzige von den Fürsten zu Schwarzenberg, in der vom Stammvater Erkinger gestifteten Karthause zu Astheim. — Die überlebenden Töchter Josef Adam's waren vermählt: Maria Anna (geb. 1744 † 1803) mit Friedrich Julius Grafen von Zinzendorf-Pottendorf, k. k. geh. Rath und Rechnungskammerpräsidenten; Maria Theresia (geb. 1747 † 1888) mit Sigmund Rudolf Grafen v. Goes, k. geh. Rath; Maria Ernestine (geb. 1752 † 1801) mit Franz Grafen v. Auersperg; Maria Eleonore (geb. 1748) starb unvermählt als Stiftsdame zu Mons 1786. —

Fürst Josef Adam selbst aber verschied am 17. Februar 1782.

Die empfindliche Erschütterung, welche die materielle Basis des fürstl. Hauses durch die Calamitäten der Zeit erlitten, machten die kräftige Hand eines Restaurators zur unabweislichen Nothwendigkeit, und der letztere hat sich in Josef's Nachfolger, Johann Nepomuk, gefunden. Seinem Hause einen so tüchtigen Regenten hinterlassen zu haben: auch das ist ein indirektes Verdienst, ein größeres aber allerdings, binnen einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit, als es diesem Chef seines Hauses vergönnt war zu wirken — er starb bereits 1789 — so Vieles und nachhaltig Gutes geleistet zu haben. Mit selbstverläugnender Hingebung und dem vollen Aufwande seiner Kraft hatte sich Fürst Johann der Aufgabe unterzogen, nicht nur die Schäden der jüngsten Vergangenheit wieder gut zu machen und die geschlagenen Wunden zu schließen, sondern auch auf dem neu befestigten Fundamente ein dauerndes Gebäude aufzuführen. Zu diesem Ende widmete er sein ganzes Augenmerk den ökonomischen Interessen seiner weiten Besitzungen und den finanziellen Zuständen seines Hauses, von der richtigen Ansicht geleitet, daß die Errungenschaften in diesen beiden Beziehungen mittelbar auch dem allgemeinen Besten, dem Wohle seiner Diener und Unterthanen, der Landwirthschaft im Großen und Ganzen, der Industrie, dem Handel und Verkehre, den Culturinteressen des Landes überhaupt, bei den inni-

gen Wechselbeziehungen der letzteren zu den Bestrebungen eines der größten Grundbesitzer und einflußreichsten Privaten, zu Statten kommen müßten. Er dachte in diesen Beziehungen wie sein kaiserlicher Zeitgenosse, Josef II., von dem er hochgeschätzt und ausgezeichnet wurde, ohne bei Hofe eine andere Würde, als die eines k. Kämmerers und geheimen Rathes zu bekleiden.*) Aber freilich, ein so praktischer und erfahrungsreicher Mann, wie Fürst Johann, wußte auch gewiß gut zu rathen. Ohnehin war die fast ausschließlich in eigene Hand genommene Oberleitung der Verwaltung so ausgedehnter und quellenreicher Territorien, die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit der Regierungsgeschäfte nur schwer mit einer Stellung bei Hofe vereinbar, und Kaiser Josef war zu einsichtig, um in dieser Hinsicht Opfer zu verlangen. Als Haupt einer zahlreichen Familie mußte Fürst Johann überdieß die Zukunft derselben ernstlich in's Auge fassen und die letztere dauernd zu begründen suchen. Alles zureichende Gründe für jene rastlose ökonomische Thätigkeit, die dieser Fürst entwickelte und in welcher er jetzt noch als nachahmungswürdiges Muster gilt. Auf diesem Gebiete war er praktischer Politiker und, vielleicht in Vorahnung künftiger veränderter Zeiten, ein vorbereitender Bahnbrecher der großen staatswirthschaftlichen Interessen. Wenn er die Agricultur- und Forstwirthschaft seiner umfangreichen Güter mit scharfem Auge überwacht und das Darniederliegende möglichst zu heben sucht; wenn er nach neuen Quellen forscht und die entdeckten rührig ausbeutet; wenn er Moräste ableitet und versumpfte Länder ertragsfähig macht und in lachende Gefilde umwandelt; wenn er sogar bis in die Urwälder dringt und, mit einem Aufwande von Hunderttausenden einen Schwemmkanal künstlich eröffnend, den Weg bis zur Donau sucht, um Wien mit reichen Holzvorräthen zu versehen; wenn er durch vortheilhafte Güterverkäufe **) Schulden tilgt

*) Die einzige diplom. Mission, welcher sich Fürst Johann unterzog, war 1764 seine Sendung nach Rom mit der Notifikation der röm.-deutsch. Königswahl Josef II. an Clemens XIII.

**) Ein solcher war der bereits früher berührte Verkauf von Gimborn-Neustadt

und andererseits durch Kauf, Tausch, Vergleiche und wohl auch durch Erbschaften *) seinen Besitzstand erweitert, abrundet und verbessert; wenn er sich endlich als Oberdirektor und Hauptaktionaire selbst an die Spitze eines Zukunft verheißenden großen Handels- und Finanzinstitutes (der oktroyirten Leih- und Commerzialbank gemeinschaftlich mit dem Fürsten Franz-Gundaker v. Colloredo-Mansfeld und dem Grafen Friedrich von Nostiz als Mitoberdirektoren) stellt, und keine sonst sich darbietende Gelegenheit zu großem, gemeinnützigem Wirken versäumt: so sind dieß Aufgaben, völlig hinreichend, ein Menschenleben auszufüllen, auf den Namen eines hochverdienten Staatsbürgers vollgiltigen Anspruch machen zu dürfen und das goldene Vließ — dieß Symbol sieghafter Errungenschaft und hohen Preises — mit Ehren zu tragen. Fürst Johann besaß es seit 1782. Hatte wohl Kaiser Josef II. Unrecht, einen Johann von Schwarzenberg — den späten, aber würdigen Nachkommen eines gleichnamigen und nur in anderer Weise gleichthätigen Schwarzenberg — dem Adel als Muster vorzustellen? Und ein Lob gerade aus solchem Munde wiegt schwer! Dieser vielseitigen Thätigkeit fügte Fürst Johann auch noch Werke der Philanthropie, Stiftungen, Stipendien u. dgl. hinzu, und machte sich namentlich seiner zahlreichen Dienerschaft durch die neue Constituirung des bereits von seinem Vater gegründeten Pensionsfonds (nicht zu verwechseln mit dem allgem. Pensionsinstitut für Witwen und Waisen, dessen Mitbegründer und

---

im Westphälischen Kreise an den Grafen von Wallmoden. Der Fideikommißtitel wurde, durch ein Capital surrogirt, auf den böhm. Herrschaften versichert.

*) Durch Vergleich und Uebereinkunft erhielt er von seiner Base, der Markgräfin Elisabeth, Tochter Maria Anna's zu Schwarzenberg und des Markgrafen Ludwig Georg Wilhelm zu Baden, Enkelin des Fürsten Adam Franz, die Herrschaften Lobositz und Werschowitz nebst den Gütern Mohr und Kamaik in Böhmen, dann den Nutzgenuß der Herrschaft Schlackenwerth; durch Erbschaft aber von derselben Markgräfin die Herrschaft Lichtenegg nebst Riegl im Schwäbischen Kreise. Im Reich erwarb er auch die Herrschaften Illereichen, Kellmünz und Unterroth. Zu den Steyermärk'schen Besitzungen fügte er neue Käufe von Herrschaften und Eisenhämmern. Ueberdieß fanden in Böhmen durch ihn noch mehrere andere Acquisitionen statt. —

erster Protektor sein Sohn und Nachfolger, der edle Fürst Josef, wurde) unvergeßlich. Durch seine Vermählung mit Maria Eleonora Gräfin von Oettingen-Oettingen und Wallerstein (Tochter des Grafen Philipp von Ö.-Ö., und der Gräfin Caroline Juliane, geb. Gräfin von Oettingen-Hohenbaldern und Soetern) bereicherte er die Ahnengalerie seines Hauses um ein anmuthvolles, tugendverklärtes Bild und gab seinen Kindern eine angebetete Mutter. Marie Eleonore hieß allgemein die „Gütige und Leutselige." Sie folgte ihrem Gemahl 1797, 25. Dezbr., in die Gruft. Angesichts der nun wirklich vorhandenen, vom Fürsten Ferdinand bereits vorgesehenen Sekundogenitur verordnete Fürst Johann in seinem Testamente u. A. die Uebertragung des Sekundogeniturverbandes von den Steyermärkischen Besitzungen auf eine der großen Herrschaften in Böhmen, wozu denn die bereits von ihm durch Zukäufe erweiterte, aus dem Eggenberg'schen Erbe herrührende Herrschaft Worlik unter seinem Nachfolger Josef gewidmet ward. Wenn einst in einer neuen, längst projektirten Familiengruft (in der gegenwärtigen zu Wittingau ruhen seit Johann interimistisch alle Schwarzenberge, auch der verewigte Fürst-Ministerpräsident an der Seite seines Vaters und Großvaters, und der gefeierte Feldmarschall Carl); wenn einst dort ein prächtiges Marmordenkmal Johann's Ruhestätte schmücken wird, so ist es zugleich ein Monument der Pietät seines Sohnes und Nachfolger's Josef, der es von der Meisterhand Tripel's in Rom aus carrarischem Marmor verfertigen ließ. — Eine Schaar blühender Söhne und Töchter weinte an Johann's frühem Grabe. Von nicht weniger als 13 Kindern waren am Leben:

Fürst Joseph Johann Nepomuk, geb. 27. Juni 1769 † 19. Dezbr. 1833, der nachmalige Chef des Hauses.

Fürst Carl Philipp, geb. 15. April 1771, † 15. Oktbr. 1820; k. k. Oesterr. Feldmarschall und Generalissimus der verbündeten Heere bei Leipzig, Oesterreichs Hort und Deutschlands Befreier vom Fremdlingsjoche und eigener Entwürdigung, eine der beiden europäischen Größen, die das Fürstenhaus Schwarzenberg im

Laufe eines und desselben Jahrhunderts aufzuweisen hat. Ohnehin kaum der Aufgabe gewachsen, den Lebensabriß der zweiten, eben erst den Blicken entschwundenen Größe zu zeichnen, kann es nicht unsere Aufgabe sein, das Bild der ersten in ihrer herrlichen Totalität zu malen; das wäre eine allzukühne Vermessenheit. Was Fürst Carl zu Schwarzenberg that und im ersten Viertel dieses Jahrhunderts vollbracht: es ist mit unauslöschlichen Zügen den Geschichtstafeln des letzteren eingegraben und lebt in dankbarem Andenken der befreiten Völker fort. Ueberdieß hat sich der würdigste Biograf in dem Verfasser der „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg" (von Anton Prokesch, damals Oberlieutenant im kaiserl. Oesterr. Generalstabe; Wien bei Carl Schaumburg und Compagnie, 1823) bereits gefunden, und was wir auch jetzt hinzuzufügen versuchen wollten, es wäre jedenfalls eine Ilias post Homerum. Um sich den Ruhm und die unsterblichen Verdienste dieses Mannes lebendig zu vergegenwärtigen, bedarf es von Seite des Geschlechtes, dem er entsprossen, nur eines Blickes auf das durch ihn neu geschmückte und verherrlichte Wappen seiner Familie. Das (seit 1817) hinzugekommene, neben dem Seinsheim'schen Urwappen prangende Herzschild des kaiserl. Oesterr. Wappens und das aufrechte Schwert sind redende Zeichen einer thatenreichen Vergangenheit. In einsamer Glorie verkündet der einfache Granitblock auf dem Monarchenhügel in Leipzig's schlachtenreicher Nähe mit Lapidarschrift die Pietät der Hinterlassenen des großen Vaters. Wann wird sich das Monument hinzugesellen, das Oesterreich und Deutschland einem ihrer größten Männer schulden?*) Auch die Manen des unvergeßlichen Erzherzogs Carl von Oesterreich harren lange schon der Lösung einer gleichen

---

*) Ein des Fürsten würdiges Monument sollte Thorwaldsens Werk werden. Es kam nicht zur Ausführung, wohl aber eine Medaille auf Veranstaltung einer Gesellschaft von Freunden des Verewigten mit der Widmung auf dem Revers: „Marti pacifero." —

Dankesschuld entgegen. Man scheint ihr jetzt wieder die verdiente Aufmerksamkeit zu schenken; auch das Andenken des Fürsten Carl Schwarzenberg darf sie beanspruchen. —

Zufolge brüderlicher Vereinbarung ward Fürst Carl erster Besitzer des nach Böhmen übertragenen Fideikommisses der Schwarzenberg'schen Sekundogenitur und somit Stifter der zweiten Linie des fürstl. Hauses. Aus seiner glücklichen, durch den reinen Einklang zweier liebenden Seelen verschönten Ehe mit Maria Anna, geb. Gräfin von Hohenfeld, verwitweten Fürstin von Esterházy (geb. 1768, † 1848), einer geist- und gemüthvollen Dame, waren ihm drei Söhne erblüht, des Vaters Ebenbilder an männlicher Kraft und reicher Begabung. Es sind dieß:

Fürst Friedrich Carl, Joh. Nep. Jos., (geb. am 30. September 1800) *) Majoratsherr des fürstl. Sekundogeniturfideikommisses in Böhmen und Besitzer von Marienthal in Ungarn, Maltheserordensritter, k. k. Generalmajor in der Armee, Inhaber vieler hoher Orden &c. Ein tapferer Degen (Spanien und Afrika und wohl auch Italien wissen davon zu erzählen), voll ritterlicher Gesinnung, herzensgut und edel, Dichter und Schriftsteller (wer kennte den sangeskundigen Romancier und „verabschiedeten Landsknecht" nicht!): was bedarf es wohl mehr, um ebenso liebenswürdig, als geliebt zu sein? —

Fürst Carl Borom., Philipp, geb. 21. Jänner 1802, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, vordem Civil- und Militargouverneur von Mailand, jetzt in gleicher Eigenschaft an der Spitze von Siebenbürgen, tapferer Führer auf Italiens Schlachtgefilden, geschmückt mit Ehrenzeichen hohen Verdienstes, vielbegabt und Freund der Künste und Wissenschaften. Er ist vermählt mit Josephine Marie, geb. Gräfin Wratislaw von Mitrowitz (geb. 1802), Sternkreuzordens- und Palastdame J. M. der Kaiserin. Sein einziger Sohn Carl, k. k. Rittmeister, ist die Hoffnung dieser fürstl. Linie.

---

*) Also wenige Tage vor der Geburt seines Cousins, Felix F. z. S. —

Fürst Edmund Leopold Friedrich, geb. 19. Nov. 1803, k. k. Feld-Marschall-Lieutenant, Commandirender des 4. Armeekorps in Galizien 2c. Daß er in den Kämpfen auf Ungarn's Boden ritterliche Lorberen gepflückt, davon zeugt der Theresienorden auf seiner Brust. Er ist unvermählt.

Dieß die lebenden Repräsentanten der zweiten Linie des fürstl. Hauses und des Feldmarschalls Carl würdige Söhne.

Die weiteren überlebenden Kinder des Fürsten Johann waren: Ernst Josef Johann, geb. 29. May 1773, widmet sich dem geistlichen Stande, Domprädendar zu Cöln, Canonicus von Lüttich, Salzburg, Passau und Gran, besteigt 1818 dort den bischöflichen Stuhl, wo vor 220 Jahren sein Ahnherr Adolf die Mauern erstürmt — in Raab. Ein würdevoller Priester, Bildner des Clerus und Förderer der religiösen Jugenderziehung, Erwecker und Läuterer des Kirchengesanges (überhaupt Freund der Musik), feuriger Prediger und eifriger bischöflicher Hirt; gütig, herablassend und freigebig. Stirbt vielbetrauert 1821. Der reizende Park zu Aigen im Salzburg'schen, eine der schönsten Gartenanlagen Oesterreich's, wird die Erinnerung an seinen Schöpfer festhalten. Ernst's Zwillingsbruder, Franz de Paula, Domprädendar zu Cöln, starb im schönsten Jünglingsalter, wenige Monate vor seinem Vater. — Friedrich Joh. Nep., geb. 1774, Johanniterordens-Ritter, fällt, nach Thatenruhm dürstend und bereits im Feldzuge 1793 Proben der Tapferkeit liefernd, 1795 am Schlachttage von Mannheim beim Sturme auf die Neckarschanze, als Rittmeister und Eskadronskommandant bei Lobkowitz-Chevaux-Legers. Widmet sein väterliches Erbtheil demjenigen aus seiner Familie, der, „ein würdiger Sohn seiner Aeltern und Großältern, sich dem Kriegerstande widmet und verspricht, ein rechtschaffener Mann zu werden." Ruht seit 1804 in der kath. Pfarrkirche zu Weinheim, wo die brüderliche Liebe Josef's ihm ein Mausoleum errichtete. — Maria Carolina Theresia, geb. 1775 † 1816, Gemahlin des Fürsten Franz Josef Max von

Lobkowitz, Herzogs zu Raudnitz. Ihr Tod raubt dem Heldenbruder Carl für immer die Heiterkeit. — Elisabeth Theresia Carolina, geb. 1778 † 1791. — Maria Theresia, geb. 1780, Sternkreuzordens- und Palastdame, zudem Obersthofmeisterin J. M. der Kaiserin Maria Anna Pia, vermählt mit dem Landgrafen Friedrich Egon zu Fürstenberg in der Bar und zu Stühlingen, k. k. wirkl. geh. Rath und Kämmerer, Oberst-Hof-Ceremonienmeister, Oberst in der Armee, Ritter und Großkreuz in- und ausländischer Orden, Präsident der Gesellschaft der Musikfreunde des Oesterr. Kaiserstaates, Mitglied der Landwirthschaftsgesellschaft in Wien, Verordneter des N.-Ö. Herrenstandes u. s. w. — Eleonore Sophie Therese, geb. 1783 † 1846, Stiftsdame zu Essen und Honorarstiftsdame des herzogl. Savoy'schen Damenstifts in Wien. Eine liebevolle Schwester, zweite Mutter ihrer frühverwaisten Nichten und Neffen und echtes Prototyp hoher weiblicher Tugenden. —

Seinem, mitten im thätigsten Schaffen und Wirken (1789) hingeschiedenen Vater folgte Fürst Josef als 20jähriger Jüngling, aber ein Mann an Geist und Herz und zudem auch ein Bild männlicher Schönheit und fürstlicher Hoheit, in der Regierung. „Seinem Vater ähnlich zu sein, betrachtete er als das größte Glück, welches er sich von Gott zu erbitten und zu verdienen trachten, und als das Ziel, das er zu erreichen streben wollte, den Verblichenen zu ersetzen." Und er ward ihm ähnlich und hat sein Wort redlich gelöst. Bedarf es mehr, als sich unvergeßlich zu machen und mit dem Bewußtsein der allgemeinen Hochachtung, der aufrichtigen Liebe und Dankbarkeit aller Näherstehenden, verklärt vom milden Lichte der Humanität und geschmückt mit dem Kranze hoher Bürgertugenden der Ewigkeit entgegenzuschreiten? Dieß war bei Fürst Josef der Fall. Erscheint sein Bruder im leuchtenden Glanze des Kriegsgottes auf den blutigen Feldern der Ehre (so weich und sanft auch übrigens seine Seele gebildet war), so tritt uns Fürst Josef in der hellen Glorie eines Friedensgenius entgegen, schützend und erhaltend, Glück und Segen um

sich verbreitend. Da ihm die Aufgabe zugefallen war, das unterbrochene Werk seines Vaters fortzusetzen, so widmete er sich auch demselben mit der Hingebung eines treuen Sohnes, mit dem ernsten Eifer eines Familienoberhauptes und mit der Liebe eines Vaters, zu dem viele Kinder mit innigem Vertrauen aufblicken. Als Regent seines Hauses und Gebieter über große Besitzungen erscheint er durchaus als Fortsetzer der Bemühungen seines Vaters und Vollender seiner begonnenen Unternehmungen. Frühzeitig in die Geschäfte einer der großartigsten Güteradministrationen eingeweiht und mit vielseitigen Kenntnissen ausgestattet, zudem von einem heiligen Eifer für alles Gute und Gemeinnützige beseelt, leitet er, wie Jener, die Güterverwaltung im Großen und Ganzen, cultivirt, baut, pflanzt und verschönert, legt in noch durchgreifenderer Weise die Axt an die Wildniß der Urwälder, erweitert und verlängert künstlich Schwemmkanäle und macht Gewässer dem Verkehre dienstbar (Krummauer Schwemmkanal, Stubenbach-Prager Holzschwemme ꝛc.), vergrößert und vervollständigt seinen Besitzstand, ermuntert und unterstützt — wenn auch mit Opfern und Verlusten — den Bauer und Gewerbsmann, Wissenschaften und Künste (Wiener Theatergesellschaft, ꝛc.), spendet tausendfältige Wohlthaten und streut unzählige Keime des Guten und Edlen aus, ist nie der Letzte, wo es gilt, sich als Fürst, in der hehren Bedeutung dieses Wortes, zu erweisen, und steht überall an der Spitze, wenn das Vaterland ruft, oder die Menschenliebe winkt. So als treuer Anhänger seines Monarchen in den bedrängnißvollen Zeiten Oesterreichs während der franz. Kriege, so als Oberdirektor der oktroy. Leih- und Wechselbank (die mit ungeheuren Verlusten zu Grabe ging), dann als Repräsentant der Stände Böhmens bei der Bankozetteltilgungs-Hofkommission, als Präsident der Wohlthätigkeitskommission (zur Regulirung und Leitung aller Wohlthätigkeitsanstalten seit 1801), *) ferner als erster Protektor

*) Das Präsidium dieser erst 1815 aufgelösten Hofkommission wurde dem Fürsten mittelst kaiserl. Handbillets „wegen seiner mildthätigen Gesinnung und rechtschaffenen Denkungsart“ übertragen.

des allgemeinen Witwen- und Waisen-Pensionsinstituts, und endlich als unterstützendes, wirkendes und Ehrenmitglied so vieler gemeinnützigen, humanistischen,*) Kunst- und wissenschaftlichen Vereine und Anstalten. Ihre Zahl ist Legion und wir müssen darauf verzichten, sie hier alle anzuführen. Und als in den Jahren 1805 und 1806 das h. R. deutscher Nation in Trümmer geht, der souveraine Fürst zu Schwarzenberg der lockenden Sirenenstimme des Rheinbundes nicht folgt, darüber aber die Landeshoheit über Schwarzenberg in Franken und Kleggau vernichtet wird,**) gleich darauf überdieß auch noch die Rechte der mediatisirten Reichsfürsten mehr und mehr geschmälert, und in Folge des Unglücksjahres 1809 die Schwarzenberg'schen Güter im ehemaligen Reiche confiscirt und sequestrirt werden: war es da nicht Josef's wahrhaft großdeutscher Patriotismus und unerschütterliche Anhänglichkeit an das alte Kaiserhaus, die diese schmerzlichen Opfer brachten? Noch mehr, als 1810 bei der verhängnißvollen Vermählungsfeier Napoleon's mit Oesterreich's Kaisertochter das dem Herzen des Fürsten Theuerste — die eigene Gattin und Mutter seiner zahlreichen Kinder — den qualvollsten Tod — in den Flammen — stirbt: war nicht auch dieß ein entsetzliches Opfer, das der zwangvollen Constellation der Verhältnisse fiel? Ueberblickt man die ganze Summe der Verdienste und Thaten dieses Mannes, so kann wohl keine Frage sein, ob sein Haupt nicht mit ebenso vielem Rechte als Glanze die Fürsten- und Bürgerkrone trug. — Wie sein verewigter Vater bekleidete auch er kein eigentliches Hof- oder Staatsamt; aber außerordentlichen Sendungen hatte auch er sich unterzogen; zuerst 1790 als Churböhmischer Wahlbotschafter nach Frankfurt, und von dort als Krönungsverkünder an die Höfe von Parma und Modena und an den päpstlichen Stuhl, im J. 1816 aber als Großbotschafter

*) Der Fürst war auch Präsident des nach der Rückkehr des Kaisers Franz 1814 gebildeten Invalidenfonds und des 1817 entstandenen Centralunterstützungsvereins.

**) Die Herrschaften Illereichen und Kellmünz wurden erst kurz vor dem Tode des Fürsten verkauft. Die Besitzverhältnisse in Deutschland waren dem Fürsten in Folge der früheren Ereignisse verleidet.

und Brautwerber des Kaisers Franz an den Münchner Hof, wo ihn die auszeichnendsten Ehren erwarteten. Dort ward zu dem goldenen Vließe, dessen Ritter der Fürst bereits seit 1808 war, und zum Großkreuze des St. Stefansordens jenes des St. Hubertusordens gefügt. Nie sind Orden mit größerem Verdienste getragen worden. Der Fürst war überdieß k. k. Kämmerer und k. k. wirklicher geheimer Rath (seit 1804). — Gleich nach seinem Regierungsantritte hatte er, eingedenk des väterlichen Wunsches, mit seinem Bruder Carl die Fideicommißangelegenheit der Secundogenitur in nachahmungswürdiger Harmonie zu dauerndem Bestande geordnet. Ueberhaupt erscheinen diese beiden Brüder als ein schönes Dioscurenpaar brüderlicher Liebe und Eintracht. — Im Mai 1794 ward dem Fürsten auf dem herzogl. Arenberg'schen Lustschlosse Heverlé in den Niederlanden — also dort, wo einst auch seine Ahnen freiten — die herrliche und unvergeßliche Pauline Charlotte Iris, Tochter des regierenden Herzogs Ludwig Engelbert von Arenberg, Herzogs zu Arschott und Croy, und der Herzogin Louise Pauline, geb. Herzogin von Villar-Brancas, Gräfin von Lauragais ꝛc., angetraut. Wie schmerzlich ward diese selbst von Dichtern gefeierte Ehe 16 Jahre später zerrissen! — Als sich am 19ten Dezember 1833 auf dem Schlosse Frauenberg in Böhmen auch Josef's Augen zum ewigen Schlummer schlossen, waren die fürstlichen Herrschaften in ein Trauer- und Bethaus umgewandelt, und wenn ein warmer Nekrolog in der Augsburger Allg. Zeitung der Welt verkündete: „Oesterreich habe einen empfindlichen Verlust erlitten — einen großen Bürger, die fürstl. Familie einen trefflichen Vater, die Unterthanen einen edlen Fürsten, – alle Redlichen einen Gegenstand der Verehrung verloren"; so war dies keine panegyrische Schmeichelei, beherzigenswerth aber das Schlußwort: „So stand er da, eine Wahrheit aus alter Zeit — das würdige Musterbild eines Systems, nach dem unsere Enkel, wenn die Zerstörung gelungen sein wird, mit Recht wie nach einer Heimat von Glück und Frieden mit vergeblichem Verlangen zurückblicken werden."

Mit neun Kindern hatte Pauline — diese Heroine der Mutterliebe — ihren Gemahl beglückt. Diese sind:

Marie Eleonore (Philippine Louise), geb. 1796, Sternkreuzordensdame und Dame du Palais J. M. der Kaiserin, 16ten Juni 1817 vermählt mit Alfred Fürsten zu Windischgräz, damals Obersten und Commandanten des k. k. Cuirassierregiments Großfürst Constantin, gegenwärtig k. k. Feldmarschall. Sein Name gehört der Geschichte an. Fürstin Eleonore fiel in der traurigen Pfingstwoche Prags 1848 als beklagenswerthes Opfer der Parteiwuth.

Marie Pauline (Therese Eleonore), geb. 1798, vermählt mit Heinrich Eduard Fürsten von Schönburg-Waldenburg, damals k. k. Rittmeister und Eskadronskommandanten im oben genannten Cuirassierregimente. Zu Paris 1810 wie durch ein Wunder an der Seite ihrer unglücklichen Mutter dem Flammentode entrissen, starb sie den 18ten Juni 1821.

Johann N. Adolf (Josef August Friedrich), geb. 22sten Mai 1799, der jetzt regierende Fürst.

Felix Ludwig (Johann N. Friedrich), geb. 2ten Oktober 1800, † 5ten April 1852, Oesterreich's gefeierter Ministerpräsident. —

Aloisia Eleonora (Franciska Walpurgis), geb. 8ten März 1803, Palastdame J. M. d. K., zweite Gemahlin des Fürsten Eduard von Schönburg. Ein geistvolles Ebenbild der verklärten Mutter.

Mathilde Theresia (Walpurgis Franciska), geb. 1ten April 1804, die treue Gefährtin und innig befreundete zweite Seele ihres früh verblichenen Bruders Felix, zudem bekannt wegen ihrer merkwürdigen Heilung vom langen Leiden.

Karoline (Antonie Eleonore), geb. 15ten Jänner 1806, Palastdame J. M. d. K., vermählt seit 27sten Juni 1831 mit Ferdinand Karl Crescenz Fürsten zu Bretzenheim-Regecz, k. k. Kämmerer. Eine hochgebildete Frau.

Maria Anna Bertha (Eleonore Stephanie), geb. 2ten September 1807, Palastdame J. M. d. K., seit 1842 Witwe des Fürsten August Longin von Lobkowitz, Herzogs zu Raudnitz, gefürsteten Grafen zu Sternstein und Neustadt in der Pfalz, ehedem Landesgouverneurs von Galizien und Lodomerien, nachher Präsidenten der k. k. Hofkammer in Münz- und Bergwesen, k. k. Kämmerers, wirkl. geh. Raths 2c. Eine treue und liebevolle Mutter ihrer verwaisten Kinder.

Friedrich (Johann Josef Coelestin), geb. 6ten April 1809. Cardinalpriester der Röm. kath. Kirche, Fürsterzbischof von Prag und Dr. der Theologie, vordem Cardinal-Erzbischof von Salzburg, legatus natus und Primas von Deutschland; zu letzterer Würde durch allgemeine Wahl vom Canonikus am 23sten September 1835 erhoben (inthronisirt am 1ten und 2ten Mai 1836); eine feste Säule der Kirche, eine Zierde der Priesterschaft und der Stolz seines Hauses, ein hochsinniger Freund der Künste und Wissenschaften, wohlthätig aus Herzensbedürfniß und tiefer Religiosität, und wie einst sein Oheim Bischof Ernst gütig und allverehrt. An ihm ist das prophetische Wort zur Wahrheit geworden: „Er werde einst ein großer Mann werden, denn er liebe die Wissenschaften.“

Treu dem Beispiele seiner Väter und eingedenk des berühmten Namens, den er trägt, ist der jetzige Regent des Hauses, Fürst Johann Adolf, in ihre Fußstapfen getreten. Wie sie, kennt er keinen schöneren Beruf, als der würdige Enkel gefeierter und hochverdienter Ahnen, ein großer Bürger des Staates, treuer Anhänger seines Kaiser's, rastloser Förderer aller wichtigen Interessen des großen, zukunftsvollen Vaterlandes, ein Mitverwirklicher des kais. Wahlspruches: „Viribus unitis" und somit eines „einigen, freien und mächtigen Oesterreich's," zudem ein Menschenfreund in erhabenster Bedeutung des Wortes, ein fürstlicher Repräsentant des Adels und seines uralten Hauses Erhalter, Mehrer und Verherrlicher zu sein. Schon ist seit seinem Regierungsantritte (1833) Vieles vollbracht und errungen, Anderes angebahnt und vorbereitet. Was er als Chef seines Hauses mit rastlosem Eifer bisher für das Beste des letzteren gethan, was er als Oekonom im großen Style geleistet und angestrebt, als Patriot Hohes und Gemeinnütziges unternommen, als Präsident der k. Böhmischen Landwirthschaftsgesellschaft, Protektor und Mitglied so vieler und verschiedener Vereine und Institute gearbeitet und geopfert: einst wird es die Geschichte des Hauses zu seinem Ruhme den Nachkommen verkünden. Bei solcher Verdienstlichkeit ist das goldene Vließ, dessen Ritter Fürst Johann Adolf ist, kein bloßer äußerer Schmuck und man begreift, wie dieser höchste der europäischen Orden seit Generationen im Schwarzenberg'schen Hause zur erblichen Auszeichnung werden mußte. Die ritterlichen Insignien des k. preuß. rothen Adlerordens I. Classe trägt Fürst Johann Adolf seit seiner Großbothschaftsreise an den Preußischen Hof nach dem Hinscheiden des Kaisers Franz I. von Oesterreich (1835). Dieser außerordentlichen Mission folgte 1838 die Sendung des Fürsten als kais. Großbothschafter zur Krönungsfeier der Königin Viktoria von England. Im selben Jahre erhielt er auch, bereits k. k. Kämmerer, die Würde eines kais. wirklichen geheimen Rathes. Seiner Ehe mit Eleonore Marie, geb. Fürstin von und zu Liechtenstein, Sternkreuzordens- und Palastdame J. M. d.

K., geb. 1812, einer geistvollen und hochgebildeten Dame, sind als hoffnungsvolle Nachkommen entsprossen: der Erbprinz

Adolf (Joseph Johann Eduard), geb. 18ten März 1832, Oberlieutenant im k. k. Uhlanenregimente Baron Civalart, Ritter des k. Russischen St. Annenordens II. Cl. und des k. Hannover'schen Guelphenordens. Ihm gehört die Zukunft seines Hauses. — Dann

Marie Leopoldine, geb. 2ten Novbr. 1833, seit 23sten Juni 1851 Gemahin des Grafen Ernst Anton von Waldstein-Wartenberg, k. k. Kämmerer's, Husarenrittmeister's, Johanniterordensritter's und Inhaber's des Militairverdienstkreuzes; in erster Ehe vermählt mit Anna Prinzessin zu Schwarzenberg, Tochter des Fürsten Karl zu Schwarzenberg (von der Sekundogenitur).

Von diesen Kindern und Enkeln ist in diesem Augenblicke die Primogenitur des fürstlichen Hauses repräsentirt; im engeren Sinne aber von dem Fürsten Johann Adolf und dessen unmittelbarer Descendenz.

Dieß also im Hauptumrisse die Geschichte eines ebenso thaten- als ehrenreichen Hauses; eine Geschichte, die auf jeder Blattseite glänzende Kundgebungen des stets lebendig und unversehrt gebliebenen historischen Familienbewußtseins aufzuweisen hat.

Und diesem Geschlechte ist Fürst Felix zu Schwarzenberg entstammt.

Sein Leben im Zusammenhange mit der achthundertjährigen Geschichte seines Hauses darzustellen, ist das Ziel unserer Aufgabe. Möchte doch diese innige Wechselbeziehung nicht übersehen werden! Wollte man auch behaupten, jene Geschichte könne seinen eigenen selbständigen Verdiensten nichts hinzufügen; so läßt sich doch die Vermehrung der Ehrensumme der ersteren durch den Ruhm der letzteren nicht in Abrede stellen, selbst abgesehen davon, daß der Genius der einen in der Kraftentfaltung der andern als mächtiger Geisterhauch der Vergangenheit weht. Das eben ist ja wahrer Adel und des historischen Familienbewußtseins reinste Blüte, wenn die Geschichte eines Geschlechtes rühmend von sich melden darf: Die Enkel seien der Väter würdig geblieben. —

II.

Fürst Felix zu Schwarzenberg.

Zweiter Abschnitt.

Fürst Felix zu Schwarzenberg.

Geburt. — Erziehung. Bildungs- und Entwickelungsgang. — Charakteristik. — Eintritt in den Kriegerstand.

Das neunzehnte Jahrhundert, dessen mithandelnde und mitleidende Genossen wir sind, ein Jahrhundert, das so viele große und bedeutende Persönlichkeiten über die Weltbühne schreiten sah und einem der gewaltigsten Kämpfe zum Ausgangspunkte diente, sollte seinen Lauf nicht beginnen, ohne gleich im ersten Jahresstadium des letzteren einem Manne das Leben gegeben zu haben, dem die Bestimmung geworden, mit kräftiger Hand in den sausenden Schwung des Zeitrades einzugreifen und auf die geschichtliche Entwickelung der Dinge einen positiv mitwirkenden Einfluß zu nehmen. Wenn es das lebhafteste Bedauern erweckt, diese Thätigkeit und energische Mitbetheiligung am Gestaltungsprocesse der Zeit schon nach Ablauf der ersten Hälfte des Jahrhunderts plötzlich unterbrochen zu sehen, so gewährt es doch andererseits Befriedigung, den ausgeprägtesten Theil dieses rasch und ungeahnt abgeschlossenen Lebens mit seinem vollen Inhalte an Kraft und Begabung als unbestreitbares Eigenthum der Gegenwart und Glück verheißende Erbschaft der Zukunft zu wissen. Je größer aber die Genugthuung im klaren Bewußtsein dieses Gewinnes und je beruhigender die Gewißheit des Besitzes, desto beflissener wendet sich der Blick zu den Tagen der Vergangenheit, um in

der ersten Dämmerung eines nachgerade hell aufleuchtenden Daseins mit angelegentlichem Eifer nach der Quelle des Lichtes zu forschen und die Spuren des Ursprungs aufzufinden. Es ist ein ebenso natürliches als begreifliches Verlangen, bei voller Kenntniß des Endes sich auch mit dem Anfange vertraut zu machen und den ursächlichen Zusammenhang beider zu verfolgen. Scheinbar zufällige Momente, an sich unwesentliche Umstände gewinnen oft bei dieser Verknüpfung des fern auseinander Liegenden eine Bedeutung, die freilich erst bei genauerem Hinsehen in die Augen fällt, und da kann es denn geschehen, daß Geburtsstunde und Namen eines bedeutenden Menschen unter einem ganz anderen Gesichtspunkte erscheinen, als nach der gewöhnlichen Weise kalendarischer Auffassung. An sich mögen vielleicht beide gleichgültig und wie man gemeiniglich anzunehmen pflegt, als bloße Fügung des Zufalles erscheinen; aber bei hervorragenden Menschen gewinnt Alles an Bedeutung und ein dunkler Trieb drängt, auch dort durchschimmernde Winke eines providentiellen Waltens zu entdecken, wo es sich den profanen Blicken im Schleier des Geheimnisses verbergen zu wollen scheint. Schon den Alten galt das Nomen auch als Omen und der Brauch des Horoscopstellen's wurzelt eben in jener Begierde des Wahrsagens. Treffen nun Geburt und Namen mit der Verknüpfung äußerer eigenthümlicher Verhältnisse wie in einem Scheitelpunkte zusammen; dann gewinnt die Versuchung zu deuten, an Berechtigung. Die Geschichte mißt die Dinge und Erscheinungen allerdings nach ganz anderen Maßstäben, als nach Jahren und Jahrzehenden und schätzt ihre Heroen nach anderen Graden ab, als nach den kleinen Segmenten des individuellen Menschenlebens; aber sie registrirt doch auch die Zahlenverhältnisse des letzteren, wenn Auf- und Niedergang, Erscheinen und Verschwinden historischer Persönlichkeiten mit irgend einem Hauptpunkte ihrer eclyptischen Linien zusammenfallen. Dieß möchte auch bei dem Fürsten Felix zu Schwarzenberg der Fall sein. Seine Geburt trifft mit dem Wendepunkte zweier Jahrhunderte zusammen, und das genügt, um auf dieses bedeutsame Moment einiges Gewicht zu legen. Der große Sturm im Westen Euro-

pa's, dessen entfesselte Gewalten mit unheilverkündendem Brausen an das Ohr des ganzen Welttheils schlugen, war zum Orkane geworden, Alles vor sich her niederwerfend, Höhen erschütternd und Tiefen durchwühlend, die Herrscher auf den Thronen, wie den Landmann in der Hütte bedrohend. Zwar hatte sich ein Magus gefunden, der mit Zauberkräften die rasende Windsbraut beschwören zu können schien, und Europa wäre ihm zu großem Danke verpflichtet gewesen; aber er hatte den Orkan nur gebändigt, um nachgerade selbst als dräuende Gewitterwolke am Horizonte emporzusteigen und mit ihren zündenden Blitzen und schreckenden Donnern über die offenen Länder nach allen Richtungen der Windrose herzufahren. War es auch Frankreich's erstem Consul gelungen die Anarchie in seinem neuen Vaterlande zu bewältigen und wie im Auslande den Sieg, so auch hier den finsteren Dämon an seinen Triumphwagen zu fesseln; so hatten ohne den größeren und schwereren Sieg über sich selbst und die lodernde Leidenschaft in der eigenen Brust der Friede und die Sicherheit Europa's nicht viel — kaum eine Erhohlungsfrist gewonnen. Denn schon begannen die Riesenschwingen des gigantischen Adlers sich auszuspannen, um den Himmel Europa's für lange zu verfinstern, schon die scharfen Fänge mit den Donnerkeilen zu bewaffnen, die den verheerenden Brand entzünden sollten. Marengo, Hochstädt und Hohenlinden, Unglück weissagend hatten diese Namen ihre blutige Bedeutung in die Geschichtsblätter Deutschland's und Oesterreich's gezeichnet; aber wie düster auch die Zukunft vor den Blicken lag, das unabsehliche Wirrsal der kommenden Jahre, Deutschland's tiefe Schmach und Entwürdigung konnten doch nicht geahnt werden. Auf stolzen Kriegstrophäen und auf noch kühneren Plänen und kolossaleren Gedanken künftiger Weltherrschaft erhob sich in kurzer Frist das neufränkische Kaiserthum, während andererseits bald darauf die Welt das Zusammenbrechen der Schöpfung Karl's des Großen, des uralten Reiches der römisch-deutschen Cäsaren schauen sollte. Aber inmitten dieser Katastrophe ward auf der Basis der schönen Ostmark, dem alten, herrlichen Erbe der Babenberger, von einem späten Enkel der Habs-

burger Oesterreich's Kaiserthron aufgebaut, als Warte und Leuchtthurm einer neuen Völkerzukunft, wie sehr auch im Augenblicke umbrandet von wogenden Gefahren. Eng dem Geschicke des Ganzen verbunden und mit Kaiser und Reich stets Glück und Mißgeschick theilend, mußte auch das Fürstenhaus Schwarzenberg den Sturz des Reiches in seinen Grundvesten fühlen und mit dem Verluste der alten welthistorischen Herrlichkeit des letzteren den Nimbus jenes Glanzes verschwinden sehen, den es ursprünglich als Reflex der heiligen Kaiserkrone empfangen. Dafür sollte ihm aber vergütende Entschädigung durch den Schimmer neuer Verdienste seiner ruhmgetreuen Söhne werden. Eingedenk des Beispiels gefeierter Ahnen und festhaltend an Vaterland und Pflicht, kämpften zwei Schwarzenberge in den Reihen deutscher Heere mit dem Ungethüm der französischen Republik. In die Lorbeeren, die der Eine der beiden Brüder (Carl) bereits im letzten Türkenkriege unter Laudon und Lascy gepflückt, schlangen sich seit den Tagen von Jemappes und Neerwinden, besonders aber bei Cateau, dem Schauplatze des kühnsten Reiterangriff's seit den Tagen Seidlitz's und Ziethen's, frische Siegesreiser, denn der jugendliche Held hatte das außerordentliche Beispiel geliefert, wie man in einem Jahre zweimahl das Theresienkreuz verdienen könne. Schon damals ließen die glänzenden Proben wohlgewürdigter Tapferkeit die große Zukunft eines Mannes ahnen, den keine Gefahr schreckte und dem kein Feind zu mächtig schien. Schon damals reifte in dem jungen Feldmarschalllieutenant (im September 1800, also unmittelbar vor Felix's Geburt) der künftige Feldherr, der nicht Armeen allein, der Völker in die Schlacht mit dem gefürchteten Kriegsgotte des 19ten Jahrhunderts führen sollte, um Deutschland's Befreier zu werden. Dem anderen, nicht minder hoffnungsvollen Bruder aber (Friedrich) war das Loos des Kriegers beschieden, den schönen Tod für's Vaterland zu sterben, während das kühn gesteckte Ziel des Tapferen von ferne winkte (bei Mannheim an der Neckarschanze). In den Freudenhymnus über die Triumphe des Einen mischte sich so im Schooße der fürstlichen, durch die innigsten Bande der Liebe und Eintracht ver-

bundenen Familie, die Nänie über den schmerzlichen Verlust des Anderen, der nur erst einige Jahre später durch die hierauf folgenden frohen, Ersatz verheißenden Familienereignisse eine mildernde Ausgleichung finden, obgleich nicht in Vergessenheit begraben werden konnte.

Unter den Zeichen jener europäischen und dieser familiengeschichtlichen Constellation erblickte Fürst Felix zu Schwarzenberg das Licht des Lebens.

Es war am Abende des 2ten Oktobers 1800 als dem damals regierenden Fürsten Josef zu Schwarzenberg von seiner Gemahlin, der Fürstin Pauline, gebornen Herzogin von Arenberg, auf dem herzoglichen Residenzschlosse zu Krummau ein Sohn geschenkt ward. Dort, wo vom mahlerischen Felsenufer der im nahen Böhmerwalde des südwestlichen Böhmens*) entspringenden Moldau die stolzen Mauern des Herrengebäudes auf die zu ihren Füßen liegende alterthümliche Stadt in der Thalschlucht niederblicken, durch die sich der genannte Fluß in eigenthümlicher Krümmung windet, und ihre altersgrauen Zinnen in den braunen, einst perlenreichen Wellen desselben spiegeln; dort hatte jener zweite Oktober dem erlauchten Schloßherrn eine glückliche Stunde bereitet. Es ist dieß dasselbe Krummau, wo einst, wie damals der fürstliche Gebieter aus dem Hause Schwarzenberg, die mächtigen Abstämmlinge der römischen Ursinis, die Rosenberge, Balbins Rosenkönige („Reguli rosenses") vom hohen Söller des Schlosses weit hinaus in's Land schauten, wo noch so manche romantische Sage mit poetischen Geisterschwingen Thurm und Mauern umkreist, wo Wilhelm von Rosenberg, der Vorletzte seines Stammes, Böhmens Oberstburggraf und kinderloser Gemahl dreier Prinzessinnen und Polyrena's von Pernstein, sein großartig luxuriöses Hochzeitsgelage hielt; dasselbe Krummau, das im ersten Losbruche

*) Eine der romantischesten Wald- und Gebirgsregionen Böhmens, die durch Adalbert Stifter's farbenreiche und sinnige Feder in dessen „Studien" eine poetische Verherrlichung gefunden.

der böhmischen Rebellion, diesem Signale zu einem dreißigjährigen Blutvergießen, mit nur noch wenigen Städten Böhmens treu am Kaiser hielt, bis es von Mathias von Thurn überwältigt ward, und wo später die Schweden zu einem sehr überlästigen Besuche erschienen. Durch jene Thore hatte Ferdinand II. ausgezeichneter Liebling und hochverdienter Minister Johann Ulrich von Eggenberg als Freiherr seinen Einzug in das kraft kaiserl. Schenkung sein eigen gewordene Schloß gehalten, um schon im nächsten Jahre dort einen noch glänzendern Beweis kaiserl. Huld und Gnade — den Fürstenbrief zu empfangen, dem wenige Jahre später auch der Herzogshut folgte. Durch dieselben Thore führte auch Ulrich's Sohn und Nachfolger, Johann Anton von Eggenberg, seine Gemahlin aus Brandenburgischem Stamme in die Brautgemächer ein, und letzteren war es vorbehalten in späteren Tagen auch die Tochter des ersten Fürsten zu Schwarzenberg, die holdselige und geistvolle Maria Ernestina, als Gemahlin des drittletzten Fürsten von Eggenberg und Herzogs von Krummau aus diesem Geschlechte zu empfangen. In jenen Sälen und weitläufigen Schloßräumen hatte diese allgeliebte Tochter eines gefeierten Vaters ihren geräuschlosen, aber dabei doch immer fürstlichen und ringsumher Glück und Segen verbreitenden Hofhalt aufgeschlagen und dreiundfünfzig Jahre, die letzten neun derselben als allein regierende Witwe, im Geiste einer wahrhaft erhabenen, jetzt noch nicht vergessenen Humanität gewaltet. Nur der Tod konnte sie von dieser liebgewonnenen Stätte ihres stillen Wirkens und Schaffens trennen, und als sie schied, gab sie derselben in ihres geliebten Bruders Ferdinand einzigem Sohne Adam Franz einen neuen glückbringenden Herrn und Gebieter. Schon zwei Jahre später war dasselbe Schloß Zeuge einer seltenen und merkwürdigen Doppelfeier: der Vermählung Maria Anna's von Schwarzenberg, Tochter Adam Franzens, mit dem Markgrafen Ludwig Georg Wilhelm von Baden, und des Ritterschlages, den der fürstliche Schwiegervater seinem zum Ritter des goldenen Vließes ernannten Eidam an Kaiser's Statt ertheilte. Und nach Verfluß abermahls eines Jahres wiederhallten diese Schloßräume

von den Fest- und Jubeltönen*) über die nach 16 Jahren vergeblichen „Wünschens und Hoffens, Betens und Sehnens“ endlich erfolgte Geburt des Erbprinzen Josef Adam zu Schwarzenberg (1722). Aber einen schmerzlichen Contrast zu dieser Freudenfeier bildete zehn Jahre hierauf die in demselben Krummau Eleonoren Amalien ereilende Trauerkunde von dem urplötzlichen Verluste ihres Gemahls Adam Franz durch den verhängnißvollen Schuß des Kaisers auf der Hirschjagd bei Brandeis. Um den erschütternden Eindruck dieser Schmerzensbotschaft durch einen glänzenden Akt kaiserlicher Huld zu mildern, sollte das Außerordentliche geschehen, und so sah denn Krummau im Juli 1732 eine eigens deputirte kais. Commission, den Oberstburggrafen von Prag an der Spitze, mit dem goldenen Vließe für den verwaisten 10jährigen Erbprinzen von Schwarzenberg in seinen Mauern einziehen. Und so knüpft sich denn an die Geburtsstätte des fürstlichen Sprößlings, der zu Anfang dieses Jahrhunderts seinem Vaterlande geschenkt worden, mehr als eine historische Erinnerung und unzählige Andenken deuten auf eine längst verklungene Vergangenheit zurück.**) Noch blicken von den Wänden der einsamen Schloßgemächer die ernsten Bildnisse der Rosenberge, „die dort gleich Königen geherrscht und von dort aus mehr als einmal das Schicksal Böhmens entschieden. Noch bestehen ihre kolossalen Werke, fortgesetzt von den jetzigen Besitzern; noch lebt ihr Name im Munde des Volkes, noch hängen ihre Wappenschilde über mancher Pforte, unangetastet bei allem Wechsel der Zeiten und ihnen zur Seite die glänzenden Insignien des neuen

*) Das dießfällige noch erhaltene Diarium entwirft ein lebendiges Bild von jenen außerordentlichen, ungeheuchelter Freude entsprungenen und der Veranlassung vollkommen entsprechenden Festlichkeiten.

**) Das fürstliche Schloß zu Krummau birgt in seinen Mauern ein in vielseitiger Hinsicht interessantes, durch die pietätvolle Bedachtnahme und reichliche Municenz des gegenwärtigen hohen Besitzers bedeutend erweitertes, vollständig geordnetes historisches Museum und numismatisches Cabinet, welche der Vergangenheit Krummau's, so wie auch der anderer fürstlichen Schlösser, besonders aber der Schwarzenberg'schen und Eggenberg'schen Familiengeschichte als charakteristische Illustrationen dienen.

Stammes, an dessen Namen sich die großartigsten Erinnerungen reihen und die Dankbarkeit eines Welttheils knüpft.“ —

Dort verweilte, wie alljährlich vom Hochsommer an in einem der schönen Schlösser der großen fürstl. Besitzungen im Südwesten Böhmens, in den Herbsttagen 1800 Fürst Josef an der Seite seiner liebenswürdigen Gemahlin, umgeben von drei blühenden Kindern, als die Hoffnung auf den Besitz eines vierten durch die Geburt eines zweiten Sohnes zur erwünschtesten Wahrheit ward. Der ältere Sohn und Stammerbe Johann Adolf war dem Fürstenpaare im Mai des nächst vergangenen Jahres durch des Himmels Gunst bescheert worden als neues Unterpfand für eine durch die Geburt zweier Töchter Marie Eleonore und Marie Pauline seit 1796 und 1798 in Aussicht gestellte zahlreiche Nachkommenschaft. Es versteht sich von selbst, daß ein Ereigniß, welches im Schooße jeder anderen Familie einen Festtag bereitet hätte, von den fürstlichen Aeltern mit um so größerer Freude begrüßt werden mußte, als das Dasein eines zweiten Sohnes nun sicherere Garantien für die Erhaltung und den Fortbestand des Hauses bot und demselben eine neue Zukunftsperspektive öffnete. Als ein providentieller Wink mußte es zudem erscheinen, daß wenige Tage zuvor (am 30sten September) auch dem Fürsten Karl, jüngerem Bruder des regierenden Fürsten und Haupte der zweiten Linie des Schwarzenberg'schen Hauses, ein Sohn, und zwar der Erstgeborene, geschenkt worden; Umstände, die als Bürgschaften für einen neuen Flor des in früheren Zeiten so oft dem Aussterben nahen Geschlechtes gedeutet werden konnten. Wenn nun in der am Morgen des 3ten Oktober von dem Prälaten und Erzdechant Anton Gastko von Sachsenthal zu Krummau vollzogenen Taufhandlung dem Neugebornen die Namen Felix, Ludwig, Johann Nepomuk, Friedrich beigelegt worden, so liegt der Gedanke nahe, die Wahl derselben, wenigstens des ersten Namens, durch die oben angeregten Conjunkturen motivirt zu finden. Erhöhtes Glück und vermehrter Segen sollte durch diesen neuen männlichen Sprossen in die Familie kommen; dieser Wunsch und Sinn lag so ganz in dem zum ersten Male adop-

tirten Namen Felix eingeschlossen. Für den anderen Namen Ludwig mochte wohl die Pietät gegen den Großvater mütterlicher Seite, den regierenden Herzog Ludwig Prosper von Arenberg entscheiden; aus demselben Grunde war wohl auch die Wahl auf den dritten Namen Johann Nepomuk gefallen (mit Rücksicht auf den unvergeßlichen Großvater von väterlicher Seite), zunächst aber auch aus großer Verehrung des h. Johann von Nepomuk, des traditionellen Schutzpatrons des Hauses. An den Namen Friedrich knüpfte sich aber eine wehmüthige Erinnerung an den in der Blüte der Jahre bei Mannheim gefallenen jüngsten Bruder des Fürsten Josef, dessen leer gewordene Stelle im Familienkranze nun der neugeborne Sohn des Hauses ausfüllen sollte; ja, um den Frühverlorenen gewissermaßen doppelt zu ersetzen, wurde auch Karl's Erstgeborner Friedrich getauft.

Jenem patriarchalischen Verhältnisse*) zufolge, welches damals Herren und Diener, Fürsten und Unterthanen mit dem gemeinsamen Bande väterlicher Güte und innigster Anhänglichkeit umschlang, beide Theile zu einer großen Familie vereinend, einem Verhältnisse, das jetzt noch im dankbaren Andenken der Zeitgenossen fortlebt, von dem aber schon die nächste Generation kaum eine deutliche Vorstellung bewahren wird; jenem wohlthuenden Verhältnisse zufolge ist es begreiflich, daß das oben geschilderte frohe Ereigniß über den engeren Familienkreis hinaus ein lautes Echo finden und sich zum Freudenfeste gestalten mußte. Dieß war besonders in Krummau, der unmittelbaren Stätte des glücklichen Begebnisses, inmitten einer zahlreichen

*) Ebenso wahr als warm schildert der bereits früher angeführte Nekrolog in der Augsburger Allg. Zeitung dieses Verhältniß. „Wenn er seine Güter bereiste," heißt es dort vom Fürsten Josef, „so war es, als zöge er von Kindern zu Kindern; alle freuten sich den gemeinsamen Vater zu sehen, dessen Herz das Glück, wie den Jammer verstand, und das für beide zu Mitgenuß und Tröstung Zeit hatte. Durch das alldurchwärmende, in jeder Gelegenheit werkthätige Wohlwollen, das von ihm ausging, schloß er Alle an sich, und durch sich wieder an den Staat, zu dem er mit gleicher Liebe aufblickte, mit der er zu den Seinigen niedersah." — So war der erlauchte Vater des Fürsten Felix, und mit gleich warmen Farben müßte das Bild der edlen, unglücklichen Mutter gemahlt werden, deren Andenken jetzt noch in unverblichener Frische fortlebt. —

Dienerschaft und einer nicht unbedeutenden Stadtbevölkerung der Fall. Man wetteiferte in sinniger Erfindung von sprechenden Beweisen huldigender Aufmerksamkeit und in Darlegung von ungeheuchelten Freudenbezeugungen. Es gewährt eine eigenthümliche Genugthuung solchen Kundgebungen aufrichtiger Liebe zu begegnen und das Andenken derselben auch nach 52 Jahren aufbewahrt zu sehen, als redendes Merkmahl des Werthes, den man seiner Zeit darauf legte. Wie wenig dem hellen Auge zartsinniger Liebe das Bedeutsame und Hoffnung Gewährende entgeht, drücken charakteristisch ein paar Chronographika aus, die jener Geburtsfeier ihre Entstehung verdankten und sich bis heute erhalten haben, gleichsam als sollten sie dem thatsächlich in Erfüllung gegangenen prophetischen Wunsche zum Belege dienen. Unter mehreren, den Grundgedanken oftmahl variirenden Inschriften lautet die eine: „CresCe Deo et hoMInI, VIVeqVe FeLIX, tV Vera spes VtVrI“; und die andere: „FLoreat patrI et patrIae FeLIX neonatus DVX CrVMLOWII.“ Ohne auf Classicität Anspruch zu machen, sind in beiden Chronogrammen wie Wunsch und Hoffnung, so auch im prophetischen Geiste Hindeutungen auf eine erfüllungsreiche Zukunft ausgesprochen, und es muß überraschen, wie getreulich die letztere Wort gehalten. Der so warm zuversichtliche Zuruf: „Tu vera spes futuri!“ durfte ja auch nicht Lügen gestraft werden! — Zu diesen Aeußerungen der Freude und dankbarer Anhänglichkeit gesellten sich nun noch herzliche Glückwünsche und zahlreiche Zeichen aufmerksamer Theilnahme von nah und ferne, den Chor der nächsten Freudenstimmen harmonisch vervollständigend, und nichts blieb zu wünschen übrig, als die ungefährdete Erhaltung des theueren Neugeschenkten.

Freundliche Genien wachten über seinem Leben und deckten seine zarte Kindheit mit den schirmenden Fittigen des häuslichen Glückes und eines heiligen Familienfriedens. Sichtbar erschien einer dieser Schutzgeister in der Gestalt der Fürstin-Mutter Pauline, einer Dame, so ganz geschaffen, um einen ebenso hochsinnigen als gemüthvollen Gatten zu beglücken, und den Segen reinster Mutterliebe über hoff-

nungsvolle Kinder auszugießen. Einem der edelsten Geschlechter entsprossen, vereinte Fürstin Pauline mit der feinsten Bildung des Geistes — dem Resultate ihrer ursprünglich französischen Erziehung — und einer unnachahmlichen Grazie des Wesens, welcher die würdevolle Hoheit nicht ferne stand, alle Eigenschaften jener heh'ren Weiblichkeit, die ebenso sehr bezaubern und fesseln, als erquicken und wohlthun, einer Weiblichkeit, die der plastischen Schönheit nicht bedarf, um in dem Begriffe vollendeter Anmuth aufzugehen. Mit allen Gaben ausgestattet, um in der heh'ren Gesellschaft als Repräsentantin des Standes zu glänzen, dem sie angehörte, und jeden Salon zu schmücken, wo Rang und Geburt nebst den ausschließlichen Forderungen der conventionellen Sitte maßgebend in die Wagschale fielen, besaß aber auch Fürstin Pauline die seltene Befähigung, sich auch in untergeordneten Lebenskreisen zurechtzufinden, durch herablassende Güte und herzliche Theilnahme nicht minder, als durch ungesuchte Natürlichkeit und liebenswürdige Einfachheit Vertrauen zu erwecken, die Annäherung zu erleichtern und die einmal gewonnenen Herzen dauernd zu erobern. Ihr „hoher Geist und reiches Herz," für die u. A. auch Hr. von Prokesch in den „Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Fürsten Karl" als kundiger Zeuge einsteht, wußten in jeder Sphäre Ressourcen zu finden und, der Biene ähnlich, jeder Blume den Honig-Nektar abzugewinnen, und da sie nur Liebe und Dank und die zutraulichste Innigkeit empfing, so fiel es ihr nicht schwer, das Dargebotene wieder im überreichlichen Maße zurückzugeben. Je unsichtbarere Schranken sie zwischen sich und Anderen zog, in desto magischere Bande schlug sie die Seelen und einen desto freiwilligeren Tribut ungeheuchelter Huldigung empfing sie von den Tieferstehenden. Daher kam es, daß ihr Besuch auf den fürstlichen Schlössern wie ein frohes Kinderfest gefeiert wurde, nicht anders, wie das Erscheinen des feenhaften „Mädchens aus der Ferne," das Schiller mit so reizenden poetischen Farben mahlt. Für Jeden hatte sie eine Gabe, „und wer sie sah, der mußt' sie lieben." Ueberzeugt, wie sehr freundliche Zugänglichkeit und edle Milde die Gemüther fesseln und, zumahl in dem Verhält-

nisse zwischen Herrn und Diener, das Verständniß vermitteln und die ernste Pflichterfüllung zur freudigen Aufopferung steigern, hielt sie es nicht unter ihrer Würde, die Frauen der fürstlichen Beamten in ihre Nähe zu ziehen und blickte mit gleicher mütterlicher Güte auf die wohlerzogenen Kinder der letzteren als Gespielen ihrer eigenen Kinder nieder. In solchen und ähnlichen Beziehungen erschien sie in der vollen Lieblichkeit einer echten deutschen Frau und verklärte mit der milden Glorie dieser persönlichen Anmuth ihre ganze Umgebung. Nirgends glücklicher als im Kreise ihrer Familie, wußte sie während ihres jedesmaligen Landaufenthaltes mit reinem Sinne den Freuden dieses stillen Glückes die lockendsten Genüsse abzugewinnen, überdieß aber auch sich durch die heitere Lust des Landlebens für den conventionellen Zwang der Hauptstadt und die selten befriedigenden Zerstreuungen der großen Welt zu entschädigen. Dabei kamen ihr ein helles und offenes Auge und eine hohe Empfänglichkeit für den göttlichen Zauber der Natur und ein kunstgebildeter, reich entwickelter Schönheitssinn trefflich zu Statten. Die reizenden landschaftlichen Umgebungen einiger der fürstlichen Schlösser boten ihr willkommene Gelegenheit, sowohl jene Naturliebe, als diesen ästhetischen Sinn auf vielfältige Weise zu befriedigen und mit schöpferischen Entwürfen zu beschäftigen. Sie pflanzte, baute, umstaltete und verschönerte, den durch sie geschaffenen Gehegen, Lustwäldchen und schattigen Promenaden den Typus ihres idyllischen Geschmackes aufdrückend. Mit diesem frischen Natursinne, der sich mit himmlischem Behagen im Grünen badete, ging selbstverständlich auch warmes Gefühl für Poesie als unzertrennlicher Gefährte Hand in Hand, und damit zum vollkommenen Dreiklang nicht das harmonische Dritte fehle, gesellte sich auch noch die Liebe zur Musik hinzu. Die bildende Kunst zählte aber die Fürstin selbst zu ihren begabten Priesterinnen; denn nicht nur daß die Fürstin gewandt und geschmackvoll zeichnete, so wußte sie auch den Grabstichel und die Radirnadel mit Geschick und Empfindung zu handhaben. Noch hat sich eine Anzahl von Kupferplatten erhalten, denen ihre kunstfertige Hand Leben einzuhauchen verstanden, und ein Heft radir-

ter Blätter mit pittoresken Ansichten der schönsten Punkte auf den fürstl. Besitzungen in Böhmen gibt Zeugniß von der glücklichen Wahl, zarten und sinnigen Auffassung und ansprechenden Darstellungsgabe der geistvollen Dilettantin. — Ein so seltener Verein von edlen Seelenvorzügen, durch reiche Geistes- und Herzensbildung zur vollsten Blüte erschlossen und erquickenden Duft ausströmend, konnte nicht verfehlen, auch auf die ganze Umgebung der Fürstin einen nachhaltigen Einfluß auszuüben und sich namentlich den Nächststehenden in unerschöpflicher Fülle mitzutheilen; um so mehr, als es Fürstin Pauline verstand, von ihrem eigenen Ueberfluß reichlich auf Andere zu übertragen. Die schaffende Natur hätte ihrem eigenen Gesetze untreu werden müssen, wenn sie von dieser „schönen Seele in anmuthiger Form" das Beste denjenigen vorenthalten hätte, die das ursprünglichste Recht: das der Geburt, — darauf hatten — den Kindern Paulinens. Wie wenig aber das der Fall war, hat der liebliche Kranz holder, im sanften Abglanze des mütterlichen Urbildes heranblühender Töchter auf anmuthige Weise anschaulich gemacht, und auch in den Söhnen finden sich helle, je nach Berufsstellung und Lebensrichtung modificirte Reflexe jenes reinen Lichtes, das den Morgen der Kindheit verklärte. Es dürfte kaum zu gewagt seyn, die feine Organisation des verewigten Fürsten Felix, die der Bürde erdrückender Geschäfte und der zerstörenden Wirkung ruheloser geistiger Aufregung, trotz aller Willenskraft und oft bewiesenen Seelenstärke, vor der Zeit erlegen, die schnelle und leichte Auffassung, den scharfen und richtigen Blick, den heiteren, geselligen Sinn, das gewandte, äußerst gewinnende Benehmen, die Gabe espritvoller Unterhaltung und die leuchtenden Blitze treffenden Witzes, zudem das offene Auge für die schöne Natur und den Hang zu stillen idyllischen Genüssen, endlich die Liebe zur gemüthlichsten der Künste — zur Musik — eben so sicher auf das eigenste Wesen der Mutter, als Grundquell, zurückzuleiten, wie das feine, graziöse Lächeln des Mundes und das geistvolle Feuer des dunkelglühenden Auges. Hingegen dürften in dem adeligen Hochsinne, in der fürstlichen, von Unkundigen als Stolz gedeuteten Denkart, in der

ungezwungenen, aber unläugbar aristokratischen Haltung, so wie in dem offenen, kleinlicher Winkelzüge unfähigen, gerne gerade aus schreitenden Charakter eine erbliche Ueberkommenschaft vom Vater kaum zu verkennen sein. Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten, die die unerschöpflich nuancirende Natur jenen Eigenschaften des seltenen Mannes sonst noch hinzugefügt, bildeten eben den festen Kern seines eigensten Selbst und schlossen sein innerstes Wesen zur entschiedenen Individualität ab.

Der beglückende Besitz einer solchen Mutter: auch er schien dem Fürsten Felix eine Berechtigung auf den heilverheißenden Namen zu geben, der ihm beigelegt worden. Aber diese vortreffliche Mutter sollte ihm so frühzeitig und auf so entsetzenvolle Weise entrissen werden! Allerdings ein schneidender Widerspruch zu jenem Prognostikon, eine bittere Ironie in den Jahren der schönsten Hoffnungen und des reinsten Glückes. Wer kennt die unerforschlichen Wege der Vorsehung und wer kann die erschütternden Wirkungen des ersten, auf ein junges Gemüth hereinstürmenden großen Seelenschmerzes in ihrer Tragweite für's ganze Leben berechnen! Wer frühzeitig erstarken, im Gewitterbrausen Stand halten und mitten in dem gemeinen Gewirre des Alltagslebens das Bewußtseyn der Selbständigkeit, den edlen Stolz einer kräftigen Seele und den hochstrebenden Sinn bewahren soll, muß auch früh Schicksalsschläge ertragen lernen und in den Kampf mit den feindlichen Gewalten der Außenwelt geführt werden. Ueberdieß blieben, was auch ein prüfendes Schicksal über die Herzen einer innig verbundenen Familie verhängen und mit welch' tief verwundendem Risse es auch den Kreis der letzteren spalten mochte, dennoch die angeerbten, habituellen Eigenschaften ein unveräußerliches, unvertilgbares Eigenthum des Besitzers. Die volle, ausgeprägte Persönlichkeit des verewigten Fürsten dürfte wohl dieser Ansicht zur genügenden Bestätigung dienen. — Unter der schirmenden Aegide der mütterlichen Liebe und Obhut flossen die ersten Lebensjahre des Knaben hin, glücklich geborgen vor jeder unsanften Berührung widriger Einflüsse, sich glücklich entwickelnd im Sonnenscheine eines ungetrübten Fami-

lienlebens. Das finstere Gewölk, das sich über dem fürstlichen Hause aufzuthürmen anfing und, im Zusammenhange mit der Gewitterschwüle am ganzen politischen Horizonte Europa's, endlich mit zündendem Wetterstrahl auf dasselbe herunterzuckte, hatte noch keinen schreckenden Donner für das kindlich unbefangene Ohr des kleinen Fürstensohnes und konnte die wonnige Lust seiner Jugendspiele nicht stören. Fürst Felix war eben in sein sechstes Jahr getreten, als sein väterliches Haus von dem erschütternden Schlage der Mediatisirung getroffen worden. Seit 135 Jahren war das fürstliche Haus im Besitze der Reichsfürstenwürde und Reichsunmittelbarkeit zu seinem eigenen Ruhme und wahrlich auch nicht zum Schaden seiner Unterthanen im Reiche gewesen, als der Sturm vom Westen hereinbrach, der das wankende Gebäude des h. r. Reichs deutscher Nation mit jäher Gewalt erfaßte und den längst drohenden Zusammensturz des alten ehrwürdigen, aber durch moderne Verunstaltungen kaum mehr erkennbaren Baues vollendete. Unter dem Schutte und den stürzenden Trümmern wurde auch das Fürstenhaus Schwarzenberg mit noch so vielen anderen Mitständen des Reichs begraben. Es hätte vielleicht der Katastrophe entrinnen und sich auf einen momentan gesicherten Boden hinüberretten können; aber selbst Angesichts des unersetzlichen Verlustes, von dem es augenscheinlich bedroht war, erschien ihm der Preis zu hoch, womit es seine Sicherheit und Unversehrtheit hätte erkaufen müssen. Unmöglich konnte es die letzteren in einem Lager suchen, wo nicht sein Platz war und wo es sich nicht hätte geborgen fühlen können, ohne seine uralte Devise: „Treue bis in den Tod dem Kaiser und dem Reiche!" zu verläugnen und seinen Traditionen, seiner Geschichte und seinem von Enkel zu Enkel vererbten Familiencharakter untreu zu werden. Unter solchen Umständen gab es keine Wahl für dasselbe, oder vielmehr, es hatte vom ersten Augenblicke an bereits seine Stellung gewählt, hiermit aber auch sein Schicksal entschieden. Bekanntlich waren bereits 1805 Bayern, Würtemberg und Baden den Fahnen Napoleon's gefolgt, der Preßburger Frieden hatte die beiden ersteren zu Königreichen erhoben und der 12te Juli 1806

die Rheinbundakte in's Leben treten sehen. Das deutsche Reich und sein Kaiser waren faktisch zu Grabe gegangen und naturgemäß mußte dasselbe Loos theilen, was mit beiden organisch zusammenhing. Die letzte Stunde der Reichsunmittelbarkeit Schwarzenberg's hatte geschlagen; hingegen hatte sich, durch einen ebenso natürlichen Akt der Entwickelung, das längst dem Tage seiner Geburt entgegensehende Erbkaiserthum Oesterreich aus dem Ruine der alten Verhältnisse, wie der Phönix aus der Asche, emporgeschwungen, und die ehemaligen Reichsfürsten zu Schwarzenberg waren spezifisch auch Oesterreichische Fürsten. Die neue Gestaltung der Dinge war also auch in dieser Beziehung maßgebend für das Schwarzenberg'sche Haus. Jener Donnerstreich der Mediatisirung hatte aber das Unglück nicht vollendet, er war nur das Vorspiel kommender prüfungsschwerer Ereignisse. Wäre auch der Verlust der Landeshoheit über Schwarzenberg in Franken, welcher an Bayern, und jener über die Landgrafschaft Kleggau, die an Baden fiel, zu verschmerzen gewesen, so waren noch die kränkenden Consequenzen einer einseitigen Auslegung der Rheinbundakte und der Bayer'schen Constitution v. J. 1808 für die arg geschmälerten Rechte der mediatisirten Fürsten zu verwinden, wo nicht noch schlimmere Folgen in Aussicht gestellt. Diese hatten sich auch zugleich mit den Calamitäten des Kriegsjahres 1809 eingestellt, die Confiscation der Schwarzenberg'schen Reichsbesitzungen einerseits und die Sequestration derselben andererseits herbeiführend. Zwar hatte das folgende Jahr auf Napoleon's eigenen Wunsch eine theilweise Restitution im Gefolge; aber die billige Ausgleichung und schließliche Befriedigung gerechter Entschädigungsansprüche war auf lange hinausgeschoben und hat erst in neuester Zeit zum gänzlichen Abschlusse gebracht werden können. Diese unglücklichen Conjunkturen schienen wieder die alten bedrängnißvollen Zeiten über das fürstliche Haus heraufzubeschwören und schwere Opfer wie in den schlimmsten Tagen der Vergangenheit zu heischen. Diese wurden dann auch im genügenden Maße gebracht, ohne übrigens das Vertrauen auf den guten Stern des Hauses, der ihm schon in so mancher Sturmnacht

geleuchtet, erschüttern zu können. Das freundlichste Gestirn in den ersten Stadien hereinbrechender Verfinsterung leuchtete den zarten Fürstenkindern im warmen Strahle der Mutterliebe, die mit ihrem milden Lichte alle Räume des häuslichen Heiligthums erhellte. Wer hätte damals ahnen können, daß es bereits die verglimmende Abendröthe einer untergehenden Sonne war! Und doch mußten sich alle Wünsche dahin vereinigen, diese klare Leuchte noch lange nicht im Zenith ihres aufsteigenden Tageslaufes anlangen zu sehen, denn der Familienkreis des fürstlichen Hauses hatte sich nachgerade ansehnlich erweitert. Im April 1809 zählte Fürstin Pauline bereits neun Häupter ihrer Lieben (nach dem Fürsten Felix noch einen Zuwachs von vier Töchtern und einem Sohne), die sich alle um ihr reiches Herz theilten und denen sie, zumahl den Töchtern, noch auf lange hinaus als Führerin und Gefährtin leuchtend voranschreiten sollte. Da kam das Unglücksjahr 1810, und mit ihm eines jener grauenvollen Ereignisse, die sich dem Gedächtnisse der Mitlebenden mit unauslöschlichen Zügen einprägen und fortan der Erinnerung der Nachkommen in schreckhafter Gestalt vorschweben. Was nun kommen sollte, war nur eine weitere traurige Entwicklung der widrigen Conjunkturen vom Jahre 1806, und der Schicksalsstreich, der damals an dem inneren Glücke und Frieden der fürstl. Familie spurlos vorübergeglitten, sollte nun die letztere unmittelbar im tiefsten Herzen treffen. Die bisher erfolglos betriebene Restitutionsangelegenheit seines Hauses hatte den Fürsten Josef zu dem Entschlusse vermocht, der zähen Abwickelung der Sache persönlichen Nachdruck zu geben und sich zunächst an Napoleon selbst, in dessen Händen zumeist die Entscheidung lag, zu wenden. Eine Reise nach Paris war dadurch zur Nothwendigkeit geworden. Der Fürst durfte um so mehr hoffen, auf diesem Wege dem gewünschten Ziele näher zu kommen, als gerade damals sein Bruder Karl, der spätere Feldmarschall, als kais. Oester. Gesandter am französischen Hofe fungirte und als Napoleon eben auf dem Punkte stand, seine Interessen durch enge verwandtschaftliche Bande an jene des Oesterreichischen Kaiserhauses zu knüpfen. Als

zärtlicher Familienvater nicht gerne die Seinen lange entbehrend, wählte er seine Gemahlin und die beiden ältesten Töchter Eleonore und Pauline zu Reisegefährten. So fand der Sommer des Jahres 1810 einen Theil der fürstlichen Familie in der rauschenden Weltstadt an der Seine. Die Aufmerksamkeit Europa's war mit gespannten Blicken dahin gerichtet, denn ein außerordentliches, früher ungeahntes und eine neue Gestaltung der Dinge involvirendes Schauspiel war ihr dort in Aussicht gestellt. Oesterreich's Kaisertochter, ein resignirtes Opfer der Politik, hatte in demselben Paris, wo kaum zwanzig Jahre früher Marie Antoinette auf schaudervolle Weise geblutet, ihren Einzug gehalten, um dem großen Imperator, dem neuen Alexander und gefürchtetesten Manne des Jahrhunderts angetraut zu werden. Großartige Feste, glänzende Feierlichkeiten umrauschten die Neuvermählten — ganz Paris schien in Jubel und Wonne aufgelöst. Begreiflicherweise konnte unter solchen Umständen Oesterreich's diplomatischer Vertreter nicht zurückbleiben, und es mußte Alles aufgeboten werden, um eine sowohl der Veranlassung, als auch des Veranstalters würdige Festlichkeit in Scene zu setzen. Feinster Geschmack, Pracht und Aufwand sollten bei dieser Gelegenheit wetteifern und nichts gespart werden, um der luxusverwöhnten Hauptstadt des neuen Kaiserreiches ein blendendes Schauspiel zu bieten. Unmöglich konnten aber die Räume des Gesandtschaftshôtels die ganze schimmernde Gesellschaft von Paris fassen, ein improvisirter Zubau im Garten des Palastes mußte daher das Fehlende ersetzen, und der erfinderische Geist der Festarrangeure wußte den hölzernen Saal auf künstliche Weise durch luftige Verhüllungen und ein Lichtmeer in einen Feentempel zu verwandeln. Die Nacht des 1ten Juli 1810 erschließt seine Pforten, in glänzender Herrlichkeit strömt die Elite von Paris herbei und ergießt sich in den strahlenden Räumen, rauschende Musikchöre empfangen die Götter der Erde, vor allen den dießmahl donnerlosen Zeus des neuen Olymp's an der Seite der junonischen Neuvermählten, die Thyrsusstäbe winken und schwelgende Lust zieht Alles in ihre betäubenden Wirbel. Auch den Fürsten Josef sammt Gemahlin und den

beiden aufblühenden Töchtern umfluthet dieß mächtige Gewoge und bannt der magische Zauber des Festes; da naht das Verhängniß mit der Mitternachtstunde — ein zündender Funken — und der blendende Glanz — so eben noch einem entzückenden Feste leuchtend — wird zum verheerenden Brande. „Feuer!" schallt es, Bestürzung verbreitend, durch den Saal — schon in wenigen Augenblicken wälzt sich Woge auf Woge des vernichtenden Elements durch die Räume, und wenig später schlägt die dunkle Flammensäule zum gewitterumzogenen Nachthimmel auf — ein unheilverkündendes Zukunftzeichen. Angst, Schrecken und Verwirrung bemächtigen sich der Gesellschaft, die in wilder, sich überstürzender Flucht den Ausgängen zudrängt, um dem sicheren Verderben zu entrinnen. Die Saalthüren können die fliehende Menge nicht fassen — die Treppen brechen unter dem Gewichte der hinausstürzenden Massen zusammen, und die blitzschnell auf dem Fuße folgende Feuerschlange ereilt einzelne Opfer. Ein grausenvolles Bild des Entsetzens und der Zerstörung rollt sich vor dem glutgeblendeten Blicke auf, aber das Haar sträubt sich empor, als er dort auf eine Gestalt fällt, „die mitten in den Flammen wandelt, wunderbar zugleich und entsetzlich." Es ist Pauline von Schwarzenberg, die, von ihrem schon halb geretteten Kinde — (der jüngeren Tochter Pauline, während die ältere, Eleonore, bereits in Sicherheit gebracht ist) durch einen fallenden Balken getrennt, angstgejagt in den brennenden Saal zurückeilt, um das theure Leben zu retten — und von der einstürzenden Decke unter lodernden Trümmern begraben wird. Der Morgen des 2ten Juli bringt über das Schreckliche volle Gewißheit. In der Höhlung eines Bassin's am anderen Ende des Saales findet man unter Fragmenten von Spiegeln und Lüstern die verkohlten Reste eines weiblichen Körpers, den man am Eheringe, an der goldenen Halskette mit den Monatsteinen ihrer Kinder — ein zehntes hatte sie eben unter dem Herzen getragen — und sonstigen Kostbarkeiten als den der Fürstin erkennt.*) Sie war den Martertod

*) Jene Schreckensnacht von Paris wurde sowohl gleich nach dem Ereignisse, als auch in späterer Zeit oft und oft wiederbeschrieben, den meisterhaftesten Schilde-

der Mutterliebe gestorben. Welche Feder vermöchte den grenzenlosen Schmerz des so schwer heimgesuchten Gemahls, welche, die tiefe Trauer des Festgeber's zu beschreiben! Mit Recht bemerkt Hr. v. Prokesch in den Denkwürdigkeiten des Fürsten Karl: „Dieses grauenhafte Ereigniß habe im letzteren den Grund zu einem seltsamen Gefühle von Unruhe und Schauer gelegt, das gedämpft im Herzen fortloderte, aber nie ganz erlosch und in düsteren Augenblicken mächtig hervortrat. . . . Der Gedanke, das Weib seines geliebten Bruders bei ihm durch ihn solchen Todes gestorben zu wissen, war ein Gespenst, das ihn nie wieder verließ. . . Diese mit ihm gleichsam groß gewachsene Krankheit, das Geschöpf vieler Jahre und Ereignisse, erklärt Manches in den Aeußerungen seines Wesens. Sie war gleichsam ein Schleier, hinter dem die Seele sich verbarg. Untergeordnete Dinge gingen daran vorüber, ohne ihn aufzurollen; aber vor jeder großen Erscheinung hob sich der Schleier, und die Kraft trat unbeschränkt hervor." *) Ein nicht minder unauslöschliches Andenken hatte

---

rer hat sie aber an dem Verfasser der Denkwürdigkeiten des Fürsten Karl zu Schwarzenberg, Prokesch, gefunden. So wie überhaupt das ganze Werk ein Muster klarer, präciser und markiger Schreibart, nicht minder durchaus edler Auffassung, so gehört auch die Darstellung jener Unglücksnacht zu den gelungensten Episoden des höchst interessanten, jetzt durch die Geschichte der Leipziger Schlachttage vom Obersten Aster neuerdings ehrenvoll in Erinnerung gebrachten Buches. Uebrigens hat der tragische Opfertod der Fürstin Pauline seiner Zeit mehr als einen Dichter zu Traueroden und Elegien begeistert. — Urkundliche Schriftstücke über den Sachbestand nach jenem schauerlichen Ereignisse bewahrt das fürstl. Familienarchiv. Die Brandüberreste der unglücklichen Fürstin wurden sorgfältig gesammelt und in der fürstlichen Familiengruft zu Wittigau in Böhmen beigesetzt. Mehrere verbrannte Knochentrümmer hatte der plötzlich Witwer gewordene Fürst zum ewigen Andenken und als Gegenstände der Verehrung in eigene Verwahrung genommen. Obgleich mit Brandwunden bedeckt, wurde Prinzessin Pauline doch dem Leben erhalten und ward nachmahls Gemahlin des Fürsten Eduard von Schönburg.

*) Dieses Gemüthsleiden erklärt auch den tiefen Eindruck, den der 1816 erfolgte Tod der Schwester Karoline, vermählten Fürstin von Lobkowitz, auf den Fürsten Karl machte. Als Quelle seines späteren Krankheitszustandes wird auch der heftige Sturz mit dem Pferde bei Watignies 1793 betrachtet. Auch nach der Schlacht von Jemappes auf dem Rückzuge nach dem Rhein und der Mosel hatte der Fürst einen argen Sturz mit dem Pferde erlitten. —

jenes Pariser Schreckensfest in der Seele des Fürsten Josef zurückgelassen. Hatte doch der furchtbare Schlag zunächst ihn und die Seinen getroffen! Wie wenig fehlte, und er hätte zwei Opfer auf einmal beweinen müssen! Wäre schon der Verlust eines theueren Kindes an und für sich schwer zu ertragen gewesen, um wie viel mehr jener einer so sehr geliebten Gattin und Mutter zugleich. Mußte nicht jeder Blick auf seine unmündigen, nun mutterlosen Kinder den Stachel des Schmerzes schärfen und tiefer in die Seele drücken? Unmöglich konnte seine Familie sich selbst überlassen bleiben, oder ausschließlich fremder Obhut anvertraut werden (die älteste Tochter zählte eben erst 14 Jahre!). Aber, wer konnte, wer sollte die früh Verlorene bei seinen Kindern ersetzen? Hier konnte nur die Vorsehung Rath schaffen und den dunkeln Weg der Zukunft erhellen. Sie that es und auf eine so trostreiche und beruhigende Weise, daß ihr sichtliches Walten nicht verkannt werden konnte. Eine wahre zweite Mutter fand sich für die fürstlichen Kinder in der Prinzessin Eleonore, der jüngsten Schwester des Fürsten Josef. Wenn ein edler gebildeter Geist, lebendige Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, Sanftmuth und eine durch nichts zu trübende, engelreine Seelengüte, tiefe Religiösität und ein zartes, bescheidenes Gemüth zur Uebernahme einer solchen Aufgabe vorzüglich befähigen, so war Fürstin Eleonore dazu wie geschaffen. Mit der innigsten Hingebung, mit echtem Feuereifer und einer wahrhaft begeisterten Liebe unterzog sie sich dem ihr gewordenen Berufe und in der vollen Erkenntniß der übernommenen Pflichten fand sie kein Augenblick lässig in der Lösung ihrer Aufgabe bis das Werk vollbracht war. Kein prunkendes Monument, keine in Marmor gegrabene Inschrift verkündet der Nachwelt diese stillen und anspruchslosen, aber darum nicht minder großen und schönen Verdienste. Nichtsdestoweniger kann denselben der gerechte Lohn nicht entgehen; sie stehen im Buche des Ewigen verzeichnet und leuchten mit unvergänglichem Glanze. Eine reiche Vergeltung ward der nun auch bereits verklärten hohen Frau († 1846) im eigenen reinen Bewußtseyn, in der segenvollen Entfaltung der von ihr gestreuten Saat und in der

heiligen Pietät und dankbaren Verehrung ihrer über Alles geliebten Pflegekinder. Als sich Prinzessin Eleonore der ihr durch ein so verhängnißvolles Ereigniß zugewiesenen, aber eben dadurch um so heiliger gewordenen Mutterpflicht unterzog, zählten die beiden ältesten Söhne ihres Bruders, Adolf und Felix, eben eilf und zehn Jahre, Eleonore und Pauline, die beiden ältesten Töchter, vierzehn und zwölf Jahre, sämmtliche übrige Geschwister standen im Alter hinter Felix, und das Jüngste der Kinder, der kleine Prinz Friedrich — jetzt Cardinal-Erzbischof von Prag — war damals kaum über das Säuglingsalter hinaus. Näherten sich gleich die beiden älteren Brüder dem allmähligen Entwachsen der eigentlichen Mutterpflege, so blieb doch der Einfluß einer edlen, vorsorglichen und theilnehmenden Frau noch immerhin maßgebend genug, um denselben mit in würdigenden Anschlag bringen zu dürfen, um so mehr, als der alte Erfahrungssatz in steter Geltung bleibt, daß den Duft des ersten Inhalts das neue Gefäß für lange hinaus behält. Es muß wiederholt ausgesprochen werden: Fürstin Eleonore war ihren Neffen und Nichten eine wahre zweite Mutter, die ihr anvertrauten Kinder alle mit gleicher Liebe umfassend, allen dieselbe gewissenhafte Sorgfalt widmend. Der Tribut heiliger Erinnerung, den wir dem Andenken der ersten, unvergeßlichen Mutter gezollt, verpflichtet zu gleicher Pietät gegen die zweite, nicht minder gütige und liebevolle, die den schönsten Preis ihres Lebens an die ihr vom Geschicke zugewiesene schwierige, und nur durch die glückliche Begabung und die trefflich gearteten Seelen der Kinder erleichterte Aufgabe gesetzt. Die schmerzliche Prüfung, von welcher das fürstliche Haus heimgesucht worden, hatte die Mitglieder desselben einander nur noch näher gerückt, keines konnte des anderen entbehren und jedes fühlte sich verpflichtet, den Riß ausfüllen zu helfen, den der Tod durch den Verlust eines so theueren Lebens in dem Familienverbande verursacht. Es trat nun ein so inniges Zusammenleben, eine so eng geschlungene Wechselseitigkeit in allen Beziehungen des Daseyns zu Tage, daß diese festgeschlossene, harmonische Solidarität aller Interessen und Gefühle wohl berechtigt zu seyn schien, als

Schutzwehr gegen fernere rauhe Antastungen des Geschickes zu dienen. Und der Genius dieses enggeknüpften Bundes war Fürstin Eleonore. Während ihr fürstlicher Bruder die großen Angelegenheiten des Hauses, gewissermaßen das auswärtige Departement, lenkte und die Regierungszügel in den Händen hielt, stand Eleonore dem inneren Hauswesen vor und leitete mit kluger Umsicht und treuer Sorgfalt die Geschäfte dieses Bereiches. Auf diesem Gebiete war sie unumschränkte Souverainin, aber Niemand hatte Ursache, sich über diese Autokratie zu beklagen, denn nie ist eine Autorität mit größerer Milde, herzgewinnender Sanftmuth und liebevoller, über den engeren Familienkreis hinausreichender Mütterlichkeit ausgeübt worden. Natürlich konnte einem so berufseifrigen und pflichttreuen Wesen nichts so sehr am Herzen liegen, als die Erziehung, Bildung und sittliche Vervollkommnung der ihr so theuer gewordenen Kinder. Nachgerade ging sie ganz in dieser sie ausschließlich beschäftigenden Sorge auf und widmete sich derselben, als eigentlichem Mittelpunkt des Gynecäum's, mit einer Hingebung und Ausdauer, deren nur Seelen fähig sind, die der Glaube erfüllt, einst einem heh'ren Richter über ihr Thun und Beginnen Rechenschaft schuldig zu seyn. Obgleich nicht gerade direkt in die Leitung der Knaben eingreifend, denn das ließ schon ihre unendliche Bescheidenheit nicht zu, so wirkte sie doch auch in dieser Sphäre durch moralischen Einfluß, Zuspruch und Ermunterung, Wort und Beispiel, stille Obhut und warme Theilnahme, vor allem Anderen aber durch die Alles bezwingende Macht der Liebe. Der sittigende und läuternde Impuls, von edlen und hochgebildeten Frauen auf empfängliche Gemüther ausgeübt, ist nicht gering anzuschlagen und von Einsichtigen und erfahrenen Beobachtern auch zu keiner Zeit verkannt worden. Die wohlthätigen, anregenden und erhebenden Spuren desselben lassen sich auch in dem Leben so manches großen und bedeutenden Mannes psychologisch und historisch nachweisen. Neben den unbestreitbaren Verdiensten, die sich Eleonore um ihre so sehr geliebten und auch liebenswerthen Pflegetöchter erworben, ist auch ihr still mitwirkender Antheil an der Erziehung und Bildung

der fürstlichen Söhne mit in Rechnung zu bringen, und es war ihr die Genugthuung geworden, die Früchte ihrer Wünsche und Bemühungen noch mit eigenen Augen sehen und sich ihrer erfreuen zu dürfen. Ihren Pflegesohn Felix auf dem Culminationspunkte seiner staatsmännischen Thätigkeit und äußerer Ehren zu erblicken, war ihr freilich nicht mehr vergönnt, hingegen blieben ihr auch die stürmischen Tage erspart, welche jener Erhebung vorangingen, und ihren stillen Lebensabend verdüstert haben würden. Wie würde ihr liebereiches Herz bange um den einstigen Pflegling geschlagen haben, als er, rasch entschlossen, die Feder mit dem Schwerte vertauschend, auf die Schlachtfelder Italien's eilte, um mit dem tapferen Oesterreichischen Heere Ruhm und Gefahren zu theilen! Auch einem anderen tiefen Schmerze wurde sie frühe genug entrückt: jenem um den Verlust ihrer ältesten Nichte und Stammesgenossin Eleonore Fürstin von Windischgräz, der eine meuchelmörderische Kugel in der stürmischen Pfingstwoche Prag's plötzlich den Tod gab. Gewiß würde dieses verhängnißvolle Ereigniß schreckliche Erinnerungen aus der Vergangenheit wieder erweckt und alte Wunden bluten gemacht haben. Wie anziehend es auch wäre, der Fürstin positiven Einfluß auf den Bildungs- und Entwickelungsgang ihrer beiden älteren Neffen genauer zu ermitteln, so müssen wir uns doch für dießmahl damit begnügen, dieses Verhältniß nur angedeutet zu haben. Ihre Stellung und ihr sorgsames Walten im Hause ihres fürstlichen Bruders lassen den Antheil an dieser Lebensfrage errathen. Lange nachdem bereits beide genannten Prinzen ihrer mütterlichen Obhut entwachsen waren, beschäftigte sich Fürstin Eleonore auf's Angelegentlichste mit dem Erziehungsprobleme des Prinzen Friedrich, ihres jüngsten, frühzeitig für den geistlichen Stand bestimmten Neffen. Es ist rührend und erhebend zugleich zu sehen, mit welch' wachsamen Blicken der zärtlichsten, wahrhaft mütterlichen Liebe sie dem geistigen und moralischen Entpuppungsprocesse dieses ihres Lieblings folgt, wie achtsam und gespannt sie jeden Schritt des Studienganges belauscht und wie fest und unverrückt sie das Ziel der Zukunft im Auge behält. Doppelt

erhebend wirkt diese mit den Jahren nicht abgeschwächte, vielmehr nur noch wachsende Aufmerksamkeit und erstarkende Theilnahme, wenn man sie zugleich mit der wärmsten Erkenntlichkeit und innigsten Dankbarkeit gegen diejenigen gepaart sieht, denen der wichtigste und verantwortlichste Theil der Erziehungs- und Bildungsaufgabe zugefallen — gegen Lehrer und Erzieher. Glücklicherweise gestatten noch vorhandene schriftliche Andenken einen überzeugenden Einblick in diese schönen, gemüthvollen Beziehungen, so daß wir uns nicht versagen können, einen jener Briefe mitzutheilen, der dem Gesagten so charakteristisch zum Belege dient. Die Berührung einiger zeitgeschichtlichen Momente in diesem Schreiben erhöht das Interesse an demselben. Während des Herbstaufenthaltes der Fürstin mit dem größeren Theile der Familie auf einem der fürstlichen Schlösser in Böhmen (es war in dem berühmten Wiener Congreßjahre) schreibt sie an den eben in der Residenz weilenden Lehrer ihrer lieben Pflegekinder: „Lieber H..! Letzten Posttag glaubte ich, Sie könnten keinen Brief mehr von uns vor Ihrer Abreise erhalten; da Sie aber gewiß Mittwochs noch in Wien seyn werden, so wage ich noch einen und letzten Brief an unsere lieben Flüchtlinge. Ich vergebe es Ihnen schon im Voraus, lieber Freund, wenn Ihnen Ihre Ankunft in Böhmen kein sonderliches Vergnügen gewährt. Ich glaube darum nicht, daß Sie uns nicht gut sind, sondern daß die tollen Jagden Ihrem Pflichteifer entgegen sind. Da es nun aber schon nicht anders ist, so müssen auch Sie mir erlauben, mich recht herzlich über Ihrer Aller Ankunft zu freuen. Der merkwürdigste Moment ist wohl für Wien vorüber. Nun fängt aber der folgenreiche Congreß erst recht an. Gott gebe ihm denselben unerwarteten Ausgang, den er Karl's" (des Feldmarschall's) „Feldzug gab. Mit Freuden werde ich dann Metternich mit ihm nennen hören. — Von unserem Aufenthalte kann ich Ihnen wohl nichts Neues sagen. Alles ist frisch und gesund. Für das danken wir Gott, wenn es nur so fortdauert, bis Josef" (der regierende Fürst) „zurückkommt. Ich hoffe, Sie werden Fritz" (Prinz Friedrich, damals sechs Jahre alt) „zu seinem Vortheile geändert finden; auch gibt sich G.

viele Mühe mit ihm. Seine kindliche Zerstreuung hat abgenommen, ihr gänzliches Ende werden wir, hoffe ich, in einigen Jahren erleben. — Ich habe auf zwei Ihrer lieben Briefe noch nicht geantwortet. Mit dem kurzen vom 13ten Oktober schickten Sie mir den letzten Aufsatz über die Geschichte. Ich gab ihm einen honnetten Platz in meinem Büreau. Nun, auf Ihren lieben und langen Brief vom 20ten Oktober: Ich las mit vielem Interesse und Vergnügen die zwei Blätter des „Wanderer's", in welchen Ihre Aufsätze sowohl über die Leipziger Schlacht selbst, als über deren Feier eingerückt sind. Daß Ihre Schreibart mir besonders angenehm ist, darf ich Ihnen wohl nicht wiederhohlen, um Sie davon zu überzeugen. Wenn Sie einmahl mehr Ruhe haben, müssen Sie viel, viel schreiben, und besonders für die arme Jugend, die noch so sehr Mangel an Lektüre leidet. Es gibt so wenig Menschen, und ich darf sagen, Keinen, der die Wissenschaft des Unterrichts der Jugend — die schwerste, die folgenreichste für die Welt — so weit gebracht hätte; denn in jedem Gegenstande den Kindern klar zu werden, ist über allen Begriff schwer. Einen jeden gründlich darzustellen und den Geschmack und Fleiß der Kinder nie zu ermüden, das war Ihnen vorbehalten. Auch werden Sie, lieber H., in Ihrem Alter mit Trost und Stolz auf das herabsehen, was mit gutem Samen gesäet wurde und, mit emsiger Pflege gewartet, herrliche Früchte tragen wird, worunter heißes Dankgefühl gegen Sie eine davon seyn wird, die, unter so viele Individuen getheilt" (hier sind die sämmtl. fürstl. Kinder genannt), „Ihr Alter gewiß mehr versüßen wird, als die Folgen anderer, vielleicht wichtiger scheinenden Geschäfte. — Kaiser Alexander von Rußland*) ist in der

*) Kaiser Alexander besuchte damals den regierenden Fürsten auf seinen böhmischen Schlössern und bezauberte alle Welt durch seine ritterliche Liebenswürdigkeit. Noch jetzt lebt dieser Besuch mit seinen Festen und glänzenden Eindrücken im heiteren Andenken älterer Gedenkmänner fort. Aber auch der Kaiser gefiel sich ausnehmend im fürstlichen Familienkreise und auf den schönen Besitzungen, besonders auf dem reizend gelegenen Frauenberg, dessen herrliche Lage in ihm den Wunsch nach dem Besitze dieser Fideikommißherrschaft erregt haben soll. —

That äußerst liebenswürdig in seinen Attentionen für Karl, überhaupt hat er etwas Ritterartiges in seinem Benehmen, das angenehme Erinnerungen in der Seele eines Geschichtsschreibers- — und Liebhaber's erwecken muß; doch ist in diesem Lande wohl Alles auf die Außenseite, auf den Glanz gewendet. Glauben Sie nicht, daß vielleicht Nebenabsicht hinter diesem so artigen Benehmen liegt? Sie werden glauben, daß ich in meiner Einsamkeit mürrisch geworden bin; aber betrachten Sie Alexander den Feldzug durch.*) — Ich würde mich glücklich schätzen, lieber H., wenn meine schwache Feder es vermocht hätte, Ihnen die Wärme meines Dankes auszudrücken und diejenige Hochachtung, die mir Ihr rastloser Eifer für das Wohl meiner Lieblinge einflößt. Knaben zu unterrichten, mag schwer seyn, viele gründliche Kenntnisse erfordern ꝛc., aber nichts kann für einen Mann so schwer seyn, als abstrakte Gegenstände für den zarten weiblichen Geist verständlich und angenehm zu machen. Ihn für alles Gründliche und Ernste empfänglich zu stimmen, ohne das Zartgefühl abzustumpfen, die Geschichte so gründlich, mit so vielen philosophischen Ansichten geschmückt, mit einer so strengen Schonung der weiblichen Delikatesse vorzutragen, halte ich für eine der schwersten Aufgaben, die dem gelehrten Manne gegeben werden kann. Ihnen verdanke ich dadurch für meine Mädchen eine unerschöpfliche Quelle der

*) Dieser Zweifel der Fürstin an der Echtheit der glänzenden Außenseite darf nicht befremden, wenn man die hohe Wahrhaftigkeit dieses durch und durch klaren Wesens und die innere Scheu auch selbst vor dem Scheine der Zweideutigkeit, zudem das feine Gefühl der Frauen für „Sein und Schein," überdieß die unendliche Liebe der Fürstin zu dem gefeierten Bruder Karl und die vermuthlich genauere Kenntniß der Leipziger Vorgänge aus der zuverlässigsten Quelle mit in Anschlag bringt. Wie groß auch immer die persönliche Verehrung des Kaiser's Alexander für den Feldmarschall Karl nach den Erfolgen von Leipzig gewesen seyn mag und welche Achtung auch der bewährte Charakter des Feldherrn der unläugbar edlen Natur des Monarchen eingeflößt haben muß; das Verlangen Alexander's nach der obersten Heerführung und die Rivalität mit dem Fürsten war dennoch Thatsache und blieb der Fürstin kein Geheimniß. Daher ihr leises Mißtrauen. Ueber jene Leipziger Vorgänge brachte aber so eben das Werk des Sächsischen Obersten Aster: „Zur Geschichte der Schlacht von Leipzig", interessante Aufschlüsse, die der Ansicht der Fürstin zur Rechtfertigung dienen.

angenehmsten und lehrreichsten Lektüre, die einzige Vormauer gegen die so verderbliche Romanlektüre. Ihnen verdanke ich, mein lieber H., daß meine holden Mädchen bei einer ungewöhnlichen Instruktion die größte Unbefangenheit und Demuth behielten. — Nun habe ich einen wahren Durst nach Logik für sie. Es scheint mir das Siegel auf das Werk zu seyn. — Beinahe könnte ich eitel werden, indem ich das Gute überlese, was Sie von meinem Wirken, die Erziehung betreffend, sagen, wenn ein Blick auf das Fehlerhafte, was ich ohne Glasaugen entdecke, mich nicht bei der wenigen Aehnlichkeit der Wirklichkeit mit dem dichterischen Bilde in meine Demuth zurückwiese. Ich glaube mit Ihnen, daß meine Mädchen in Le Page's" (der französischen Gouvernante) „Gesellschaft nur gewinnen können, und ich denke mit Kummer, daß sie Bertha's und Karolinens Erziehung vielleicht nicht beenden wird. Ich glaube, sie nie ersetzen zu können. Ihre Anhänglichkeit an meine Kinder macht sie mir höchst schätzbar; ihre richtigen Ansichten und weisen Rathschläge haben mir schon oft große Dienste geleistet. Nicht leicht würde ich ein Mädchen finden, das so reine Grundsätze, strenge Denkart und Gewissenhaftigkeit vereinigt.. Auf alle Art wäre sie ein unersetzlicher Verlust für mich, denn ich kenne ihre Vorzüge," u. s. w. — Welche Liebenswürdigkeit des Charakters, welche Innigkeit des Gefühls und Zartheit der Gesinnung athmet dieses vertrauensvolle Schreiben! Wie viel richtige Ansichten, klare Erkenntniß und gesunder Verstand nebst großer Bescheidenheit sind in diesen Zeilen entwickelt! Und kurz vorher schrieb die Fürstin: „Ich wollte schon letzten Posttag an Sie schreiben, um Ihnen für den zarten Antheil zu danken, den Sie mir bei unserm Abschiede in Worlik bezeigten. Ich kann es Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich damals Ihr heroisches Anerbieten rührte. Ja, es kam aus Ihrem guten Herzen. In diesem Augenblicke hätten Sie meinen theueren Kindern das Opfer Ihres so interessanten Wiener Aufenthaltes willig gebracht. Der Ausdruck Ihrer so innigen Anhänglichkeit an mich und meine Kinder ist mir immer unvergeßlich, wie jede Anstrengung, die Sie, dem Himmel sey Dank, mit so glücklichem Erfolge auf ihre

Bildung anwenden. Ich gestehe es Ihnen, lieber H., daß ich diese Reise mit düsteren Vorgefühlen unternommen hätte, denen ich freilich nicht nachgegeben haben würde, da ich die selige Ueberzeugung hatte, meiner Pflicht zu folgen. Ich kann es dem lieben Gott gar nicht genug danken, daß dieser Kelch von mir genommen worden. — Lieber H., Sie sagen mir so viel Schönes und Gutes über meinen Entschluß, der mir ja von der einfachsten Pflicht so streng eingegeben wurde, daß ich meine ganze Selbstkenntniß zu Hilfe nehmen muß, um darüber nicht stolz zu werden; denn nur von gewissen Menschen sind Lobsprüche meiner Demuth gefährlich, unter welche ich auch Sie, lieber H., rechne. Zum Stolz kann man wohl mit einem öfteren Rückblicke in sein Inneres nicht kommen; aber herzlich freue ich mich über die gute Meinung, die Sie von mir haben. Ich wünschte nur, derselben immer entsprechen zu können, damit Sie sie nie verändern. Aber in der That, ich habe kein Verdienst in meiner Art zu leben; es ist so leicht, gute Menschen zu lieben, und wie lohnend es ist, gute Kinder zu pflegen, zeigten meine Engelmädchen durch ihr rührendes Benehmen bei meiner bevorstehenden Abreise. Nie werde ich die seligen Augenblicke vergessen, die ich da mit ihnen verlebte! Ueberhaupt ist es ein seliger Genuß, so reine Seelen in jedem Augenblicke des Tages zu betrachten, jede ihrer Aeußerungen zu errathen, jeden ihrer Eindrücke zu leiten. Ich hoffe, sie sollen gute Mütter, auch glückliche Gattinnen werden, denn sie leben in der Wirklichkeit, nicht in der Romanwelt, haben eine strenge Ansicht über Pflicht, einen stärkenden Blick nach Oben im Leiden. Aber glauben Sie ja nicht, lieber Freund, daß ich es einen Augenblick vergesse, daß sie Ihnen ihre Bildung verdanken, die sie in den Stand setzt, so richtig zu fühlen. Ach, lieber H., setzen Sie ja das schön angefangene Werk fort, setzen Sie ihm die Krone auf durch die höhere Bildung, deren sie noch bedürfen! Ungern entbehren sie Ihre Stunden. . . Es scheint mir, sie wären ganz unterrichtslos, wenn der Ihrige ihnen mangelt. . . Durch Sie, lieber H., erfahre ich auch, daß unser pathetisches Volk für Karln" (den Feldmarschall) „aus dem Phlegma kam. Es freute

mich noch mehr, als der so ehrende Besuch des russischen Kaisers," u. s. w. —

So dachte und fühlte die Fürstentochter Eleonore, des Ministerpräsidenten Oesterreich's und seiner übrigen Geschwister liebevolle Pflegemutter. Gewiß ist es nicht uninteressant, sich im geistigen Bilde die hehr're und eigenste Persönlichkeit jener Frau veranschaulichen zu können, der vom Geschicke die Bestimmung zugewiesen worden, der wachende Hort über das leibliche und geistige Wohl, über Glück und Zukunft einer durch die Verkettung trauriger Umstände frühzeitig mutterlos gewordenen Familie zu seyn; gewiß nicht ohne befriedigende Genugthuung und sittlichen Gewinn die Wahrnehmung, wie jene Aufgabe aufgefaßt, verstanden und erfüllt worden. Viele Mütter, die auf diesen Namen stolz sind, dürften sich an diesem erhebenden Beispiele spiegeln, und nahe liegt der Gedanke, daß, wie viel auch durch angeborne Begabung, eigene Kraft und selbständige Bestrebung im Leben errungen werden mag, dennoch die primitiven Einflüsse, der ursprüngliche Impuls und all' die maßgebenden Momente für die erste Richtung, besonders aber die frühzeitige Einwirkung im Sinne und Geiste des familiengeschichtlichen Charakter's sich wie der rothe Faden durch alle Resultate des Lebens ziehen. Mehr oder minder bleibt der Mensch ein Geschöpf der Erziehung. In dem vorliegenden Falle war sie in die besten Hände gefallen. Beweise, wie die obigen, sprechen deutlicher als jedes andere Zeugniß, und bedürfte es dessen, ihre Zahl ließe sich noch um ein Bedeutendes vermehren. Wie sehr übrigens eine so eclatante Anerkennung treuer Berufserfüllung, eine so reich überströmende Dankbarkeit und ein so heiß und innig ausgesprochener Wunsch nach Vollendung des begonnenen Werkes den Pflichteifer befeuern, das Interesse so richtig gewürdigter Bestrebungen erhöhen und die Anhänglichkeit befestigen mußten, versteht sich wohl von selbst. Es darf daher nicht Wunder nehmen, den so erfolgreich strebenden und, so zu sagen, „zum Manne der Nothwendigkeit" gewordenen Lehrer mit stets frischer Kraft und Lust in seinem Wirkungskreise bis an's Ende beharren zu sehen trotz lockender

Anerbietungen von auswärts und verheißenen Ehren auf anderen Gebieten. Einen Mann von so entschiedener Brauchbarkeit, vielseitiger Gelehrsamkeit und bewährter Gesinnung kann auch der Staat brauchen und in der That bleiben auch ehrenvolle Anträge nicht aus; aber es ist ihm unmöglich, sich von einem so vortrefflichen Hause, einer so liebenswürdigen und dankbaren Familie, von seinem ihm so theuer gewordenen Berufe loszureißen, und in einem Zustande eigenthümlicher, ja fast freudiger Verlegenheit antwortet er dem auszeichnenden Anerbieten: „Die letzte Frage ist endlich, wie sich von einem Hause trennen, das ein so grenzenloses Vertrauen in meine Dienste setzt? Als ich in der ersten Wirkung der Exaltation über die Aussicht auf einen unerwarteten öffentlichen Dienst mich als Candidaten der Hofstelle zeigte, glaubte ich zwar, daß das fürstliche Haus mit meinen Diensten zufrieden sei; aber ich stellte mir nicht vor, daß man meinen Austritt als ein unersetzliches Unglück für die Kinder ansehen würde," u. s. w. Ein so großes Gewicht legte man damals noch auf die redliche Thätigkeit eines berufseifrigen, kenntnißreichen Mannes und so lebendig war in jener, doch auch nicht mehr an Capacitäten armen Zeit der Glaube an die „Unersetzlichkeit eines Mannes." In unserer hyperintelligenten Gegenwart ist das nun freilich anders geworden. Wer wäre heutzutage noch unersetzlich! Um einen Mann von Bildung, ja eminenten Gelehrten zu finden, hätte man auch damals nicht verlegen seyn dürfen; aber man legte eben einen anderen Maßstab an Dinge und Menschen und hatte tiefer liegende Bedürfnisse, kannte heiligere Interessen. Die Briefe einer Fürstin Eleonore liefern dazu den sprechenden Commentar. Man vergesse übrigens nicht, daß die Jugendperiode des Fürsten Felix in diese Zeit fiel. Abgesehen davon, daß die Wirksamkeit „dieses treuen Lehrers," dem die Mission geworden, Söhne und Töchter aus einer der ersten Familien des Kaiserstaates zu unterrichten und Männer für die höchsten Sphären der Gesellschaft, des Staates und der Kirche heranzubilden, immerhin eine für das Allgemeine nutzbringende und erfolgreiche geblieben, so gingen dessen Fähigkeiten und Kenntnisse außerdem nicht für die Allge-

meinheit verloren, denn die nicht unbedeutende literarische Produktivität dieses Mannes, seine Editionen und Erläuterungen römischer Autoren, seine zahlreichen Lehrbücher für die Oester. Gymnasien nach dem damaligen Unterrichtssysteme, so wie seine sonstigen Arbeiten auf didaktischem Gebiete wuchsen aus seiner lehramtlichen Wirksamkeit im fürstlichen Hause hervor und zeugten für die Beherzigung des wohlmeinenden Zurufs der Fürstin: „Sie müssen viel, sehr viel für die arme Jugend schreiben!" — Ueberdieß drängte ihn sein patriotischer Eifer, sich auch auf publicistischem Gebiete zu versuchen, und eine Reihe von Schriften über damals schwebende Finanzfragen (Finanzpatent) und staatswissenschaftliche Angelegenheiten entstammte seiner Feder. Auch hatte sich derselbe geraume Zeit an der Redaktion des „Archivs für Oestr. Geschichte und Staatenkunde" betheiligt und sein Name wurde nachgerade ein populärer, um so mehr, als er mit edler Bereitwilligkeit vielen humanistischen Zwecken seine Mitwirkung bis an's Lebensende lieh. Diesem Manne nun war auch die literarische Bildung des Fürsten Felix anvertraut, und er war es, der den Jüngling in die Propyläen der Wissenschaft einführte. Die Berufsliebe des Lehrers konnte nicht ohne Rückwirkung auf den Eifer des Schüler's bleiben, dessen leichte und schnelle Auffassungsgabe, wie übereinstimmend versichert wird, die beiderseitige Mühe erleichterte. Die Zweckmäßigkeit des Lehrplanes, ebenso sehr auf Bildung des Geistes als Entwicklung des Herzens berechnet und das Abstrakte mit dem Anschaulichen verbindend, zudem die Zutrauen erweckende Persönlichkeit des Lehrer's sicherten den günstigen Erfolg und bahnten den stetigen Fortschritt an. Kaum zehn Jahre alt übersetzt der bildsame Zögling schon den Flavius Eutropius und macht Bekanntschaft mit den großen Momenten der römischen Geschichte und mit den Celebritäten der Weltstadt von ihren sagenhaften Gründern an, den Söhnen des Mars und Säuglingen der Wölfin. Wie mag sich an dieser einfachen und schlichten, aber anschaulichen Darstellung die Phantasie des empfänglichen Knaben entzündet, der schmiegsame Geist sich an jenen großartigen Bildern und Gestalten der grauen Vergangenheit lau-

schend hinangerankt haben! Den Fleiß des Schülers beurkundet eines der uns noch vorliegenden Hefte jener Uebertragungen. Das also sind die Schriftzüge des Knaben, aus dem ein Mann, ein ganzer Mann geworden! Eine kindliche, offenbar noch zarte Hand, die nur der Uebung bedarf, um zu erstarken und mit ausgeprägtem Charakter hervorzutreten. Der Duktus leicht und gefügig, nicht ängstlich der steifen Schulregel, vielmehr dem inneren Antriebe, den momentanen Regungen der Seele folgend, und daher auch gewissermaßen der Lust oder Unlust des Augenblicks zum Ausdrucke dienend. Daher auch je zuweilen dieß leise Schwanken und von der Linie Abschweifen, dann aber wieder ein gerades Fortschreiten zum neuerdings in's Auge gefaßten Ziele. Unverkennbare Flexibilität, dahinter sich aber in der Hauptsache bereits eine gewisse Entschiedenheit und Festigkeit birgt, denn jeder einzelne Buchstabe dieser noch so jungen Schrift ist mit Bestimmtheit und klarer Deutlichkeit hingezeichnet. Die Leserlichkeit läßt also nichts zu wünschen übrig, mag die Handführung im Allgemeinen hie und da noch so sehr die oscillirende Kindlichkeit verrathen. Und aus dieser Hand sind nachgerade die ernsten, immerhin zarten und flüssig gefügten, aber das offene Visir zur Schau tragenden Schriftzüge des Mannes hervorgewachsen, der so oft sein historisch gewordenes „Schwarzenberg" mit schmuckloser Einfachheit unter die entscheidungsvollsten Urkunden der Zeitgeschichte hinsetzte. Das unwillkürliche Ablenken der Schülerhand von der Linie hatte allgemach einer sicheren Direktion den Platz geräumt, wohlgeordnet standen die Schriftzüge in Reihe und Glied und zeigten wie immer die offene Miene. Der Fürst liebte in der Regel groß zu schreiben, der Duktus hatte einen disciplinirten, d. h. militärischen Charakter angenommen, der stets die Fronte herauskehrt, ohne doch so dicht geschlossen zu seyn, daß nicht geistvolle Feinheit und aristokratische Noblesse dahinter hervorblickten. In den letzten Lebensjahren des Fürsten hatte ein leises, unverkennbar nicht ohne einige Mühe bewältigtes Zittern der Hand den Schriftzügen einen leidenden Ausdruck aufgeprägt, unwillkürlich den Zustand nervöser Aufgereiztheit

verrathend, die nur noch der energische Widerstand eines kräftigen Geistes in Fesseln hielt. So ist denn sowohl jene Knaben-, als diese Mannesschrift für das Auge, das in der Seele ihrer symbolischen Charaktere zu lesen versteht, ein Stück Lebensgeschichte, mystisch zugleich, und doch auch wieder so klar, so beredt und ausdrucksam. Man vergleiche die Namenszeichnung des Fürsten unter seinem Bildnisse mit der Physiognomie und wage einen Deutungsversuch. Bald werden jene Schriftzüge ihr stilles Geheimniß erschließen und ein ungeahntes Leben athmen. Wie zwischen Wiege und Sarg, so besteht auch zwischen den Schriftzeichen der kindlichen Hand, diesem ersten Schlüssel zum innersten Geistesleben, und den entwickelten Charakteren der reifgewordenen Schrift ein psychologisch-sinnbildlicher Zusammenhang, nur dann unerkennbar, wenn er übersehen wird. Immerhin bleibt jener übersetzte Flavius Eutropius ein interessantes Autograph. Daneben finden sich fleißige und systematisch durchgeführte Aufzeichnungen über die Anfangsgründe der Naturlehre, auf der richtigen Ansicht beruhend, den gelehrigen Zögling frühzeitig mit den Gesetzen der Erscheinungswelt, so wie mit den Ursachen der sichtbaren Wirkungen in der Natur bekannt zu machen und in die Propyläen der Real- und mathematischen Wissenschaften einzuführen; eine Bekanntschaft, die dem Schüler in seinem künftigen Berufe zu Statten kommen sollte. Unter der Leitung eines so pflichteifrigen und gewissenhaften Lehrers konnte es an dem gewünschten Fortschritte nicht fehlen und mit den Jahren erweiterte sich der geistige Gesichtskreis des Lernenden in dem Grade, als die scientifischen Hilfsmittel der Hauptstadt und die Mitwirkung ausgezeichneter Männer der Wissenschaft günstige Resultate einer fortschreitenden literarischen Bildung verbürgten. Wie tiefe Wurzeln das oben angedeutete glücklich adoptirte Unterrichtssystem in dem Geiste des jungen Fürsten geschlagen und welches Interesse derselbe für die Naturwissenschaften und was damit zusammenhängt gewonnen, verrathen die freiwilligen Studien in einigen verwandten Zweigen, welchen sich der Fürst in späteren Jahren während eines berufsfreien Aufenthaltes in Wien aus eigenem Antriebe

gewidmet und welche erst nach seinem Tode zur Kenntniß selbst der ihm nahestehenden Personen gekommen. Wir werden nachgerade noch einmal Gelegenheit finden, derselben zu gedenken. — Der alten Sitte in hohen Adelsfamilien zufolge, standen die jungen Fürsten — mit Ausnahme des jüngsten Bruders Friedrich, dem mit Rücksicht auf dessen künftigen geistlichen Beruf von früher Jugend an ein würdiger Priester als Führer und eigentlicher Erzieher beigegeben war — neben dem oben bezeichneten Fachlehrer und Instruktor, noch unter der besonderen Leitung eines Mentors oder Gouverneurs, dem die Obsorge über das physische und moralische Wohl, die eigentliche conventionelle Bildung und Conduite im Sinne einer adeligen Erziehung anvertraut war. Bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts war der mittelalterliche Gebrauch in Uebung geblieben, Söhne hoher Häuser an fremde, durch Bildung und feine Art ausgezeichnete Höfe zu senden, um dort — gewöhnlich in der Eigenschaft als Edelknaben — adelige Haltung und ritterliche Sitte zu lernen. Mit dem völligen Ausleben des Mittelalter's waren auch seine traditionellen Einrichtungen und herkömmlichen Gebräuche außer Anwendung gekommen, und an die Stelle jenes durch die lebendige Sitte selbst vermittelten Hoftirocinium's die Lehrjahre unter den Augen eines besonderen, in der Regel auch dem Adelstande angehörigen Hofmeister's getreten, denen dann später, als eigentlicher Abschluß des Erziehungs- und Bildungskursus, die Wanderjahre, d. h. die Reisen in fremde Länder und allenfalls auch noch ergänzende Studien an berühmten ausländischen Lehranstalten folgten. So läßt uns z. B. ein Rückblick in die Schwarzenberg'sche Familiengeschichte den Grafen Georg Ludwig zu Schwarzenberg noch als Epigonen der mittelalterlichen Sitte, d. h. als Edelknaben am Hofe des Erzherzog's Ferdinand von Steyermark, nachmaligen Kaiser's Ferdinand II., finden, während bereits die ersten Fürsten zu Schwarzenberg, Johann Adolf, Ferdinand und Adam Franz, unter der Obhut eines adeligen Mentor's ihre Bildung durch Reisen in fremder Herren Ländern, Besuch auswärtiger Höfe und Aufenthalt an gefeierten Akademien des Auslandes vollenden. Die

nivellirende neuere Zeit hat mit dem allmähligen Verfalle des Adelswesens auch diese Sitte verflacht — ob zum Schaden oder Nutz und Frommen, lassen wir dahingestellt seyn, da die Gründe für und gegen erst sorgfältig abgewogen werden müßten — und der bürgerliche Erzieher ist in hocharistokratischen Familien ebenso wenig eine Seltenheit, als überhaupt der Hofmeister dort, wo für den Begriff „Hof“ gar kein Boden vorhanden — in rein bürgerlichen Häusern. Vor allen Anderen aber hat sich ihn die usurpirende Plutokratie — dieser Capitaltypus unseres aufgeklärten Jahrhunderts — als stehende Maske im Intriguenstücke des Lebens, par droit de conquête, beigelegt, und diese moderne Sitte hat als Aushängeschild der Wohlhabenheit in den weitesten Kreisen der Bourgeoisie eine unbewußte Nachahmung gefunden. Wir haben hier rein zufällig und ohne alle polemische Nebenabsicht eine culturgeschichtliche Seite unserer Gegenwart berührt, deren kritische Beleuchtung noch ihren feinfühligen W. Riehl erwartet. Mit welcher gewissenhaften Scrupulosität und ungemeinen Sorgfalt im Schwarzenberg'schen Hause zu der Wahl der Hofmeister geschritten worden, davon geben zahlreiche handschriftliche Belege seit der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts augenscheinliche Beweise, nicht ohne zugleich ein interessantes sittengeschichtliches Bild vor den Blicken aufzurollen. Auch bei der Wahl eines Hofmeisters für den Fürsten Felix und dessen älteren Bruder fiel das Loos auf eine Persönlichkeit aus ritterlichem Geschlechte (in den Befreiungskriegen hat sich einer seiner Söhne durch ritterliche Tapferkeit zum Freiherrenstande emporgeschwungen) und zudem aus einer Familie, die seit Generationen dem fürstlichen Hause treue Diener lieferte. Unsere fürstlichen Telemache besaßen in ihrem Führer einen Mentor von strengen Grundsätzen, untadelhaftem Lebenswandel und entschiedener Ergebenheit gegen das Fürstenhaus, der sich wohl nicht verbarg, wie sehr das in ihn gesetzte große Vertrauen die letztere unumgänglich bedingte. Sie ward später durch eine der ersten Ehrenstellen im fürstlichen Dienste belohnt. Unter seinen Augen wurden die Fürstensöhne Jünglinge und Männer, und von welchem Werthe Auf-

zeichnungen von seiner Hand für die Jugendgeschichte seines einstigen Elèven seyn müßten, fühlen wir nur zu sehr in diesem Augenblicke, wo wir sie leider vermissen. In solchen Gedenk- oder Tagebuchblättern, in Briefen oder sonstigen Mittheilungen*) — wie wir sie mitunter über die früheste Jugend mehrerer unserer bedeutendsten Männer besitzen, genauere Nachrichten über die Fähigkeiten und Anlagen, Neigungen und Temperament, Eigenthümlichkeiten und Charakteransätze unseres Fürsten zu finden, wäre jetzt, wo sein Leben abgeschlossen vor uns liegt, von psychologischem Interesse. Seinen hervortretenden Talenten, so wie seiner natürlichen Munterkeit und einer gewissen elastischen Lebendigkeit sprechen übrigens vielseitige Andeutungen einstimmig das Wort. Weit entfernt, durch eine bei feurigen Knaben so häufige und zugleich so schwer zu fesselnde Zerstreuung seine geistige Aufmerksamkeit zu stören, kam sie vielmehr seiner leichten und schnellen Auffassungsgabe zu Hilfe und floß mit derselben so eigentlich aus einer und derselben Seelenquelle. Diese lebhafte Aneignungsfähigkeit, verbunden mit einem hellen Blicke, den Uebung und Leben bald zum durchdringenden schärften, ersparte ihm und Anderen mühseliges Abquälen und half ihm über Schwierigkeiten hinweg, die Anderen länger zu schaffen machten. „Er pflegte mit seiner Aufgabe längst fertig zu seyn und sich mit seinen Lieblingsbüchern zu beschäftigen, während wir uns noch mit unserem Pensum abmühten," hören wir einen seiner Jugendgenossen sagen. Dergleichen kleine Züge sind charakteristisch. Diese Gewandtheit und expeditive Fertigkeit gewährte ihm auch den frühzeitigen Vortheil einer gewissen Unabhängigkeit, die sich nachgerade zur Selbständigkeit entwickelte, beide aber wurden die Mutter der Entschiedenheit und des Geradausschreitens zum vorgesteckten Ziele. Ueberdieß trat schon im ersten Jünglingsalter ein sehr richtiger

---

*) Wie anziehend sind nicht in dieser Beziehung die in einem der letzten Jahrgänge des trefflich redigirten und immer geistreichen Stuttgarter Morgenblattes mitgetheilten Tagebuchblätter eines Vaters über die Entwickelung seiner Kinder, ein wahres Muster für dergleichen psychologische Studien, eben so belehrend als interessant! —

Verstand und eine feine Orientirungsfähigkeit in der jedesmaligen Situation zu Tage. Mit klarem Urtheile wußte er die Verhältnisse aufzufassen und der Lage der Dinge den wahren Gesichtspunkt abzugewinnen. Bei Unahnnehmlichkeiten, die Anderen begegneten, hörte man ihn sagen: „Das ist ihr eigener Fehler. Wo sie schuldig sind, wollen sie ihr Recht behaupten, und wo man ihnen Unrecht thut, lassen sie Alles über sich ergehen. Da heißt es dann wohl: der Unschuldige muß leiden, aber er leidet mit Recht, durch seine eigene Schuld." — Verrieth dieser richtige Blick nicht den künftigen Politiker und den Mann der Situation? gab sich nicht in dem besonnenen Urtheil zugleich ein klares Rechtsgefühl kund? Ueberhaupt war an ihm frühzeitig und gleich nach Zurücklegung der ersten Entwicklungsstadien eine gewisse Abgeschlossenheit, ein sicheres auf sich selbst Fußen wahrnehmbar, wodurch er sich von vornherein über die flache Alltäglichkeit erhob, aber freilich auch dem gewöhnlichen Auge in der entlegenen Perspektive der Isolirung, auf der schroffen Höhe einer gewissen Vereinsamung erschien. Aber man täuschte sich hierin ebenso sehr, als wenn man in späteren Jahren, und vollends in seiner letzten Lebensperiode, jene Abgeschlossenheit für hochmüthige Selbstüberhebung, oder vornehme Verachtung des unter ihm Stehenden nahm. Das war sie eben so wenig, als jenes Alleinstehen eine planmäßige Isolirung. Stolz — wenn man so weit gehen will — könnte man sie nennen; aber jenen Stolz edler und kraftvoller Seelen, die sich etwas zutrauen und den Drang nach großen Dingen in sich fühlen, jedes gemeine Mittel aber zum Zwecke weit von sich wegweisen und, ohne auf das Vollbrachte und Gelungene in Bezug auf sich selbst einen großen Werth zu legen, das eigene Verdienst stets der Wichtigkeit des Erfolges für das Allgemeine und Ganze unterordnen. Diese Ansicht hat die eigene Selbstbeurtheilung des Fürsten nachgerade bestätigt und nur Unkundige können das Gegentheil behaupten. Daß es ein höheres Selbstgefühl, eine Welt- und Lebensauffassung gibt, die sich frühzeitig gewöhnt hat, die Dinge und Verhältnisse mit großem Blicke zu messen, und es auch kann, weil ihr eine ursprünglich bevorzugte Le-

bensstellung gleich von vornherein als emporragende Unterlage dient; davon scheinen die Wenigsten eine Ahnung, geschweige denn eine richtige Anschauung zu haben. Ueberhaupt scheint den Beurtheilern des Fürsten allzusehr der Aristokrat in der gewöhnlichen nachmärzlichen Auffassung des Wortes vorgeschwebt zu haben, und da können wohl die schiefen Ansichten nicht Wunder nehmen. Schnell fertig ist der Menge Urtheil — mit dem „Aristokraten" — ohne doch den eigentlichen Kern des Begriffs: „Aristokratie" zu kennen. Zum Theile hat diese Unkenntniß, oder vielmehr dieses Mißverstehen, die zwischen dem Adel und den übrigen Gesellschaftsklassen eingetretene Entfremdung verschuldet, und es steht dahin, ob von der Zukunft ein richtigeres Verständniß zu erwarten. — Will man nun also den Fürsten denn doch stolz nennen, so muß man sich auch bemühen, dieses Epitheton auf seine wahre Quelle zurückzuführen und bis in die Entwicklungsjahre des Fürsten zurückzutragen. Wir haben oben von der frühzeitigen Abgeschlossenheit und Selbständigkeit des Jünglings gesprochen. Es wäre ein psychologischer Widerspruch, sich diese Eigenschaft bei einer so aktiven Natur ohne adäquate Willenskraft zu denken, während doch ganz folgerichtig die erstere von dieser getragen wurde und ihre beständige Nahrung aus dieser herzstärkenden Lebensquelle empfing. Wie wäre auch mit einem so wirksamen Agens dumpfe Passivität oder schlaffes Insichgekehrtseyn vereinbar gewesen! Nein, davon war in dem Fürsten keine Spur vorhanden und daher auch ebenso wenig von jener unerquicklichen Negation, die in unfruchtbarer Grübelei die Kraft aufzehrt und sich ewig in einem fehlerhaften Cirkel bewegt. Die ursprüngliche Frische des Fürsten und der feurige Lebensdrang, der seine bestimmten Ansprüche an das Daseyn stellt, ließen ihn nie sich in solche Netze verfangen, die ihn der Freiheit beraubt hätten, seine eigenen Wege zu gehen. Seine angeborne Munterkeit entwand sich glücklich den einengenden Fesseln zaghafter Bedenklichkeiten und stürmte mit triumphirendem Frohsinn in's grüne, offene Leben hinaus, das ihm da zu seyn schien, um als ein Geschenk der Götter mit heiteren Sinnen und freudigen Herzens in Besitz genommen, aber auch zu-

gleich mit überlegener Kraft beherrscht zu werden. „Die Welt ist da, daß sie der Geist gestalte.“ In dieser unbefangenen Hingabe an des Daseyns „süße, freundliche Gewohnheit,“ wie sie der große deutsche Dichterfürst nennt, aber auch zugleich in der Gewalt über dieselbe manifestirte sich eben die Freiheit dieser unabhängigen Natur, die nur die selbstgezogene Linie respektirte, wo die Lust endet und der Ernst beginnt. Daß der reife und geprüftere Mann über die Sturm- und Drangperiode seines Lebens, die ihm eben so wenig erspart blieb, wie irgend einem kraftvollen Menschen, und deren er auch kein Hehl hatte, in späteren Jahren strenger urtheilte und mit rückhaltloser Offenheit seine Verwunderung über die Nachsicht Anderer äußerte, möchten wir eben nicht als ein kleinmüthiges „Pater peccavi“ deuten, wohl aber als Resultat der beruhigteren, im Gegensatze zur jugendmuthigen Expansion, männlich intensiv gewordenen Kraft und der Erkenntniß, im kühnen Vertrauen auf die erstere denn doch vielleicht zu sehr mit der Gefahr gespielt zu haben, über das selbstgesteckte Ziel hinauszuschießen. Er mochte sich wohl gerne bekennen, daß sich sein erobernder Lebensmuth selbst im Frühlingsalter mit einem begrenzteren Spielraume hätte begnügen können und sich wohl auch begnügt haben würde, wenn die vollreife Frucht vor der Blüthe gepflückt werden könnte. Dazu hätte es aber des Außerordentlichen: eines Sprungs in der Natur bedurft. Was aber jene Verwunderung betrifft, so wollte sie doch wohl nur das Erstaunen ausdrücken, nicht das gewöhnliche Schicksal erfahren zu haben, rigoroser beurtheilt worden zu seyn, als er verdiente und gleich von vornherein für mögliche künftige Fehltritte bestraft zu werden. Vielleicht möchte sie auch ein dankbares Urtheil zu Gunsten derjenigen in sich schließen, die unbefangen genug waren, eine solche Nachsicht zu üben. Sollten nun Andere an der Gruft des Fürsten nachhohlen wollen, was diese, ihrer Meinung nach, verabsäumten, so mögen sie es auf eigene Gefahr thun und auch selber verantworten. Wir unsererseits halten uns nicht für berufen, gestehen es aber ebenso wenig Anderen zu, über die oben bezeichnete Lebensperiode des Fürsten zu Gerichte zu sitzen. Dazu

bedürfte es einer strengeren Abwägung und analysirenden Ergründung von Ereignissen und Handlungen, wofür dem profanen Urtheil die Wage und die prüfende Sonde mangeln. Unsere Aufgabe beschränkt sich auf zuverlässige Deutungs- und Erklärungsversuche; was darüber hinausliegt, entzieht sich dem Maßstabe unserer Untersuchung. Von diesem Standpunkte aus dürfte es dem Hingeschiedenen kaum zu mißgönnen seyn, eine Jugend, und zwar eine glückliche, gehabt zu haben. Es gibt so Wenige, denen sie nicht gründlich verdorben wurde oder die nicht schnöde darum betrogen worden wären. Er, der Kräftige, wußte sich sie als wohlberechtigte joiyeuse entrée lächelnd zu bewahren, und daß ihm nicht „der Gedanken Blässe angekränkelt" gewesen, kam seinen Mannesjahren zu Statten. „Dem Muthigen gehört die Welt!" und so nahm er sie als eine ihm mit Recht zugefallene Domaine in Besitz. Seine innere Welt wußte er den unberufenen Späherblicken zu entziehen und in eine unzugängliche Festung zu verwandeln, um sie vor jeder Ueberrumpelung zu sichern. Jeden Augenblick bereit, seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu vertheidigen, ging er stets umgürtet mit der scharfen Waffe des raschen Entschlusses und der noch rascheren That, und blitzschnell, wie der Stahl aus der Scheide fährt, wußte er die Gedankenspitze auf den Gegner zu zücken. So war denn seine Entschlossenheit eine Zwillingsschwester seiner Abgeschlossenheit, mit der nöthigen Stärke und Schnellkraft zum Schutze der letzteren ausgerüstet. Bedeutsame Momente im Leben des Fürsten in seiner Doppelrolle als Staatsmann und Krieger haben zu dem Gesagten Belege geliefert und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Schöpferin der Dinge diesen Mann mit den nöthigen Eigenschaften zu dem Einen wie zu dem Anderen ausgestattet. Daher denn auch das eigenthümliche, nur durch diesen Charakter-Schwerpunkt erklärliche Schauspiel, jetzt den Diplomaten noch im Cabinete, und im nächsten Augenblicke schon als Soldaten auf dem Schlachtfelde zu erblicken und nach dem höchsten Preise kriegerischer Ehren ringen, gleich darauf aber bereits wieder das Schwert mit der Feder vertauschen zu sehen, ohne daß die Hand darüber ver-

gäße, im entscheidenden Momente abermals nach dem ersteren zu greifen. Gewiß, eine seltene Erscheinung, aber kein unverständliches Räthsel, wenn man sich die interessante Mühe nimmt, den ganzen Bildungs- und Entwicklungsgang im Auge zu behalten.

Aber dieser verschlossene, schweigsame, fast unnahbare Charakter ist zugleich ein Mann der Gesellschaft, fein, gewandt, geistreich, galant, der heiterste und anmuthigste Genosse geselliger Cirkel, ein Liebling der Frauen, den Männern werth und stets willkommen, und dennoch von den Meisten fast ein wenig gefürchtet. Seltsam, aber nicht unbegreiflich. Natur, Geburt, Bildung und Beruf haben den Fürsten nicht zum Anachoreten bestimmt; schon als Jüngling stürzt er sich in den breiten, rauschenden Strom des Lebens, der ihn weithin bis an die fernen Gestade eines anderen Welttheils trägt, er sieht Städte, Länder und Menschen von buntester Mischung, mannigfaltigster Art und Sitte, beobachtet, vergleicht, lernt und sammelt einen Schatz von Erfahrungen, wie sie sich nicht leicht einem Touristen von gewöhnlichem Schlage darbieten. Man sieht und wird gesehen, die vielseitigsten persönlichen Berührungen und Bekanntschaften sind unvermeidlich, officielle und außeramtliche Beziehungen knüpfen sich an, die höchsten Gesellschaftskreise öffnen sich, die bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit, die Koryphäen der Literatur und Kunst, sowie die Repräsentanten der wichtigsten Sphären des Lebens sind in unmittelbare Nähe gerückt, Geist, Phantasie, Herz und Verstand eines begabten, empfänglichen und thatlustigen Mannes werden in allseitigen Anspruch genommen, und damit zum Ernst die heitere Lust, zum Starken das Zarte sich geselle: so ziehen Charitinnen, die Blüthe der Frauenwelt, ihren anmuthigen Reigen um den jungen, geistvollen und interessanten Cavalier. Mußte der Letztere unter diesen Eindrücken, inmitten einer Fülle von Anschauungen und lebendigen Einflüssen einer so reich nuancirten, ewig bewegten Gesellschaft, durch die mächtigen Hebel beständiger Wechselwirkung, mit einem Worte: in dieser lehrreichen Schule des Lebens nicht thatsächlich Das werden, wozu er wie geschaffen war: zum Weltmanne? Aber es war eben

eine Schule des Lebens und wie in keiner anderen lernt man das letztere von seiner ernsten und heiteren, oder vielmehr von seiner humoristischen Seite kennen; wie in keiner anderen hat man Prüfungen zu bestehen, die tiefe, nachhaltige Wirkungen hinterlassen. Talente können in der Stille reifen, aber Charaktere stählen sich nur im Sturme der Welt. Auch an dem Fürsten hatte sich dieser Stählungsproceß vollzogen und er konnte ohne Gefahr für den gefestigten Kern seines eigensten Wesens eine Stellung einnehmen, die so eigentlich recht im Mittelpunkte der Zeitconflikte lag. Besäßen wir Selbstbekenntnisse aus seinen früheren Jahren, sie würden uns sagen, durch wie viele Feuerproben seine Selbständigkeit, sein unabhängiger Sinn gegangen, und welcher Kämpfe es bedurft, um in dem Gedränge des Lebens die volle Willensfreiheit zu bewahren, den Muth nicht zu verlieren und seine ungeschmälerte Integrität zu behaupten, ohne irgend eine der Beziehungen zur sogenannten „großen Welt" abzubrechen oder an einer der geselligen Eigenschaften Einbuße zu erleiden. Das konnte nur durch eine entschiedene Abgeschlossenheit erreicht werden, die keine Gewalt über sich duldet, selbst aber eine mächtige Attraktionskraft entwickelt, wie der Magnet, der anzieht, ohne selbst angezogen zu werden. Ohne den Menschen zu verstehen, wird man auch den Mann des Berufes, den Staatsmann und Soldaten, den Politiker und sogar auch den Aristokraten nicht begreifen, auf welchen letzteren doch auch fast immer ein besonderer Nachdruck gelegt worden, so oft von dem Minister Schwarzenberg die Rede gewesen. Vielleicht erleichtern obige Andeutungen einigermaßen das Verständniß.

Ohne den Menschen zu verstehen! Aber zum vollen und ganzen Menschen gehört noch etwas mehr, als dessen der Welt zugekehrte Seite; wie stand es mit jener zweiten, einer anderen Sonne zugewendeten? Wir verstehen. Man zwingt uns im Vorübergehen hier noch eine Frage zu berühren, die gleich nach dem Hinscheiden des Fürsten nicht so sehr als Frage, vielmehr als ein Zweifel aufgeworfen worden, als ein Zweifel nämlich über den tieferen Hintergrund der weltmännischen Philosophie des Fürsten, wenn man nun schon dessen ganze

Charaktererscheinung mit diesem Namen bezeichnen will. Man hat in jenem Hintergrunde nach den Sternen geforscht, die das ewige Licht der Unsterblichkeit ausstrahlen und wollte nur Dämmerung, ungewisses Zwielicht entdeckt haben; aber man hat sich getäuscht, weil man nicht tief genug geblickt. Dieses heiligste Geheimniß der Seele hatte jene verschlossene Natur in einen dichteren Schleier gehüllt, und wenn man auf Schatten stieß, so war es nur die undurchsichtige Hülle, die das stille Heiligthum mit seiner ewigen Ampel vor fremden Blicken barg. Haben wir den Fürsten als „Weltmann" bezeichnet — und wir thaten dieß unter Voraussetzung der richtigen Auffassung dieses allerdings vieldeutigen Wortes — so gilt dieß zunächst von der conventionellen Stellung des Fürsten und von seinen Beziehungen zur Gesellschaft als modernem Mikrokosmus und berechtigt zu keinem gewagten Schlusse auf die ungreifbare Verfassung seines innersten Gemüthslebens. Nur den Eingeweihtesten dürfte hier ein tieferer Einblick und daher auch ein maßgebendes Urtheil gestattet sein; den Fernstehenden scheuchte ein strenges: „Odi profanum vulgus" zurück. Indessen setzen wir den obigen Zweifeln doch die feste Ueberzeugung vom Gegentheile mancher mißgünstig lautenden Deutungen entgegen. Wie weltmännisch angethan man sich den Fürsten auch immer denken mag, nichts lag seiner heh'ren Lebensauffassung so sehr ferne, als jener vage Libertinismus der Gesinnung und des Herzens, dem jeder moralische Halt entsunken und der als ein ziemlich unreiner Geist über den Moorgründen des Daseins schwebt, jene sybaritische Frivolität, die sich gedankenlos in den Taumelkelch des Materialismus stürzt und mit strafbarer Vermessenheit hart an gähnenden Abgründen schwebt. Blieb auch der Fürst den Genüssen des Lebens nicht fremd, so kannte er doch den Lockgesang der Scylla und Charybdis zu gut, um ihn nicht als Warnungsruf zu verstehen. Wie bewegt auch die Woge der hochgehenden See war, die ihn trug: den Stern verlor er doch nicht aus dem Auge, der ihn allein in den sicheren Hafen leiten konnte. Gewiß, der Fürst war ein Weltmann; aber nichts deutet in seinem Leben auf jenen banalen Rationalismus, dem sich so oft selbst sogenannte

„starke Geister“ gefangen geben, um nachgerade in trauriger Hilflosigkeit unterzugehen. Bei ihm, dem spitzen Epigrammatisten und scharfen Caustiker, hätte man etwas dergleichen vermuthen können; aber kein Wort des Spottes, keine Spur glaubensfeindlicher Ironie ist uns bekannt, die da berechtigte, ihn der Zahl der Regirenden anzureihen. Aber auch nicht einmahl unter den Indifferenten können wir ihn suchen, da sichtliche Beweise auch in dieser Beziehung anderswohin deuten. Sein Glaube stand auf positivem Boden, ohne seine innerste Ueberzeugung zur Schau zu tragen oder die Welt dafür zum Zeugen aufzurufen, da ihn zu sehr das Gefühl durchdrang, daß nur er allein einem höheren Tribunale gegenüber dafür einzustehen habe. Er verschmähte äußerlich zu s c h e i n e n, was er doch in tiefster Seele war, und von dieser Seite hat er allerdings den Angriffen des Zweifels, der sich vom Scheine leiten läßt, Blößen gegeben. Die Erziehung des Fürsten ruhte auf zu fester religiöser Grundlage, als daß dieselbe durch welchen Anstoß immer im bewegten Leben des Fürsten hätte erschüttert werden können, und, wie in so vielen anderen Beziehungen, stand er auch in dieser unter der schützenden Obhut des Genius seines Hauses, das im Laufe von drei Jahrhunderten so viele treue Kämpfer für den Glauben der Väter aufzuweisen hat. Die geschichtlichen Traditionen seiner Familie waren aber ein offenkundiger Glaubensartikel des Fürsten. Und somit waren wir im vollen Rechte, rücksichtslosen Antastungen gleich nach dem Hintritte des Ministerpräsidenten entschieden entgegenzutreten, verweisen aber in dieser Hinsicht auf die im III. Abschnitte gesammelten Zeitstimmen, wo im Oesterr. „Soldatenfreunde“, Nro. 53, 1852, das Bezügliche zu finden.

Wir haben eben des juvenalischen Zuges im Charakter des Fürsten erwähnt. In der That besaß derselbe die Gabe des feinen, espritvollen Witzes, der unter Umständen zuweilen den schärferen Stachel der Caustik herauskehrte. Man trug sich in dieser Beziehung mit vielen pikanten Anekdoten, die es begreiflich machen, wie der Fürst, der in geselligen Cirkeln so liebenswürdig, ja, wie vielseitig

versichert wird, wenn er wollte, unwiderstehlich sein konnte, leicht verletzbaren Gemüthern oder schwächeren Charakteren eine gewisse Scheu einzuflößen vermochte. Ohne sich gerade dadurch unversöhnliche Feinde zu machen, da sein anziehendes und gewinnendes Wesen andererseits wieder unangenehme Eindrücke auszugleichen verstand, trafen die Pfeile seines richtig zielenden Witzes doch hie und da eine zu empfindliche Stelle, wodurch die Kühle in manchen Urtheilen über den Fürsten erklärlich wird, die unwillkürlich eine Voreingenommenheit verrathen, so sehr man sich auch bemüht, sie zu verbergen. Wie noch so manche andere Anlage ist auch der Witz eine ursprüngliche Mitgift der Natur — Spuren davon zeigten sich bei unserem Fürsten schon in früher Jugend, zumal in der schneidenden Schärfe seiner Urtheilsraft — aber erzogen wird er wie alle übrigen Eigenschaften, Talente und Kräfte in der Schule des Lebens, die ihm Schliff und Politur gibt und ihn zu der zweischneidigen Waffe gestaltet, die oft den Gegner tödtlich trifft, nicht ohne zugleich den Angreifer selbst zu verletzen. So gewandt und sicher der Fürst sich nun auch derselben zu bedienen wußte, so machte er doch nur mäßigen, der Zeit und Gelegenheit angemessenen Gebrauch davon, weniger Persönlichkeiten, als vielmehr Dinge und Verhältnisse dabei in's Auge fassend. In geselligen Cirkeln war sein attisches Salz zum Bedürfnisse der Unterhaltung geworden und die Ueberlegenheit seines Geistes gestattete ihm, es in einem den jedesmaligen Umständen entsprechenden Maße als pikante Würze der Conversation zu streuen. Lag doch eben in jener Geistesüberlegenheit eben so sehr eine Aufforderung als ein Vorrecht, dem geselligen Verkehre dieses wirksame Reizmittel als belebendes Ferment einzuflößen. Hätte sich der Fürst je als Schriftsteller versucht, die deutsche Literatur würde vielleicht um einen Xeniendichter reicher geworden sein. So parador es übrigens klingen mag, so wagen wir es, auch diese eigenthümliche Gabe des Fürsten unter das „Horoscop der Geburt“ zu stellen. Was der gewöhnliche Sprachgebrauch in der Regel als „Mutterwitz“ zu bezeichnen pflegt, möchten wir im vorliegenden Falle, tiefer zurückgreifend, einen „ur-

großväterlichen" nennen, denn auch des Fürsten Ur-Urgroßvater, Adam Franz, zeigt uns die Familiengeschichte als ine geistig kräftige Natur, die es liebte, im Ernst und Scherze den Dingen zuweilen sarkastische Spitzen anzuheften. In sichtlicher väterlicher Beunruhigung läßt sich daher 1694 Fürst Ferdinand gegen des Sohnes Erzieher über den 14jährigen Jüngling also vernehmen: „Da von Adam Franz verlaute, daß sein Mund rasch und oft mit einem kleinen Gedanken, der Andere leicht beleidigen könne, hervorbreche, so hat er diese üble, oft so nachtheilige Gewohnheit abzulegen." Aber es scheint, daß gerade dieser Eigenthümlichkeit des Geistes mit pädagogischen Regeln am schwersten beizukommen. —

Und doch hat sich gerade diese anscheinend spröde und in ihrem ganzen Wirken ziemlich kategorisch auftretende Natur als eine Mecänin der schönen Künste, besonders der Malerei und Architektur, erwiesen. In noch scheinbar größerem Widerspruche mit sich selbst zeigt sich Fürst Felix, den wir huldigend an den Altären einer andern Muse, und gerade der sanftesten und seelenvollsten, finden. Wie sein zu früh hingeschiedener Oheim Ernst, Bischof von Raab, und wie jetzt noch sein hochwürdigster Bruder Friedrich, Cardinal-Erzbischof von Prag — Jener wie Dieser ausgezeichnete Freunde der Tonkunst und eifrige Beförderer des Kirchengesanges — liebte auch er die Musik, vorzugsweise den Gesang, und fand, sich oft und gerne selbst im letzteren versuchend, in seinen Jünglingstagen und schönsten Mannesjahren Erholung und Genuß, „wenn Lieder ihn umtönten und heiliger Chorale Seraphschwingen rauschten." Und so führt denn dieser Tonschlüssel in der Hand des Psychologen zu den innersten Tiefen dieses abgeschlossenen Charakters. Leise öffnen sich die sonst so festen Riegel und dem lauschenden Ohre tönen reine Accorde und weiche Melodien entgegen. Gerne lassen wir auch eine andere Liebhaberei, einen jener unschuldigen Zeitvertreibe, die sonst nicht auf der Rangliste der sogenannten „noblen Passionen" prangen, zur Verrätherin an den Geheimnissen des Fürsten werden. Er ergötzte sich mit Vorliebe am Angelfischfange. An und für sich ein unscheinbares

Vergnügen, aus dem sich wenig herauscommentiren läßt. Und doch — warum war der Fürst, an dem doch im Uebrigen jeder Zoll ein Cavalier, nicht ein ebenso passionirter Jäger? Der obigen Andeutung zufolge in manchen Stücken seinem Ur-Urgroßvater nicht unähnlich, hätte er, wie dieser, ein Jünger Dianens par excellence, ein Adept der hohen Jagd sein sollen, würdig an den Ordensmysterien jener Göttin (adeliger Orden der „diana cacciatrice") theilzunehmen. Zwar sind ihm Busch und grüner Hag ein lieber Aufenthalt und gerne wandelt er, wo hohe Wipfel geheimnißvoll über seinem Haupte flüstern; aber ihn lockt nicht des flüchtigen Wildes Spur in die romantischen Schatten der Waldesnacht und nicht seines Geschosses dröhnender Knall weckt das Echo auf in den Bergesschluchten und des Forstes Tiefen. Das laute Halloh und Hallali der lärmenden Jagd, die Lust am schallenden Rüdengebell Anderen überlassend, folgt er mit leisem Tritte dem selbstgewählten Lieblingsziele, wo auch die Beute winkt, nur nicht die müdgehetzte, sondern eine mit lüsternem Behagen sich selbst gefangen gebende. Dort, wo der kleine Katarakt des klarsten Forellenbaches über bemoostes Gestein mit so rauschendem Uebermuthe in das tiefere Bette stürzt und die schlanke Bewohnerin des reinsten Elements ihren bunten Leib in der krystallenen Welle badet: dahin fühlt sich unser einsamer Wandler am liebsten gezogen, dort kann er, stundenlang sitzend, lauschen und harren, sinnen — und vielleicht auch träumen, die magnetische Anziehungskraft seiner Angelruthe an den munteren Kindern der Wildbäche erprobend. Das ist wohl auch eine Jagd, aber eine von ganz anderer, eigenthümlicher Art und der sinnende Jäger gibt am Ende selbst etwas dabei auf zum Denken. Eine deutbare Seite möchte denn doch vielleicht auch diese Neigung dem Seelenkundigen darbieten. Der Fürst liebt die Musik und ein feingebildetes Ohr lauscht mit Hochgenuß den kunstvollen Combinationen der Töne. Vor Allem aber fesselt ihn mächtig der Gesang, dieser melodische Springquell der Menschenbrust; aber gerade der Gesang weist auf einen tieferen, bedeutsameren Ursprung zurück und nie lernt ihn verstehen, wer nicht

am großen Herzen der Natur der Urharmonie des Alls gelauscht. Drum zieht es den Fürsten mit sanfter Gewalt hinaus in die wundersame Waldeinsamkeit, wo Lüfte säuseln, die Tanne rauscht, murmelnde Bäche des Waldes Geheimniß erzählen, der Amsel Schlag und des Kukuks Ruf von Wipfel zu Wipfel schallen und kreischend der Adler vom Horste sich aufschwingt. Da oder nirgends sonst werden dem einsamen Lauscher die Grundtöne im erhabenen Schöpfungsconcerte kund, und helle, entzückende Ahnungen des Göttlichen dämmern in der Seele auf. Unwillkürlich sucht jetzt das Auge den Himmel und, aufwärts gerichtet, taucht es in die blauen Tiefen des ewigen Aethers, aber auch zu Boden gesenkt, begegnet es wieder dessen zitterndem Spiegelbilde in der tanzenden Welle des Wildbachs und in azurnen Abgründen scheint das hurtige Volk det Waldnymphe in schrankenloser Fröhlichkeit zu spielen. Mit dem stillen Behagen neugieriger Lust weidet der Blick sich am phantastischen Getriebe ungebundenster Freiheit, bis endlich am Anblick sich das Verlangen entzündet, mit leicht versuchender Hand in das funkelnde Revier der belebten Tiefe einzudringen und ihm seines Daseinsräthsels verborgenen Sinn zu entlocken. So wird, eh' er sich's versieht, der forschende Gast des Waldes zum Angler. Aber nicht so schnell, als der Wunsch sich dessen vermißt, ist des Räthsels Lösung gefunden. Dazu bedarf es der Ruhe, der Geduld und Ausdauer. Stunden verrinnen mit den Wellen im Bache, eh' der Köder wirkt. Jetzt scheint er seinen Zauber zu üben; schon faßt der genäschige Lüstling dort unten die trügerische Angel — die Beute winkt — ein vorschnelles Zucken der ungeduldigen Hand — und schnöde täuscht der gewarnte Flüchtling die zu früh triumphirende Hoffnung. Das sind des Anglers Leiden und Freuden. Das scheue Wild der Gewässer hat seine eigenen Launen und Dispositionen, so zu sagen seine besonderen Appetite; einmal beißt es schnell, ein andermal wieder gar nicht an. Wie überhaupt bei der Jagd, kommt es da auf Wind und Wetter, auf die besondere Constellation des Tages, auf des Köders Reiz und sonstige Dinge an, die eine seltene Ruhe, kluge Berechnung und im entschei-

denden Augenblicke eine eigene Gewandtheit des Anglers voraussetzen. Uebrigens kann er sich nie mit einem Fischzug schmeicheln, wie jener Petri im Evangelium, wohl aber kann in ungeschickter Hand die Angelschnur reißen. Und wie hier dem Angler am Waldbache, ergeht es nicht auch jenem Fischer am großen Zeitstrome, der oft lange sitzen und harren muß, eh' der Köder wirkt und der Fisch am Hamen hängt? Auch der Staatsmann und Diplomat ist ein Angler, dessen Geduld nicht ermüden darf, dessen Aufmerksamkeit den schwimmenden Kork der „schwebenden Fragen" unablässig fixiren muß, und für den an unbenützten Augenblicken und versäumten Gelegenheiten verlorene Ewigkeiten hängen. Man wird ohne Zweifel eine Parallele belächeln, für die wir nicht gleich von vorneherein das entschuldigende: „Si parva licet componere magnis" in Anspruch genommen haben; aber wär es nicht neu und seltsam, wenn sich am Ende dennoch wagen ließe, den Forellenfang als praktische Vorschule der Politik in Schutz zu nehmen? Wie dem immer sei, so viel ist gewiß, für unsern Fürsten war er von früher Jugend an ein Gegenstand der Neigung und angenehmsten Erholung, auch blieben bis an sein Ende von jenen glücklichen Tagen seines Lebensfrühlings an alle Lieblingsplätze an den Krummauer Forellenbächen eine reservirte Domaine des nie ganz aufgegebenen idyllischen Vergnügens. Vielleicht, daß es ihm auch darum so lieb geworden, weil es ihm zugleich noch einen zweiten Genuß gestattete, den die Jagd nicht gewährt — sich während des Fischfangs an Lektüre zu ergötzen, da sich der Fürst auf seinen Ausflügen und Spaziergängen nur ungerne eines literarischen Vademecum's entschlug. Selbst auf der Jagd erschien der Fürst selten ohne diesen ihm zum Bedürfnisse gewordenen Lückenbüßer und wo es anging, sich der regelrechten Strenge waidmännischer Controle zu entziehen, überließ er unbedenklich das Schießen Anderen, über der Lektüre irgend eines interessanten Buches Alles um sich her vergessend. „Wußte er sich," so erzählt ein Augenzeuge, „auf seinem Schießstande unbeachtet, oder durfte er der Discretion der ihn begleitenden Schützen vertrauen, so lagerte er gemüthlich am Boden, der

Jagdlust seiner Begleiter den freiesten Spielraum gönnend, während er sich in den Ideenregionen irgend eines seiner Lieblingsschriftsteller mit geistigem Behagen erging." Auf diese Weise schien der Fürst wenig zum Nimrod angelegt und Diejenigen, die in ihm vorzugsweise einen Mann „des Salons" erblicken, dürften in dieser besonderen, ihn von vielen seiner Standesgenossen unterscheidenden Eigenthümlichkeit seines Wesens eine Bestätigung ihrer Ansicht finden. Indessen dürften sie vielleicht nur nach einer Seite hin Recht haben, besonders so lange die grundsätzliche Jagd-Antipathie des Fürsten keine ganz ausgemachte Sache ist. Während Andere Dianen nicht sehen können, ohne leidenschaftlich für sie zu erglühen, war dieß bei dem Fürsten nicht der Fall, er konnte ihr mit ruhiger Resignation in's Antlitz blicken und wußte sie anderen Gegenständen seiner Wahl unterzuordnen. An und für sich kein Gegner der Jagd, weder aus weichlicher Verwöhnung, noch aus sonstigen Gründen einer falschen Sentimentalität, konnte er ihren Lockungen widerstehen, weil er es so wollte. Jagden im großen Style, wie sie damals in der Regel abgehalten zu werden pflegten, waren für ihre Theilnehmer eine Art von obligatorischer Verrichtung; das war es vielleicht, wovon er sich auf seine eigene, mit anderen Neigungen mehr übereinstimmende Weise zu emancipiren verstand. Eine unabhängige Natur, wie die seine, liebte den Zwang in keinerlei Gestalt, selbst auch nicht den Schein davon, und so ging er auch auf der Jagd seine eigenen Wege, wenn sie ihm als obligates Vergnügen aufgebürdet wurde. Das bekannte Archimedische: „Noli turbare circulos meos" findet vielleicht auch in dieser Beziehung Anwendung auf den Fürsten. Tönten die Jagdfanfaren unbequem in seine stillen, eben weit ausgesponnenen Ideenkreise, so kostete es ihm keine sonderliche Selbstverläugnung sie absichtlich zu überhören und mitten unter „Hörnerschall und Büchsenknall" dem harmonischen Glockenspiele der Gedanken zu lauschen. Das war eben des Fürsten eigene Art, die Jagd zu ignoriren. Bewußte Gleichgültigkeit ist noch nicht entschiedene Abneigung. Hätte der Fürst in der großen Katastrophe des Oesterreichischen Kai-

denden Augenblicke eine eigene Gewandtheit des Anglers voraussetzen. Uebrigens kann er sich nie mit einem Fischzug schmeicheln, wie jener Petri im Evangelium, wohl aber kann in ungeschickter Hand die Angelschnur reißen. Und wie hier dem Angler am Waldbache, ergeht es nicht auch jenem Fischer am großen Zeitstrome, der oft lange sitzen und harren muß, eh' der Köder wirkt und der Fisch am Hamen hängt? Auch der Staatsmann und Diplomat ist ein Angler, dessen Geduld nicht ermüden darf, dessen Aufmerksamkeit den schwimmenden Kork der „schwebenden Fragen" unablässig fixiren muß, und für den an unbenützten Augenblicken und versäumten Gelegenheiten verlorene Ewigkeiten hängen. Man wird ohne Zweifel eine Parallele belächeln, für die wir nicht gleich von vorneherein das entschuldigende: „Si parva licet componere magnis" in Anspruch genommen haben; aber wär es nicht neu und seltsam, wenn sich am Ende dennoch wagen ließe, den Forellenfang als praktische Vorschule der Politik in Schutz zu nehmen? Wie dem immer sei, so viel ist gewiß, für unsern Fürsten war er von früher Jugend an ein Gegenstand der Neigung und angenehmsten Erholung, auch blieben bis an sein Ende von jenen glücklichen Tagen seines Lebensfrühlings an alle Lieblingsplätze an den Krummauer Forellenbächen eine reservirte Domaine des nie ganz aufgegebenen idyllischen Vergnügens. Vielleicht, daß es ihm auch darum so lieb geworden, weil es ihm zugleich noch einen zweiten Genuß gestattete, den die Jagd nicht gewährt — sich während des Fischfangs an Lektüre zu ergötzen, da sich der Fürst auf seinen Ausflügen und Spaziergängen nur ungerne eines literarischen Vademecum's entschlug. Selbst auf der Jagd erschien der Fürst selten ohne diesen ihm zum Bedürfnisse gewordenen Lückenbüßer und wo es anging, sich der regelrechten Strenge waidmännischer Controle zu entziehen, überließ er unbedenklich das Schießen Anderen, über der Lektüre irgend eines interessanten Buches Alles um sich her vergessend. „Wußte er sich," so erzählt ein Augenzeuge, „auf seinem Schießstande unbeachtet, oder durfte er der Discretion der ihn begleitenden Schützen vertrauen, so lagerte er gemüthlich am Boden, der

Jagdlust seiner Begleiter den freiesten Spielraum gönnend, während er sich in den Ideenregionen irgend eines seiner Lieblingsschriftsteller mit geistigem Behagen erging." Auf diese Weise schien der Fürst wenig zum Nimrod angelegt und Diejenigen, die in ihm vorzugsweise einen Mann „des Salons" erblicken, dürften in dieser besonderen, ihn von vielen seiner Standesgenossen unterscheidenden Eigenthümlichkeit seines Wesens eine Bestätigung ihrer Ansicht finden. Indessen dürften sie vielleicht nur nach einer Seite hin Recht haben, besonders so lange die grundsätzliche Jagd-Antipathie des Fürsten keine ganz ausgemachte Sache ist. Während Andere Dianen nicht sehen können, ohne leidenschaftlich für sie zu erglühen, war dieß bei dem Fürsten nicht der Fall, er konnte ihr mit ruhiger Resignation in's Antlitz blicken und wußte sie anderen Gegenständen seiner Wahl unterzuordnen. An und für sich kein Gegner der Jagd, weder aus weichlicher Verwöhnung, noch aus sonstigen Gründen einer falschen Sentimentalität, konnte er ihren Lockungen widerstehen, weil er es so wollte. Jagden im großen Style, wie sie damals in der Regel abgehalten zu werden pflegten, waren für ihre Theilnehmer eine Art von obligatorischer Verrichtung; das war es vielleicht, wovon er sich auf seine eigene, mit anderen Neigungen mehr übereinstimmende Weise zu emancipiren verstand. Eine unabhängige Natur, wie die seine, liebte den Zwang in keinerlei Gestalt, selbst auch nicht den Schein davon, und so ging er auch auf der Jagd seine eigenen Wege, wenn sie ihm als obligates Vergnügen aufgebürdet wurde. Das bekannte Archimedische: ,,Noli turbare circulos meos" findet vielleicht auch in dieser Beziehung Anwendung auf den Fürsten. Tönten die Jagdfanfaren unbequem in seine stillen, eben weit ausgesponnenen Ideenkreise, so kostete es ihm keine sonderliche Selbstverläugnung sie absichtlich zu überhören und mitten unter „Hörnerschall und Büchsenknall" dem harmonischen Glockenspiele der Gedanken zu lauschen. Das war eben des Fürsten eigene Art, die Jagd zu ignoriren. Bewußte Gleichgültigkeit ist noch nicht entschiedene Abneigung. Hätte der Fürst in der großen Katastrophe des Oesterreichischen Kai-

serstaates nicht auf so eclatante Weise echten Kriegermuth und hohe Unerschrockenheit, da wo es galt, die kostbarste Beute zu erjagen, bewiesen, ließe sich vielleicht manch Einer verleiten, von jenem flauen Jagdeifer auf des Fürsten geringen Beruf zum Krieger zu schließen. In diesen Irrthum kann nun freilich Niemand verfallen, selbst wenn er zu denen zählt, die in der Jagd ein Vorspiel des Krieges erblicken. Dafür mochte sie der Fürst nie angesehen haben, denn der Krieg ist Kampf, und dieser setzt Widerstand voraus. Der Fürst hatte den Krieg wissenschaftlich studirt und ihn von Seite seines hohen historischen Ernstes kennen gelernt, nichts lag ihm also ferner, als eine Auffassung, die mit Parallelen spielt, ohne zu bemerken, daß sie zuletzt auf ein hinkendes Gleichniß hinauslaufen. Und so kam es denn, daß der lässige und unpassionirte Jäger, dessen Schritt der schallende Ruf des Hüfthornes zum Rendez-Vous im wildreichen Reviere nicht zu beschleunigen vermochte, sich in fliegender Hast als freiwilliger Genosse einfand, als des greisen Marschalls schmetternde Trompeten zum blutigen Stelldichein und heißen Streite in Italiens Gefilden riefen. Damals war freilich Fürst Felix zu Schwarzenberg keiner der Letzten und als die gewaltige Jagd anhob, überließ er das Schießen nicht Andern.

Wir kommen noch einmal auf die Lektüre des Fürsten zurück. Er las viel, sowohl aus wahrem inneren Bedürfnisse, als um des Genusses willen, den Lektüre an und für sich gewährt, noch mehr aber jener Befriedigung wegen, die der feine Sinn des Lesenden, als Genußkünstlers, sich selbständig daraus zu bereiten versteht. „Bücher sind Menschen" und wenn der Fürst häufigen und vertrauten Umgang mit Büchern pflog, so suchte und fand er darin nicht minder Stillung seines geistigen Beschäftigungs-, als seines Geselligkeitstriebes, welcher letztere nur das Objekt wechselte und, indem er höhere Saiten der Conversation anschlug, sich dem ungeschwächten Reize eines stets neu belebten, sich immer wieder verjüngenden Verkehrs mit frischer Empfänglichkeit hingab. Wie sehr Lektüre dem Fürsten zum Bedürfniß geworden, davon zeugt wohl am sichtlichsten der Umstand, daß

ihn selbst seine weiten und häufigen Reisen, zumal in der ersten Periode seiner diplomatischen Laufbahn, nicht darin zu stören vermochten. Sogar der Reisewagen ward zum Lese- und Studirkabinet und sein erster Besuch in den meisten fremden Städten galt dem Buchladen. Aber so wenig er im Leben überhaupt schlechte oder ennuyante Gesellschaft um sich dulden mochte, so hielt er es auch mit Büchern, ja mit diesen brauchte er noch weniger Umstände zu machen, als mit langweiligen Gesellschaften, und so geschah es, daß nicht selten mitten auf der Fahrt manch' überlästig befundener Abstämmling der Presse zum Wagenfenster hinaus expedirt und gewissermaßen als Findling auf offener Straße ausgesetzt wurde, zu nicht geringem Bedauern des begleitenden Dieners, dem das unglückliche Loos so vieler schönen Bücher zu Herzen ging, die, seiner Meinung nach, ein bequemes Asyl bei ihm gefunden hätten. Während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Turin besuchte der Fürst öfters Mailand, wo er überhaupt im guten Andenken stand und sein frühes Hinscheiden einen elegischen Wiederhall gefunden, wie dieß gleich nach der Todeskatastrophe laut gewordene Stimmen bezeugten. In der dortigen bekannten deutschen Buchhandlung war er denn auch ein lieber, stets willkommener Gast und „seiner Sitten Freundlichkeit," die nachmals, nämlich während des Feldzugs 1848, in der italienischen Armee ein gefeierter Gegenstand allseitiger Anerkennung geworden, wurde bereits in Mailand mit Wärme gehuldigt. Von dort aus scheint er auch den größten Theil seines Bedarfs an Lektüre bezogen und sich mit Allem versorgt zu haben, was ihm nöthig däuchte, um sich über Geschichte, Publicistik, Statistik, dann in den verschiedenen Zweigen der Staatswissenschaften, zudem über Geographie, seinem Lieblingsfache, u. s. w. auf dem Laufenden zu erhalten. Auch diese Studien charakterisiren ihn als „Weltmann" in heh'rer, philosophischer Bedeutung dieses Wortes und wenn er, besonders in seinem Jünglings- und ersten Mannesalter, mit Vorliebe, Lust und Eifer Geographie trieb, so scheint ihn eine Vorahnung seiner künftigen Weltfahrten dazu wesentlich angefeuert zu haben, so wie denn auch selbstverständ-

lich, wie sehr seine genauen geographischen Kenntnisse ihm auf seinen ausgebreiteten Reisen nicht nur zu Statten kommen, sondern auch den touristischen Genuß erhöhen mußten. Dem Vernehmen nach hatte er seine geographischen Studien bis in's kleinste Detail verfolgt und soll in der Kenntniß des letzteren seiner Zeit eine wahre Gedächtniß Bravour an den Tag gelegt haben. Die rührige Vielseitigkeit der geistigen Beschäftigung des Fürsten hatte nachgerade den Charakter der Universalität angenommen, und es ist begreiflich, wie allgemach auch das scheinbar Fernliegende und Fremdartige in den Kreis der Studien gezogen worden. Der Anstoß war einmal gegeben und das in Wellenbewegung versetzte geistige Fluidum zog immer breitere, weiter ausgreifende Ringe. Die bevorzugte, über des Lebens Druck und gemeine Sorge erhabene Stellung des Fürsten, die Leichtigkeit, das oft schwer Erreichbare und Anderen Unzugängliche in seine unmittelbare Nähe zu ziehen und die kostbaren Vortheile einer ihm in früherer Zeit mehr als einmal vergönnten, an das beneidenswürdige „Otium cum dignitate" erinnernden, mußereichen Situation boten ihm genügende Gelegenheit zur immer weiteren Ausspannung des Wissenskreises und zu beständigen neuen Eroberungen auf geistigem Gebiete, so wie andererseits seine mühelose Auffassungs- und Aneignungsfähigkeit, der geniale Ueberblick des Vorhandenen und der durch stetige Uebung zur Virtuosität entwickelte Takt, das Beste herauszugreifen, jene Eroberungen vollenden halfen. Diese glücklichen Anlagen und die ungetrübte Frische seines intellektuellen Assimilirungsvermögens bewahrten ihn vor jener geistigen Ueberladung, die so manchen strebsamen, aber übrigens mittelmäßigen Kopf in ein confusum chaos stürzt und durch Indigestion zu Grunde richtet. Der Fürst las viel und wußte viel, ohne mit der traurigen Sorte der Vielwisser irgend etwas gemein zu haben. Auch unterschied er sich eben so sehr von der schon etwas höher rangirenden Classe der eigentlichen Polyhistoren, die bereits in schriftstellerischer Thätigkeit zum produktiven Durchbruche gelangen, als vom Fachgelehrten im strengen Sinne des Wortes, der an die Verfolgung bestimmter Ziel-

punkte der Wissenschaft seine Lebensaufgabe setzt. Von der sonnigen Höhe des Lebens herab, auf welcher er stand, suchte er auch in den Büchern etwas Lebendiges und Lebenvermittelndes; Bücher, bedruckte Bogen, an denen er dieß Kriterium vermißte, mochten wohl den Weg zum Wagenfenster hinaus gefunden haben. Kennten wir sie alle, die diesen Weg gegangen, wir wüßten vielleicht auch bestimmter zu sagen, was ihm Lektüre gewesen, und wie weit seine Anforderungen über das praktisch-liebliche: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci," hinausgingen. In späteren Jahren scheint seine Seele eine innige Sehnsucht nach einer dem Umfange entsprechenden Vertiefung des Wissens erfaßt zu haben, wenigstens läßt ein nach seinem Tode bekannt gewordenes und dem letzteren kurz vorhergegangenes Gespräch mit einem rühmlich bekannten Gelehrten und nunmehr auch hochgestellten Staatsmanne über intensiv angestrebte Arbeit etwas Aehnliches vermuthen. Und wenn sich vollends das inhaltsschwere Wort seinen Lippen entringt: „Hätte ich nur mehr gearbeitet!" so lüftet dieß Aufseufzen unwillkürlich eine seiner geheimen Herzensfalten. Allerdings möchten diese Geständnisse zunächst nur auf seine hohe amtliche Stellung und das lebhafte Bedauern zu beziehen sein, sich auf diese außerordentliche, das reichste Wissen und die geübteste, gestählteste Kraft in Anspruch nehmende Sendung nicht hinlänglich vorbereitet, nicht den erprobtesten Apparat dafür mitgebracht zu haben; aber fast scheint, wenn auf seine jüngste staatsmännische Laufbahn gedeutet, in jenem Ausrufe seine edle Bescheidenheit und die rigoroseste Anforderung an einen Mann von seinem Berufe und in seiner Stellung einen hervortretenderen Ausdruck gefunden zu haben, als ein eigentliches Gefühl der Unzulänglichkeit. Ein Mann von so gediegener, selbstbewußter Kraft und voll vom entschiedensten Willen, sie in ihrer ganzen Stärke zu brauchen, hatte nicht nöthig, aus gepreßter Brust aufzuseufzen. Ein Mann, der den kältesten Muth und die kühnste Entschlossenheit auf dem Schlachtfelde bewährt und mit lächelnder Miene dem Tode in's Auge geschaut, mochte unter einer Aufgabe nicht schwer aufathmen, die alle Spring-

federn seiner geistigen Elasticität in Bewegung setzte und von dieser getragen ward, wie wuchtig auch die Bürde auf die Schultern drückte. Einer Anwandlung moralischer Verzagtheit — und nur von dieser könnte hier die Rede seyn — dürfte also jene bedeutsame Expektoration nicht entsprungen seyn. Sollte sie aber dem nachgerade fühlbar gewordenen Mißverhältnisse zwischen psychischer Ueberlegenheit und physischer Tragfähigkeit gegolten und den wankenden Zustand des überlasteten körperlichen Gebäudes bezeichnet haben, so lag es ganz in der Gesinnungsweise des Fürsten, nicht die Schwere der Bürde nach dem Maßstabe geistiger Gewältigung, sondern nach jenem der materiellen Beschränkung klagend zu betonen. Weder die Arbeit an sich, noch Größe und Umfang derselben konnten ihm einen Laut der Klage entlocken, so lange es sich um den Grad des moralischen Kraftaufwandes zum Vollbringen handelte; aber die eindringlichen Mahnungen der physischen Endlichkeit — dieses gemeinsamen Looses aller Sterblichen — und das gesteigerte Gefühl der sinkenden, anderen Gesetzen als den Diktaten des Geistes folgenden Spannkraft des Sinnenlebens mochten ihm, den zu lösenden Aufgaben gegenüber, ein schmerzliches Bedauern eingeflößt haben und dieses in dem Gedanken zum Durchbruche gelangt seyn: daß stetig-andauernde Arbeitsgewöhnung zugleich ein Härtungsproceß des organischen Trägers des Geistes, ebenso wie ungewohntes Einstürmen eine rasche Zertrümmerung des Instrumentes. Je kräftiger und schwungvoller der Flügelschlag des Geistes sich regte, zu je höherem Auffluge der letztere sich aufraffte, von Schöpfungslust getrieben und Thatendrang emporgetragen, desto peinlicher mußte der stockende Dienst der physischen Maschine empfunden werden und die Ueberzeugung sich aufdringen, wie sehr eine fortgesetzte Accommodation an eine Arbeitslast, wie die jetzt übernommene, die körperliche Unterlage gefestigt und dieselbe zu einem tauglichen Piedestale des geistigen Wirkens umgewandelt haben würde. Aber unter dem andauernden Drucke des angespannten Geistes beginnt jene Basis in den Grundvesten zu wanken und zu weichen, und der schmerzliche Ausruf entschlüpft dem

sonst so schweigsamen Munde: „Hätte ich nur mehr gearbeitet!“ So aufgefaßt, finden diese vielsagenden Worte in der seiner Zeit von der Tagespresse mitgetheilten vertraulichen Unterhaltung des Fürsten mit jenem gelehrten Staatsmanne über ihr gegenseitiges Befinden und über Erstarkung durch frühzeitige Geschäftsgewöhnung allerdings einen bestätigenden Commentar, und nichts begreiflicher, als das Zurückkommen auf ein so erinnerungswerthes Geständniß noch unter dem frischen Eindrucke eines Ereignisses, wie das plötzliche Zusammenbrechen des Fürsten. Die potenzirte Spannung des Geistes hatte das Gefäß zersprengt und es in Trümmer gelegt, sich gewaltsam aus dem beengenden Raume befreiend. Nicht der Geist selber hatte gelitten, ebenso wenig wie die Flamme, die ein plötzlicher Windstoß auslöscht, nachdem sie bis zum letzten Augenblicke hell und kräftig geleuchtet. Indessen darf nicht übersehen werden, daß der ursprünglich fein geformte und zart angelegte Organismus, wenn auch durch eine nach bestimmter Thätigkeitsrichtung hin und in gewisser Geschäftssphäre noch so consequent durchgeführte Arbeitsgewöhnung fügsam geworden, dennoch am Ende nicht sowohl dem Drucke geistiger Expansion, als vielmehr durch häufige Störungen seiner physischen Oekonomie hätte unterliegen müssen. Wenn „Schlaf, träge Federn und des Gaumes Fröhnen“ allgemach auch den gesundesten Geist zu Grunde richten, so untergraben im Gegentheile Schlafentbehrung, lange währende Ruhelosigkeit, stockender Ernährungsproceß, Mangel an Bewegung, und wie sonst die gewöhnlichen Begleiter und gefährlichen Gefährten eines an den Aktentisch gebannten Lebens heißen, nicht weniger die Fundamente des leiblichen Gedeihens, nicht selten zuerst den Geist in die öde Nacht der „lebendig Todten“ stoßend, — leider das grauenhafte Loos mehr als eines berühmten Staatsmannes — und nachgerade die erstarrende Hülle zermalmend. Diese unvermerkt aufreibenden, dann mit einem Schlage zerstörenden Faktoren, denen der unbeugsame Geist des Fürsten bis zum letzten Momente siegreich Stand gehalten, müssen bei der raschen Katastrophe des Verewigten mit in Rechnung gebracht werden. Was

selbst eine lange Arbeitsentwöhnung, die übrigens selbst des Fürsten Bescheidenheit in diesem Punkte bei seiner andererseits bekannten geistigen Rührigkeit nicht glaublich machen kann, und eine nachmals übermäßig gesteigerte Anspannung nicht herbeizuführen vermocht hätten, das haben jene Ursachen verschuldet, auf unerwartete Weise in tödtlicher Wirkung ihr still minirendes Daseyn verkündend. „Hätte ich nur mehr gearbeitet!“ Wir haben die Deutung dieser inhaltschweren Worte im Zusammenhange mit der amtlichen Stellung, mit den eigenthümlichen Schwierigkeiten der letzten Berufsaufgabe des Fürsten und mit Zeit und Ort, wann und wo sie gesprochen worden, und nach der Seite hin versucht, die noch das leichteste Verständniß voraussetzt. Es ist dieß, wir möchten sagen, nur die profane Bedeutung jener Worte; aber es gibt eine andere Richtung, in welcher der Sinn jenes Ausrufs ein noch viel tieferer und bedeutsamerer. Ihm, dem Fürsten, fiel er in Stunden der innersten Selbstschau gewiß gewichtig auf die Seele. Wir haben eben der wahrscheinlichen Sehnsucht des Fürsten nach einer größeren, im Verhältnisse zu dem Umfange stehenden „Vertiefung“ seiner Studien erwähnt und jenen wehmüthig klingenden Ausruf als „Lüftung einer seiner geheimen Herzensfalten“ bezeichnet. Gewiß nicht mit Unrecht. Erinnert doch dieses vielsagende: „Hätte ich nur mehr gearbeitet!“ unwillkürlich an das Goethe'sche: „Mehr Licht!“ Gerade, weil der Fürst viel gearbeitet, für sich gearbeitet, sehnte er sich nach einem Richtmaße des Errungenen und noch zu Erringenden, nach „Cirkel, Blei und Winkelwage“ so für Beginnen, wie für Vollenden, und nach dem Sterne, ohne den, nach des Altmeisters Worten, „Alles stockt und starrt, wenn er nicht dem Tage leuchtet.“ Der Arbeitsame wird nur noch arbeitslustiger, so wie den Wissensdurstigen das Wissen nur noch erkenntnißdurstiger macht. Im Zenith seines Lebens mußten ihm die Dinge und Verhältnisse in ganz anderer Sehweite und Beleuchtung erscheinen, als auf einer untergeordneteren Lebensstufe und eine höhere Ahnung vom großen Zusammenhange alles Daseyns, Wissens und Erkennens mochte in seiner Seele aufleuchten.

Von seinem hohen Standpunkte aus warf er einen rückschauenden Blick auf die durchmessenen Stadien der Vergangenheit, wie man vom Bergesgipfel aus weite Rundschau hält und in verborgenen Thälern Paradiese entdeckt, an denen man achtlos vorübergegangen. So boten sich auch seinem Blicke in den Umgebungen des zurückgelegten Weges quellenreiche Punkte, undurchforschte Regionen dar, zu denen jetzt vergebens die Sehnsucht wie nach einem Canaan des Glückes und Segens zurückflog. Gerne wäre er vielleicht dahin zurückgekehrt, um wenigstens im Fluge das ungenützt Zurückgelassene nachzuholen und als freie Domaine des Geistes in Besitz zu nehmen; aber zu spät! Zu plötzlich und zu hoch hatte ihn die Woge emporgetragen, als daß es ihm vergönnt gewesen wäre, noch einmahl in die Tiefe zurückzutauchen und ihre Perlen emporzuholen, die dort noch des glücklichen Finders harrten. Daher der Ausruf: „Hätte ich nur mehr gearbeitet!“ Es zog den Fürsten mächtig zu den Mysterien der Wissenschaft und wir finden Momente in seinem Leben, wo er verlangend die Hand gehoben, um ihre verhüllenden Schleyer zu lüften. Es war damals, als er mit dem jetzt rühmlich bekannten Professor der Anatomie, damaligem Prosektor Hyrtl, Studien über Anatomie und Physiologie trieb, sich von Professor Lippich in die Geheimnisse des animalischen Magnetismus einweihen ließ und den gerichtlichen und pathologischen Sektionen des anatomischen Theaters eine so ungewöhnliche Aufmerksamkeit schenkte. Woher diese Wißbegierde und wozu solche Bestrebungen, wenn nicht, um dem spornenden Geistesdrange nach allem Wiß- und Erkennbaren zu folgen? Momente, wie diese, in dem Leben eines bedeutenden Menschen übersehen, hieße das Auge vor dem Belangvollsten und Interessantesten verschließen, dessen wir uns am wenigsten schuldig machen möchten. Gerade, daß der Fürst dieser räthselreichen Seite der Naturstudien seine Blicke zuwandte, daß es ihn reizte, den Schleyer der Isis zu heben, gerade dieß scheint ein bedeutsamer Fingerzeig für das innerste Bedürfniß seines nach Tiefe und Umfang ringenden Geistes, und war in seiner bereits früher besprochenen, sich eigen-

thümlich verrathenden Naturliebe gewissermaßen nur vorangedeutet.

Doch es ist Zeit, uns wieder zu dem äußeren Lebensgange des Fürsten zurückzuwenden. Auch uns hat nach der klareren Erkenntniß des inneren Zusammenhanges seines geistigen Wesens verlangt; daher das weite Ausholen in der Darlegung des Entwickelungsganges dieser vielbegabten und so sehr zur genaueren Erforschung einladenden Natur, daher dieß unwillkürliche Anknüpfen des scheinbar Fernliegenden und Spätgereiften an die vielverheißenden Knospentriebe des sprossenden Jugendlebens und die graduellen Beziehungen der Morgenröthe des Tages zu seinem strahlenden Mittag. Nicht ein noch sichtlich fortschreitendes Leben, ein bereits abgeschlossenes liegt vor uns; dieß erklärt und rechtfertigt Alles. Das aber eben kennzeichnet die Bedeutsamkeit dieses Lebens, daß sich von ihm nicht läugnen läßt: „Wo ihr's packt, da ist's auch interessant." —

Der Fürst hatte sein 18tes Lebensjahr erreicht. Geistig und körperlich entwickelt, kenntnißreich und vielseitig gebildet, vielversprechend und mit freiem, kühnen Blicke hinaus in's reiche, offen vor ihm daliegende Leben schauend, stand er eben in der vollen, schön entfalteten Blüte des Daseyns. Wer den schlanken, in seinen Bewegungen rasch-lebendigen, und doch graziös-edlen, fast majestätischen Jüngling, mit dem dunklen Feuerauge und der geistvollen, echt adeligen Miene, die durch ihr bezaubernd feines Lächeln zu fesseln, aber auch durch ruhigen Ernst zu imponiren verstand, sah, mußte sich von einer Erscheinung angezogen fühlen, der unverkennbar erfreuliche Hoffnungen als Sendboten der Zukunft voranschritten. Jetzt war auch der Augenblick für die Standeswahl des fürstlichen Jünglings, oder vielmehr der Augenblick für die unmittelbare Realisirung derselben gekommen, denn die Berufsfrage war seit geraumer Weile bereits so gut als gelöst. Eigene Neigung, Charakter und Temperament nebst sonstigen Indicien der Persönlichkeit hatten nicht minder, als das gleichzeitige Zusammentreffen anderer Umstände für den Kriegerstand entschieden, und mit heißer Ungeduld sah der Fürsten-

sohn, der Enkel und Urenkel so vieler Helden seines Geschlechtes, deren Blut in seinen Adern rollte, der Neffe endlich jenes glorreichen Feldherrn, auf dem die Blicke Europa's eben damals mit Liebe und Bewunderung ruhten, dem Momente entgegen, wo es ihm gegönnt sein werde, in die Reihen des aus den Schlachtenstürmen der jüngsten Vergangenheit ruhm- und sieggekrönt hervorgegangenen Oesterr. Heeres zu treten. Zwar hatte sich in jener Zeit segenbringende Ruhe über all die blutgetränkten Kampfplätze des Welttheils gelagert, der längst ersehnte Friede war in das schwergeprüfte Erbe Oesterreich's zurückgekehrt und Millionen Hände waren beflissen, seinen heilenden Balsam in die geschlagenen Wunden zu träufeln. Für einen thatenlustigen, ehrgeizig hochstrebenden Sinn und jugendfeurigen Muth schien also wenig Gelegenheit auf baldige Befriedigung in naher Aussicht; aber man muß sich den gefeierten, für das Ohr eines begeisterungsfähigen Jünglings zauberhaft tönenden Namen eines Feldmarschalls Karl zu Schwarzenberg in's Gedächtniß zurückrufen, man muß wissen, daß, so wie in der fürstlichen Familie dieser Name das Motto der innigsten Verehrung und hingebendsten Liebe, auch für Felix „der höchste Gegenstand der Bewunderung sein Oheim, der bewährte Führer der verbündeten Heere gewesen, und daß, zu jung, um an dem Befreiungskriege persönlich Theil nehmen zu können, der Jüngling bereits mit glühender Theilnahme den kriegerischen Ereignissen folgte.“ Man darf ferner die ruhmvollen Antecedentien seines Geschlechtes, in welchem sich seit jeher „die Vorliebe für den Kriegerstand auf das Entschiedenste ausgeprägt“, nicht vergessen, so wie, daß Oesterreich's Geschichte neben dem Namen „Schwarzenberg“ nur noch einen von gleicher Berühmtheit, den der Starhemberge, seit der großen Türkenbelagerung Wien's, kennt, und daß der geschichtliche Genius seines Hauses sich wieder mit mächtigem Flügelschlage in dem jungen Fürstensohne regte, um den Feuereifer zu begreifen, womit sich der letztere für den Waffendienst entschied. Gelegenheit zu Thaten und Muthesproben, zu Ehren und Auszeichnungen zeigte sich allerdings nur in unbestimmter Ferne; aber klügelnde Berechnung wahrschein-

licher Chancen, kommender Möglichkeiten liegt überhaupt nicht in der Art unaufhaltsam vorwärtsdrängender Jugend, die sich hoffnungsreich der Zukunft in die Arme wirft und in allem Uebrigen ihrem guten Glücke vertraut. Der junge Fürst wußte, was er wollte, er fühlte, was er konnte und durfte sich zutrauen, jede mögliche Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Auf die Heilighaltung dieser Zukunftsparole konnten sein Kaiser und Vaterland unter allen Umständen zählen. Wer hätte damals ahnen können, daß sich ihm ein erst so später Anlaß und unter so verhängnißvollen Conjunkturen zur Erprobung jener Gesinnung und muthigen Vaterlandsliebe bieten werde! Um so mehr müssen die Thatenfreudigkeit und das unerloschene Jugendfeuer überraschen, womit er für das bedrohte Palladium des Gesammtvaterlandes und für Thron und gutes Recht das Schwert zog und sich in den Kampf stürzte, als stände er erst im 18ten Frühling des Lebens und als wäre der Wandel dreißig voller Jahre spurlos über seinen Scheitel hingegangen. Wohl spät, aber nicht zu spät, war es ihm vergönnt, als gereifter, viel erfahrener Mann das begeisterte Jünglingswort einzulösen. Fast schien es übrigens, als ob durch den neuen Eintritt eines Schwarzenberg's in die Reihen des kais. Heeres demselben vom Schicksale ein einstmaliger Ersatz für den Verlust bereitet werden wollte, von welchem jenes, eben als sich der junge Fürstensohn mit dem Schwerte umgürtete, bedroht zu werden anfing. Seit dem Schlaganfalle, von welchem der gefeierte Feldmarschall Carl am 13ten Jänner 1817 betroffen worden, schien die erhabene Manneskraft desselben gebrochen und Krankheitserscheinungen waren mit diesem bösen Zufalle aufgetaucht, die für dieß theure Leben gegründete Befürchtungen einflößten. „Der Gebrauch der Bäder," sagt Herr v. Prokesch in seinen Denkwürdigkeiten, „schien anfänglich von gutem Erfolg. Er wurde im Jahre 1818 und 1819 wiederholt, ohne jedoch das Uebel aus dem Grunde heben zu können . . . . Deutlicher that sich von Monat zu Monat der Wille der Vorsehung kund: ihn, der den Riesenkampf geleitet hatte, nicht einen Zeugen des Friedens seyn zu lassen, der

den Anstrengungen folgte.“ Unter dieser trüben, ein sowohl für das fürstliche Haus, als für die Oesterreichische Armee schmerzliches Ereigniß in Aussicht stellenden, heute noch erinnerungswürdigen Constellation rüstete sich Fürst Felix zu seiner Kriegerlaufbahn. Daß er nicht unvorbereitet, nicht ohne die nöthige Propädeutik der Kriegsschule dem erkorenen Berufe folgte, bedarf wohl keiner Versicherung. Das kais. Heer hatte damals der tüchtigen, aus dem langjährigen Cursus des großen Kriegsgymnasium's hervorgegangenen, theoretisch und praktisch geübten Männer genug aufzuweisen, die vollkommen in der Lage waren, einen angehenden Soldaten in Bellona's Kunst und die damit verbundenen Hilfswissenschaften einzuweihen. Unter der Leitung solcher Männer wurde denn auch Fürst Felix in die Propyläen der Kriegsstudien eingeführt. Seine taktischen und strategischen Aufzeichnungen aus jener Zeit sind, wie jene Uebertragungen des Flavius Eutropius, als Erinnerungsmerkmale seines ernsten Eifers bis heute unverloren geblieben, und eine von ihm selbst geschriebene „l'art de Tactique“ befindet sich in diesem Augenblicke als werthvolles Autograph und besonders gewähltes Andenken in hoher Hand.

Nach kaum vollendetem achtzehnten Lebensjahre, am 22ten November 1818, trat Fürst Felix als Cadet in dem k. k. Cuirassierregimente Großfürst Constantin No. 8 sein kriegerisches Tirocinium an. Eine besondere Fügung hatte ihn einer der muthigsten, durch Tapferkeit und Kriegsruhm ausgezeichneten Reiterschaaren einverleibt, deren Oberst und Commandant gerade damals der Fürst Alfred zu Windischgräz, jetzt k. k. Feldmarschall, war, welcher ein Jahr früher (1817) Gemahl Mariens Eleonorens, der ältesten Schwester des Fürsten Felix, und somit Schwager des letzteren, geworden. Sowohl dieser besonderen Führung, als jener Genossenschaft zufolge befand sich der junge Adept der Kriegsgöttin ganz auf dem geeigneten Terrain für die Entfaltung echten, ritterlichen Sinnes und die Ausbildung jener unentbehrlichen Formen, denen wahrer martialischer Geist ein unverwischbares Gepräge aufdrückt. Eine so flexible, für

jede Nuance des äußeren Anstands und edler Haltung ausdrucksfähige Gestalt, wie die des Fürsten, wußte sich auch bald darin zurecht zu finden, und es ist begreiflich, daß jedes Auge auf der einnehmenden Figur des „bildschönen Soldaten“ mit Wohlgefallen verweilen mußte. Aber nicht lange blieb der junge Kriegsmann in der Gesellschaft jener Waffengefährten, denn bereits am 16ten August 1819 vertauschte derselbe, mit Beförderung zum Lieutenant im Husarenregimente „Kaiser Franz,“ den schweren Brustharnisch mit dem mahlerisch-kleidsamen Dollmann dieser leichten Reiterschaar. Inmitten dieser neuen Berufsgenossen war es ihm vergönnt, eine genauere Bekanntschaft mit dieser besonderen Waffengattung zu machen und der gewandte Reiter auf flinkem Pferde saß, dahingaloppirend, nicht minder fest im Sattel, als der bepanzerte, sein schweres Schlachtroß tummelnd. Zwei Jahre später, am 16ten Juni 1821, rückte er zum Oberlieutenant in demselben Regimente vor und schied erst aus demselben, als ihn ein neues Avancement von dort abrief.*) Dieß war mit seiner Beförderung zum Seconditrittmeister bei „Fürst Carl Schwarzenberg Uhlanen“ am 1ten December 1822 erfolgt und ungerne mochten die alten Waffenbrüder den wackeren Husaren und liebenswürdigen Cameraden scheiden sehen, indessen hier neue Freunde in seine warm dargebotene Hand einschlugen. Sie konnten dieß um so zuversichtlicher thun, als sich der neue Camerad in ihren Reihen erst eigentlich auf seinem rechten Platze befand; denn wo wäre dieß wohl mehr der Fall gewesen, als in dem Regimente, das — zur auszeichnenden Zierde für das letztere und zur Verewigung ruhmreicher Erinnerungen — nach dem ausgesprochenen Willen

---

*) Einer anderen und, wie wir annehmen dürfen, zuverläßigeren Angabe zufolge, rückte der Fürst noch im Cuirassierregimente „Großfürst Constantin“ zum Lieutenant vor. Mit 15tem Juni 1821 in gleicher Eigenschaft zu dem Husarenregimente „Kaiser Franz“ No. 4. übersetzt (ohne jedoch einzurücken) avancirte er Tags darauf zum Oberlieutenant und wurde mit 1tem Juli desselben Jahres zu „Großfürst Constantin“ Cuirassier zurücktransferirt. So verhielte sich's also eigentlich mit dem formellen Gange jenes Avancements. Demzufolge hätte der Fürst faktisch nie bei den Husaren gedient und darnach wären die obigen Andeutungen hiermit zu berichtigen.

des obersten Kriegsherrn für immerwährende Zeiten den Namen „Schwarzenberg" führt. Eine seltene, nur zu den eminentesten Ausnahmen zählende Ehre in den Annalen einer Armee! War sie dieß aber in erhöhter Bedeutung für einen besonderen Theil, ein integrirendes Glied des kais. Heeres; so war ein Schwarzenberg unter den „Schwarzenbergern", in historischer Glorie dieses Wortes, unbestreitbar ebenso sehr an seinem Platze, als etwa ein Pappenheim unter den ruhmbedeckten „Pappenheimern," und selbst die unduldsamste und eifersüchtige Aemulation mußte ihm neidlos diese bevorrechtete, und doch zugleich auch so natürlich zukommende Stelle gönnen. Leider hatten sich bereits zwei Jahre früher jene Augen zum ewigen Schlafe geschlossen, die den hoffnungsvollen Neffen mit stolzer Freude in den Reihen dieser ausgezeichneten Krieger geschaut hätten: Fürst Carl zu Schwarzenberg, der lorbeergekrönte Inhaber jenes Reiterregiments, war seit 1820 nicht mehr! Auf um so größere Achtung durfte der junge Rittmeister, als Träger eines mit Recht so gefeierten Namens und neuer Aspirant jenes bewährten Ruhmes, unter den nunmehrigen Waffenbrüdern rechnen, und ein um so gerechteres Hochgefühl mußte seine Brust schwellen, in welcher ein so feuriges, thatenmuthiges Herz schlug. Zwei Jahre nach seinem Eintritte in das genannte Uhlanenregiment, am 26ten Jänner 1824, rückte der Fürst zum ersten Rittmeister und Escadronscommandanten vor; hiermit war auch das Durchschreiten der subalternen Grade abgeschlossen und das Aufsteigen zu höheren Rangstufen einer neuen Zukunft vorbehalten. Daß dieß letztere unter einer völlig veränderten Constellation der Verhältnisse stattfinden sollte, mochte wohl damals Niemand vermuthen, wahrscheinlich Fürst Felix im ersten Augenblicke selbst nicht einmahl ahnen, denn, wie so oft im Leben, gilt wohl auch von der nachmals urplötzlich eingeschlagenen neuen Laufbahn des Fürsten das immer überraschende: „Unverhofft kommt oft."

Von äußeren hervortretenden Momenten des rasch ablaufenden ersten Turnus seiner militärischen Carrière ist leider nicht viel zu melden. Die Monotonie eines einförmigen, großentheils in ländliche

Einsamkeit gebannten Garnisonslebens, zumahl jenes eines berittenen Kriegers, den in der Regel eine bescheidene Dorfidylle für die Entbehrungen der Stadtgenüsse entschädigen muß, macht jenen Mangel erklärlich. Was über jene „ereignißlose Zeit" etwa zu sagen wäre, liefe auf eine „ewige Wiederholung im Soldatenleben" hinaus und das Interessante davon haben gewandte schriftstellerische Federn, namentlich jene des fruchtbaren Hackländer in seinen „Bildern aus dem Soldatenleben im Frieden" mit reichem Humor und unnachahmlicher Frische, ja selbst mit Anklängen der Poesie, soviel sich davon diesem Thema abgewinnen läßt, bereits so vielfältig ausgebeutet, daß in dieser Hinsicht wenig mehr zu thun übrig bleibt. Uebrigens zu ernst, um mit romantischem Flitter aufgeputzt zu werden, erheischt unsere Aufgabe, daß wir derselben auf gehaltnere Weise gerecht werden. Unter diesen Umständen müssen wir auf Details verzichten, die vielleicht zu „manch' einem Ritt in's romantische Land" auf dem Flügelrosse der Phantasie einlüden, und begnügen uns mit der Andeutung, daß es der zweiundzwanzigjährige Officier war, vor dem ein im Sonnenglanze der Jugend prangendes, in die Blütenfarben des Daseynslenzes gekleidetes Leben mit all seinen verlockenden Reizen, seiner üppigen Pracht und den Hesperidenfrüchten offen da lag und daß es nur des leisen Sporendruckes eines feurigen Herzensdranges bedurfte, um kühnen Sprungs mitten in die Armidagärten zu setzen. Indessen dürfte das Gesagte keinen Uneingeweihten zu voreiligen Schlüssen berechtigen und selbst wir bescheiden uns, der obigen Bemerkung nicht so sehr den Sinn eines Geschehenen, als vielmehr des lediglich Geschehbaren beizulegen, der müßigen Neugierde, die, nach Pikantem lüstern, rücksichtslos den Schleyer vor einer unbekannten Vergangenheit wegziehen möchte, auf halbem Wege mit einer natürlichen Erklärung begreiflicher Möglichkeiten entgegenkommend. Nicht immer ist der Biograph so glücklich, in das Geheimniß confidentieller Mittheilungen gezogen zu werden, und wo dieß der Fall ist, verbietet das Gesetz gesinnungsvoller Diskretion dem Manne von besonnenem Takte jeden Mißbrauch des Ver-

trauens. — Wer nicht zum Kopfhänger geboren, oder vielmehr verzogen, sucht sich für den Mangel äußerer Lebensressourcen wenigstens im engsten geselligen Kreise zu entschädigen und folgt hierin nur einem edlen Bedürfnisse der menschlichen Natur. Auch das Soldatenherz gehorcht willig diesem allgemeinen Triebe, abgesehen davon, daß schon die Erfüllung gleicher, streng bemessener Berufspflichten ein festes Bindemittel zwischen den Standesgenossen bildet und den kameradschaftlichen Geist gewissermaßen zu einer Art von Ordensregel entwickelt. Zu dieser Ordensregel bekannte sich auch Fürst Felix mit aller Wärme echt militärischer Gesinnung und schon damals zeichnete ihn jene fesselnde Kunst des Umgangs aus, die auch in späteren Tagen, vom italienischen Feldzuge her, als „seiner Sitten Freundlichkeit" gerühmt wird. Dabei kam ihm ebenso sehr angeborne geistreiche Heiterkeit, als seine cavaliere Bildung zu Statten und der Mann ist zu suchen, der ihm hätte gram sein können. Am liebsten sah er seine Cameraden als fröhliche Tafelrunde um sich versammelt, und wir schenken der Mittheilung vollen Glauben, die von fast täglicher Tischgesellschaft des Fürsten berichtet. Und auf welch' liebenswürdige Weise er den Hauswirth zu spielen verstand, dessen werden wohl Alle lange gedenken, denen jemals das Vergnügen zu Theil geworden, des Fürsten Gäste zu seyn. Jenen Mittheilungen zufolge, lag der Fürst besonders zur Zeit seines Aufenthaltes in Großsenitz in Mähren als Rittmeister den Pflichten der Gastfreundlichkeit ob und die wirthliche Schwelle seines Hauses stand den „Freunden aus dem Regimente" um die Wette immer offen. Von besonders befreundeten Namen werden aus jener Zeit genannt: Rittmeister Graf Strassoldo, Oberlieutenant Baron Blumberg, Lieutenant Graf Waldstein u. A. m. Aber über den gleichgestellten Cameraden und Tischfreunden vergaß der humane Escadronschef auch seiner „Reiter" nicht, denn auch diese hatten von manch' einem fröhlichen Tage auf seine Kosten zu erzählen. Auch dieser Grundzug seines Wesens ist sich bis in die späteren Tage gleich geblieben, und wie damals der Rittmeister Fürst Felix zu Schwarzenberg auf seine „lan-

zenschwingenden Männer“ etwas hielt, so wußte sich auch, wie rühmend von ihm berichtet wird, in den heißen Kampftagen auf italienischer Erde der Feldmarschallieutenant und Unterfeldherr Fürst Schwarzenberg nicht nur „durch persönlichen Muth, Unerschrockenheit und einsichtsvolle Führung, sondern auch durch wachsame Sorge für das Wohl des Mannes die Herzen Aller zu gewinnen.“ Im Besitze dieses seltenen Schatzes konnte er auch auf seine Untergebenen unter allen Umständen zählen und wir sind gewiß, daß dem Rittmeister die Pikenmänner ebenso bereitwillig in Noth und Tod gefolgt wären, als dieß bei den kampflustigen und todesmuthigen Schaaren unter dem Brigadier und Divisionaire der Fall war. Wenn sich gleich in dem einförmigen Verlaufe der Friedenszeit weniger Gelegenheit zur Entwickelung jener disciplinirten Entente cordiale zwischen Officieren und Mannschaft findet, welche von jeder gemeinsam getheilten Gefahr im Kriege eine neue Weihe empfängt; so hat doch auch der tiefste Frieden für das Soldatenleben seine sympathetischen Beziehungen, die nachgerade im Kriege Wunder wirken. Wenn vor dem Feinde ein warmer Reitermantel um die Schulter und ein guter Trunk Wein im Magen dieß vermögen, so haben im Frieden auch ein schmucker Waffenrock mit sonstigem blanken Zubehör ihre eigenthümliche Anziehungskraft und aus dem netten Uhlanen wird am Ende auch ein Held. Dieß Geheimniß verstand Fürst Felix und seine Eskadron war — natürlich auf seine Kosten — wie man zu sagen pflegt: herausstaffirt „wie aus der Schachtel.“

Gegen die trotz allen Auskunftsmitteln eines erfinderischen Jugendsinnes denn doch unvermeidliche Langeweile des Garnisonslebens hatte der Fürst eine nie versagende Panacee: die Lektüre. Sie gewährte ihm in mancher „ewig langen Stunde“ der Dorfmuße jenes schon von Cicero dankbar begrüßte „Solatium,“ ersparte ihm die unangenehmen Folgen so mancher improvisirten Zerstreuungen und bot seinen intellectuellen Bedürfnissen Nahrung für Geist und Herz. „Ich bin in einem kleinen Dorfe stationirt,“ äußerte er einst gegen Jemand im vertraulichen Gespräche, „meine Cameraden bedauern mich ge-

wöhnlich wegen dieses Aufenthalts; aber ich bin eigentlich darum zu beneiden, denn es ist ein herrlich ruhiger Ort zum studieren." Ein bezeichnendes Wort des jungen Cavallerieofficiers, der einem entlegenen Dorfe den Reiz eines beneidenswerthen Tusculum's abzugewinnen versteht und sich überall heimisch fühlt, wo sich die Muse mit ihm gastlich niederläßt. Vermuthlich waren es jene Stunden ruhiger Erwägung und stiller Betrachtung, wo der Gedanke an eine neue, wichtige Lebensrichtung, erst wie ein ferner Leitstern in ihm aufdämmernd, nachgerade in seiner Seele zur Klarheit gelangte, um bald zum hellen Entschlusse durchzudringen. Allem Anscheine nach sind es historische, statistische und andere ernste Studien (bezeichnete er doch seine Lektüre selbst als solche), die ihn in jenem Stadium ungestörter Selbstprüfung beschäftigen und seine Blicke auf höhere Zielpunkte richten. Wenn der eben mit Urlaub im väterlichen Hause anwesende Cuirassierlieutenant eines frühen Morgens von dem fürstlichen Sommerschlosse Rothenhof aus in dem benachbarten Krummau erscheint und sich von einem Lehrer des dortigen ökonomischen Institutes — einer munificenten Schöpfung des Fürsten Josef, seines Vaters — aus der Bibliothek der genannten Anstalt Bücher wissenschaftlichen Inhalts der oben bezeichneten Kategorie erbittet, so ist dieß ein beiläufiger Fingerzeig für seine geistigen Tendenzen. — Während solchen mußereichen Dienstesvacanzen im schönen Kreise liebevoller Angehörigen war es denn auch, daß er von den letzteren, besonders von seiner jüngsten Schwester Mathilde, hilfreich unterstützt mit warmem Dilettanteneifer der Tonkunst huldigte, daß ihn die Moldaunymphe — diese bezaubernde Urtochter seines Heimathslandes — in der Tiefe ihrer braunen Fluthen dem stillen Geheimnisse des räthselhaften Muschelthieres nachforschen sah und daß er dem poetischen Leben und Weben der Waldesromantik an klaren Forellenbächen lauschte. Solcher glücklicher, von Natur- und Kunstgenüssen, befruchtenden Studien und zarter Geschwisterliebe gewürzter Stunden sollte ihm in der Folgezeit ein immer kargeres Maß zugemessen werden, bis es allgemach ganz versickerte. Es waren eben damals

die Honigmonde der Jugend! Daß sich sein musikalischer Sinn mit besonderer Vorliebe in den Regionen des Gesanges erging, haben wir bereits früher erwähnt; mit welch' innigem Verlangen er gerade zur erhabensten Sphäre desselben — zum Kirchengesange — hinanzudringen strebte, möge hier eine nachträgliche Bemerkung finden. Es ist dieß eine wenig bekannte Saite seines Innern, die, frühzeitig ertönend, wohl nie wieder ganz verstummt und in so mancher ernsten, oder weihevollen Stunde des Lebens, von profanem Ohre unbehorcht und nach Außen unvernehmbar, in heiliger Schwingung nachgeklungen. Was man uns von Suwaroff, Rußlands gefeiertem Feldherrn, der während seiner unmuthigen Kriegsferien auf dem väterlichen Dorfe Koschansk noch vor Tagesanbruch die Frühglocke läutete und auf dem Chore der kleinen Dorfkirche den Gesang intonirte, als bizarre Seltsamkeit dieses höchst originellen Charakters erzählt, stammte — auf den religiösen Musiksinn unsers Fürsten angewendet — wohl aus einer tieferen Quelle und trat einfach, ohne gekünstelte Verschnörkelung, oder sonst wie aufzufallen, zu Tage. Auch er sang gerne in dieser oder jener böhmischen Dorfkirche der Nachbarschaft und es konnte ihn angelegentlich beschäftigen, unter Mitwirkung einiger musikalischer Diener des fürstlichen Hauses und seiner Schwestern eine „Missa solemnis" in dem bescheidenen Gotteshause der ländlichen Nachbarschaft zu arrangiren. Das war dann immer ein hoher Feiertag für die ganze Bewohnerschaft; wie war das Kirchlein so vollgedrängt, wie lauschte die versammelte Gemeinde den feierlichen, wahrhaft auferbaulichen Klängen, und wie fühlte sich der Dorfschulmeister und Regenschori in einer Person inmitten einer so auserwählten Kapelle so beglückt! Jene schönen Festmomente sind noch bis heute unvergeßlich geblieben. —

Mit dem Jahre 1824, bald nach dessen Anfange, sollte das Leben des Fürsten in eine neue Phase auf unerwartete Weise treten.

2.

Erste diplomatische Laufbahn. Politische Weltfahrten: St. Petersburg; — Rio de Janeiro; — Madrid und Lissabon; London; — Paris; — Berlin. —

Daß die stillen Studien des Fürsten seit geraumer Zeit eine Richtung genommen, die den Gedanken an eine wesentlich modificirte Lebenszukunft mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen lassen, haben wir bereits oben erwähnt. Sind wir nun gleich nicht im Stande, den späteren Schritt hiermit in thatsächlich-unmittelbaren Zusammenhang zu bringen, so ist er darum doch nicht minder ideell vorhanden, denn die nächste Zukunft fand ihn, jenen Antecedentien zufolge, auf das Betreten einer neuen Laufbahn geistig vorbereitet. Auch darüber läßt sich wohl nichts mit voller Bestimmtheit feststellen, ob der Eintritt in die Diplomatie ein selbständiger Entschluß des Fürsten, ein Resultat seiner eigenen Combination gewesen, oder ob ihm derselbe von Außen suggerirt worden. Vielleicht, und wohl am Wahrscheinlichsten, daß der eigene Gedanke mit fremder Anregung zufällig oder durch Wechselwirkung in einem Punkte zusammengefallen und der Entschluß um so schneller gereift. So viel ist aber gewiß, daß der letztere sowohl der Umgebung des Fürsten, als auch selbst den nächsten Angehörigen desselben zur nicht geringen Ueberraschung der Betheiligten erst als vollendete Thatsache bekannt geworden. Die Sache war auf so geräuschlose Weise und, wie es scheint, auch so rasch abgewickelt worden, daß, als der Sohn eines Tages vor den fürstlichen Vater trat und sich ihm als Rittmeister und Diplomat in einer und derselben Person vorstellte, Jener kaum den eigenen Ohren traute. Indessen, diese Angelegenheit war bereits wirklich beschlossene Sache und trat unverzüglich in Wirksamkeit. Uebrigens möchten wohl noch einige Momente zur näheren Erklärung des Geschehenen dienen.

Der Fürst war bereits seit 1822 k. k. Kämmerer. Auf die einfachste und anspruchloseste Weise hatte er sich um diese Würde beworben und sie — die dem Abkömmling eines so uralten und hochverdienten Hauses füglich nicht vorenthalten werden konnte — auch alsbald erhalten. Hiermit war bereits ein besonderes Ehren- und näheres Dienstverhältniß zum kais. Hofe angebahnt und gewissermaßen der Uebergang zur diplomatischen Carrière vermittelt. Im Jahre 1823 finden wir den Fürsten in freundschaftlichem Verkehre mit dem Freiherrn von Hügel (vermuthl. Carl) und das folgende Jahr sieht ihn in öfteren Berührungen mit dem kais. Hof- und Staatskanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürsten von Metternich; Berührungen, die allerdings den intimen Beziehungen des fürstlichen Hauses Schwarzenberg zu jenem gefeierten Staatsmanne zufolge nichts Auffälliges an sich haben. „Daß dem Scharfblicke des letzteren," wie anderorten mehrseitig bemerkt wird, „die Talente des jungen Officiers zur diplomatischen Verwendung nicht entgehen konnten," versteht sich von dem Kennerauge des gewiegten Staatsmannes wohl von selbst, und „daß derselbe den jungen Fürsten zum Betreten der diplomatischen Carrière veranlaßte," ist um so begreiflicher, wenn dieser Schritt mit den eigenen Wünschen desjenigen übereinstimmte, der ihn that. Der Umstand, daß dem jungen Candidaten der Diplomatie zugleich das Opfer erspart blieb, dem militärischen Charakter zu entsagen und daß er nichtsdestoweniger im stetigen Verbande mit dem kais. Heere blieb, hob zugleich alle Bedenklichkeiten in dieser Hinsicht, setzte den Fürsten über einen Zwiespalt mit seiner Vorliebe für den Kriegerstand hinaus und machte jenen Schritt zu einer kampflosen Lebensvariante. Und somit erblicken wir denn den jungen ritterlichen Krieger eben beim Eintritte in die erste Mannesblüte*) zugleich als Adepten einer Geschäftssphäre, in der er zu der höchsten Stufe emporsteigen und gerade in einem für sein großes

*) Wenige Monate zuvor hatte die Bewerbung um die gesetzliche Großjährigkeitserklärung des Fürsten stattgefunden.

Gesammtvaterland verhängnißvollsten Augenblicke den Culminationspunkt erreichen, dort aber denjenigen ersetzen sollte, der ihn in jenen bedeutsamen und nachmals so großartig gewordenen Wirkungskreis eingeführt, aus dem er selbst nach ruhmvollen Tagen, von einer plötzlichen Katastrophe überrascht, als historischer Nestor geschieden. Wunderbare Fügungen der Vorsehung! oder wäre dieß Alles ein zusammenhangloses Walten des blinden Zufalls? Wir unsererseits glauben nicht an das fatalistische Dogma vom Daseyn sinnlos wirkender Mächte.

Aber ehe diese Geschicke sich erfüllten, ehe die Erscheinung des Fürsten am Horizonte der jüngsten Vergangenheit meteorartig die Blicke fesselte und sich an seinen Namen Ereignisse von inhaltschwerer geschichtlicher Bedeutung knüpften, mußte erst eine weitgezogene, nur momentweise in die Augen springende, ihrem Ausgangs- und Endpunkte nach eben mehr als die volle Hälfte eines ganzen Lebens umschließende Laufbahn von jetzt erst berechenbarem Durchmesser durchschritten werden. Was wir davon kennen und was uns darüber zu sagen vergönnt ist, beschränkt sich allerdings nur auf den äußeren, den Inhalt mehr andeutenden, als prägnant hervorhebenden Umriß, der, wie unbefriedigt er auch in Bezug auf den ersteren das Verlangen nach einer reichen Fülle biographischer Details lassen mag, dennoch vielleicht das Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, die Continuität des lebensgeschichtlichen Zusammenhangs soviel als möglich festgehalten und da, wo es einzelne hervortretende Momente zu gebieten schienen und die innere Entwickelung des fortschreitenden Lebensganges dieß bedingte, auch den Einblick in die letztere gewährt oder wenigstens das Verständniß derselben vermittelt zu haben. Ohnehin würde eine weiterzielende Aufgabe die gesteckten räumlichen Grenzen überschreiten und zu dem Umfange von Bänden anschwellen, die unter Begünstigung von Zeit und Umständen erst als reife Frucht in den Schooß einer empfänglicheren Zukunft fallen können. Wenn je einem Diplomaten, so ist es dem Fürsten vom ersten Augenblicke seiner politischen Carrière durch den größten Theil seines vielbewegten Lebens beschie-

den gewesen, die volle Bedeutung des schönen und vielsagenden Aphorismus: „Reisen ist Leben, und Leben ist Reisen" in dem Grade aus eigener reicher Erfahrung kennen zu lernen, als sie gerade dem geistreichen, durch eine eigensinnige Verkettung von Umständen sein Leben lang an die Scholle gebundenen Aphoristen abging, der aber jenen empirischen Mangel durch einen bedeutsamen Wahrspruch seiner poetisch ahnenden Seele ersetzte. „Reisen ist Leben und Leben ist Reisen!" wie würde ein Tourist von gewöhnlichem Schlage die praktische Bethätigung dieses Satzes spekulativ ausgebeutet und unter der Ägide jenes Motto's die ephemere Persönlichkeit als moderner Odysseus an die große Glocke der Oeffentlichkeit gehängt haben! Von alledem ist bei unserem Fürsten keine Rede. Wie weit ihn auch seine Bestimmung vom heimischen Herde entführte, ob sie ihn heute in geflügelter Eile nach dem fernen Norden und morgen schon wieder nach dem tiefsten Süden trägt, ob ihn das Geschick jetzt nach dieser Richtung der Windrose, dann nach jener verschlägt; er läßt sich äußerlich von mächtigen Eindrücken, imponirenden Einflüssen und Ueberraschungen der Neuheit nichts merken, der gewaltige Wechsel der Dinge scheint an der Spiegelglätte seiner Seele spurlos vorüberzugehen und jede neue Sendung findet ihn bereit, mit schweigender Resignation dem winkenden Gebote, wie dem Rufe der Götter, zu folgen. Kein Diarium, nicht ein Erinnerungsblatt, kaum ein Brief verräth die Bewegungen seines Inneren und spiegelt die empfangenen Eindrücke zurück; und doch: welche Bilder waren an diesen Blicken vorübergezogen! wie vieler Länder, Völker und Städte Sitten hatten sich darin gemahlt und wie unverhüllt hatten des Lebens Höhen und Tiefen vor dem forschenden Auge sich aufgeschlossen! Wahrlich, überreichlicher Stoff für ganze Bände der herkömmlichen Reiseliteratur! Diese hatte nun dem Fürsten allerdings keine Bereicherung zu verdanken, vielmehr verhielt sich der Fürst derselben gegenüber wie ein starker Consument, der all das angesammelte Material für sich selbst aufbraucht, in sich selbst aufnimmt und die Ergebnisse einer großartigen Weltschau in der geistigen Concentration seines Wesens aufgehen läßt. Dieß ist das Geheimniß der

schriftstellerischen Unproduktivität des Fürsten. In ihm arbeitete Alles auf innere, psychische Verdichtung hin und dieser Condensationsproceß ließ ihn allerdings nicht zu den Ergießungen einer überfließenden Mittheilsamkeit gelangen. Auch ihm, wie dem Touristen von Profession, war die Welt etwas sehr Gegenständliches, aber während der Letztere das Empfangene mit dem vollen Einschlage seiner Subjektivität an sie zurückgibt, hielt Jener das Objekt fest und zehrte es als Bildungsstoff in dem Gestaltungsprocesse seiner inneren Welt auf. Auch von dieser Seite stellt sich uns der Fürst als Weltmann in eigenthümlicher Bedeutung des Wortes dar und insofern seine Reisen ein wesentliches Moment seiner Gesammtbildung und politischen Entwickelung insbesondere ausmachen, dürfen sie wohl den bezeichnenden Namen „politischer Weltfahrten" beanspruchen, zum Unterschiede von den Kreuz- und Querzügen eines fahrenden Cosmographen.

Wir sehen den Fürsten seinen hohen politischen Cursus in St. Petersburg beginnen. Die Initiative der praktischen Studien der Diplomatie konnte nicht zweckentsprechender und lehrreicher ergriffen werden, abgesehen davon, daß sich dem Fürsten, als Glied seines bei dem mächtigsten Potentaten der heiligen Alliance vorzugsweise viel geltenden Hauses kaum irgendwo günstigere Auspicien für den Antritt einer neuen und soweit aussehenden Laufbahn darbieten konnten, als gerade am Kaiserhofe von St. Petersburg. Vermögen wir gleich bei der ersten diplomatischen Verwendung des Fürsten keinen planmäßigen Vorgang nachzuweisen, scheint vielmehr lediglich der Grundsatz der Opportunität hierbei maßgebend vorgewaltet zu haben; so knüpft sich doch an die Wahl dieses Ausgangspunktes unwillkürlich der Begriff der Methode, und die Ereignisse hatten nachgerade dafür gesorgt, ihr den entsprechenden Erfolg zu sichern. Hält man sich gegenwärtig, daß es gerade damals der conservativen Staatskunst aufgegeben war, das schwierige Problem der Begründung einer unerschütterlichen Ordnung der Dinge und dauernden Ruhe zu lösen, doppelt schwierig inmitten von vulkanischen Zuckungen revolutionärer Leidenschaften und

politischer Aufgeregtheit, daß das Streben der europäischen Cabinete vor allem Anderen auf Erzielung einer unverbrüchlichen Solidarität in der Behandlung und Wahrung aller gemeinsamen Interessen, besonders in allen Fragen der höheren Politik, zunächst aber auf Erhaltung und Befestigung der seit 1815 gewonnenen Basis für alle staats- und völkerrechtlichen Beziehungen Europas ging, und daß es darauf ankam, nicht nur nach Außen hin das Schwert in der Scheide zurückzuhalten, sondern auch den inneren Frieden auf unverrückbare Grundlagen zu stellen, um den Welttheil von den Nachwehen seiner langen Erschütterungen zu befreien und den Ausbau des begonnenen großen Restaurationswerkes ohne Beirrung von irgend welcher Seite immer vollenden zu können; vergegenwärtigt man sich diese, leider immer wieder unterbrochenen und aufs Neue gefährdeten Aufgaben und Intentionen, so wird man wohl nicht läugnen können, daß der begabte und bildungsfähige Jünger der Staatskunst in keinem gelegeneren und lehrreicheren Augenblicke die Propyläen seines neuen Berufes hätte betreten können. Daß dieß gerade am Vorabende bedeutsamer Ereignisse und folgenreicher politischer Conjunkturen geschehen — man denke nur an K. Alexander's Tod und die russische Thronrevolution, den griechischen Befreiungskrieg und die nachmaligen orientalischen Verwicklungen — daß es zudem dem Fürsten vorbehalten war, Augenzeuge einer plötzlich hereinbrechenden Katastrophe zu seyn, konnte nur die Wichtigkeit des Momentes der diplomatischen Inauguration für den Fürsten erhöhen.

Seiner Beförderung zum ersten Rittmeister am 16. Januar 1824 folgte bereits im Frühlinge darauf die Ernennung zum Gesandtschaftsattaché in St. Petersburg. Der Fürst säumte nicht dem neuen Rufe zu gehorchen und verfügte sich über Dresden und Berlin an seinen künftigen Bestimmungsort. In Berlin, wo er kurze Zeit verweilte, öffneten sich dem jungen Diplomaten und Träger eines gefeierten Namens alle höheren Gesellschaftskreise und am königl. Hofe ward ihm eine auszeichnende Aufnahme zu Theil. In der russischen Kaiserstadt selbst traf er am 24. Juni ein und überreichte seine De-

pechen dem kaiser. Oest. Gesandten Grafen von Lebzeltern, von dem er mit offenen Armen empfangen wurde und mit dem er nun die Leiden und Freuden der nächsten Jahre zu theilen hatte. Die ersteren ließ sich nun der jugendmuthige und lebensfrische Gesandtschaftskavalier allerdings nicht besonders nahe gehen und wußte sich mit der Schnellkraft angeborner Geistesheiterkeit über geschäftliche Beschwerden hinauszusetzen. Einer gewandten, die Situation rasch beherrschenden Persönlichkeit, wie jene des Fürsten, die einerseits ebenso sehr durch Liebenswürdigkeit zu fesseln, als andererseits mit der Glut eines feurigen Temperaments durchzudringen verstand, konnte es nicht fehlen, sich bald in der nordischen Hauptstadt geistig und social zu acclimatisiren. Die neue und interessante Erscheinung am St. Petersburger Gesellschafts-Horizonte konnte umsoweniger unbemerkt bleiben, als der junge Diplomat vom kais. Hofe mit auszeichnender Aufmerksamkeit behandelt wurde und vom Kaiser selbst persönliche Beweise besonderer Huld empfing, worunter, wie uns von unterrichteter Seite versichert wird, ein Besuch Kaiser's Alexander in höchst eigener Person bei dem Fürsten in dessen erstem selbstgemietheten Logis.*) Offenbar wollte der Monarch durch diesen auffallenden und den, dem er widerfuhr, besonders ehrenden Akt kaiserlicher Herablassung die hohe Achtung gegen das Fürstenhaus ausdrücken, dem der junge Mann angehörte; eine Achtung, wovon bereits in früherer Zeit eclatante Beweise an den Tag gelegt worden waren und worin sich der ritterliche Sinn des Kaiser's auf charakteristische Weise abspiegelte. Zeuge dessen Alexander's hochherziges Benehmen gegen den Feldmarschall Fürsten Carl zu Schwarzenberg bei verschiedenen Gelegenheiten, worüber sich in den „Denkwürdigkeiten" des Hrn. v. Prokesch so Erhebendes mitgetheilt findet, und die ungemein gewinnende Liebenswürdigkeit zur Zeit des kais. Besuchs auf den fürstlichen Schlössern in Böhmen; Ehrenbezeugungen, deren blendender Glanz am Ende den leisen Schatten überstrahlte, den, früheren Andeutungen zufolge,

*) Der Fürst bewohnte nach seiner Ankunft in St. Petersburg das Hotel Demuth und zog hierauf zum Grafen Dobrinsky.

die bescheidene Scheu der also Ausgezeichneten vor dem überschwänglichen Maße kais. Gunst warf. Als seine Bestimmung den jungen Fürstensohn in die Mauern der Czarenstadt einführt, weilt der Held des befreiten Deutschlands nicht mehr unter den Lebenden; aber indem der Selbstherrscher aller Reußen sich zu einem Besuche bei dem Gesandtschaftsattaché Oesterreichs herabläßt, ehrt er auf's Neue im Neffen den hochverdienten Oheim und die Pietät gegen den edlen Todten feiert einen neuen glänzenden Triumph, dem gegenüber die Reminiscenzen an mögliche, einst in entscheidenden Tagen flüchtig aufgetauchte Irrungen verbleichend schwinden. — Kaum in St. Petersburg angekommen, erhielt der Fürst eine schmeichelhafte Einladung von Seite des Kaisers zu den eben damals in Grasnoeselo abgehaltenen kriegerischen Manoeuvern und zog schon bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit der vornehmen Welt von St. Petersburg auf sich. Nicht lange, und er wurde in den gewähltesten Kreisen der Kaiserstadt heimisch. Bei diesem ersten glänzenden Debüt des jungen Cavalier's in der Petersburger Gesellschaft und bei der persönlichen Anziehungskraft dieser ritterlichen und geistvollen Erscheinung konnte es auch nicht an Bewerbungen um die Bekanntschaft des anmuthigen Diplomaten fehlen, und bald sehen wir den Fürsten von schnell gewonnenen Freunden und Bekannten umdrängt. Mehr als ein Name von größerer oder geringerer Bedeutung wird uns aus jener Zeit genannt, der auf die geselligen Beziehungen des Fürsten schließen läßt und dessen Petersburger Aufenthalt illustriren hilft. Auch den Fürsten Trubetzkoi — jenen in der Genealogie Alt-Rußlands wohl eminenten, aber durch das verhängnißvoll improvisirte Petersburger Revolutions-Drama auf funeste Weise historisch gewordenen Namen — finden wir in Berührung mit unserem Fürsten, ohne daß der Letztere im Geringsten zu ahnen vermochte, welch' unwillkommene Verlegenheit gerade diese Bekanntschaft ihm bereiten sollte. „Gott bewahre mich vor meinen Freunden": auch diese Erfahrung sollte dem Fürsten auf eigenthümliche Weise nicht erspart bleiben, aber sie mochte ihm in der Folgezeit bei mehr als einer Gelegenheit zum nützlichen Regu-

lativ im gesellschaftlichen Verkehr gedient haben. Eben in der Sturm- und Drangperiode des blühendsten Mannesalters, von feuriger Empfänglichkeit für die verführerischen Reize einer glänzenden Hauptstadt und vielleicht von der Jeunesse dorée Petersburgs umschwärmt, dürfte der „lebenumrauschte" Cavalier nicht taub geblieben seyn gegen die Sirenenstimmen der Petersburger Zerstreuungen und Genüsse, und wohl möchte daher auf diese Zeit die dem Fürsten in den Mund gelegte strenge Selbstkritik in Bezug auf zu nachsichtig behandelte Jugendthorheiten, „deren erste gleich eine so ernste Warnung verdient hätte, daß ihm eine zweite nicht mehr eingefallen wäre," zu beziehen seyn. Indessen halfen ihm, wie bereits früher bemerkt worden, Muth und unverwüstliche Kraft über Gefahren hinweg, denen Andere, minder kühn und gewandt, nicht so leicht entronnen wären. Aber wie viel ihn auch die Lockungen eines üppigen Gesellschaftslebens umtäuben mochten, so waren sie doch nicht mächtig genug, in Stunden der Sammlung den Ernst vom diplomatischen Studientische zu verscheuchen. Mitten in den Zerstreuungen einer genußreichen Residenz bewahrte der Fürst das klare Bewußtseyn seines unmittelbaren Berufes. Dieß war auch hinsichtlich seines militairischen Charakters der Fall und mit Vorliebe wohnte er, wie uns berichtet wird, den St. Petersburger Militairparaden bei, diesen glänzenden Inscenesetzungen kriegerischer Schauspiele. Uebrigens mögen seinen scharf beobachtenden Blick und lebhaften Geist nicht nur St. Petersburg's Eigenthümlichkeiten, sondern Rußland überhaupt als Staat und politische Macht beschäftigt haben und diese Studien und Beobachtungen mußten, aus so unmittelbaren Anschauungen gewonnen, seiner staatsmännischen Praxis in der Folge vielfältig zu Statten kommen. Begreiflicherweise durften selbst Naturerscheinungen in dem Kreise dieser Erfahrungen nicht fehlen und lebhaft wurde z. B. der Fürst durch die im November 1824 erlebte Ueberschwemmung in St. Petersburg an die Nähe der Neva und den Norden gemahnt. Ueberdieß halfen Reisen in das Innere von Rußland den Schatz der Beobachtungen bereichern; so die im J. 1825 gemeinschaftlich mit dem unserem Fürsten

besonders befreundeten Marquis A. unternommene Reise nach Astrachan, die volle vier Wochen in Anspruch nahm, später jene nach Moskau aus Veranlassung der Thronbesteigung S. M. des Kaisers Nikolaus, und als die Krönungsfeierlichkeiten verschoben wurden, der improvisirte Ausflug nach Nischnenovgorod, dem berühmten Meßplatze Rußlands, in Gesellschaft des oben genannten Marquis, der Grafen Gyulay und Stadion und des Fürsten Franz von Lichtenstein. Dieß also ungefähr wären die „kleinen Denkwürdigkeiten" aus dem Petersburger Leben des Fürsten, insoweit wir Andeutungen darüber besitzen. Zur inhaltschwereren Memorabilie ward aber die famose Militairrevolte gelegenheitlich des russischen Thronwechsels im Jahre 1825. Nicht nur, daß es dem Fürsten vorbehalten war, Augenzeuge eines so erorbitanten Ereignisses zu seyn, sondern es wurde auch sein Name mit jenen denkwürdigen Vorfällen, wenigstens in gewissen Beziehungen, in eine von seiner Seite nicht verschuldete Complicität gebracht. Bekanntlich war Fürst Sergius Trubetzkoi, einer der Großen des Reiches und Oberst der Preobrajenskyschen Garde, derselbe, mit dem Fürst Felix schon zufolge der verwandtschaftlichen Verhältnisse Trubetzkoi's zum Oesterreichschen Gesandten in persönlichen Berührungen stand, nebst Ryleiew und Obolensky eines der Häupter des revolutionären Nordbundes in St. Petersburg und von den im Dunkeln wirkenden Männern des Umsturzes zu einer weder mit seinen Fähigkeiten, noch mit seinem Muthe übereinstimmenden Rolle ausersehen. Er war es, der beim Herannahen der entscheidenden Stunde von den Verschworenen zum Diktator und Oberbefehlshaber der meuterischen Truppen auserkoren worden. Ebenso bekannt ist aber auch die traurige Rolle, die dieser im entscheidenden Momente von Reue und Muthlosigkeit übermannte Häuptling einer ebenso phantastischen, als verbrecherischen Conspiration thatsächlich am verhängnißvollen 26. Dezember 1825 spielte, so wie das Schicksal, dem er verfallen.*)

---

*) Fürst Trubetzkoi wurde mit Obolensky, Variatinsky, Sergius Wolkonsky, Tschevin-Rostowsky und noch einer Anzahl Anderer zur Strafe der Enthauptung verurtheilt; aber, nachdem er vom Kaiser sein Leben erfleht, zur Zwangsarbeit nach

Und dieser, von so schwerer Anklage belastete Mann, der nach dem Ausbruche des Aufstandes, statt auf dem Platze handelnd aufzutreten, in der Hauptstadt rathlos umherirrte, nachträglich im Staatsgebäude zur Eidesablegung erschien und sich dann verborgen hielt, soll, wie von einer und der anderen Seite behauptet wird, in der Wohnung des Fürsten Felix ein Asyl gesucht haben und auch daselbst festgenommen worden seyn. Angenommen, es hätte sich wirklich so verhalten, so bedarf es wohl keiner langen Beweisführung, daß der Fürst nur höchst unabsichtlich und ohne in seinem fatalen Gaste den Mann des Unglücks zu ahnen, Jemanden bei sich aufnehmen konnte, über dem das Schwert der Gerechtigkeit hing. Denn wie befreundet auch der Fürst jenem Unglücklichen immer seyn mochte, so würde er doch den Rücksichten der Freundschaft gegenüber nie seine amtliche Stellung und sonstige Verhältnisse ganz und gar aus den Augen verloren haben. Auf so tollkühn-unbesonnene Weise in einer schon von vornherein verlorenen Sache den Orestes und Pylades zu spielen, lag durchaus nicht in dem Charakter des Fürsten, und wozu hätte das am Ende auch dienen sollen? Ein so gewagtes und zugleich so zweckloses Abenteuer dem Fürsten zumuthen, hieße ihm doch wahrlich gar zu wenig Klugheit zutrauen, und nichts in seinem Leben vermöchte eine so geringe Meinung zu rechtfertigen. Aber von unverfänglich scheinenden Umständen getäuscht und in argloser Unbewußtheit könnte der Fürst allerdings einen Fehler von unangenehmen Consequenzen begangen haben und nur von einem solchen könnte in dem gegebenen Falle die Rede seyn, keineswegs aber von jener „incartade audacieuse,“ welche der Nekrolog des „Constitutionel“ accentuirt und womit derselbe ohne Zweifel auf jenes Petersburger Ereigniß anspielt. Wir unserer Seits glauben das Letztere, in so weit nämlich die Person des Fürsten dabei in Mitleidenschaft gezogen wird, umso mehr dahin gestellt seyn lassen zu dürfen, als eine andere Version des

---

Sibirien begnadigt; ein Loos, das auch die beiden Murawiews, Narischkin, Wolkonsky und Andere traf. Ueberhaupt hatte die Großmuth des so schwer beleidigten Kaisers das Schicksal der meisten Verschworenen gemildert.

Sachverhaltes weit wahrscheinlicher klingt. Derselben zufolge, hätte Fürst Trubetzkoi, nachdem er rathlos in der Stadt umhergeirrt, nach Beendigung des Kampfes Zuflucht in das Haus seines Schwagers, des Oesterreichschen Gesandten, genommen, von dem er am anderen Morgen auf Requisition des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ausgeliefert worden.*) Bei näherer Betrachtung wird man zugeben müssen, daß diese Angabe die einfachste und natürlichste, und somit auch glaublichste Erklärung der Katastrophe Trubetzkois, denn wo hätte der Letztere in seiner rathlosen Verwirrung und im Drange der Umstände ein für den Augenblick zuverlässigeres Asyl suchen mögen, als in dem Hause seines eigenen Verwandten und zugleich Vertreters einer fremden Macht, im zuversichtlichen Wahne wohl gar auf die Unverletzlichkeit dieser Zufluchtsstätte rechnend, während die Privatwohnung eines adjungirten Gesandtschaftsmitgliedes nie diese vermeintliche Sicherheit hätte bieten können. Auf einen ebenso einfachen und natürlichen Erklärungsgrund läßt sich eine andere Angabe zurückführen, jene nämlich: „die Mitglieder der russischen Adelsverschwörung hätten theilweise ihre Verabredungen in den Salon's der Gesandtschaft getroffen, weil sie dort am ehesten sich vereinigen konnten, ohne beargwohnt zu werden.“ Von einem gewöhnlichen, durch die gesellschaftliche Stellung und die speziellen Beziehungen eines und des anderen Mitverschworenen, namentlich Trubetzkoi's, zur Familie des Gesandten gerechtfertigten Besuche der Salon's des Letzteren bis zu förmlichen Verabredungen und planmäßigen Rendez-Vous in diesen Räumen ist wohl ein merklich unterscheidender Schritt; aber die Uebertreibung gefällt sich so sehr in der abenteuerlichen Ausschmückung gewisser Verhältnisse und Begebenheiten, daß es ihr eben auf ein schuldbewußtes Erröthen Angesichts der schlichten Wahrheit nicht an-

*) Siehe u. A. Hermes: „Geschichte der letzten fünf und zwanzig Jahre,“ II. Bd. p. 144. Vielleicht enthalten die verschiedenen historischen Memoiren der neueren Zeit, u. A. z. B. Turgenieffs bekanntes Werk über Rußland, bestimmtere Andeutungen hierüber; immerhin dürften aber abweichende Angaben mit Vorsicht aufzunehmen seyn.

kömmt. — Auch pflegt man die gegen Ende 1826 erfolgte Abberufung des Fürsten von St. Petersburg mit den obigen Vorfällen in Zusammenhang zu bringen, übersieht aber dabei, daß während der vom Kaiser Nikolaus zur Aburtheilung der Schuldigen niedergesetzte außerordentliche Gerichtshof*) bereits am 24. Juli 1826 sein Urtheil gefällt, die Abberufung des Fürsten erst im Oktober des genannten Jahres stattfand und die Verleihung des Wladimirordens IV. Cl. an den Fürsten wohl zur Genüge auf die unverkümmerte Huld des neuen Herrschers von Rußland hindeutet. Ein längeres Verweilen am Hofe von St. Petersburg schien überhaupt von den Umständen nicht geboten zu seyn, aber eine anderweitige, neue Bahnen und Aussichten eröffnende Verwendung im Interesse des diplomatischen Dienstes und aus persönlichen Rücksichten für den Fürsten wünschenswerth. Ein fast dritthalbjähriger Aufenthalt des Gesandtschaftsattachés in der nordischen Kaiserstadt mochte füglich hinreichen, den gelehrigen Zögling in der Diplomatie in die Geheimnisse der Staatskunst einzuweihen und mit den politischen Beziehungen der beiden Kaiserhöfe bekannt zu machen. Waren zwar gerade im Momente der Abreise von St. Petersburg wichtige Entwickelungen mehrerer schwebenden Hauptfragen der Politik im Zuge — in erster Linie wohl die Schlichtung des griechischen Befreiungskampfes und das Arrangement der orientalischen Frage überhaupt, die des Zündstoffes genug zu einer allgemeinen europäischen Conflagration enthielt; so hatte doch der Fürst bereits die Präludien**) kommender Eventualitäten gerade an einer für jene Angelegenheiten sehr maßgebenden Stelle als aufmerksamer Augenzeuge erlebt, um auf die künftige Lösung des kunstreich geschürzten Knotens hinlänglich vorbereitet zu seyn und ein richtiges

*) Derselbe war aus den drei höchsten Staatskörpern, dem Reichsrathe, dem dirigirenden Senate und der heiligen Synode, mit Hinzuziehung einer Anzahl hoher Beamten und Generale gebildet. Der Justizminister versah dabei das Amt eines Generalprokurators.

**) Wellington's Gegenwart in St. Petersburg, das Protokoll vom 4. April 1826, der russisch-persische Krieg und der Vertrag von Akjerman vom 26. September 1826.

Verständniß für die endliche Gestaltung der Dinge, so wie eine klare Einsicht in den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen zu besitzen. Ohnehin führte das Geschick den Fürsten nachgerade an eine Stätte (London), wo es ihm möglich war, die zusammenlaufenden Fäden der Prinzipien und Ereignisse am Webstuhle der Politik mit nicht minder ungetrübtem Auge zu verfolgen, als an jenem ersten Ausgangspunkte seiner diplomatischen Studienjahre, im Gegentheile mochte in den späteren Stadien der letzteren das sich bildende und allmählig verdichtende Gewebe der rastlos wirkenden Zeit dem durch stetes Beobachten geschärften und geübten Auge nur noch deutlicher bloßgelegt erschienen seyn, als im Beginne der diplomatischen Praxis. Da es dem Fürsten im Verlaufe der letzteren vom Geschicke besonders vorbehalten zu seyn schien, bei jeder neuen Veränderung seiner Stellung und jedesmaligem Eintritte in eine neue Phase seiner politischen Laufbahn unmittelbarer Augenzeuge wichtiger geschichtlicher Krisen und Katastrophen zu seyn — so in St. Petersburg, in Lissabon, zum Theile selbst in London, auf ganz entschiedene Weise zu Paris **1830**, zuletzt endlich in Neapel und nachmals auch in Wien — so dürfte wohl der unbezweifelbare Einfluß dieses auf seine ganze Anschauungs- und Denkweise und nachgerade auch auf seine politischen Maximen nothwendigerweise einwirkenden Momentes nicht zu übersehen seyn. Verweilen wir z. B. nur einen Augenblick bei den Petersburger Ereignissen. Genesung suchend eilt Kaiser Alexander nach dem Süden des Reiches — und findet in der Umarmung des Todes ein ungeahnt rasches Ende. Bestürztes Erstaunen verbreitend durchtönt die Trauerkunde das Reich; aber ehe sie noch von einem Ende desselben bis zum andern die Todesbotschaft getragen, hat bereits der lange im finsteren Verstecke lauernde Verrath und Aufruhr vermessen sein Haupt erhoben, um Rußland nach eigener Wahl und Willkühr Gesetze zu diktiren. Unlautere Leidenschaft, kühner Parteigeist, hochfliegender Ehrgeiz, gewaltthätiger Sinn, vor dem Schlimmsten und Aeußersten nicht zurückscheuend und jedes noch so gewagte Mittel zum Zwecke für heilig erachtend, phantastischer

Wahn und politische Utopien haben den verderblichen Bund unter einander geschlossen, die Rollen sind vertheilt, die Stunde des Losschlagens ist festgestellt, und nur noch der vollbringenden That bedarf es, um das Symbol der Herrschergewalt und des gesetzlichen Bestands — den Thron — umzustürzen, die Geister der Anarchie zu entfesseln, einen allgemeinen Brand zu entzünden und Tage des Unheils und schwerer Prüfungen mit ungewissem Ausgange für ein ganzes, großes Reich heraufzubeschwören. Auch wird sie gewagt diese That, in blinder Hast, in tollkühnem sich selbst überstürzenden Ungestüm gewagt und zu sichererm Gelingen die Lüge als Losung und Glücksdevise an die Fahnen des Aufruhrs geschrieben. Schon haben sich diese trügerischen Banner Angesichts der Hauptstadt entfaltet, schon haben Bethörung und Verblendung dazu geschworen und schon beginnt Pflicht und Treue zu wanken — das Höchste scheint auf dem Spiele zu stehen — noch ein versäumter Augenblick, und Alles kann verloren seyn, wenn sich die Kraft nicht findet, die den anmaßenden Frevel und den Wahnsinn bändigt. Aber sie hat sich im rechten Momente bereits gefunden und eh' die Sonne sinkt und die Nacht ihre Schwingen über den Schauplatz ungewöhnlicher Dinge breitet, liegen die Banner des Aufruhr's gebrochen im Staube und ruht die gewaltige Hand des neuen Herrscher's auf dem Nacken der Bezwungenen, während, gegebenen Wortes und ernster Entsagung eingedenk, als erster Unterthan vor seinem rechtmäßigen Kaiser derjenige huldigend sich neigt, dessen Namen zu schnödem Truge die Lüge zu mißbrauchen gewagt. Wie befangen und vorurtheilvollen Auges auch Rußlands prinzipielle Gegner vom hohen Katheder cosmopolitischer Theorien auf die Zustände eines Reiches herabblicken mögen, das, so gut wie jedes andere, dem Gesetze der Nothwendigkeit gehorchend, seiner welthistorischen Bestimmung zwar auf eigenen, aber zukunftsvollen Wegen entgegengeht, auf Zustände, wofür den Antipoden zum Theile das wahre Verständniß und der richtige Maßstab, zum Theile aber auch der gute Wille unpartheiischer Würdigung fehlen: jenem Tage des Sieges werden sie doch den Triumph des echten Mannes-

muthes, hoher Geistesgegenwart, rascher Entschlossenheit und unerschütterlicher Festigkeit über unbesonnene Tollkühnheit, listigen Verrath und planlose Zerfahrenheit im Lager der Verschworenen zugestehen müssen. Nicht an der Spitze von Legionen, mit der zermalmenden Wucht der Uebermacht tritt der neue Cäsar dem Aufstande und den ihm zugefallenen Regimentern entgegen; nein, umgeben von einigen treuen Bataillonen nimmt er den Kampf mit den gewaffneten Widersachern auf, und dennoch fesselt er den Sieg an seine Fahnen. Was den Schrecken in die Reihen der Gegner schleudert, die Einen zu verzweifeltem Widerstande, die Anderen in feige Flucht treibt, ist nicht der Waffen dröhnendes Geklirre, der Massen erdrückendes Gewicht und der Geschütze*) todverbreitender Donner; wohl aber das Bewußtseyn des guten Rechtes, das in der Person des Kaisers den Kampfplatz betritt, das leuchtende Herrschersiegel auf der Stirne des Imperator's, die versengenden Flammen seines zornblitzenden Auges und das zu Boden zwingende Gebot seines Mundes: „Nieder auf die Knie, ihr Rebellen!" — Die Macht seiner Persönlichkeit wirft Kaiser Nikolaus am ersten, für lange hinaus entscheidenden Tage seiner Regierung in die Wagschale, und jene der Rebellion schnellt gewichtslos in die Höhe. Kann wohl ein Schauspiel von so ergreifender Wirkung und erhebender Art, mit einer imponirenden, den Kampf mit des Geschickes Mächten nicht scheuenden Persönlichkeit als Mittelpunkt, ein Schauspiel, das schon die Alten ein götterwürdiges nannten, ohne tiefen und krafterweckenden Eindruck an dem zwar unbetheiligten, aber aufmerksamen Augenzeugen vorübergehen? Ist es

*) Allerdings war am Abende des 26. Dezember eine Artilleriebrigade gegen die Aufständischen auf dem Isaaksplatze in Anwendung gebracht worden; aber der Sieg war dennoch bereits durch die moralische Wirkung des persönlichen Erscheinens des Kaisers auf dem Kampfplatze vorbereitet und so gut als entschieden. Die Muthlosigkeit und das scheue Zurückziehen vieler Theilnehmer der Conspiration einer-, und der verzweifelte Widerstand der Ausharrenden, denen keine andere Wahl mehr blieb, andererseits, waren doch nur Resultate des moralischen Sieges, der in dem Rufe der Volksmenge auf dem Isaaksplatze: „Es lebe Nikolaus!" seinen entschiedenen Ausdruck fand. Das Kanonenfeuer half nur die Katastrophe vollenden und abkürzen.

glaublich, daß der Anblick eines Entscheidungskampfes für Seyn oder Nichtseyn, für Sieg oder Untergang eines ganzen Principes und für die Geschicke eines großen Reiches dem Manne, der selbst einem großen Staate angehört und in dessen Zukunft auf mehr oder minder entscheidende Weise einzugreifen seinem Berufe und seiner Stellung zufolge ihm vorbehalten seyn möchte; ist es glaublich, daß ein so großartiger und lehrreicher Anblick nicht tiefer in Herz und Seele greift, als etwa ein Cirkusspiel oder die Produktion von Gladiatoren? Momente von so tragischem Ernste und schicksalschwerer Bedeutung graben ihre historische Runenschrift tief in die Erinnerung und in entscheidungsvollen Stunden treten ihre gigantischen Lettern als erhabene Mahnung vor das Auge des Staatsmannes und Kriegers, nicht zurückzuschrecken vor dräuenden Gefahren, festzustehen im Gewirre entfesselter roher Kräfte, kühn dem Aufruhr in's Antlitz zu sehen und entschlossen den Theseuskampf mit dem Cretaur zu wagen. Solcher entscheidender Augenblicke hat das Leben unseres Fürsten einige aufzuweisen, und wie uns dünkt, ist er der Petersburger Mahnung eingedenk geblieben. Als in Neapel das Revolutionsfieber zur Epidemie ausartet und in Wahnsinn umzuschlagen droht, als sich der Pöbel endlich vermißt, Oesterreich's Wappenschild anzutasten und in den Staub zu treten: da säumt der Repräsentant seines beleidigten Vaterlandes keinen Augenblick binnen peremtorischer, kurz gemessener Frist Genugthuung zu fordern, und als sie ihm auf die verlangte Weise nicht wird, ist es ihm zwar nicht gegönnt, das rächende Schwert zu zücken, aber er thut ohne Verzug und mit kategorischer Entschiedenheit, was er der Ehre und Würde des von ihm vertretenen Staates und seiner eigenen Pflicht schuldig ist, und sein ernstes Scheidewort wiegt eine Kriegserklärung auf. Und in Wien? Eine besondere Fügung will es, daß der Fürst gerade in den ersten Tagen des verhängnißvollen Oktobers 1848 in den Mauern der Kaiserstadt verweilt und unwillkürlich Augenzeuge unheilschwangerer Ereignisse wird. Er muß sehen, wie die Wogen der Empörung und losgelassener Leidenschaften immer schrankenloser steigen und von Stunde zu

Stunde höher gehen, vor seinen staunenden Blicken entrollt sich ein grauenvolles Bild entzügelter Parteiwuth und gesetzverhöhnender, scheußlicher Pöbelherrschaft; da ist er keinen Augenblick zweifelhaft über die Wahl der zu ergreifenden Mittel, keinen Augenblick schwierig in der Erkenntniß der Nothwendigkeit „rettender Thaten.“ Schon hat er sich am bösen 6ten Oktober als muthiger, freiwilliger Führer an die Spitze einer kleinen, aber treu gebliebenen und beherzten Kriegerschaar gestellt, schon ist er im Begriffe in die Stadt einzudringen und das bedrohte Capitol am Hofe zu retten und aus rasenden Pöbelhänden zu befreien: da hemmt ein unerwarteter, übelberathener Befehl seine beflügelten Schritte und der Generalmajor Fürst Felix Schwarzenberg muß seine Dienste einem höheren militärischen Willen unterordnen. Hätte er vollenden dürfen, wie er wollte: eines der edlen Opfer wäre weniger gefallen, wenigstens nicht auf so entsetzliche Weise, und der Kaiserstadt die unauslöschliche Schmach eines blutigen Frevels erspart geblieben. Nun hier das Rettungswerk nicht gelingt, so soll mindestens auf dem geheiligten Haupte des Monarchen kein Haar gekrümmt werden, und eh' eine Nacht entschwindet, ist es dem Schauplatze wahnsinniger Bethörung entrückt. Und als das Uebel, woran die Hauptstadt krankt, weder der Anwendung gewöhnlicher Beschwichtigungsmittel, noch der Reaktion gesunder Kräfte weicht, vielmehr, künstlich genährt und systematisch gesteigert, zum Culminationspunkt der Fiebergluth hinanschwillt: da ist es wieder der Fürst, der die Wahrheit der hippokratischen Fundamentalregel erkennt: „daß, wo Arzeneien nicht ausreichen, das Eisen und nöthigenfalls selbst das Feuer helfen müssen.“ Facta est deinde applicatio. — Von der Anwendung raschen Entschlusses und eines energischen Entweder-Oder bietet der Fürst auch dem überraschten Deutschland eine augenfällige Probe dar. So wie Oesterreichs Heil und Glück, so liegt ihm gewiß auch Deutschlands Wohlfahrt am Herzen. Wie irgend Einer von dessen besten Männern möchte er es im Frieden groß und durch Eintracht stark sehen; wer den einen gefährdet und die andere stört, gilt ihm als Feind, wer er auch immer sei. Um so schlim-

mer, wenn es eine deutsche Macht selbst ist, die sich einseitig Rechte vindicirt, die ihr nach dem klaren Buchstaben bestehender Verträge nicht gebühren, und in einer unbewacht gewähnten Stunde Schritte von schwer zu rechtfertigenden Folgen wagen zu dürfen glaubt. Aber treu seiner Bundespflicht hält Oesterreich die Augen offen und ruft dem übergreifenden Bundesgenossen ein warnendes „Halt!" entgegen. Als nun der Zuruf ungehört verhallt, da ist es wieder der Fürst, der sich keinen Augenblick besinnt, kräftig an das klirrende Schwert zu schlagen und Oesterreich's ernsten Willen zu verkünden, keine unberufenen Einmischungen zu dulden. — Das ungefähr sind Momente aus dem politischen Leben des Fürsten, die da zur Genüge beweisen, daß die Petersburger Erfahrungen vom 26ten Dezember 1825 nicht spurlos für ihn verloren gegangen. Er hatte etwas gelernt und das Gelernte glücklicherweise nicht vergessen. Nach den Dezember-Ereignissen vom Jahre 1825 verweilte der Fürst noch lange genug in St. Petersburg, um einerseits Augenzeuge vom Ausgange des großen politischen Processes zu seyn, der die Katastrophe des verwickelten, mit ebenso sanguinischer Unbesonnenheit als kühner Ueberstürzung in Scene gesetzten Revolutionsdramas bildete, als andererseits die Anfänge der neuen Aera Rußland's unter der Regierung seines nunmehrigen Monarchen, dem bereits die Geschichte eine hervorragende Stelle in den Annalen jener europäischen Großmacht gesichert hat, in unmittelbarer Nähe zu schauen. Der selbst von principiellen Gegnern Rußland's nicht zu läugnen gewagte Akt kaiserlicher Gnade, die großmüthig lindernd in das Schicksal der von der vollen Schwere des Urtheilsspruches getroffenen Genossen der Verschwörung eingriff und dem staunenden Reiche in einem lebendigen Beispiele die eindringliche Lehre vor Augen stellte, daß das Verbrechen dem Blitzstrahle der rechtmäßigen Herrschergewalt erliege, daß aber zugleich die ernste Strenge der strafenden Gerechtigkeit das Walten der Gnade, die Kraft die Milde nicht ausschließe, konnte, verbunden mit den übrigen, bereits besprochenen Eindrücken, als Prototyp einer im sicheren Mittelpunkte ruhenden, sich in gefahrvollen Krisen bewähren-

den Macht nicht bedeutungslos an dem Fürsten vorübergehen und bot ihm einen greifbaren Maßstab persönlicher Größe. Aber auch die von der unermüdlichen und energischen Sorgfalt des Kaiser's vorbereiteten Entwicklungen in den innern Zuständen Rußland's, die Maßregeln zur Entfaltung der innern Hülfsmittel des ungeheueren Reiches, die durchgreifenden Verbesserungen in allen Zweigen der Staatsverwaltung, die gründliche Ausrottung so vieler, tief eingewurzelter Mißbräuche, die Feststellung einer strengen Ordnung im Staatshaushalte, die kraftvolle Regelung der verworrenen Rechtspflege u. s. w., kurz: die herkulische Reinigung eines säuberungsbedürftigen Augiasstalles sah der Fürst noch an seinen Blicken vorüberziehen und er mußte sich sagen, daß ein neuer Tag für Rußland's Zukunft angebrochen. Aber auch nach Außen hin machte sich Rußland's neue Machtentwicklung bereits bemerkbar und sein in fühlbarer Progression steigender, bald entschieden maßgebender Einfluß auf alle bedeutsamen Fragen der europäischen Politik, in erster Linie aber auf die orientalischen Angelegenheiten überhaupt, konnte keinem nur einigermaßen politisch geübten Blicke verborgen bleiben. Namentlich war die schwebende griechische Frage zu Anfang des Jahres 1826 in eine neue Phase der Entwicklung getreten und ehe noch der Fürst St. Petersburg verließ, hatte der Vertrag von Akjerman über die künftigen Verhältnisse der Donauländer entschieden. Das eben waren bereits unverkennbare Prämissen zu kommenden Ereignissen, die sich mit dem Vertrage vom 6ten Juli 1827 ihrer Katastrophe näherten, deren ersten Akt die Schlacht von Navarin bildete. Obgleich die Kunde von diesen Ereignissen den Fürsten bereits auf einem ganz entgegengesetzten Punkte von Rußland fand, so lag ihm das Verständniß des Geschehenen nahe genug und Zukünftiges war ihm in keine zu ferne Perspektive gerückt. Wie mochte wohl der Fürst die Phrase „vom russischen Colosse auf thönernen Füßen,“ diese von heimlicher Furcht eingegebene und feigherziger Prahlerei ausgesprochene banale Phrase des Radikalismus von anno 1848 im Innern belächelt haben! Er hatte sich die Füße dieses Colosses gerade in dem Augenblicke seines

gewaltigen Ausschreitens etwas in der Nähe besehen und konnte wohl Genaueres darüber sagen.

Wie bereits erwähnt, verließ der Fürst St. Petersburg im October 1826, nicht ohne früher noch einen auszeichnenden Beweis kaiserlichen Wohlwollens, den Wladimirorden IV. Classe, erhalten zu haben. Die Rückreise über Galizien führte den Fürsten nach Lemberg, wo ihm die Freude wurde, mit seiner Schwester Bertha, Gemahlin des Fürsten August Longin zu Lobkowitz, damaligen Gouverneur's von Galizien, nach mehrjähriger Trennung ein frohes Wiedersehen zu feyern. Demselben Zwecke war nach seinem Eintreffen in Wien eine Besuchsreise nach Böhmen gewidmet, die ihn ein paar glückliche, lang vermißte Tage im Familienkreise auf dem fürstlichen Schlosse Frauenberg genießen ließ. Aber leider nur einige wenige Tage, denn schon am 1ten November riß er sich wieder aus den Armen der Seinigen und bereits am 8ten November sehen wir ihn mit diplomatischen Aufträgen den beiden Weltstädten an der Seine und Themse zueilen, um sich in der letzteren der außerordentlichen Sendung an den Hof von Rio de Janeiro anzuschließen, womit damals der Baron von Neumann von London aus betraut worden. So wurde der Fürst binnen wenigen Monaten auf den Fittigen geschäftlicher Eile nicht nur vom äußersten Nordosten Europa's nach dem fernen Westen des Welttheils, sondern sogar über den Ocean nach dem Süden der andern Hemisphäre getragen, um die Bezeichnung eines officiellen Weltreisenden zu rechtfertigen. Welche Fülle von Anschauungen, welcher Wechsel von Eindrücken und welche Erweiterung des geographischen und politischen Gesichtskreises für den Welt- und Staatsmann! Bekanntlich sind über den eigentlichen Zweck jener brasilianischen Sendung keine näheren Andeutungen in die Oeffentlichkeit gedrungen, wohl aus dem Grunde, weil sie mit den damaligen Verwickelungen auf der pyrenäischen Halbinsel und mit den conservativen Grundsätzen der dabei zunächst interessirten Cabinete Europa's, mit fast alleiniger Ausnahme England's im entgegengesetzten Sinne, im wesentlichen Zusammenhange stand. Man wird sich der Ereignisse aus

den Jahren 1824 und 1825 sowohl in Spanien, als in Portugal, besonders aber im letzteren Lande, des wechselreichen Kampfes des Conservatismus und Liberalismus, dieser bitteren Frucht der Revolution aus den ersten zwanziger Jahren, der Palastrevolution in Lissabon vom Jahre 1824 und des nachherigen Unterliegens Dom Miguel's, sowie des nachgerade übermächtig gewordenen brittischen Einflusses erinnern. Man wird sich den, eben durch die vom letzteren in Bewegung gesetzten Hebel und durch die an gewisse Vorgänge in unseren Tagen lebhaft gemahnenden Umtriebe der Canning'schen Politik bewirkten Sieg des Constitutionalismus in Portugal und Brasilien, den Abfall des letzteren vom Mutterlande und die Sendung des Sir Charles Stuart nach Rio Janeiro, welche zu Ende 1825 die förmliche Unabhängigkeitserklärung Brasilien's zur Folge hatte, in's Gedächtniß zurückrufen und der Protestationen der alliirten conservativen Mächte gegen die Tendenzen der englischen Politik im Laufe des Jahres 1825, sowie des Umstandes nicht vergessen, daß Dom Miguel fern vom Vaterlande der endlichen Entscheidung der Dinge im letzteren entgegenharrte. Noch weniger darf man die eigentliche Krisis übersehen, in welche die portugisischen Verwicklungen bald nach dem Beginne des Jahres 1826 getreten. Das Signal zu neuen Verwirrungen und Zerwürfnissen hatte der am 10ten März 1826 ohne Bestimmungen über die Succession erfolgte Tod des alten Königs Johann VI. gegeben. Sofort zerfiel das Land in zwei scharf von einander geschiedene Parteien: die Absolutos, welche den erledigten Thron für Dom Miguel, und die Liberalen, die denselben für Dom Pedro, nunmehrigen Kaiser von Brasilien, in Anspruch nahmen, trotzdem, daß ein geheimer Zusatzartikel zu dem Vertrage über Brasilien's Selbständigkeit die Vereinigung beider Kronen auf einem Haupte verwehrte. Nun griff zwar Dom Pedro für seine Person nicht nach Portugal's Krone, aber verfügte über dieselbe zu Gunsten seiner siebenjährigen Tochter Donna Maria da Gloria, zu deren künftigem Gemahl er zugleich seinen jüngeren Bruder Dom Miguel ausersah. Gleichzeitig beschenkte er Portugal mit einer ungemein freisinnigen

Constitution, deren Existenz für das benachbarte Spanien nicht gleichgültig seyn konnte. Unter diesen Umständen brach in Portugal der Bürgerkrieg aus und immer zahlreichere Anhänger schaarten sich um die nun auch von Spanien aus unterstützte Fahne der Miguelisten, für welche der Marquis von Chaves, Graf Amarante, Marquis von Abrantes, Silveira und Souza den Kampf organisirten. Da ging Canning, die Sache der Gegenpartei begünstigend, nach Paris, um durch das dortige Cabinet auf das spanische und die übrigen Continentalmächte in seinem Sinne zu wirken. In der That waren auch seine Bemühungen nicht ohne Erfolg und selbst Dom Miguel beschwor in Wien die neue Constitution. Indessen währte der Kampf auf portugisischem Boden mit geringen Unterbrechungen und abwechselndem Erfolge fort, bis die Sache der Miguelisten von Spanien aus um die Mitte Novembers plötzlich einen neuen Aufschwung nahm, die Besatzungen der meisten Festungen und die Bevölkerung mehrerer Provinzen sich für dieselbe erklärten. Schon war auch Almeida gefallen, schon zitterte Oporto und hatte sich Bestürzung der Constitutionellen in Lissabon bemächtigt: da war es wiederum Canning, der seinen Schützlingen als rettender Deus ex machina erschien. In diese Zeit nun und mitten in diese Conflikte fällt jene außerordentliche Mission nach Rio Janeiro, als deren Theilnehmer wir auch den Fürsten Felix erblicken. Möglich übrigens und sogar wahrscheinlich, daß auch besondere Familienaufträge mit einen Theil der Aufgabe dieser Sendung bildeten, denn, wie bekannt, theilte damals den neu errichteten Thron Brasilien's Oesterreich's Kaisertochter Leopoldine*) mit ihrem Gemahle Dom Pedro I., und Länder und Meere lagen zwischen diesem fernen Herrschersitze und der geliebten, unvergeßlichen Heimat. Der lang entbehrte Anblick von Landsleuten würde der erlauchten Oesterreicherin das Vaterland wieder vergegenwärtigt und

---

*) Leopoldine (Carolina Josepha), Tochter des Kaiser's Franz I. aus dessen zweiter Ehe mit Maria Theresia, königl. Princessin beider Sicilien; geb. 22ten Jänner 1797, seit 1817 vermählt mit Dom Pedro I., Herzog zu Braganza, nachmals Kaiser von Brasilien; gest. 11ten Dezember 1826.

in das stille Heimweh der Seele erquickende Tropfen heiteren Trostes geträufelt haben. Leider hatte es das Geschick in dieser Beziehung anders beschlossen und diese Aufgabe der Sendung sollte nicht mehr zum Vollzuge gelangen; denn ehe noch die Gesandtschaft ihr transatlantisches Reiseziel erreichte, war bereits jenes zarte Frauenleben unter dem sengenden Strahl der fremden Zone verwelkt und gebrochen. (Am 11ten Dezember 1826.)

Am 21ten Dezember hatten sich unsere Reisenden, zu denen auch der Graf von Fries gehörte, in Portsmouth eingeschifft und bereits am 30ten Dezember Madeira erreicht. Ueber einige bemerkenswerthe Details dieser Fahrt bis zur Wiedereinschiffung in Madeira nach Rio Janeiro brachte der „Oesterreich'sche Beobachter" Nr. 71 vom 12ten März 1827 einen halbofficiellen Bericht, den wir hier der Erinnerung wieder vorführen zu dürfen glauben. „Nachrichten aus Madeira vom 3ten Jänner (über London) zufolge" — heißt es dort — „war die königl. großbritannische Fregatte Forte, Capitain Caghlan, an deren Bord sich der mit einer außerordentlichen Sendung nach Brasilien beauftragte kais. Oester. Botschaftsrath Hr. v. Neumann befindet, am obgedachten Tage im Begriff, ihre Fahrt nach Rio-de-Janeiro fortzusetzen. Hr. von Neumann und seine Reisegefährten, Fürst Felix zu Schwarzenberg und Graf von Fries, waren in Portsmouth, wohin der k. k. Bothschafter am Londoner Hofe, Fürst Paul Esterhazy, sie begleitet, und wo sich zufällig gerade auch der erste Lord der Admiralität, Viscount Melville, während ihrer Anwesenheit befunden hatte, auf das Ausgezeichnetste empfangen und bewirthet worden. Der Admiral Sir George Martin ließ sie an dem zur Abfahrt bestimmten Tage (21ten Dezember) auf seiner Yacht an Bord der von der königl. großbritannischen Regierung zu ihrer Ueberfahrt eigens ausgerüsteten Fregatte Forte führen, auf welcher die Oester. Flagge neben der brittischen wehte und wo Hr. von Neumann von dem Capitain, den Officieren und Marinesoldaten in Parade und mit einer Salve von 15 Kanonenschüssen empfangen wurde. — Am 30ten Dezember erreichte die Fregatte Madeira. Ein von der Rhede

von Funchal, der Hauptstadt dieser Insel, vom 3ten Jänner datirtes Schreiben enthält Folgendes über die Auszeichnung, mit welcher die Oesterreich'schen Reisenden auch von den dortigen portugisischen Behörden empfangen wurden: „Unsere Fahrt bis hierher ging sehr glücklich von Statten. Wir gingen am 30ten Dezember auf der Rhede von Funchal vor Anker. Hr. von Neumann war mit einem Empfehlungsschreiben des königl. portugisischen Gesandten am Londoner Hofe, Marquis von Palmela, an den Gouverneur von Madeira, Dom Manoel de Castroe Portugal, versehen, welches er ihm, da die Reisenden die Nacht über an Bord bleiben wollten, sogleich zuschickte und ihn fragen ließ, wann er ihm am folgenden Tage aufwarten könne. Der Gouverneur schickte noch am selben Abend einen seiner Adjutanten an Bord der „Forte," um Hrn. von Neumann zu bewillkommnen und sich entschuldigen zu lassen, daß das Herkommen ihm nicht erlaube, sich selbst an Bord eines fremden Fahrzeuges zu verfügen, mit dem Beisatze: daß er ihn am folgenden Morgen zu jeder ihm beliebigen Stunde mit Vergnügen erwarte. Beim Einlaufen in den Hafen von Funchal salutirte die „Forte" mit 15 Kanonenschüssen, die von dem Fort mit einer gleichen Anzahl erwiedert wurden, und als Hr. Neumann an's Land stieg, erfolgte abermals eine Salve von 15 Kanonenschüssen. Der Gouverneur, von seinem ganzen Generalstabe begleitet, war ihm an's Ufer entgegengekommen und führte ihn in seinen Palast, vor welchem die ganze Besatzung unter Gewehr stand und wo Hr. von Neumann mit klingendem Spiele und einer abermaligen Salve von der Festung empfangen wurde. Kaum war Hr. von Neumann in seine Wohnung zurückgekehrt, als eine Ehrenwache, die er jedoch ablehnte, und bald darauf der Gouverneur selbst erschien, um den Besuch zu erwiedern. Auch der Bischof von Funchal, Msgr. Joao Bernardino de Brito, machte Hrn. von Neumann einen Besuch. Am Neujahrstage war große Tafel beim Gouverneur, welcher die Gesundheit Sr. Maj. des Kaiser's von Oesterreich ausbrachte, ein Toast, der von allen Anwesenden mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Der Gouverneur hatte eine Wohnung für die

Oesterreich'schen Reisenden in seinem Palaste bereiten lassen; eine Ehre, welche sie jedoch ablehnten und ihr Absteigequartier bei dem Oester. Consul, Hrn. Gordon, nahmen. Auch der engl. Consul, an den Hr. von Neumann von dem Staatssecretaire Sr. großbritannischen Majestät für die auswärtigen Angelegenheiten, Hrn. Canning, auf's Angelegentlichste empfohlen war, hatte ihm angetragen, in seinem Hause zu wohnen. — Wir sind bereits wieder am Bord der „Forte," welche hier frisches Wasser und Lebensmittel eingenommen hat, und werden heute noch unsere Fahrt nach Rio fortsetzen, wo wir, wenn der Wind günstig ist, in 30 Tagen einzutreffen hoffen. — Als Hr. von Neumann vom Lande an Bord der Fregatte zurückkehrte, wehte wieder die österreich'sche Flagge neben der englischen und er wurde mit denselben Ehrenbezeugungen, wie bei der Einschiffung in Portsmouth, empfangen." So weit der Oesterreich'sche Beobachter, als damaliges Organ der kais. Oesterreich'schen Staatskanzelei. Zwar sind es, im Grunde genommen, nur Courtoisiepunkte, um welche sich der halbofficielle Bericht dreht, indessen gewähren sie doch einen unterrichtenden Rückblick auf die wechselseitigen Beziehungen im internationalen Verkehre, besonders auf die ostensibeln Beweise höflicher Aufmerksamkeit von Seite England's gerade zu einer Zeit, wo Canning's energische, aber auch selbstsüchtige Politik alle Minen zu Gunsten des Constitutionalismus auf der pyrenäischen Halbinsel, zumahl in Portugal, springen ließ, eine englische Intervention zum Schutze jener sogenannten „volksthümlichen" Institutionen eben stattgefunden hatte, und Canning's fulminante Rede im Parlamente (am 12ten Dezember 1826) kaum verhallt war, in welcher er, den Staatsmann über den Parteichorageten vergessend und von leidenschaftlicher Hitze getrieben, im Namen des europäischen Liberalismus dem conservativen Principe der continentalen Mächte den Fehdehandschuh hinwarf, durch die Fervescenz seiner rhetorischen Dialektik die trunkene Opposition mit sich fortreißend. Nicht ohne Interesse begegnet man in derselben Nummer des Oester. Beobachter's, welche über die außerordentliche Mission des Oester. Cabinets an den Hof von Rio de

Janeiro eben zunächst in den Angelegenheiten Portugal's berichtet, einer Zusammenstellung von Nachrichten über die Vorgänge auf dem portugisischen Kriegsschauplatze, namentlich über die Operationen des Grafen Villa-Flor an der spanischen Grenze und die Unternehmungen anderer constitutionellen Generale gegen die Miguelistischen Parteigänger, deren Entwaffnung auf spanischem Boden gefordert wurde. Bezeichnend klingen aber am Schlusse jener kriegerischen Novitäten die verschiedenen englischen Blättern entnommenen Nachrichten aus Lissabon über die ungünstige Stimmung des portugisischen Volkes gegen die (ihm aufgedrungene) Constitution, so wie gegen die Engländer. Selbst in der Hauptstadt sprachen sich die Gegner der Constitution unverhohlen aus und es ging sogar das Gerücht von einem Complotte zur Aufwiegelung der Bevölkerung Lissabons, sobald die Engländer nach dem Innern des Landes aufgebrochen seyn würden u. s. w. Dieß also waren die thatsächlichen Vorgänge in Portugal während die großbritannische Fregatte „Forte" Oesterreich's außerordentliche Botschaft nach dem fernen Süden des amerikanischen Continents trug. Einer momentanen Constellation der Politik zufolge sahen sich die conservativen Mächte veranlaßt, der tonangebenden Einmischung England's in die inneren Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel zu gewähren; unerwartete Veränderungen in der Lage der Dinge herbeizuführen, war erst der nächsten Zukunft vorbehalten.

Die Voraussetzung, von günstigen Winden getrieben Rio de Janeiro binnen einem Monate zu erreichen, wurde nicht getäuscht; denn bereits am 22ten Jänner hatten unsere Reisenden den Aequator passirt und am 7ten Februar lief die „Forte" unter dem Donner aller vor Anker liegenden Schiffe im Hafen von Rio de Janeiro ein. Ueber die Einzelnheiten der Reise haben wir wenig zu berichten,*) da unseren

*) Am 19ten Jänner waren die Passagiere der „Forte" Augenzeuge einer Visitation, welcher ein amerikanischer Kauffahrer vom Capitain Coghlan unterzogen wurde. Die Passirung des Aequator's veranlaßte an Bord der „Forte" das übliche Matrosenfest, dem jeder Reisende, der zum erstenmahle über den Aequator hinaus-

Reisenden eben nichts Ungewöhnliches aufstieß und selbst ein obligater Sturm ihnen aus dem Wege gehen zu wollen schien. Der Orkan, von dem sie etwa auf offener See hätten heimgesucht werden können, war ihnen im Rücken geblieben und hatte sich in Portugal verspätet, wo er, wie wir eben gesehen haben, den Himmel mit politischem Gewölke verdüsterte. Eben so wenig bedürfen die Ehren und Auszeichnungen eines glänzenden Empfanges am Hofe Dom Pedro's I. einer ausdrücklichen Erwähnung; sie sind in einem Falle selbstverständlich, wo die Botschaft einer europäischen Großmacht die Gestade eines transatlantischen Staates betrat und, die Schwelle eines befreundeten Hofes überschreitend, in das Bereich einer Etikette gelangte, die auch unter jener fremden Zone ihren traditionellen europäischen Ursprung nicht verläugnete. Ueberdieß legte das eigene Interesse des brasilianischen Hofes, ohne Zweifel den Kernpunkt der diplomatischen Aufgabe jener Sendung bildend, demselben besondere Verpflichtungen einer Courtoisie auf, die in keinem Falle hinter den feststehenden Regeln der feinsten conventionellen Sitte zurückbleiben durfte. Als signifikantes Denkmahl dieser auszeichnenden Aufnahme leuchtete unter den vielen Sternen, die später die Brust des Ministerpräsidenten umschimmerten, das Officierskreuz vom brasilianischen Orden des südlichen Kreuzes hervor, womit der Fürst geschmückt nach Europa zurückkehrte; ein redendes Symbol jenes heh'ren Himmelszeichens, unter dem der Reisende einst im ersten Anlaufe seines Manneslebens persönlich gewandelt, und ein Erinnerungsbild an eine im raschen Zuge vollbrachte halbe Erdumkreisung. (St. Petersburg bis Rio de Janeiro.) Sein Absteigequartier hatte der Fürst bei dem kais. Oesterreichischen Gesandten B. von Marschall genommen, und wer je das wohlthuende und eigenthümlich anmuthende Gefühl kennen gelernt hat, mitten in

---

gelangt, seinen Tribut zu entrichten hat, wenn er sich nicht den handgreiflichen, etwas rohen Matrosenbräuchen unterwerfen will. Der Fürst kaufte sich von der unbequemen Matrosentaufe in salziger Fluth durch eine Zehnpfund=Note los. Dem Opferscheuern steht irgend ein derber Matrosenscherz bevor, wie etwa, in Segeltuch eingehüllt und in's Meer getaucht zu werden, u. dgl.

einer fernen, durch eine ganze Himmelsweite vom Vaterlande getrennten Welt wenigstens ein Fußbreit heimathlichen Bodens, so zu sagen ein „Stück heimischen Daches" zu entdecken, unter dem er sein Haupt bergen kann, wird leicht einen Maßstab für das erquickende Behagen finden, von dem unser Reisender sich in dem Hause eines Landsmannes und Berufsgenossen jenseits des Oceans angeheimelt fühlen mußte. Seinen verhältnißmäßig nur kurzen Aufenthalt in Brasilien's Hauptstadt — im Ganzen von nur **10** Tagen — benutzte der Fürst zu Ausflügen in Rio Janeiro's Umgebungen; allerdings nicht genug, um mit brasilianischen Studien Feuilleton's zu füllen, oder wohl gar einen deutschen Verleger mit einem Reisehandbuch zu beschenken; gleichwohl aber hinreichend zum Empfange bestimmter Eindrücke und Gewinnung charakteristischer Anschauungen von Leben und Sitte, Wesen und Physiognomie unter den beherrschenden Einflüssen eines fremden Himmels. Wie flüchtig und aphoristisch auch diese Intuitionen gewesen, dem scharf beobachtenden Blicke mögen sie doch die interessanteste Seite der Dinge enthüllt haben und für das vergleichende Urtheil sind die Resultate der Wahrnehmung als geistiges Eigenthum unverloren geblieben. Indem wir bereits früher für die Reisen des Fürsten und das äußere, greifbare Ergebniß derselben den Gesichtspunkt festgestellt, haben wir zugleich, so zu sagen, auf das Recht der Klage über den Mangel touristischer Denkwürdigkeiten, pikanter Skizzen u. dgl. verzichtet und dürfen dieser Resignation jetzt, wo uns der Cicerone mitten in der fremden Kaiserresidenz am jenseitigen Gestade der Atlantis im Stiche läßt, nicht untreu werden. In Ansehung seiner Reisen scheint der Fürst sorgfältig Alles vermieden zu haben, was denselben hätte den Beigeschmack herkömmlicher Schreibseligkeit ankleben können, und er begnügte sich, Eindrücke und Anschauungen in der stillen Werkstätte des Geistes und Gemüthes zu inneren Resultaten seiner äußeren Welterfahrung zu verarbeiten. Ueberhaupt dürfte er Reisen und was damit zufällig zusammenhing nur als ein untergeordnetes Accessorium, als bedingtes Mittel zum Zwecke betrachtet und von der Höhe eines Mannes darauf herabgeblickt haben, der die

Formel zur Lösung eines Problem's nicht etwa höher anschlägt, als die Lösung selbst. — So viel uns bekannt, trat der Fürst nach Verfluß der kurzen Aufenthaltsfrist in Rio de Janeiro allein die Rückfahrt nach Europa an. Er hatte sich zu diesem Ende an Bord eines englischen Postschiffes begeben, um so schnell als möglich die englische Küste zu erreichen. Indessen, Wind und Wetter lassen sich nicht gebieten und die Rückreise war dießmal eine sturmumtobte. Dadurch ward die Ankunft in England um ein Beträchtliches verzögert; nichtsdestoweniger lief der Fürst endlich glücklich im Hafen von Falmouth ein. Nach kurzer Rast in London eilte er auf der gewöhnlichen Dover-Calais-Linie dem Festlande zu und gewährte bei seinem Eintreffen in Brüssel seinem dort weilenden Oheim Herzog von Ahremberg die Freude eines überraschenden Besuches. Ohne sich jedoch längere Ruhe zu gönnen, brach er schon wieder am nächsten Morgen auf, durchflog Belgien und Deutschland und überreichte bereits am 4ten Mai seine Papiere in der Staatskanzlei zu Wien. Nun, nach vollbrachter Aufgabe, zog es ihn aber nach den heimischen Schlössern Böhmen's und nach rasch geschwundenen Monden umfing ihn wieder der liebe, traute Familienkreis im parkumschatteten, von Forellenbächen umrauschten und der Gesangesmuse so heimischen „Rothenhofe." Hier, in lieblicher Naturumgebung, im innigen Verkehr mit theuern Angehörigen, verschönert durch die stillen Freuden und alten süßen Gewohnheiten einer ungestörten Muße: hier, oder nirgends war erquickende Erhohlung von langen Reisestrapatzen zu finden. Ueberdieß sollte dieß wieder für Jahre hinaus der letzte Sommer seyn, dessen er am heimischen Herde froh geworden, denn noch vor Ablauf des Jahres war es ihm vorbehalten, abermals den diplomatischen Wanderstab zu ergreifen und sich mehr zu einer Buß- als Lustfahrt nach dem äußersten Westen Europa's anzuschicken. Um so mehr durfte er sich also eine anticipirte Entschädigung für eine Entsagung gönnen, wofür die Fremde wohl buntwechselnde Zerstreuungen, aber keinen ausgleichenden Ersatz zu bieten vermochte. Im ahnenden Vorgefühle des Kommenden verweilte der Fürst bis zum Spätherbste in der Mitte der Seinen und begab

sich Anfangs November nach Wien, um hier seiner neuen Bestimmung entgegenzusehen. Diese ließ denn nun auch nicht lange auf sich warten. Dießmahl lautete die Ordre auf ein in der Mitte der zuletzt zurückgelegten Tour liegendes Reiseziel: nach Madrid und Lissabon, und die Verhältnisse hatten sich so gestaltet, daß der Aufbruch keinen Verzug litt. Als wahrscheinliche Folge der kurz vorhergegangenen Oesterreichischen Mission nach Brasilien war für die Angelegenheiten des noch immer in Wien weilenden Dom Miguel in so fern eine günstige Wendung eingetreten, als sich Dom Pedro bereits am 5ten Juli 1827, also noch vor dem in vieler Hinsicht so entscheidungsvollen Tode Canning's, veranlaßt fand, seinen Bruder Dom Miguel im Namen Donna Maria's da Gloria zum Regenten von Portugal zu ernennen, allerdings unter Voraussetzung der Aufrechterhaltung der diesem Lande verliehenen Constitution. Schon im October hierauf hatte sich Dom Miguel von Wien aus zur Annahme der ihm angebotenen Stellung und zur Erfüllung der daran geknüpften Bedingungen bereit erklärt und es galt nun, auf Grundlage der vorangegangenen diplomatischen Verhandlungen, und da Oesterreich die Garantie für die Erledigung der formellen Vorfragen übernommen zu haben scheint, letzterer Seits den neuen Regenten sowohl in seinen Beruf einzuführen, als auch Zeuge der erfüllten Vorbedingung zu seyn. Zu dieser Aufgabe war nun der Fürst ausersehen worden, und unter diesen Umständen war es ihm vorbehalten am Rianzares zu wandeln und das Land der Lusiade durch persönliche Anschauung kennen zu lernen. In Madrid scheint der Fürst nur kurzen Halt gemacht zu haben und für die Beschleunigung seiner Reise spricht die Angabe, er habe sich von Madrid aus, während dem ihn begleitenden Diener die Tour über Sevilla und Cadix nach Lissabon vorgezeichnet wurde, in Gesellschaft eines aufgenommenen Couriers reitend nach Portugal und dessen Hauptstadt begeben. Das war denn nun allerdings nebst der politischen Reise auch zugleich ein Ritt in's romantische Land (ohne Zweifel führte den Fürsten dieser Weg durch die metallreiche Sierra von Estremadura und über Badajoz mitten

in's Herz von Alemtejo); ganz geeignet zur genaueren Kenntniß von Land und Leuten, als auf der breiten Heerstraße gewöhnlicher Touristen. Für seine diplomatischen Zwecke war der Fürst indessen viel zu früh in Lissabon eingetroffen, denn Dom Miguel, dessen Ankunft der Fürst in Portugal's Hauptstadt abzuwarten hatte, war von Wien aus vorläufig nach London gegangen und sein Eintreffen in Lissabon verzögerte sich von Woche zu Woche. Dadurch gewann der Fürst allerdings mehr als genügende Muße zur vertrauteren Bekanntschaft mit den politischen Zuständen und Verhältnissen Portugal's, zunächst mit dem Parteigetriebe in der Hauptstadt selbst. Bereits geraume Zeit vor der Ankunft Dom Miguel's im Vaterlande hatte sich eine bedeutende Bewegung im anticonstitutionellen Sinne kund gegeben, und dieß nicht etwa in der Masse der Bevölkerung allein, wo allerdings Dom Miguel, zumahl unter den Provinzbewohnern, die meisten Anhänger zählte, sondern am Sitze der Regierung selbst und in deren oberster Sphäre. Die vorwurfsvolle Klage, den miguelistisch gesinnten Absolutos sei es endlich gelungen, sogar die Infantin-Regentin Isabella für ihre freiheitsfeindlichen Pläne zu gewinnen, so zwar, daß die freisinnigen Minister entlassen, die Presse unterdrückt, die constitutionell gesinnten Beamten entfernt worden, u. dgl.; diese Klage ist eine jetzt noch immer im Munde der Schriftsteller des Liberalismus geläufige und es wird hervorgehoben, wie vorbereitet Dom Miguel den Boden für sein Erscheinen und seine weiteren Entwürfe gefunden. Wie sehr sich übrigens auch diese Darstellungen bemühen, die liberale, oder sogenannte constitutionelle Partei als eine ecclesia pressa und im Zustande der Nothwehr erscheinen zu lassen, so können sie doch nicht umhin einzugestehen, daß es Dom Miguel trotz seiner schwer verurtheilten Willkürmaßregeln nicht gelungen, die zähe Widerstandkraft jener Partei zu brechen, so wie sie denn auch vergessen, daß ihrer eignen Sachentwicklung zufolge eben diese Partei seit den revolutionären Erschütterungen der pyrenäischen Halbinsel in einer präpotenten; dominirenden Rolle von vornherein den Schauplatz für sich in Anspruch nimmt und in ihrem Kampfe mit dem An-

ticonstitutionalismus weit mehr den Eindruck eines nicht Raum geben wollenden Autokraten, als eines um seine Existenz ringenden Unterdrückten macht. Ueberhaupt ist es eine eigene Sache um diesen Kampf, zumahl in Ländern wie jene hinter den Pyrenäen, wo den alten gegebenen Verhältnissen, dem historisch Gewordenen und dem Nationalcharakter gegenüber die Zumuthung der Liberalen: „Ote toi que je m'y mette" denn doch an das Tragikomische streift. Die Herolde des „vorgeschrittenen Völkerbewußtseyn's" können gar nicht begreifen, wie vor ihren modernen politischen Zauberformeln nicht augenblicklich alle historischen Zugbrücken fallen und das sogenannte Alte sich nicht sofort auf Gnade und Ungnade ergibt, es nimmt sie Wunder, wie „die Sprödigkeit der Naturgewalten, welchen bisher der Geist der Nationen unterthan gewesen, dem Streben: die äußere Wirklichkeit mit dem weiter vorgeschrittenen Bewußtseyn der Völker (?) in Einklang zu bringen, das Irrationale im Staatsleben aufzuheben u. s. w. einen unerwarteten Widerstand entgegenstellen könne," und die Klage wird angestimmt: „die Verkettung der Wirklichkeit mit geschichtlichen Potenzen, die trotz aller Stürme dennoch ihre Macht noch nicht völlig verloren haben, habe den freien Fluß des Zeitgeistes gehemmt. Die Revolution mußte im glücklichsten Falle mit den bestehenden Zuständen capituliren, sich in Halbheiten herumwerfen, oder wohl gar, wie in Deutschland und Italien, unverrichteter Sache wieder in das Dunkel des Bewußtseyns zurückkehren, um einem günstigen Augenblicke entgegenzuharren." — Litten diese Parteistimmführer nicht an dem Grundübel maßloser Verblendung über wahres Völkerglück und echte Nationalwohlfahrt, wären sie einer unbefangenen und klaren Anschauung fähig, so würden sie sich über die Widersprüche, in die sie sich selbst verstricken, nicht länger täuschen und vor dem Wesen der Dinge, hochtönenden Phrasen zu liebe, nicht die Augen verschließen. Denn: „spröde, den Geist der Nationen beherrschende Naturgewalten" anerkennen, und dennoch vom „vorgeschrittenen Bewußtseyn der Völker" sprechen, „die Verkettung der Wirklichkeit mit geschichtlichen, allen Stürmen trotzenden Potenzen"

zugeben, und dennoch vom Zeitgeiste radotiren, heißt doch wahrlich sich in seltsamen Widersprüchen verfangen und vor lauter revolutionairem Phrasendunst, der das „Dunkel des Bewußtseyn's" charakterisirt, dem er entstiegen, die historische Berechtigung der Wirklichkeit und den von ihr auf dem Wege naturgemäßer Evolution (und nicht rationalistischen Revolution) vorgezeichneten Fortschritt ganz und gar übersehen. Wenn diese Herren bei jeder Gelegenheit den Zeitgeist citiren, so ist es eben nur der Herren Geist, deren jeder sich mindestens zu einem Solon oder Lykurg, wenn schon nicht zu einem Moses, berufen glaubt. Die Anwendung des Gesagten auf die Länder und Völker der pyrenäischen Halbinsel ist wohl nicht schwer zu finden, zumahl für jene Zeit, wo das Geschick den Fürsten in das Vaterland des Calderon und Camoens geführt und der zerklüftete Boden noch überall die frischen Spuren der Revolution aufzuweisen hatte. Wie gesagt, der Fürst fand während eines unfreiwillig verlängerten Aufenthaltes Muße und Gelegenheit, das Parteigetriebe aus unmittelbarer Anschauung an Ort und Stelle zu studiren, und da es gerade damals an tumultuarischen Auftritten in Lissabon nicht fehlte, so waren ihm die Improvisationen des „Zeitgeistes" nahe genug gerückt. Selbst die Person des Fürsten sollte dabei nicht aus dem Spiele bleiben, um doch auch mit dem „süßen Pöbel" von Lissabon nähere Bekanntschaft zu machen. Der Fürst wurde nämlich in Lissabon mit Steinen beworfen, eine Aufmerksamkeit, deren sich übrigens mancher große Mann zu erfreuen hatte, so unter Anderen z. B. Wellington, dem mitunter noch Schlimmeres widerfuhr von Seite eben derselben Landsleute, die sich jetzt an seinem Sarge zu Tode drängten. Was man sich übrigens im eigenen Vaterlande gefallen lassen mag, dafür gibt es im Auslande einen anderen Maßstab der Beurtheilung, und zur doppelten Beleidigung wird eine rohe Antastung des Gastes, der als friedlicher Sendbote eines fremden, Achtung gebietenden Staates in den Mauern weilt und als Repräsentant des letzteren auf die Heilighaltung persönlicher Unverletzlichkeit und jener traditionellen Rücksichten Anspruch machen darf, die im internationalen Verkehre zu den

Grundbedingungen vollständiger Gegenseitigkeit gehören. Aber die Zeiten entfesselter Parteileidenschaften, revolutionärer Begriffsverwirrung und zerrissener gesellschaftlicher Bande kennen kein Gebot der Sitte, keine noch so ehrwürdige Rücksicht, und Schranken scheinen überhaupt nur vorhanden zu seyn, um verhöhnt und frevelnd durchbrochen zu werden. Von welcher Seite eigentlich dem Fürsten die Ehre jener Straßendemonstration zu Theil geworden, scheint nachgerade keiner scrupulösen Erörterung unterzogen worden zu seyn; genug, es war einer jener Pöbelexcesse, wie deren die ganze neuere Geschichte so viele aufzuweisen hat und wo dem Beleidigten kaum eine andere Genugthuung wird, als höchstens ein „aufrichtiges Bedauern" der betreffenden Regierung, besonders wenn sie sich ihrer Ohnmacht bewußt ist, oder im schlimmeren Falle die moralische Verantwortung für gewisse „bedauerliche" Vorfälle zu tragen hat. Exempla sunt odiosa. In späteren Zeiten und an anderer Stelle unter ganz besonderen Umständen hat der Fürst ein Beispiel statuirt, wie dergleichen „bedauerliche" Vorfälle mit Nachdruck und Würde zurückzuweisen sind, um sowohl die Ehre des beleidigten Staates zu wahren, als auch der betreffenden Regierung durch einfache Hinweisung auf den Weg der Pflicht einen mahnenden Fingerzeig zu geben. Wenn übrigens die liberale Partei und ihre Geschichte schreibenden Wortführer die Anhänger Dom Miguel's nur in den niedern Volksschichten, oder geradezu nur im Pöbel, die constitutionell Gesinnten hingegen fast ausschließlich in den gebildeten Sphären und den Reihen der Intelligenz suchen, wenn zudem Oesterreich in den Augen jener Partei als damaliger Verfechter des Absolutismus auf der pyrenäischen Halbinsel gilt und jene Mission des Fürsten zu Schwarzenberg demzufolge gewissermaßen die Inthronisirung des absoluten Princips zum Zwecke hatte; so entsteht billig die Frage: wie läßt sich jener von unten aufschäumende Exceß erklären und war er nicht, widerspruchsvoll genug, eine gegen sich selbst gekehrte Waffe? Oder sollte jene so gefeierte constitutionelle Elite doch nicht als eine so ganz ausnahmslose Regel aufzufassen seyn und, wie jede Partei, gleichwohl auch ihren nicht abzu-

schüttelnden Troß in Gefolge gehabt haben? Jedenfalls befinden sich die Ankläger der damaligen Politik der sogenannten „absoluten" Mächte, Oesterreich voran, in der Alternative, entweder diese Supposition zuzugeben, oder die ernstliche Absicht des Oesterreich'schen Cabinets zuzugestehen, das Interesse Dom Miguel's nur auf Grundlage der von Dom Pedro stipulirten Bedingungen zu unterstützen und demzufolge dem von absolutistischer Seite bearbeiteten Pöbel Lissabon's Veranlassung zu jener Ausschreitung gegeben zu haben. Im letzteren Falle schwinden dann begreiflicherweise die Incriminationen gegen die Oesterreich'sche Politik als Mitschuldige der späteren Miguelistischen Maßregeln.

Endlich nach langem Harren kam Dom Miguel am 22ten Februar 1828 in Lissabon an und legte am 26ten Februar d. J. den Eid auf die Verfassung vor den versammelten Kortes ab. Hiermit hatte die Mission des Fürsten Felix in Portugal ihren Zweck erreicht und der Fürst verließ ein Land, dessen Zustände jedenfalls keine erquicklichen Eindrücke in seiner Erinnerung zurückgelassen haben konnten und dessen Zukunft ihm in dem Spiegel der damals gewonnenen Anschauungen keineswegs im heiteren Lichte erscheinen mußte. Wenn gleich in der nächsten Folgezeit dem eigentlichen Schauplatze der Ereignisse auf der pyrenäischen Halbinsel fern gerückt, so hatte er sie doch nicht aus seinem politischen Gesichtskreise verloren und er war nachgerade geraume Zeit über nahe genug der Quelle jener gewaltigen Einflüsse auf die Geschichte Spanien's und Portugal's, um als ruhiger Beobachter sowohl die Nachwirkungen der in jüngstvergangener Zeit von Außen gegebenen Impulse in ihrer nachmahligen Entwickelung wahrnehmen, als auch, ein richtiges Verständniß für die Tragweite des einmahl gegebenen Anstoßes besitzend, sichere Schlüsse auf eine weitere Gestaltung der Verhältnisse nach Maßgabe der fortwirkenden ursprünglichen Elemente ziehen zu können. Die wechselvollen und düsteren Geschicke, welche die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel in der nachcanning'schen Periode aufzuweisen hat: auf wessen Rechnung sind sie zunächst zu schreiben? Auf jene der Strebungen der conservativen Mächte, oder der tonangebenden Einflüsse einer Politik,

welche nicht erst in neuester Zeit die Maske fallen zu lassen brauchte, um in ihrer eigentlichen und wahren Gestalt erkannt zu werden und die namentlich seit 1834, dem Schöpfungsjahre der so provocirenden und die pyrenäische Halbinsel im Schlepptau mit sich fortreißenden Quadruppelalliance, mit unverhüllter Devise das Ziel ihrer nächsten Tendenzen mehr als angedeutet hat: die Spaltung Europa's in zwei feindselige Lager und einen ebenso hartnäckigen Kampf der Interessen als gefährlichen Krieg der Principien?

Es war nachgerade zur Mode, oder, um es beim wahren Namen zu nennen, zur planmäßigen Taktik der schlauen und die Geschichte zur Dienstmagd ihrer Parteizwecke herabwürdigenden Vorkämpfer des Liberalismus geworden, alles nachmahlige Beginnen Dom Miguel's den conservativen Großmächten in's Gewissen zu schieben und dieselben, wo nicht geradezu als Anstifter, so doch als Mitwisser und Mitschuldige des Genannten hinzustellen, als ob nicht Jedermann für sein eigenes Thun und Lassen allein verantwortlich wäre und als ob Dom Miguel für sein Gebahren im eigenen Lande eines Vormunds, oder vielmehr eines politischen Souffleurs bedurft hätte. Man liebt es, jenen Prinzen als „wahnsinnigen Tyrannen" zu mahlen und, um das Grauenhafte seiner Erscheinung möglichst zu potenziren, ihn unter einen gewissen „dämonischen Einfluß" zu stellen. Dabei verfehlt man denn auch nicht, den conservativen Mächten eine Art von Mephisto- oder Robert-le-Diable-Rolle zuzutheilen, um dem Ungeheuerlichen eine erklärende Folie zu unterschieben. Es liegt Methode in diesem Verfahren. Was Dom Miguel war, mußte er durch das böse Princip als causamovens werden, dem er sich verschrieben, und ähnliche Wirkungen stehen überall in Aussicht, wo sich dieses Princip in Permanenz erklärt: dahin zielt die Logik jener Geschichte treibenden Machinatoren. Also Krieg und Vernichtung allem Conservatismus, wo er zu treffen! Hingegen sind Rettung, Heil und Glück nur im Liberalismus zu finden, dessen Helden und Märtyrer insgesammt im Glorienscheine der Geschichte leuchten, und es darf nicht Wunder nehmen, das Prototyp des reinsten Liberalismus — Canning — unter die

Zahl der Heiligen versetzt zu sehen, da England nun einmahl überhaupt das Himmelreich der Freiheit ist. Wenn Portugal's Geschichtsblätter aus dem zweiten und dritten Dezennium des laufenden Jahrhunderts allerdings nicht vom rosenfarbenen Lichte politischer Glückseligkeit widerstrahlen: wem ist es zunächst zu danken? Ist man in der That so schwach in der logischen Combination geschichtlicher Thatsachen und in der Zurückführung sichtbarer Wirkungen auf offenkundige Ursachen, oder hält man sich dessen für überhoben, daß man vergißt, wie eine übermäßige Aktion, die den gesellschaftlichen Zustand in eine wirbelnde Bewegung versetzt und die staatliche Basis zerrüttet, naturgemäß zu einer ebenso mächtigen und unter Umständen gewaltthätigen Reaktion hintreibt, daß ein Extrem das andere hervorruft und am Ende die Grenzen der Mäßigung und Gerechtigkeit nach beiden Seiten hin weit überschritten werden? Je weiter man entfernt ist, Dom Miguel als vollkommenen Repräsentanten des wahren Conservatismus gelten zu lassen, desto begreiflicher wird man finden, daß ein leidenschaftlicher Charakter, einerseits von einem bestimmten Dogma und dessen Bekennern getragen, andererseits von einer ruhelosen und aggressiv verfahrenden Opposition unaufhörlich gestachelt, endlich alle Schranken der Mäßigung durchbricht und mit grimmigem Ungestüm auf den Gegner eindringt, sobald Grundsätze zum Feldgeschrei werden und Parteieifer in Parteiwuth umschlägt. Die Geschichte ist nicht arm an Beispielen dieser Art, und haben wir nicht mit eigenen Augen gesehen, wohin die Männer des unbedingtesten Fortschrittes, die unermüdlichsten Ankläger der Reaktion am Ende selbst gelangten und wie wenig sie sich scheuten, Angesichts der Welt im Interesse der eigenen Partei selbst von dem verurtheilten Axiom: „der Zweck heiligt das Mittel," in der Regel den heillosesten Gebrauch zu machen? Ja, gehört die so oft in der destruktiven Presse und von der parlamentarischen Rednerbühne aus vernommene Berufung auf die hinter den Volksrepräsentanten stehenden Massen und die thatsächliche Entfesselung aller blinden Leidenschaften der letzteren nicht zu den speziellen Erfahrungen unserer Tage, und wurden namentlich die sogenannten

„Altliberalen," diese ohnmächtigen Zauberlehrlinge gegenüber den losgelassenen Geistern, nicht von den Neuliberalen, oder Demokraten von Extraktion, diese aber selbst wieder von den tollsten Ausschweifungen unbändiger Pöbelexcesse überholt und ihre theoretischen Zauberformeln zu Schanden gemacht? Und solchen schwindelnden Exaltationen, solchen ziellosen Ueberstürzungen, dieser Ecrasirung einer Partei durch die andere gegenüber, wodurch nicht nur jede Autorität untergraben, sondern nachgerade jedes geordnete Regiment unmöglich geworden, wundert man sich noch über die äußersten Kraftanstrengungen auf conservativer Seite zur Aufrechthaltung eines Princips, dem Zeit, Geschichte, Recht, Vernunft und Nothwendigkeit das Wort reden und das kein Staatsmann verleugnen kann, wenn er nicht die Grundbedingungen des gesellschaftlichen Zustandes in Frage stellen will? So lange es noch etwas zu erhalten gilt, das älter ist als die moderne Theorie des Gesellschaftsvertrages und seinen Ursprung höher hinaufleitet, als zur illusorischen Allmacht eines vielköpfigen, launenhaften und wankelmüthigen Vollmachtgebers; so lange es ein Palladium zu beschützen gilt, dessen Sturz die Simsone wie die Philister unter den Trümmern der gebrochenen Säulen begräbt; sollte man sich über den Widerstand der conservativen Mächte gegen das Anstürmen der zerstörenden Kräfte füglich nicht wundern, am wenigsten diesen Widerstand als ein Sacrilegium, als Verrath an der Sache der Menschheit kennzeichnen und verurtheilen.

Vergegenwärtigt man sich lebhaft das jahrelange Wirrsal des von Außen, besonders aber von brittischen Einflüssen unterstützten und angefachten Parteitreibens in Portugal, analysirt man mit prüfendem Blicke die innere Natur jener Einflüsse und ihrer Motive und nimmt man wahr, bis zu welchem Grade politischer Dependenz von England's maßgebenden Diktaten Portugal's Verhältnisse bereits gediehen; so dürfte in Dom Miguel's ganzem Verfahren, wenn schon keine zureichende Rechtfertigung, so doch annäherungsweise ein Erklärungsgrund gefunden werden. Man kann begreiflich finden, wie ein unaufhörlicher, bald durch offene Handreichung unterstützter, mei-

stens aber durch verdeckte Machinationen geförderter Widerstand zu immer heftigerer Gegenwirkung aufreizen und eine krampfhaft gesteigerte Reaktion endlich bis zu maßlosen Zornausbrüchen fortreißen könne. Die Theilnahme der conservativen Continentalmächte an den Geschicken der pyrenäischen Halbinsel erklärt sich einfach aus der gesammten europäischen Weltlage, aus der besonders in Spanien und Portugal thätigen Propaganda der englischen Whigpolitik und dem seit Canning's Auftreten offen zur Schau getragenen brittischen Protektorate des gesammten Liberalismus in Europa, hinter dem die entschiedene Revolution geharnischt und gewaffnet in zweiter Linie stand. Waren die Hoffnungen der europäischen Bewegungspartei bereits vor der englischen Intervention in Portugal von 1826 auf 1827 Canning als Zukunfts- und Leitstern zugewendet, so jauchzten sie diesem „politischen Centaur mit dem Torykopfe und dem Whigleibe," wie ihn ein sehr hellsehender Staatsmann treffend bezeichnet, seit jener fulminanten Rede von 1826 mit leidenschaftlicher Ekstase zu. Bekanntlich hatte Canning in jener flammenden Philippika, womit er England's Einmischung in die Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel inaugurirte, dem übrigen conservativen Europa im Namen des gesammten Liberalismus den Fehdehandschuh hingeworfen, insbesondere die heilige Allianz „mit einem allgemeinen Kriege des Liberalismus wider das autokratische Princip bedrohend, wenn jene etwa gesonnen seyn sollte, den Streit anders als nach England's Belieben zu entscheiden." Eine so offene Herausforderung konnte über England's eigentliche Intention um so weniger einen Zweifel übrig lassen, als jene Drohworte zugleich eine bewaffnete Expedition nach Portugal in Gefolge hatten. Nur der Mäßigung und weisen Zurückhaltung der conservativen Cabinete und der damaligen Verwickelung der orientalischen Angelegenheiten war die Verhüthung einer allgemeinen und in ihren Folgen unberechenbaren Conflagration zu verdanken. Aber mit jener incendiarischen Declaration des englischen Ministers war die geisterentflammende Zauberformel gesprochen, die in dem Heerlager des europäischen Liberalismus lauten Widerhall fand und durch die Bele-

bung neuer Hoffnungen zugleich neue Begierden entzündete, die nur des Losungswortes zum schranken- und rücksichtslosen Durchbruche harrten. Seit jener parlamentarischen Philippika hatte England, ganz und gar seinem früheren politischen Brauche zuwider, sich zum Vorkämpfer von Bestrebungen aufgeworfen, die auf seinem eigenen Boden offenbar eine ganz andere historische Bedeutung hatten, als auf dem Continente, und der englische Whigismus war zum Bundesgenossen einer Partei geworden, der zum richtigen Verständnisse des insularen Constitutionalismus England's alle inneren und äußeren Bedingungen, der praktische Ernst und selbst auch die Gewissenhaftigkeit fehlten, den geschichtlichen Voraussetzungen bei der Adoptirung britischer Staatsgrundsätze und politischer Maximen die gebührende Rechnung zu tragen. Mit jener herausfordernden Proclamation einer neuen Politik England's den übrigen Cabineten Europa's gegenüber war der Liberalismus des Festlandes in eine neue Phase der Entwicklung getreten, die Angelegenheiten und Tendenzen desselben hatten einen ostensibeln Protektor gefunden, und da derselbe niemand Geringerer als der englische Leopard selbst, so war der Jubel des Schützling's ein wohl begreiflicher. Nichtsdestoweniger blieb die vorgebliche Solidarität der Interessen von hüben und drüben nur eine scheinbare und der Protegé merkte in seiner Freude nicht, wie theuer er seine Selbständigkeit verkaufte. Wie wäre auch zwischen der cosmopolitischen Ideologie der Getriebenen und dem selbstsüchtigen Realismus der Treibenden ein wohlverstandenes Zusammengehen, eine Uebereinstimmung in Absichten und Zwecken denkbar! Jenes solidarische Zusammenwirken war nur unter Voraussetzung gänzlicher Täuschung und blindgläubiger Hingabe an das Vorgehen des Einen von Seite des Anderen, oder unter Annahme absichtlicher, aber ganz und gar unpatriotischer und antinationaler Selbstverläugnung von Seite dieses Andern um eitler Parteizwecke willen möglich, und leider scheint sich die Wagschale des Urtheils der letzteren Supposition zuzuneigen, wenn man liberale Schriftsteller selbst jetzt noch nach eingestandener Erkenntniß der wahren Tendenzen England's jenen Anschluß des fest-

ländischen Liberalismus rechtfertigen hört. Wenn man nicht umhin kann zu bekennen: „Canning habe bei seinen Proceduren, besonders bei Aufstellung des so illusorischen und eigentlich nur England zu Statten kommenden Nichtinterventionsprincips, nicht aus allgemeinen humanen und philanthropischen Beweggründen gehandelt, er sei nicht minder durch echt englische nationale Motive geleitet worden; der Beschützung anderer Völker gegen freiheitgefährdende Versuche der absoluten Mächte seyen wesentliche Vortheile Englands, vorzugsweise merkantile, zu Grunde gelegen, insbesondere hätte aber der brittische Minister sein Absehen auf die volle Wiederherstellung des politischen Einflusses England's, auf dessen Präponderanz den continentalen Mächten, namentlich dem mit Eifersucht betrachteten Rußland gegenüber, gerichtet;" wenn man sich dieß gesteht, und dennoch diese Politik vom festländischen Standpunkte aus als eine gesunde preist, derselben in einem allgemeinen Kriege den gesammten Liberalismus als Streitgenossen in Aussicht stellt und das dadurch für England gewonnene Fundament als ein unerschütterliches darstellt: so läßt sich die unpatriotische Selbstabtödtung im Interesse eines vielbegehrlichen Gegners kaum weiter treiben und man scheint kaum zu ahnen, welch' ein testimonium paupertatis im Punkte der Gesinnung man sich selber ausstellt. Wie wenig sich Canning selbst über die Tragweite jener Provokation täuschte, beweisen seine eigenen Worte, womit er die hinausgeschleuderte Drohung commentirte. „Ich fürchte zwar den Krieg," bemerkte er, „in einer guten Sache nicht, da ich nicht an der Kraft des Landes, ihn anzufangen, und an den Hilfsquellen, ihn fortzuführen, zweifle. Ich fürchte ihn vielmehr in dem Bewußtseyn der ungeheueren Macht, welche Großbritannien besitzt, die Feindseligkeiten, worin es verwickelt werden kann, zu Folgen zu steigern, deren Betrachtung nur Schaudern erweckt. Es würde ein Krieg von furchtbarem Charakter seyn, ein Krieg nicht bloß zwischen fechtenden Heeren, sondern zwischen fechtenden Meinungen, wobei Großbritannien unter seinem Panier alle unzufriedenen und unruhigen Gei-

ster, alle über den gegenwärtigen Zustand ihrer Länder Mißvergnügten schlagfertig treffen würde. Denn wahrlich! es ist eine Macht vorhanden, die unter England's Führung furchtbarer werden könnte, als irgend eine in der früheren Weltgeschichte in den Kampf gebrachte Macht." Wirft man auf alles seit jener fulminanten Rede im offenen Parlamente bisher Geschehene einen betrachtenden Blick, vergegenwärtigt man sich lebhaft die Phasen, welche seitdem der bereits damals ausgebrochene Meinungskrieg durchlaufen und dringt mit prüfender Seele in den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen ein, so fällt die prophetische Bedeutung jener mit selbstüberhebendem Stolze gesprochenen Worte nur zu grell in die Augen In der That, es bedurfte nie des ganzen Aufwandes der so sehr betonten „ungeheueren" Macht England's, um den bis jetzt fortdauernden Meinungskampf zu entzünden; der sprühende Funke übel gehütheter Worte, in die revolutionäre Pulvertonne geschleudert, genügte, um einen Weltbrand anzufachen; aber um den einmahl entflammten wieder zu löschen und der Welt den ersehnten Frieden wieder zu geben, dazu reicht des stolzen England's ganze Macht, und wäre sie noch ungeheuerer, nicht aus, vielweniger Worte, die im Winde verwehen. Dazu bedarf es eines ebenso einträchtigen und redlichen, als kräftigen Zusammenwirkens aller Mächte, eines treuen Festhaltens an den Fundamentalprincipien der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, eines solidarischen Zusammengehens im Interesse der in ihren Grundvesten bedrohten Gesellschaft; einer weisen und nach allen Seiten hin gerechten, besonders aber den internationalen Beziehungen Rechnung tragenden Gesetzgebung und jener wahrhaft gesunden Politik, die nicht mit berechnender Schlauheit und eitler Schadenfreude darauf ausgeht, auf dem Ruine Anderer das Glücksgebäude vermessener Selbstsucht aufzurichten. Wie wenig England diesen von einer moralischen Nothwendigkeit gebotenen Ansichten entsprochen, ja daß es geradezu das Entgegengesetzte gethan und bis zu welchem Grade es seinen politischen Meinungswiderspruch gesteigert; davon liefert die

Geschichte der jüngsten Zeit nur zu augenscheinliche Beweise. Leider ist es mit jener parlamentarischen Demonstration Canning's nicht bei der bloßen Drohung geblieben; der als Schreckbild an die Wand gemahlte Teufel ist nachgerade thatsächlich zu Fleisch und Blut geworden und hat seitdem wie ein reißendes Ungethüm mit wüstem Geheul den Continent durchrast. Nicht nur „alle unzufriedenen und unruhigen Geister, nicht nur alle mit dem gegenwärtigen Zustand ihrer Länder Mißvergnügten" haben sich unter Großbritannien's Panier versammelt, sondern zugleich auch alle Feinde der socialen Ordnung überhaupt, der Abschaum und Auswurf der europäischen Gesellschaft, alle mit dem Kainszeichen des Verbrechens und moralischen Frevels Stigmatisirten und aus dem staatlichen Verbande Ausgestoßenen, mit dem Fluche ihres Vaterlandes Belasteten — England ist zur Räuber- und Mörderherberge, zur Adoptivheimath von Brandstiftern und Diebsgenossen geworden, es bietet der übrigen civilisirten Welt ein wahrhaft erbarmungswürdiges Schauspiel moralischer Ohnmacht und stumpfsinniger Versunkenheit im Punkte nationaler Ehre dar, worüber noch so blendende Freiheitsphrasen und politische Schlagwörter nicht zu täuschen vermögen. All seine gepriesene Macht, all seine Reichthümer und alle Kraft seines weitausgestreckten, über Meere und Länder gebietenden Armes, ja alle Wässer des von ihm beherrschten Oceans sind nicht im Stande, die Schmach wegzuwaschen, womit sich das stolze Großbritannien Angesichts des civilisirten Europa's durch ein Protektorat bedeckt hat, das in den Annalen der Weltgeschichte vergebens seines Gleichen sucht. Und die werkthätige Initiative zu solch' unerhörter Selbstschändung verdankt es einem Staatsmanne, dem es in seinem Nationalpantheon eine der glänzendsten Stellen einräumt, dessen Genie und Thatkraft es nicht müde wird zu bewundern und dem die Freiheitsemphatiker des Continents als dem wahren Apostel ihrer Doktrinen in frommer Extase Weihrauch streuen. Mögen England's weise Politiker fortfahren, zum Verderben des Continents und zur Vernichtung des arg verketzerten Absolutismus den Bohon-Upas der europäischen Revolution im stolzen Uebermuthe eigener Sicherheit

zu hegen und zu pflegen, aber sich zugleich auch vorsehen, daß die tödtenden Dünste seines Aushauchs nicht England's reine Atmosphäre vergiften und die reifen Früchte seines giftschwangeren Schattens nicht zuerst in Britanniens Schooß fallen. Schon deutet mehr als ein Zeichen auf solch' einen, sich in tiefster Stille vollziehenden Infektionsproceß, schon beginnt, scharfen Beobachtern sichtbar, das zersetzende Miasma in den Adern des urkräftigen Organismus England's zu wirken, und wie vorsichtig auch das kühnste Selbstvertrauen die Symptome des Marasmus zu verhüllen sucht, woran die alte Ordnung der Dinge England's zu kranken anfängt: Niemand kann dafür bürgen, ob dieser unaufhaltsame Vorgang bloß eine Häutungs- und Entpuppungsphase, oder einer jener Zustände, von dem seiner Zeit alle Welt sagen dürfte: „Es sei etwas faul im Staate Dänemark.“ — England's wundeste Stelle — der Continent kennt sie so gut, als England selbst — wird sich, mit welch' sorgfältiger Beflissenheit und stoischer Grausamkeit es auch die brandigen Stellen, das wuchernde wilde Fleisch mittelst ätzendem Höllenstein wegzubeizen bemüht ist: sie wird sich nicht schließen und der Wurm im Herzen wird nicht sterben. Und gibt sich auch England's Kaufmannsphilosophie inmitten der Zerstreuungen seiner praktischen Vielgeschäftigkeit den Anstrich, die Weltgeschichte ignoriren zu können, weil es selbst am Webestuhl der Geschichte sitzt und die Zeiger der Weltuhr mit gewaltigem Finger dirigirt, glaubt es nichts lernen zu dürfen, weil es nichts zu vergessen braucht; so sollte es doch die Ahnungsstimme nicht übertäuben, die ihm laut zuruft, daß es Tage geben könne, wo der Rächer ersteht, und daß ihn vielleicht bereits die Vorsehung in naher Bereitschaft hält. — Ja, gerade an England dürfte vielleicht ein altes schlichtes Sprüchwort seine unverwüstliche Wahrheit bewähren, daß nämlich, „wer Anderen eine Grube gräbt, am Ende selbst hineinfällt.“ In die Sprache der Politik übersetzt, mag diese ungeschminkte Wahrheit allerdings anders klingen, ohne an dem unwandelbaren Inhalte etwas zu ändern. England's Geschicke werden sich so gewiß erfüllen, als es selbst mit verhängnißvollem Eifer daran arbeitet und die Propaganda

seiner Principien, womit es besonders die schwächeren und von der Attraktionskraft der Großstaaten abhängigen Staaten zu beglücken sucht, nicht verfehlen wird, auch den anderen Satz zu Ehren zu bringen, daß: „wer Wind säet, Sturm erntet.“ „Die englische Regierung,“ bemerkt Graf Ficquelmont in seinem trefflichen, von der festländischen Publicistik viel zu wenig gewürdigten und wohl auch wenig begriffenen Werke: «Lord Palmerston, England und der Continent,» „die englische Regierung ist in der That nicht mehr Herrin des Schicksal's England's, und wenn ich sage «Regierung,» so versteh' ich darunter den Ausdruck der Nation. Sie muß, gutwillig oder nicht, auf dem Wege fortschreiten, welchen eine absolute Nothwendigkeit ihr vorzeichnet. England's Staatswagen rollt auf goldenen und silbernen Schienen dahin, welche seine Geschichte gelegt hat, gleichwie alle seine Lokomotiven auf Eisenschienen laufen; er könnte nicht aus den Schienen gerathen, ohne umzuwerfen und zertrümmert zu werden, oder mindestens ohne die Kraft einzubüßen, sich zu bewegen. Und dennoch können seine Führer nur den inneren Dienst dabei besorgen; sie besitzen kein Mittel, um seine Geschwindigkeit zu regeln, noch um ihn in der einmahl eingeschlagenen Richtung zu erhalten. Ein unvorhergesehener, aus der Ferne kommender Unfall würde ihn aus diesem Geleise schleudern können.“ Es ist in der That vom höchsten Interesse, den inneren Causalnexus jener treibenden Nothwendigkeit, das Ziel dieser unaufhaltsamen Kraftbewegung, sowie die sturmartigen Wirkungen dieses sausenden Schwunges kennen zu lernen, um sich Erscheinungen zu erklären, für deren Verständniß Vielen bisher der Schlüssel zu fehlen schien. Mit gründlicher Geschichtskenntniß und seltenem Beobachtungsgeiste ist der obengenannte Hr. Verfasser in das Innerste der Lebensentwicklungsphasen eingedrungen, klar liegen alle historischen Antecedentien vor seinen Blicken, aber ebenso unverhüllt zeigt sich ihm die Zukunftsperspektive mit all den verstrickenden und mit zwingender Gewalt auf England selbst zurückwirkenden Consequenzen seiner mächtigen Propaganda, und bald ist es kein Geheimniß mehr, daß England bereits aufgehört, das auf seinen historischen Ruhm mit

Recht so stolze und in der Geschichte auch als ein Beispiel ohne Gleichen dastehende „Alt-England“ zu seyn. Mit klarster Anschaulichkeit analysirt der Verfasser die Ursachen, den Charakter und die Resultate der englischen Revolution von 1688, und nachdem er das Wesen und die Aufgabe der parlamentarischen „Opposition“ als legal geregelten „politischen Zweikampf“ bezeichnet und die Rolle, sowie den Standpunkt des Volkes zunächst am Schranken des legislativen Tournir's „ohne eigentliche Theilnahme am Streite selbst“ ersichtlich gemacht, fährt er mit Bezugnahme auf die allmählige Veränderung der Dinge fort: „Aber heutzutage hat eine Partei, die es müde war, sich zu lange von der Gewalt ausgeschlossen zu sehen, die Gesetze des Kampfes verletzt. Die Opposition hat die Waffen gewechselt, man hat andere Principien vertheidigt; die Schranken des Tournirplatzes sind umgeworfen worden; man hat das Volk, das bloßer Zuschauer des Kampfes hätte seyn sollen, zum Bundesgenossen genommen. Die Angreifenden sind endlich zur Regierung gelangt. Allein diese ehemalige Opposition, die ihre alten Widersacher mit Hülfe neuer Principien beseitigt, ist nicht mehr frei in ihren Bewegungen und kann die Gewalt nicht mehr so verwenden, wie sie es möchte. Vorwärts getrieben von der Menge, deren Beistand sie angerufen, wird sie genöthigt, zur Abtragung des alten Baues zu schreiten, zu welchem sie selbst gehörte. Noch thut sie es methodisch; sie möchte die zertrümmerten Schranken wieder aufrichten und das Volk außerhalb des Kampfplatzes erhalten; sie macht Concessionen, um es zum Stehen zu bringen. Wird sie es noch lange zu thun im Stande seyn? Sobald sie Widerstand leisten und die Vertheidigung der Regierungsgewalt wieder aufnehmen wollen, wird, muß England allen Consequenzen jenes Princips anheimfallen, welches das Volk auf die eine Seite und die Regierung auf die entgegengesetzte reiht. Die Whigpartei, welche so lange der Advokat des Volkes gewesen, hat dieses Princip als eine Oppositionswaffe geschaffen; es sollte eine Fiktion bleiben, hat aber aufgehört eine solche zu seyn. Wie gefährlich es ist, davon liefert das heutige England den Beweis. Aber dieser Beweis der Ge-

fahr kommt zu spät. Hingerissen von dem Beispiele eines gekünstelten Zustandes, welchem der hohe Flor England's fälschlicher Weise zugeschrieben wurde, hat man den Mechanismus der englischen Constitution allerwärts zum politischen Glaubensartikel erhoben. Man hat die Opposition gegen die Regierung als ein Recht aufgestellt und solch einen fortwährenden Angriffszustand legal gemacht. Man ist Mitglied der Opposition, wie man Mitglied des Ministeriums ist. Der erstere Titel ist sogar noch ehrenvoller, sieht er doch aus nach einer unentgeltlichen Dienstleistung zu Nutz und Frommen des Unterdrückten! — Ein solcher Zustand der Dinge konnte einmahl bestehen, unter der Bedingung, daß das Volk bloß seinen Namen zum Kampfe herleihen, aber niemahls selbst Theil daran nehmen würde; aber er war auch nur in England möglich, wo die Aristokratie das Vertrauen des Volkes genoß, weil sie seine Interessen Jahrhunderte hindurch gegen den Thron vertheidigt hatte. Es war das eine auf lange Antecedentien gegründete Opposition, bei welcher die Parteien sich über ihre Rollen geeinigt hatten, daher man ihr auch den Namen „constitutionelle Opposition" beilegte. Sie hat aber ihre Rolle ausgespielt. Durch die Aenderung der Bedingungen des Kampfes ist sie f a c t i ö s geworden, gleich wie sie es in allen jenen Ländern ist, welche es England nachthun gewollt." — Wie und zu welchem Ende die Whigpartei auch nach Außen faktiös geworden, beleuchtet der Verfasser auch noch an einer anderen Stelle. „Dagegen haben die Whigs," heißt es dort, „jederzeit durch das politische Princip, welches sie allenthalben als die Vertheidiger der Volksfreiheit auftreten ließ, ihre Stellung zu befestigen gesucht, da sie sich in England nicht stark genug fühlten, um den Kampf gegen die Krone aufzunehmen und sie zu zwingen, ihnen einen Antheil der Herrschaft einzuräumen. Als die Krone von der wahrhaft monarchischen Partei unterstützt wurde, h a b e n s i e s t e t s i m A u s l a n d e V e r b ü n d e t e g e s u c h t. In Folge dieses Princips sind sie zuletzt propagandistisch geworden. Man findet in mehreren Episoden des langen Krieges gegen Frankreich Spuren dieser doppelten Bewegung; es wird von Nutzen seyn, dieselben dar=

zulegen, weil die Verwicklungen der englischen Politik alsdann leichter verständlich werden." — Und indem der Verfasser die propagandistischen Einflüsse England's auf das benachbarte Frankreich einer ebenso gründlichen als scharfsichtigen Untersuchung unterzieht, gelangt er zu den beiden nur zu wahren Resultaten: „daß die Bewegung in Frankreich lediglich zur regellosen Agitation werden mußte, weil es dort an Schranken gebrach, welche sie dämmen und im Bereiche der Fiktion hätten festhalten können. Die als legal ausgerufene Opposition war daselbst immer factiös, sie versetzte sich immer in das Volk, welches sie zum thätigen und obligaten Bundesgenossen nahm. Wie hätte die Regierung widerstehen mögen?" — . . . . „Nicht diese gerühmte constitutionelle Form ist es, die allein einer Nation das rege Leben einer besonnenen, gedeihlichen Freiheit verleiht! Wie ein deutscher Publicist ganz richtig bemerkte, macht nicht das Parlament die Freiheit der Engländer aus, sondern es ist bloß die Stätte, wo diese sich äußert. Wirklich ist das Triebwerk im Parlamente angebracht, während die Gegengewichte im Volke liegen. — Die französischen Nachäffer der englischen Formen haben den Geist derselben nicht zu durchdringen verstanden und es darum umgekehrt gemacht; sie haben nämlich das Triebwerk im Volke angebracht, während sie den Gang der constitutionellen Körperschaften so berechneten, als sollten diese die Gegengewichte an der neuen politischen Maschine bilden. Die Ergebnisse haben nachgewiesen, daß die Freiheit nicht in einer Form beruht, sondern im Geiste gesucht werden muß. Aber Geist ohne Gesetz ist bloße Anarchie; dieses Gesetz kann jedoch der Geist sich nicht selbst ertheilen; die Anarchie besteht ja eben darin, daß Jedermann berechtigt zu seyn glaubt, sich sein eigenes vorzuschreiben. Dieses Gesetz muß ihm daher auferlegt werden und Gehorsam finden; dieser Gehorsam muß jedoch ein freiwilliger seyn, sonst ist keine Regierung und folglich keine Freiheit möglich. Daher muß dieser Gehorsam das Werk der Ueberzeugung, des innersten Bewußtseyns, des Glaubens seyn." U. s. w.

Hat sich nun dieser freiwillige, auf Glauben und Ueberzeugung

gestützte Gehorsam in Frankreich gefunden und ist dasselbe durch Nachahmung der englischen Formen zu dem Besitze dieses Arkanum's der wahren politischen Freiheit gelangt? Mit nichten! Seine ganze Revolutionsgeschichte zeugt vom Gegentheile. Indessen hat sich auch das jüngere England über das Wesen, den Ursprung und Existenzzweck seiner Institutionen von dem Augenblicke an getäuscht, als es, „voll Stolz auf seinen hohen Flor, anfing, seine Verfassung als sein Werk zu betrachten, während sie doch nur das Werk der Zeit und all der Wechselfälle seiner Geschichte war," und als es begann, die Annahme seiner „vermeintlich selbstgeschaffenen Institutionen allen Völkern zu predigen, um dadurch neue Bürgschaften für deren Fortbestand zu erlangen." — Es sah nicht ein, „daß das Geheimniß seiner Größe auf dem Abstoßungsprincipe beruhe, welches England jenen eigenthümlichen Charakter bewahrte, den nur eine insularische Macht an sich tragen kann." . . „Dadurch, daß es in Frankreich den seinigen ähnliche Verfassungsformen einführen geholfen, hat England so zu sagen abdicirt. Durch die Errichtung einer zweiten politischen Tribune hat es die eigenthümliche Macht eingebüßt, welche ihm die seinige erworben, denn wo Alles auf einmahl spricht, da verliert das Wort an Gewicht. England substituirte dem Principe der Abstoßung jenes der Affinität und ist dadurch von jenem hohen Standpunkte herabgestiegen, von welchem aus es durch Selbstbeherrschung auch den anderen Völkern Gebote vorschrieb. Es ist nicht mehr unabhängig, wie es gewesen, seine insularische Existenz ist zu Ende. Das fremdländische Wort und die freie Presse, welche ihm als Werkzeug dient, haben eine Brücke geschlagen, welche England's Schiffe nicht zu zerstören vermögen. Wie England durch lange Zeit auf Frankreich gewirkt hat, so unterliegt es nun seinerseits dem Einflusse der französischen Bewegung. Die französische Demokratie wiegt mit in der demokratischen Wagschale der englischen Wage; sie hat das Gleichgewicht aufgehoben und ganz England wird durch diese Verquickung mit dem Auslande in einer neuen Richtung fortgerissen, die es nicht gewählt hat. Die Bewegung, die es mit sich

fortzieht, ist ihm von Außen gekommen und muß nothwendig seinen Verfall herbeiführen, denn kein Wesen, gleichviel ob Volk oder Regierung, kann die Elemente wahrhafter moralischer Kraft irgendwo anders als in sich selbst und in einer vollkommen unabhängigen Stellung finden." — Und nachdem nun die hohe Gefährlichkeit der politischen Nivellirungssucht trotz der gänzlichen Verschiedenheit der Lage und des Charakters zweier Staaten, wie England und Frankreich, dargethan worden, bemerkt der Verfasser mit gerechter Verwunderung: „Und dennoch will England, Angesichts des himmelweiten Abstandes in so verschiedenen Lagen, alle Völker zur Annahme seiner Formen aufrufen und sich den Anschein geben zu glauben, daß die freie Bewegung der öffentlichen Meinung zur Regierung der Staaten hinreiche! Aber sind denn seine Predigten wirklich aufrichtig gemeint? Indem es eine constitutionelle Tunika, die jedem Wuchse passen soll, als Banner aufpflanzt, ist es da auch arglos, wie Dejanira es war? Oder weiß es vielleicht, wie Nessus es gewußt, wie dieses Gewand Denjenigen, der es anzieht, fürchterlicher, verzehrender Flammenpein preisgebe? Sollten die berühmten Worte Cannings, jenes politischen Centauren mit einem Torykopfe und dem Rumpfe eines Whighs, nicht darauf hinweisen, daß England die geheime Kraft des Geschenkes, welches es machen will, recht gut kennt?*) Aber es mag nun in seiner Haltung Irrthum oder Absicht liegen, der Gang seiner Politik zeigt von dem Bewußtseyn, daß es auch seinerseits in eine neue Stellung gerathen sei, ohne daß sich daraus bereits entnehmen ließe, ob es sich auch die Ursachen dieser

*) Insofern hier jene provocirenden, den bewaffneten Liberalismus des Continents herausfordernden Worte des englischen Staatsmannes gemeint sind, bleibt wohl kein Zweifel über die vollkommene Kenntniß der latenten Kraft jenes Geschenkes übrig. Aber über die rückwirkende Potenz des letzteren mochte wohl jener Staatsmann in seines echt englischen Stolzes hochmüthiger Verblendung von eitler Täuschung befangen gewesen seyn. Und dennoch war es derselbe, mit Feuerbränden so unbedacht spielende Canning, der seiner Zeit so große Scheu vor der „Aufhäufung revolutionärer Zündstoffe vor der eigenen Thüre" trug und so beredt für die Aufrechthaltung der Alien-Bill zu plaidiren wußte.

Veränderung zu erklären wisse. Wie alle Menschen, die sich über ihren Zustand täuschen, sucht England das Uebel, an dem es zu leiden beginnt, dort, wo es nicht liegt; es wird daher, gerade so wie diese, auch zu dem unrichtigen Mittel greifen. — Die gegenwärtig in England am Ruder stehende Partei weiß es schon längst nicht mehr recht anzufangen, um den politischen Einfluß wieder zu gewinnen, der ihr unter der Hand entschlüpft, und sie ist keineswegs über die Gründe dieses Verlustes im Klaren. Diese Partei macht nun Propaganda durch ihre Diplomatie. Gleichförmigkeit der Institutionen und Doktrinen ist ein nothwendiges Erforderniß zu ihrer Alliance." — So ist es gekommen, „daß Englands Einfluß heutzutage auf die Welt wie eine zerstörende Kraft wirkt; er hat aufgehört, schützend und wohlthätig zu seyn, weil England nicht mehr Herr seiner selbst ist. Es ist gefallen durch jenen sündigen Uebermuth, der Alle zum Falle bringt, die sich dessen schuldig machen. Es hielt in seiner Hand einen Hebel von unermeßlicher Kraft; aber dieser Hebel moralischer und geheimnißvoller Natur mußte ihm in dem Augenblicke entsinken, wo es einen offensiven Gebrauch davon machen wollte. Andere Hände haben ihn aufgenommen und benutzen ihn heutzutage gegen England selbst." — Konnte nun Englands politische Propaganda nicht verfehlen, selbst auf Großstaaten vom Range Frankreichs einen ebenso verführerischen als gefährlichen Einfluß auszuüben, so mußte diese Lockung von doppelter verderblicher Wirkung für die Staaten zweiten und dritten Ranges werden. Englands Verfahren ist in dieser Beziehung geradezu unverantwortlich. „Die Staaten zweiten Ranges sind zu schwach, um die aus dem doppelten Principe der Freiheit und der Oeffentlichkeit hervorgehende moralische Bewegung auszuhalten. Sie können nur gehorsame Trabanten werden. Sie aber als eine Art von Guerillas loszulassen, um ihre mächtigeren Nachbaren zu beunruhigen, sie in einen ungleichen Kampf zu verwickeln, ohne ihnen Unterstützung zu gewähren; heißt das nicht, sie einer sicheren Vernichtung preisgeben, oder doch mindestens der Demüthigung, ihre Existenz bloß der Schonung des Siegers zu danken

zu haben?"... „Gleichwie die Gewalt der Whigpartei auf der Alliance mit den Mittelclassen beruht, welchen sie gewisse Vortheile eingeräumt hat, so möchte sie auch ihren politischen Einfluß auf den Schutz gründen, welchen sie den Mittel- und Kleinstaaten gewährt. Eine für diese Staaten selbst sehr gefährliche Politik." — „Die auf die Spitze getriebene constitutionelle Propaganda dieser Partei compromittirt die Existenz der Kleinstaaten ohne Unterlaß, weil diese zu schwach sind, um die von einer solchen Regierungsform unzertrennlichen periodischen Erschütterungen zu ertragen. Dennoch möchte die Whigpartei sie gerne um sich schaaren, um sie den Großstaaten, deren Macht sie fürchtet und welche sie zu schwächen wünscht, entgegenzustellen. Die Whigs glauben diesen Zweck durch das Princip der Agitation zu erreichen, welches sie ihnen einimpfen möchten; allein sie täuschen sich. Die Agitation zerstört die Körper, welche zu schwach sind, ihr zu widerstehen, und stärkt dafür diejenigen, welche kräftig genug sind, um sie in sich aufzunehmen und zu assimiliren." — „Die fremden Völker sind gar häufig nichts weiter, als die Spielmarken, mit welchen die englischen Minister ihr parlamentarisches Spiel markiren. Um aber dieses Spiel mit Vortheil spielen zu können, bedürfen sie ähnlicher Spieler im Auslande. Die constitutionelle Propaganda hat zum Zwecke, derlei Analogien dort zu schaffen, wo sie noch nicht existiren. Niemand war in diesem Spiele geschickter als Lord Palmerston." — „Die englische Politik hatte mittlerweile ihren Gang dahin genommen, daß, während sie den Genuß des Friedens daheim zu bewahren sucht, sie nach Außen die durch den Krieg eroberte Ueberlegenheit nur durch den Krieg sichern zu können glaubt." „Lord Palmerston hat gerechten Anspruch auf ein Monument, welches besagt, daß das englische Volk ihm die Lösung dieses Problems zu danken habe; denn, wenn in England Friede herrscht, so befinden sich dafür alle Völker des Continents in einem fast ununterbrochenen Kriegszustande. Oder ist das etwa eine Epoche des Friedens, welche einen vierjährigen Bürgerkrieg zwischen Dom Pedro und Dom Miguel und einen siebenjährigen Bürgerkrieg

Veränderung zu erklären wisse. Wie alle Menschen, die sich über ihren Zustand täuschen, sucht England das Uebel, an dem es zu leiden beginnt, dort, wo es nicht liegt; es wird daher, gerade so wie diese, auch zu dem unrichtigen Mittel greifen. — Die gegenwärtig in England am Ruder stehende Partei weiß es schon längst nicht mehr recht anzufangen, um den politischen Einfluß wieder zu gewinnen, der ihr unter der Hand entschlüpft, und sie ist keineswegs über die Gründe dieses Verlustes im Klaren. Diese Partei macht nun Propaganda durch ihre Diplomatie. Gleichförmigkeit der Institutionen und Doktrinen ist ein nothwendiges Erforderniß zu ihrer Alliance." — So ist es gekommen, „daß Englands Einfluß heutzutage auf die Welt wie eine zerstörende Kraft wirkt; er hat aufgehört, schützend und wohlthätig zu seyn, weil England nicht mehr Herr seiner selbst ist. Es ist gefallen durch jenen sündigen Uebermuth, der Alle zum Falle bringt, die sich dessen schuldig machen. Es hielt in seiner Hand einen Hebel von unermeßlicher Kraft; aber dieser Hebel moralischer und geheimnißvoller Natur mußte ihm in dem Augenblicke entsinken, wo es einen offensiven Gebrauch davon machen wollte. Andere Hände haben ihn aufgenommen und benutzen ihn heutzutage gegen England selbst." — Konnte nun Englands politische Propaganda nicht verfehlen, selbst auf Großstaaten vom Range Frankreichs einen ebenso verführerischen als gefährlichen Einfluß auszuüben, so mußte diese Lockung von doppelter verderblicher Wirkung für die Staaten zweiten und dritten Ranges werden. Englands Verfahren ist in dieser Beziehung geradezu unverantwortlich. „Die Staaten zweiten Ranges sind zu schwach, um die aus dem doppelten Principe der Freiheit und der Oeffentlichkeit hervorgehende moralische Bewegung auszuhalten. Sie können nur gehorsame Trabanten werden. Sie aber als eine Art von Guerillas loszulassen, um ihre mächtigeren Nachbaren zu beunruhigen, sie in einen ungleichen Kampf zu verwickeln, ohne ihnen Unterstützung zu gewähren; heißt das nicht, sie einer sicheren Vernichtung preisgeben, oder doch mindestens der Demüthigung, ihre Existenz bloß der Schonung des Siegers zu danken

zu haben?"... „Gleichwie die Gewalt der Whigpartei auf der Alliance mit den Mittelclassen beruht, welchen sie gewisse Vortheile eingeräumt hat, so möchte sie auch ihren politischen Einfluß auf den Schutz gründen, welchen sie den Mittel- und Kleinstaaten gewährt. Eine für diese Staaten selbst sehr gefährliche Politik." — „Die auf die Spitze getriebene constitutionelle Propaganda dieser Partei compromittirt die Existenz der Kleinstaaten ohne Unterlaß, weil diese zu schwach sind, um die von einer solchen Regierungsform unzertrennlichen periodischen Erschütterungen zu ertragen. Dennoch möchte die Whigpartei sie gerne um sich schaaren, um sie den Großstaaten, deren Macht sie fürchtet und welche sie zu schwächen wünscht, entgegenzustellen. Die Whigs glauben diesen Zweck durch das Princip der Agitation zu erreichen, welches sie ihnen einimpfen möchten; allein sie täuschen sich. Die Agitation zerstört die Körper, welche zu schwach sind, ihr zu widerstehen, und stärkt dafür diejenigen, welche kräftig genug sind, um sie in sich aufzunehmen und zu assimiliren." — „Die fremden Völker sind gar häufig nichts weiter, als die Spielmarken, mit welchen die englischen Minister ihr parlamentarisches Spiel markiren. Um aber dieses Spiel mit Vortheil spielen zu können, bedürfen sie ähnlicher Spieler im Auslande. Die constitutionelle Propaganda hat zum Zwecke, derlei Analogien dort zu schaffen, wo sie noch nicht existiren. Niemand war in diesem Spiele geschickter als Lord Palmerston." — „Die englische Politik hatte mittlerweile ihren Gang dahin genommen, daß, während sie den Genuß des Friedens daheim zu bewahren sucht, sie nach Außen die durch den Krieg eroberte Ueberlegenheit nur durch den Krieg sichern zu können glaubt." „Lord Palmerston hat gerechten Anspruch auf ein Monument, welches besagt, daß das englische Volk ihm die Lösung dieses Problems zu danken habe; denn, wenn in England Friede herrscht, so befinden sich dafür alle Völker des Continents in einem fast ununterbrochenen Kriegszustande. Oder ist das etwa eine Epoche des Friedens, welche einen vierjährigen Bürgerkrieg zwischen Dom Pedro und Dom Miguel und einen siebenjährigen Bürgerkrieg

zwischen Don Carlos und den beiden Königinnen aufzuweisen hatte?" u. s. w.

Diese durchaus leidenschaftslosen und einer ebenso reifen historischen Prüfung als tiefen politischen Einsicht entsprungenen Erörterungen dürften genügen, um das Gebahren Englands sowohl während der Restaurationsperiode, als nach dem Umschwunge der Dinge in Folge der Julirevolution in's helle Licht zu setzen und dessen eigentliche Motive, zunächst jene der Whigpolitik, außer Zweifel zu stellen. Sowohl in Ansehung der Principien als der Interessen hat es mit den Parteien der constitutionellen Länder ein seinen Strebungen zusagendes Spiel getrieben, ohne die ganze Tragweite des letzteren, viel weniger die unausbleiblichen Rückwirkungen übermächtig dominirender Einflüsse bei der doch trotz alledem und alledem unläugbaren Abhängigkeit Englands vom Continente zu berechnen. Daß die Länder der pyräneischen Halbinsel, deren politische Parteien ein gefügiges Werkzeug in der Hand des fremden Herrn und Meisters wurden, unter jenem doppelten Einflusse der Principien und Interessen zunächst in's fühlbarste Mitleiden gezogen worden, liegt in der Natur der Sache und ist hauptsächlich durch den Umstand erklärlich, daß der inneren Bewegung und Aufregung nach dem Verluste der Colonien nicht nach Außen eine hinlänglichen Spielraum gewährende Expansion entsprach, da es doch ein historischer Erfahrungssatz ist, „daß die politische Freiheit die Bedingungen ihrer Dauer nur in der Freiheit der Ausdehnung zu finden vermag und bei dem Verluste derselben nicht nur sich selbst zerstört, sondern zuletzt den Staat zu entgegengesetzten Principien führt." Das Geheimniß der Kraftentwicklung, der Prosperität und jener Fülle von Macht und Reichthum Englands, welche vielfach bewundert, angestaunt und beneidet, lediglich als das Ergebniß seiner Verfassung angesehen werden, das Geheimniß des glücklichen Ueberstehens so vieler innern Stürme, Gefahren und fieberhaften Bewegungen, das Geheimniß endlich der Möglichkeit des zwei Jahrhunderte langen Bestandes eines Compromisses der Parteien, das an die Stelle des früheren

Bürgerkrieges getreten und so lange das Schauspiel eines förmlich geregelten parlamentarischen Kampfes dargeboten: dieses Geheimniß lag fast ausschließlich in der Freiheit möglichst größter Expansion und in der Weite des vom Ocean gebildeten, jedes Uebermaß von Thätigkeit und Bewegung sicher ableitenden Spielraumes, desselben Oceans, dem England zugleich seine insulare Lage und die außerordentlichen Vortheile seiner glücklichen Isolirung und in ihren Wirkungen großartigen Abgeschlossenheit zu verdanken hat. Aber eben diesem augenfälligen Beispiele Englands gegenüber ist das geschichtliche Axiom doppelt lehrreich und beherzigenswerth, „daß die auf sich selbst zurückgedrängten Staaten alle untergegangen, ohne zur Entwicklung gelangt zu seyn, diejenigen aber, welche sich entwickelt hatten, an dem Verluste oder der Emancipation ihrer Colonien verbluteten.“ Zeuge dessen die Geschichte Venedig's, Genua's und der Niederlande. Wie nun aber, wenn England, im offenbarsten Widerspruche mit seinem eigenen Existenzprincipe und seiner ganzen Vergangenheit, einerseits ebenso sehr bemüht ist jenem Ausdehnungsbedürfnisse alle Wege zu verrennen, als andererseits fortfährt, die einer so nothwendigen Expansion beraubten Staaten durch seine zum mächtigen politischen Systeme erwachsene Thätigkeit zur Freiheit zu berufen? — Die Folgerungen liegen nahe genug. Will England ehrlich seyn, so muß es sich, wie der Verfasser, dessen gründlicher und überzeugender Argumentation wir bisher in wohl überlegter Absicht gefolgt sind, mit Recht bemerkt, für die Alternative entscheiden: „entweder aufhören, Europa durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Annahme der freiesten Regierungsformen anzueifern, wenn es zugleich fortfährt der Entwicklung der Seekräfte und des Seeverkehrs Europa's sich zu widersetzen, denn sonst bekommt letzteres bloß die Convulsionen der Freiheit ohne deren Vortheile; oder es muß, wenn es nicht davon absteht, alle Völker zur Freiheit zu berufen, der von dieser Freiheit nothwendigerweise erzeugten Bewegung alle Wege öffnen.“ — Die Gefahren dieser inneren Bewegung ohne hinlängliche Ausdehnung und Ableitung nach Außen werden durch

den Antagonismus der Kräfte, durch den Gegensatz der Bildungsgrade und der sonstigen socialen Elemente nur noch mehr gesteigert, wie dieß das Beispiel der Länder der pyräneischen Halbinsel leider nur zu auffallend zeigt, wo der Bürgerkrieg faktisch bis zur Stunde nicht aufgehört hat und die einzelnen Pausen des Parteikampfes Waffenstillständen gleichen, die nicht einmal die provisorische Ruhe bestimmter Aufkündigungstermine gewähren. Sind also die genannten Länder durch die Annahme der von England so sehr empfohlenen politischen Formen glücklich geworden? Und konnten sie es bei der so großen Verschiedenheit der Umstände, der Civilisationsstufe, der Sitten, Bedürfnisse, des Charakters und der Leidenschaften werden? Sie konnten es um so weniger, als selbst liberale Schriftsteller nicht umhin können, diese diametrale Verschiedenheit, obgleich nach der Auffassungsweise eines Alles nivellirenden und auf der „breitesten Basis“ des Demokratismus stehenden Radikalismus, einzugestehen. „Wohl schieden sich die Parteien“ (in Spanien und Portugal) schreibt ein moderner Historiker des Revolutionszeitalters, „ihrem innersten Wesen gemäß gerade wie im übrigen Europa nach dem Grade und der Abstufung ihrer politischen Grundsätze, in Liberale und Conservative, aber nach Außen hin spielten noch immer dynastische Interessen die Hauptrolle; es handelte sich, ob dieser oder jener den Thron besteigen, ob die Erbfolge der männlichen oder weiblichen Linie zufallen, ob Portugal von Dom Miguel oder Donna Maria, Spanien von Don Carlos oder Isabella regiert werden solle; in der Gegenwart aber soll es sich nicht darum, sondern um die Einführung der Volksherrschaft, um den Bruch mit den alten dumpfen Mächten, die den lichten Geist der Menschheit gefesselt, das Bewußtseyn gebunden halten, handeln. Der Grund dieser trüben Auffassung moderner Verhältnisse liegt in dem Mangel an der modernen Bildung, der in Spanien und Portugal herrscht, in der geringen Vertrautheit mit dem neuen Geiste, der allerdings dort, wo Orangen blühen und Cypressen grünen und die verschwenderische Natur die Bedeutung der Arbeit herab-

gesetzt hat, schwieriger fortkommt, als in den nordischen Eichen- und Lindenwäldern, welcher in Ländern, wo der Besitz den größten Theil seiner Geltung verliert, sich nur mühselig acclimatisirt. So in Portugal." Trotz dieser offen eingestandenen klimatischen, ethnographischen und nationalen Verschiedenheit, trotz allen ganz anders gearteten und auf nichts weniger als demokratische Einrichtungen und Verfassungsgestaltungen hinwirkenden Bedingungen soll es sich dennoch auch unter solchen Natur- und historischen Conjunkturen um nichts anderes als nur um die Ideale einer modernen Volksherrschaft ex professo handeln, denn so wollen es nun einmahl die Fetischanbeter des Zeitgeistes und Visionäre der allein selig machenden Volksbeglückungstheorie kraft jener selbst arrogirten Machtvollkommenheit, die mit der behaglichsten Nachahmung des sonst so verrufenen absolutistischen: „Car tel est notre plaisir" kein Bedenken trüge, aller Welt jene gewisse breiteste Basis zu octroyiren. Wenn nun Persönlichkeiten, wie Dom Miguel, von entgegengesetzten Anschauungen ausgehend, dem Drange der Verhältnisse und maßgebenden Antrieben einer mächtigen Partei folgend, sich mit der vollen Glut der Leidenschaft und der rücksichtslosen, durch den bestimmenden Einfluß wichtiger Umstände rücksichtslos gewordenen Energie eines ungestümen Charakters in die von agitirenden Kräften fremder Potenzen gelegte Bresche werfen; wenn sie, vom eigenen Feuer fortgerissen und sowohl durch die Art des Widerstandes, als durch die Methode des Kampfes zur Wuth entflammt, über Trümmer und Leichen fortstürmen um den Gegner im eigenen Lager zu erreichen und zu vernichten: dann brandmarkt sie die Geschichtschreibung des nicht weniger erbitterten und von vorn herein das Aeußerste wagenden Feindes allerdings als „blutdürstige, rohgrausame Tyrannen und beinahe wahnsinnige, von dämonischen Einflüssen beherrschte Charaktere;" aber hat sie auch das volle, unbestreitbare Recht zu solcher Denunziation gegenüber der unparteiisch richtenden Nachwelt? hat sie dieß Recht, Angesichts der eingestandenen Thatsache, daß trotz

allem Aufgebote feindseliger Kräfte, trotz aller angeblich begangenen Grausamkeiten und Gewaltthaten dennoch das Innere des Landes bis zum letzten Augenblicke fest an Dom Miguel hing und daß es erst der vereinigten Macht Dom Pedros, Christinens von Spanien, Englands und Frankreichs bedurfte, um Dom Miguel bei Santarem zu entwaffnen? Es fällt uns nicht im Entferntesten ein die Stelle des Apologeten Dom Miguels zu übernehmen; aber hoffentlich ist man eine umsichtigere Prüfung der Thatsachen und Verhältnisse, wenigstens den Versuch einer psychologischen Deutung des Geschehenen der historischen Gerechtigkeit schuldig, ehe man zum unbedingten Ankläger wird. Die Devise allein, die damals England an seine parlamentarische Fahne schrieb, war hinreichend, das ganze conservative Europa in Harnisch zu jagen, geschweige denn erst einen Charakter von so leidenschaftlicher Glut und nicht zu mäßigendem Ungestüm, wie Dom Miguel. —

Für unsere biographische Aufgabe ist eine prüfende Rückschau auf die Zustände der pyräneischen Halbinsel zu Ende des 2ten Dezennium's unseres Jahrhunderts und unmittelbar vor dem Ausbruche der Juliusrevolution, ein tieferer Einblick in die damalige Lage Europa's und in die wechselseitige Stellung der Mächte, so wie eine Betrachtung der wirkenden Kräfte und herrschenden Gegensätze wichtig und lehrreich. Es ist bezeichnend für die Vergangenheit und den politischen Entwicklungsgang des verewigten Fürsten, daß seine staatsmännischen Lehr- und Wanderjahre gerade in jenen ganz eigenthümlich bewegten, eine neue Aera der europäischen Geschichte vorbereitenden Zeitraum fallen und daß es dem jungen Ritter der Politik beschieden war, seine diplomatischen Sporen gerade in einer so merkwürdigen Krise, ja gerade inmitten der Bewegung einer so ereignißschwangeren Phase zu verdienen. Die Eigenthümlichkeit des Zusammentreffens der Umstände wird überdieß noch durch die besondere Fügung erhöht, die es wollte, daß der Fürst nach Vollendung seiner portugiesischen Mission, die so vieles zur Erkenntniß englischer Expansivkraft beitragen mußte, die weitere Richtung seiner politi-

schen Wallfahrten über London und nachgerade über Paris einschlug, jene beiden Ausgangspunkte der wichtigsten politischen und socialen Metamorphosen auf der europäischen Weltbühne im laufenden Jahrhunderte, um an Ort und Stelle die Wehen der kreißenden Zeit zu beobachten und den seltsamen Offenbarungen des Zeitgeistes zu lauschen. Läßt sich gleich auf die ersteren nicht das bekannte Gleichniß vom kreißenden Berge und von der daraus hervorgehenden lächerlichen Maus anwenden, da in der That der Charakter sowohl jener Zeit als unserer eigenen nächsten Vergangenheit ein selbst für den Humor viel zu ernster ist, so sind doch auch nicht die vielen Lächerlichkeiten in Abrede zu stellen, die sich neben den zu Tage gekommenen gräulichen Monstruositäten der Erbärmlichkeit, des Verbrechens und Wahnsinns hervorgethan und mit tragikomischer Petulanz Raum für sich begehrt haben. Die Offenbarungen des Zeitgeistes betreffend, so befand sich der Fürst in den beiden obengenannten Weltstädten sowohl vor dem Jahre 1830, als unmittelbar im selben an der rechten Stelle, nicht nur um von der Rostra der Zeit sturmverkündende Tribunenreden über Staats-, Völker- und Naturrecht zu vernehmen, sondern auch die faktische Anwendung jener Doktrinen mit eigenen Augen zu sehen. Selbst angenommen, daß jene Anschauungen und Erfahrungen nicht augenblicklich ihren eisernen Griffel in das Gemüt des jungen Mannes gegraben hätten und die schwer lastende Wucht der Ereignisse nicht im Stande gewesen wäre, gleich damals die geistigen Springfedern des lebensfeurigen Cavalier's unter das Joch gewichtiger Erwägungen zu beugen; so waren die empfangenen Eindrücke doch mächtig genug, um wenigstens unsichtbare Furchen in der Seele des reichbegabten und susceptibeln Jüngers der Staatskunst zu ziehen und mit leise waltenden Händen jene Keime hineinzustreuen, die in späterer Zeit unter analogen Verhältnissen, begünstigt von entscheidenden Umständen und unabweislichen Einflüssen, zur fruchtbringenden Saat erwachsen sollten. Zu viel und zu Bedeutsames hatte der Fürst an der Themse und Seine selbst erlebt und geschaut und zu gesättigt mit ereignißschwangeren Zukunftstoffen war die Atmosphäre,

die er dort eingeathmet, als daß irgend eines der Grundelemente von dem dort Empfangenen auf die Länge hin hätte verloren gehen können, ohne sich zu gelegener Zeit zu richtiger Erkenntniß abzuklären. Das eben ist ja das Eigenthümliche und Unersetzliche der Erfahrungen, daß sie — bei ursprünglich vorhandener und glücklich vermittelnder Empfänglichkeit — mit still wirkender Macht in das Innere dringen und äußerlich unmerkbar so lange den geistigen Boden bearbeiten und befruchten, bis eines Tages die Resultate dieser unsichtbaren Thätigkeit im hellen Bewußtseyn zu reifenden Saaten aufschießen. Daß übrigens bereits während des Pariser Aufenthalts nicht nur die Eindrücke der Gegenwart in dem Bewußtseyn des Fürsten Wurzeln geschlagen hatten, sondern auch die kommenden Ereignisse ihren dunkeln Schatten in seinen ahnenden Geist warfen, dafür sind einige Anhaltspunkte vorhanden. Möchte man daher auch jene Londoner und Pariser Wahrnehmungen und Eindrücke nicht als eigentliche „Studien" in der strengen Bedeutung dieses Wortes gelten lassen wollen, so war doch damit der unschätzbare Talisman der Erfahrung gewonnen und es kam nur auf Zeit und Gelegenheit an, die ihm innewohnende Kraft zu entfalten. Beide hatten sich achtzehn Jahre später im ausreichenden Maße gefunden. Ob inmitten jener früheren, so moment- und lehrreichen Erlebnisse wohl eine stille Ahnung von einem persönlichen Antheile an kommenden großen Ereignissen in der Seele des Fürsten aufgedämmert, wir wissen es nicht; dürfen aber voraussetzen, daß er bei dem Rückblicke auf Vergangenes und bei der Fernsicht auf Zukünftiges keinen Augenblick in der Wahl der zu ergreifenden Partie geschwankt. Als ihn die Fluth der Ereignisse in ihre kreisenden Wirbel gerissen, oder als er sich vielmehr freiwillig in die tosende Strömung der Zeit gestürzt, um mit mächtigem Arm die hochgehenden Wogen zu theilen und zu beherrschen, da gebrach es allerdings an Muße, seine innersten Gedanken über früher gewonnene Erfahrungen und die gegenwärtige Lage anders als durch rasches und entscheidendes Handeln aufzuschließen; aber wir dürften kaum in der Annahme irren, dieselben im Allgemeinen unter den gleichen Gesichtspunkt stellen zu

müssen, von dem auch die Anschauungen desselben Oesterreich'schen Staatsmannes ausgegangen, dem wir weiter oben nicht ohne wohlbegründete Absicht mehrere der maßgebendsten Leitgedanken über continentale Politik und deren Lebensbedingungen entlehnt. Vermögen wir gleich durch einen solchen Versuch nicht die fehlenden Memoiren des Fürsten zu ersetzen, so glauben wir doch in jenen leitenden Ideen über eine wahrhaft conservative Politik, gegenüber den Doktrinen eines revolutionären und destruktiven Liberalismus, ein Surrogat des Vermißten zu besitzen, das der verewigte Fürst, von seinem großösterreichischen Standpunkte aus, keinen Augenblick Anstand genommen hätte, als den Ausdruck seiner eigenen Ueberzeugung zu unterschreiben. —

Auf der Rückkehr aus dem unter den damaligen Umständen nichts weniger als poetischen Vaterlande des Dichters der Lusiade trug unseren Fürsten eine englische Fregatte nach Falmouth, von wo er nach London, seinem nunmehrigen Bestimmungsorte, eilte. Er war dortselbst der Oesterreich'schen, damals von einem oft- und vielgenannten Fürsten glänzend vertretenen Mission als Gesandtschaftscavalier zugetheilt worden. In der That hätte Fürst Felix unter keinen für die Entwickelung und auf lange hinaus bedeutsam gewordene Neugestaltung der inneren Zustände England's, so wie für die Fortsetzung politischer Erfahrungen interessanteren Umständen Albion's Boden betreten können. Es war ihm, dem jungen Fürstensohne und angehenden Staatsmanne eines streng monarchischen Staates, vorbehalten, im eigentlichsten Sinne des Wortes das letzte Toryministerium England's, die Abendröthe des historischen Old-England's, den völligen Bruch einer mit Gewalt herandrängenden neuen Gegenwart und derselben dicht auf dem Fuße folgenden bewegten Zukunft mit einer merkwürdigen, aus stürmischen Kämpfen siegreich hervorgetretenen Vergangenheit mit eigenen Augen zu schauen und an den sichtbaren Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen Betrachtungen der lehrreichsten Art zu knüpfen. Bekanntlich hatte bald nach Canning's Tode, nämlich schon zu Anfang des Jahres 1828, das Ueber-

gangsministerium Goderich dem Torykabinete Wellington-Peel Platz gemacht, nicht ohne demselben mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten England's zugleich die offene Wahlstätte eines erbitterten Meinungskampfes, die Vertheidigung der so vielbewunderten und beneideten Verfassung Altengland's und die Beschwörung von heranziehenden schweren Gewittern zu überlassen. Vergegenwärtigt man sich die damalige Zeitlage, läßt man die Ereignisse der Restaurationsperiode, namentlich die auf den verschiedenen Punkten des gesammten Continents zu Tage getretenen und von den Whigistischen Enragé's England's mit unverhohlenem Eifer begünstigten Revolutionsausbrüche nicht außer Betracht, und faßt die zu Ende der zwanziger Jahre in der politischen Atmosphäre durch Anhäufung entzündlicher Stoffe vorherrschende Spannung in's Auge; so wird man bei dem rührigen Contakt der freisinnigen Partei England's mit dem Liberalismus des Continents, den endlichen Conflikt des sogenannten „fortgeschrittenen Völkerbewußtseyn's mit dem Irrationalen im Staatsleben" selbst auf dem glücklich gepriesenen Boden des „meerumgürteten und freien Albion's" um so begreiflicher finden, als sich die Fülle des im englischen Staatsleben allerdings thatsächlich vorhandenen „Irrationalen" nachgerade in auffälligster Weise kundgegeben und ein Gefühl erzeugt hatte, das allgemach die ganze Stufenleiter unangenehmer Stimmungen vom grämlichen Mißbehagen bis zur lautesten Unzufriedenheit durchlaufen hatte. Von welch' hoher Achtung man immerhin für die politischen Institutionen England's, wie es war, erfüllt seyn möge, wie hoch man auch das historische Gepräge seiner Staatsform, seiner socialen Einrichtungen und jener Traditionen anschlage, die unter die geheiligte Macht ihrer allseits anerkannten Autorität lange hin selbst die Leidenschaft des Parteikampfes wie unter eine feste Regel und unantastbare Satzung beugten; so kann man doch nicht vor jenen grassen Uebelständen und Mißverhältnissen, jenen zähen Vorurtheilen und verwitterten Cruditäten das Auge verschließen, wie sie als verjährter Niederschlag des im Flusse plötzlich erstarrten, oder durch ein unverbrüchliches Compromiß der Parteien

endlich zum Stillstande genöthigten Lavastromes der Revolution zurückgeblieben waren, woran das englische Staatsleben bereits lange als an rauhen, weit mehr den unveräußerlichen Menschenrechten, als dem „fortgeschrittenen Völkerbewußtseyn" widersprechenden Incompatibilitäten krankte, und wie sie in keinem civilisirten, mindestens in keinem christlichen Staate länger Bestand haben konnten, am wenigsten in einem Staate, wie England, den seine außerordentliche Weltstellung und alle Bedingungen seiner Existenz mit der Macht der Nothwendigkeit zur Entfaltung aller Kräfte und Hülfsmittel und zu dem praktischen Bekenntnisse eines Cosmopolitismus trieben, dessen Grundsätze und Consequenzen auf die Länge hin schlechterdings nicht die Herabwürdigung einer ganzen Classe von Staatsbürgern zum rechtlosen Paria gestatten und ebenso wenig bei der unaufhaltsamen Verwandlung der socialen Verhältnisse und einer unermeßlich gesteigerten Thätigkeit nach Innen und Außen eine unproportionale Vertheilung der politischen Rechte dulden konnten, der enormen Contraste zwischen Reichthum und Armuth unter den nichts weniger als heilbringenden Auspicien einer stolzen und kalten Staatskirche nicht zu gedenken. Es kann nicht unsere Absicht seyn, das Bild jener incrustirten Zustände England's im Detail auszumahlen, die sich als das historische Inventar einer eigenthümlich gearteten und leidenschaftlich bewegten, mitten in der Bewegung aber durch eine der merkwürdigsten Parteitransaktionen gehemmten Vergangenheit auf die Folgezeit vererbt hatten, nun aber durch ein unausgesetztes Unterzünden und Schüren der Altliberalen, noch mehr aber einer neuen, über das Programm der letzteren weit hinausgehenden Fraktion von Freigesinnten neuerdings in Fluß gesetzt werden sollten. Die begeisterten Panegyriker der endlich durchgesetzten Reformen im politischen Leben England's, die Panegyriker auf dem Continente haben bereits in vielfältigen Abhandlungen über die alten verrotteten Zustände England's den Stab gebrochen und es genügt, von diesem einmüthigen Verdammungsurtheile Akt zu nehmen. Der Conservatismus Alt-England's hatte sich überlebt und seine schönste Zeit lag bereits hinter

ihm, als der bereits in den achtziger Jahren des vorigen Säculums laut gewordene und von Chatham befürwortete Ruf nach Reformen als drohender Schrei erschollen und sich die Fäuste zum lärmenden Pochen an die Pforten des Parlamentes ballten. Immerhin verdient die Geschichte der neuen Reformbewegung in England ein ernstes und nachdenkendes Studium, und wär' es auch nur, um dieselbe der bombastischen Ausschmückung ihrer continentalen Bewunderer zu entkleiden und die Thatsachen auf das normale Maß der Wahrheit zurückzuführen. Wenn diese Lobredner nicht Worte genug zur Verherrlichung der Genesis jener Reformen, der Art und Weise des Zustandekommens und des endlichen Sieges finden, wenn sie nicht genug die politische Einsicht in das allgemeine Wohl rühmen zu können glauben, „die sich bis jetzt noch immer stärker erwiesen hat, als jedes Parteiinteresse, daß kein Stand, keine Corporation es wagen darf, auf die Länge hin dem Fortschritte mit blinder Hartnäckigkeit und verwegenem Trotze, auf brutale Gewalt gestützt, sich zu widersetzen, wie auf dem Festlande"; wenn sie triumphirend hervorheben, „die öffentliche Meinung habe ihren Siegesmuth so weit getrieben, die ärgsten Feinde der öffentlichen Reformen zu zwingen, sich an die Spitze derselben zu stellen, mit der eigenen Partei, mochten sie mit ihr durch selbstsüchtige Interessen noch so eng verbunden seyn, zu brechen und wider Willen der öffentlichen Meinung zu huldigen"; dann sollten sie auch, um dieses helle Siegesgemählde durch keine grellen Schlagschatten zu trüben, die Blätter aus jener Reformgeschichte entfernen, die von Parlamentsskandalen, Agitationen, armeeartigen Associationen, Zusammenrottungen, Aufruhrversuchen, Mordbrennereien u. dgl. Argumenten der öffentlichen Meinung mehr berichten. Es ist doch wohl nur Ironie, solchen „friedlichen Mitteln" gegenüber zu sagen: „endlich habe die Majorität im Parlamente eingesehen, daß nur die Gründung einer volksthümlichen Regierung den Staat vor weiteren Erschütterungen bewahren könne", und weiterhin zu bemerken: „nachdem selbst im Parlamente den Aristokraten mit dem Schicksale des französischen Adels in der Revolution gedroht

worden, wagten es auch die Lords im Oberhause nicht mehr, aus Furcht vor dem Volksgrimme, die Reform offen anzugreifen." Angesichts also der „hereinragenden Revolution" waren die Reformen in England zu Stande gekommen, und durch solche Beweismittel wurden die Gegner der Reformen vermocht, „sich an die Spitze derselben zu stellen." England hatte der bitteren Früchte der Revolution genug gekostet, um kein neues Gelüste nach den Bescherungen derselben zu fühlen und dasselbe, zumahl jener Theil England's, der am meisten zu verlieren hatte, besaß Einsicht genug, zu begreifen, was ein revolutionärer Orkan im Innern bei der insularen Abgeschlossenheit des Staates für England zu bedeuten haben würde. Es hatte eben bewiesen, daß es etwas gelernt und nichts vergessen hatte. Daher jene nothgedrungenen Concessionen, jener Sieg der Reformen, den die Liberalen des Continents nicht verfehlten, sofort als Feldgeschrei auch an ihre Fahnen zu schreiben. Nicht mag geläugnet werden, die dicke und athembeklemmende Atmosphäre England's war von stickstoffhältigen und gesundheitwidrigen Bestandtheilen befreit worden und die successiven Gewitterentladungen hatten das Einströmen reineren Aethers begünstigt; aber neben dem athemerleichternden Sauerstoffe waren auch Elemente mit in dieselbe eingedrungen, die ihrer Natur nach nicht sowohl nothwendige Bedingungen der freien Respiration und der Leuchtfähigkeit, als vielmehr selbst brennbare Stoffe sind. Das wurde von den hartnäckigen Gegnern der Reform nicht verkannt, daher auch der lange Kampf und zähe Widerstand, wie sehr man auch von der Unvermeidlichkeit umstaltender Schritte längst im Stillen überzeugt seyn mochte; aber man zögerte bei der Unberechenbarkeit der Tragweite des einmahl Begonnenen mit der Initiative, so lange als möglich an dem alten Parteicompromisse festhaltend. War England endlich einmahl auf dem Punkte angekommen, wo sich kein Staat auf die Länge hin den unerläßlichen, durch seine innere Entwickelung und den maßgebenden Einflüssen der Zeit zufolge gebotenen Modifikationen seiner Gesetzgebung und organischen Einrichtungen entziehen kann, wenn er nicht auf eine der

mächtigsten Lebensfunktionen — Bewegung — verzichten und in einen Zustand des Marasmus versinken will; so mußte es dem Gebote der Nothwendigkeit gehorchen und der Vollzug war nur ein Geschehen dessen, was es nicht lassen durfte. So weit steht kein Staat des europäischen Continents an Einsicht hinter England, dem gepriesenen Eldorado der Freiheit und politischen Weisheit, zurück, um am Ende zu unterlassen, was er seiner eigenen Existenz und Erhaltung schuldig ist und wozu er durch die zwingende Macht seiner Vitalität getrieben wird. In diesem Sinne gibt es allerdings keine Stabilität, der flüssige Inhalt verändert die beweglichen Formen und die neuen Gestaltungen tragen das Gepräge einer inneren Nothwendigkeit. Kaum dürfte sich in dieser Beziehung ein geordneter und selbstbewußter Staat finden, der nicht in einem successiven Reformationsprocesse seiner Zustände und Verhältnisse begriffen wäre, wenn es gleich dabei auf die Unterschiede der quantitativen und qualitativen Grade jenes Processes ankommen mag, je nach der spezifischen Natur, Größe und Weltstellung des betreffenden Staates. England ist demnach nicht das einzige Prototyp staatlicher Reformen. Aber es gibt allerdings eine Stabilität des obersten und eigenthümlichen Lebensprincipes jedes Staates, die eigentliche unwandelbare Staatsidee, unter deren schützender Aegide sich alle Veränderungen modificirbarer Formen vollziehen, ohne daß sie selbst dabei angefochten und in einen Umwandlungsproceß mit hineingerissen würde, der nur der einer Zersetzung seyn könnte. Darin ist auch der Unterschied der eigentlichen Reformen und der Revolution begründet und in der richtigen Würdigung dieses Unterschiedes ist auch die politische Einsicht und unstreitig in ihrer Art einzige Mäßigung der alten Parteien England's zu bewundern, womit sie den gähnenden Abgrund der Revolution schlossen und den Kampf mittelst eines positiven Compromisses von der blutigen Wahlstätte auf einen gesetzlich geregelten Boden verlegten, ohne den herandrängenden Massen einen anderen Standpunkt, als außerhalb der Tournierschranken zu gestatten. Das ist unverkennbar die merkwürdigste und beispielvollste That in der

englischen Geschichte, größer und nachahmungswürdiger, als selbst die bedeutsamsten Reformen, die sich nach eigenen Gesetzen vollziehen. Leider hat man für diese historische Thatsache, die zugleich eine ewig lehrreiche Wahrheit und Moral einschließt, außerhalb England's nur ein geringes Verständniß; daher die Begriffsverwirrung und der Phrasenschwulst im politischen Jargon. Indessen konnte jene alte Parteitransaktion dem Loose der Endlichkeit nicht entgehen, um so weniger, als sie, auf ganz unbestimmte Dauer abgeschlossen, den von Außen auf sie stoßartig einwirkenden Oppositionseinflüssen und dem brandenden Anprall der stündlich wachsenden Fluth des Neu-Liberalismus auf die Länge nicht zu widerstehen vermochte, wie hartnäckig auch der Tory-Conservatismus als unerschütterlicher Fels im Sturme zu trotzen schien. War gleich über jenen, im wohlverstandenen Interesse einer klugen Erhaltungspolitik abgeschlossenen Parteivertrag mehr denn ein Jahrhundert hingegangen; seiner innersten Natur nach konnte er doch nie seinen revolutionären Ursprung verläugnen, und jedes heftigere Aufflammen der Parteileidenschaft, jedes über die gezogenen Schranken des parlamentarischen Kampfplatzes hinaustönende Waffengetöse mußte an jenen Ursprung erinnern. Die Fiktion der glücklich beschworenen und in feste Ufer eingedämmten Revolution konnte nur so lange währen, als die fluktuirende Strömung im hinlänglich tief genug gegrabenen Bette einen natürlichen Ablauf fand, in geschickt angelegten Seitenarmen und Canälen abgeleitet wurde und man durch Schleußen und Dämme dem Eindringen der draußen wogenden See zu wehren verstand; als aber diese Vorsicht von der kühneren und stets mit übereiltem Eifer in's Weite hinausdrängenden Partei mißachtet wurde und man der hemmenden Schranken zu spotten anfing, als unbesonnene Hände die Schleußen zu öffnen und Dämme einzureißen begannen; da mußte sich das Schicksal erfüllen. Die Thatsachen seit der Katolikenemancipation im J. 1829 und der Parlamentsreform im J. 1832 sind bekannt und bedürfen weder in ihren Ursachen noch in ihren Consequenzen einer Erörterung. Selbstverständlich konnte Alt-England das Zustandekommen dieser wichtigen,

den ganzen inneren Organismus verändernden und das Gleichgewicht der bisher waltenden Kräfte verrückenden Umstaltungen nicht überleben, und das Triumphlied der Sieger wurde zugleich sein Grabgesang. Mit seinem Hinsinken traten aber auch all seine Blößen, alte Schäden und blutenden Wunden grell zu Tage und es fehlte nicht an geschäftigen Händen, sie mitleidlos unverhüllt der Welt zu zeigen. Daß es den treuen Paladinen Old-England's — den Tory's — vorbehalten war, den Leichendienst zu versehen, bildet eben ein umflortes Blatt dieser politischen Tragödie. Der Hereinbruch der Katastrophe gerade unter einem Toryministerium erhöht den tragischen Schauer, so wie die Felonie jener bekannten Toryfraktion im entscheidenden Augenblicke, die in's feindliche Lager überging, statt sich unter den Trümmern des stürzenden alten Gebäudes mitbegraben zu lassen, die Katastrophe beschleunigen half. Das ist es, was die Liberalen siegestrunken unter dem „gezwungenen sich an die Spitze Stellen der erbitterten Gegner der Reformen" verstehen. Nicht übersehen jedoch darf werden, wie lange die treuen Verfechter der alten Bundeslade im Kampfe Stand hielten, welch' zähe Beharrlichkeit sie in richtiger Würdigung der kommenden Gefahren den Gegnern entgegensetzten und wie viel doch eigentlich England diesem arg verketzerten Widerstande zu verdanken hat, wenn es anders Dank dafür weiß, trotz der gewaltigen Veränderung seiner inneren Lage noch nicht dem Radikalismus verfallen zu seyn. — Der Macht der Verhältnisse weichend, hatten die Tory's capitulirt und ihren alten Gegnern das Feld geräumt. Indessen hatten sich die letzteren nur eines kurzen Triumphes zu erfreuen, denn auch ihr Schicksal war bereits besiegelt. Mit dem errungenen Siege hatten sie ihre Mission erfüllt und nur zu bald wurden sie es inne, daß über ihre politische Hinterlassenschaft bereits zu Gunsten anderer, und zwar lachender Erben, verfügt war. Es trat jetzt in England jene Zersetzung der alten politischen Parteien ein, die ganz neue Elemente der Gesellschaft auf die Oberfläche warf, ganz neuen Potenzen zum Durchbruche verhalf und wohl noch so lange währen wird, bis die letzten historischen Reste der alten Ver-

hältnisse aufgezehrt sind. Wenn sich der politische und sociale Auflösungsproceß diesseits des Canals viel rascher und ungestümer vollzog, so liegt dieß einestheils in der Verschiedenheit der nationalen Charaktere, zumeist aber in dem langen und nachhaltigen Widerstande Alt-England's gegen die französischen Revolutionsideen. Mit Grund und nicht ohne freudige Genugthuung bezeichnen daher auch die Wortführer des modernen Liberalismus „die Parlamentsreform auch für England als den Beginn jenes Processes, in welchen der westliche Continent Europa's schon seit der ersten französischen Revolution eingetreten, den Uebergang der Herrschaft in der politischen Gesellschaft von den privilegirten Ständeklassen auf die arbeitsame Mittelklasse, zwar mit schonender Beibehaltung älterer aristokratischer Formen, weniger schroff und gewaltsam, als im benachbarten Frankreich, aber dafür mit größerem sittlichen Ernst" (das will wohl sagen: ohne Barrikaden und Blutvergießen) „und auf wesenhaftere Interessen gebaut, als irgend anderwärts".... „Das Uebergewicht der grundbesitzenden Aristokratie ward durch die Annahme der Reformbill zerstört, ohne daß auch nur die geringste Hoffnung seiner Restauration vorhanden gewesen wäre, dafür die industriellen Mittelklassen" (hinter welchen der keulenschwingende Chartismus seine ungeschlachten Arme erhebt,) „ohne allen Widerspruch als Kern des Staates anerkannt. Diese Verschiebung der staatlichen Gewichte hatte auch die gänzliche Aenderung der Politik und Parteistellung in England zur Folge. Den industriellen Klassen fehlt durchaus der Standpunkt zur Erörterung jener politischen Fragen, welche die alte europäische Gesellschaft auf das tiefste erschüttert, es mangelt ihnen das Interesse für die abstrakten Kämpfe der früheren Zeit zur Herstellung des politischen Gleichgewichts, zur festeren Begründung der Grundsätze der heil. Alliance, zur Aufrechthaltung dynastischer Rechte; die spröde Hartnäckigkeit der alten Aristokratie, welche gegen lebendige Thatsachen hinter verrotteten Principien sich verschanzte, ist verschwunden, die jetzt herrschende Mittelklasse in England kennt nur eine Art von Interessen — die materiellen, — nur einen

den ganzen inneren Organismus verändernden und das Gleichgewicht der bisher waltenden Kräfte verrückenden Umstaltungen nicht überleben, und das Triumphlied der Sieger wurde zugleich sein Grabgesang. Mit seinem Hinsinken traten aber auch all seine Blößen, alte Schäden und blutenden Wunden grell zu Tage und es fehlte nicht an geschäftigen Händen, sie mitleidlos unverhüllt der Welt zu zeigen. Daß es den treuen Paladinen Old-England's — den Tory's — vorbehalten war, den Leichendienst zu versehen, bildet eben ein umflortes Blatt dieser politischen Tragödie. Der Hereinbruch der Katastrophe gerade unter einem Toryministerium erhöht den tragischen Schauer, so wie die Felonie jener bekannten Toryfraktion im entscheidenden Augenblicke, die in's feindliche Lager überging, statt sich unter den Trümmern des stürzenden alten Gebäudes mitbegraben zu lassen, die Katastrophe beschleunigen half. Das ist es, was die Liberalen siegestrunken unter dem „gezwungenen sich an die Spitze Stellen der erbitterten Gegner der Reformen" verstehen. Nicht übersehen jedoch darf werden, wie lange die treuen Verfechter der alten Bundeslade im Kampfe Stand hielten, welch' zähe Beharrlichkeit sie in richtiger Würdigung der kommenden Gefahren den Gegnern entgegensetzten und wie viel doch eigentlich England diesem arg verketzerten Widerstande zu verdanken hat, wenn es anders Dank dafür weiß, trotz der gewaltigen Veränderung seiner inneren Lage noch nicht dem Radikalismus verfallen zu seyn. — Der Macht der Verhältnisse weichend, hatten die Tory's capitulirt und ihren alten Gegnern das Feld geräumt. Indessen hatten sich die letzteren nur eines kurzen Triumphes zu erfreuen, denn auch ihr Schicksal war bereits besiegelt. Mit dem errungenen Siege hatten sie ihre Mission erfüllt und nur zu bald wurden sie es inne, daß über ihre politische Hinterlassenschaft bereits zu Gunsten anderer, und zwar lachender Erben, verfügt war. Es trat jetzt in England jene Zersetzung der alten politischen Parteien ein, die ganz neue Elemente der Gesellschaft auf die Oberfläche warf, ganz neuen Potenzen zum Durchbruche verhalf und wohl noch so lange währen wird, bis die letzten historischen Reste der alten Ver-

hältnisse aufgezehrt sind. Wenn sich der politische und sociale Auflösungsproceß diesseits des Canals viel rascher und ungestümer vollzog, so liegt dieß einestheils in der Verschiedenheit der nationalen Charaktere, zumeist aber in dem langen und nachhaltigen Widerstande Alt-England's gegen die französischen Revolutionsideen. Mit Grund und nicht ohne freudige Genugthuung bezeichnen daher auch die Wortführer des modernen Liberalismus „die Parlamentsreform auch für England als den Beginn jenes Processes, in welchen der westliche Continent Europa's schon seit der ersten französischen Revolution eingetreten, den Uebergang der Herrschaft in der politischen Gesellschaft von den privilegirten Ständeklassen auf die arbeitsame Mittelklasse, zwar mit schonender Beibehaltung älterer aristokratischer Formen, weniger schroff und gewaltsam, als im benachbarten Frankreich, aber dafür mit größerem sittlichen Ernst" (das will wohl sagen: ohne Barrikaden und Blutvergießen) „und auf wesenhaftere Interessen gebaut, als irgend anderwärts".... „Das Uebergewicht der grundbesitzenden Aristokratie ward durch die Annahme der Reformbill zerstört, ohne daß auch nur die geringste Hoffnung seiner Restauration vorhanden gewesen wäre, dafür die industriellen Mittelklassen" (hinter welchen der keulenschwingende Chartismus seine ungeschlachten Arme erhebt,) „ohne allen Widerspruch als Kern des Staates anerkannt. Diese Verschiebung der staatlichen Gewichte hatte auch die gänzliche Aenderung der Politik und Parteistellung in England zur Folge. Den industriellen Klassen fehlt durchaus der Standpunkt zur Erörterung jener politischen Fragen, welche die alte europäische Gesellschaft auf das tiefste erschüttert, es mangelt ihnen das Interesse für die abstrakten Kämpfe der früheren Zeit zur Herstellung des politischen Gleichgewichts, zur festeren Begründung der Grundsätze der heil. Alliance, zur Aufrechthaltung dynastischer Rechte; die spröde Hartnäckigkeit der alten Aristokratie, welche gegen lebendige Thatsachen hinter verrotteten Principien sich verschanzte, ist verschwunden, die jetzt herrschende Mittelklasse in England kennt nur eine Art von Interessen — die materiellen, — nur einen

einzigen Standpunkt — den ökonomischen“.... — „Im Angesichte dieser durchgreifenden Wandlung aller politischen Verhältnisse konnten auch die beiden großen Parteien, welche seit den letzten Stuarts die Herrschaft im Staate wechselweise inne gehabt, nicht länger ihren Charakter unversehrt erhalten; die Parlamentsreform begrub die alten Tory's und Whig's, welche nur so lange als Gegensätze gelten konnten, als die alten politischen Interessen noch nicht verzehrt, die unbedingte Macht der Aristokratie noch nicht gebrochen war. Bei aller Verschiedenheit in dem Grade ihrer Anhänglichkeit an den Fortschritt hatten doch beide Parteien die gleiche aristokratische Grundlage und ihren Halt in dem „alten England“; mit dem Uebergange der Staatsmacht an die industriellen Mittelklassen sprengten sich die Bande, welche die einzelnen Parteimänner verbunden, öffnete sich die Scheidewand, welche die beiden Parteien auseinander gehalten hatte. Die ökonomischen Principien, welche in den Vordergrund traten, schufen neue, ökonomische Parteien, in diesen verloren sich die Whig's wie die Tory's, und welche noch in ihrer alten Parteistellung zurückblieben, mußten zusehen, wie sie allmählig aus dem Fahrwasser des englischen Staates an das trockene Land getrieben wurden, wo sie ihren Einfluß und ihre Geltung immer mehr einbüßten. Die Whig's, als die liberalere Fraktion, hielten zwar länger Stand, die von ihnen durchgesetzte Parlamentsreform, die Dankbarkeit des Volkes verlängerte ihre Existenz; aber der Anarchie der Parteien, welche gleich im ersten reformirten Parlamente begann, konnten auch sie nicht widerstehen, ihre eigene Selbstauflösung nicht hindern“ u. s. w. Dieß die Anschauungen eines vom Katheder herab docirenden Jüngers der sogenannten „göttlichen Dialektik“ von der Bedeutung des Zersetzungsprocesses der alten politischen Parteien England's. Man vergleiche damit desselben Dialektikers Ansichten über die Julirevolution als in unglücklicher Halbheit stecken gebliebene sociale, alle Weltverhältnisse vom Grunde aus umstalten sollende Revolution, über die innige Beziehung der deutschen Wissenschaft zum französischen Revolutionsgeiste und über die „Vertiefung der Revolution“ als in

der Theorie bereits festgestellte allgemeine Umwälzung, um den richtigen Schlüssel zum Verständniß des Begriffes von den „ökonomischen Parteien“ Neu-England's zu finden.

Haben wir bereits früher auf den besonderen Verlauf der diplomatischen Wanderjahre des Fürsten die Aufmerksamkeit gelenkt und die hierbei waltende eigenthümliche Fügung hervorgehoben, so ist die Würdigung der Zeitlage beim Eintritte des Fürsten in eine neue Phase seiner politischen Erfahrungen, die Erörterung der so folgenreichen Umstände während seines Londoner Aufenthaltes auch schon darum keine unnütze Abschweifung vom vorgesteckten Ziele, weil Niemand bei den unläugbaren Thatsachen mit Grund wird behaupten können, der Fürst habe vor dem Ernste der Geschehnisse das Auge zu verschließen, den Eindrücken des Erlebten und der Macht der Verhältnisse, somit aber auch dem Studium der Dinge sich zu entziehen vermocht. Dieß wäre schon bei einem minder begabten und empfänglichen Manne als der Fürst ein kaum annehmbarer Fall, um so weniger bei einer Persönlichkeit von so feiner Auffassungsfähigkeit und klarer Intelligenz. Wenn verschiedene Stimmen, zumahl fremdländische, nach dem Tode des Fürsten von je besonderen Standpunkten der Beurtheilung des Hingeschiedenen bald mit Erstaunen und nicht ohne einen leisen Anklang von Ironie, bald mit einem gemischten Gefühle von Bedauern und Bewunderung auf die Uebernahme des ersten Ministerportefeuilles von Seite des Fürsten in einem so entscheidungsschwangeren Augenblicke ohne genugsame Vorbereitung, ohne spezifische Vorstudien und contemplative Ascese hindeuten; so mag dieß bis auf einen gewissen Grad in Bezug auf die spezifisch Oesterreich'schen inneren Verhältnisse und insofern einigen Wahrscheinlichkeitsgrund für sich haben, als dabei etwa ein regelmäßiges Aufrücken in der Sphäre des inneren Staatsdienstes am Aktentische im Auge gehalten wird; mit Rücksicht aber auf die politische Bildung des Fürsten überhaupt, auf seine theoretischen Kenntnisse und gewonnenen Welterfahrungen, auf seine geistige Disposition und sein im Beobachten, Erfassen und Vergleichen geübtes Auge ist es unan-

wendbar und gehört der Summe jener leichtfertigen Behauptungen an, die sich der Journalismus fast täglich ohne Gewissensbisse zu Schulden kommen läßt. Ist doch ein beträchtlicher Theil von der Unmasse biographischer Skizzen und Nekrologe über den Hingeschiedenen gerade über den Londoner und Pariser Aufenthalt desselben stillschweigend hinweggegangen, ohne übrigens Anstand zu nehmen, den Schatz seines politischen Wissens und die Fakultät zur Uebernahme einer großen staatsmännischen Mission dem gestrengen Urtheile zu unterwerfen. Unterlassungssünden und Vergeßlichkeiten, die den ephemeren Organen der öffentlichen Meinung verziehen werden mögen, dürften indessen, von einem ernsteren und weiter ausholenden Biographen begangen, kaum auf Nachsicht zu rechnen haben. Wie schwer es ihm nun auch fallen mag, jener Oberflächlichkeit der Würdigung, anmaßenden Unterstellungen und dem oftbewährten: „Schnell fertig mit dem Urtheil ist die Menge,“ mit der vollen Beweiskraft authentischer Belege, mit dokumentarischen Waffen aus einer Lebensperiode des Fürsten entgegenzutreten, wo es derselbe in der vollen, jugendfrischen Hingabe an das äußere Leben und in geistig kräftiger Verarbeitung der empfangenen Eindrücke in still verschlossener Seele verschmäht hat, auch das stumme Papier zum verschwiegenen Vertrauten zu machen; wie wenig er auch im Stande, die Lücken auszufüllen, die das bedauernswerthe Verschwinden gewiß andeutungsreicher schriftlicher Notizen zurückgelassen hat; so hindert ihn doch nichts, aus der Gegenüberstellung des thatsächlich Erlebten, des in Erscheinung und Wirkung Bedeutsamen und Folgenreichen mit der vollen Persönlichkeit des Fürsten begründete Vermuthungen zu schöpfen und auf diese evidente Wechselbeziehung sichere Schlüsse zu bauen. Darum ist es auch wohl nicht zu gewagt, das Verweilen des Fürsten in London als den eigentlichen Beginn der praktischen Studien des angehenden Staatsmannes, als den Moment der tieferen Einweihung in die Mysterien der höheren europäischen Politik und als diplomatisches Maturitätszeugniß zu bezeichnen, wozu sich alles Vorangegangene als gradativer Vorbereitungscurs verhält. Hier im „gelobten Lande“

der Freiheit, wo Milch und Honig aus unversiegbaren Quellen des politischen Fortschritts fließen, auf dieser glückselig gepriesenen Insel inmitten des sturmbewegten Oceans der europäischen Menschheit, in dem vielbeneideten Staate mit der monarchischen Spitze und republikanischen Fundamenten; hier war wohl die geeignete Stätte, den Werth und inneren Gehalt freiheitlicher Institutionen zu prüfen, geschichtliche Probleme der Gegenwart und Zukunft ernstem Nachdenken zu unterziehen, vor allem Anderen aber eine, wie rühmend hervorgehoben wird, ohne Beispiel dastehende Erscheinung in's Auge zu fassen, nämlich die „glückliche Vereinigung von Revolution und Verjährung, Fortschritt und Stabilität, Energie der Jugend und Majestät des unvordenklichen Alterthum's." Zudem stand England gerade am Vorabende einer wichtigen, über seine Zukunft entscheidenden Krise und alle Zeichen deuteten auf einen gewaltigen Umschwung der Dinge, einen Umschwung, der das „unvordenkliche Alterthum" Albion's auf eine harte Probe zu setzen drohte. Ein interessanterer Augenblick hätte sich wohl dem fremdländischen Staatsmanne zum Studium sowohl der vorhandenen Zustände als der ursächlichen Impulse eines noch neuen, mit Entwicklungen ringenden und mit der Vergangenheit gänzlich zu brechen suchenden Verfassungslebens kaum darbieten können. Beruf und Stellung, vielseitige und bevorzugte gesellschaftliche Beziehungen, sicherer Blick und heller Verstand setzten den Fürsten wohl in den Stand, über England's innere Lage und äußere Machtverhältnisse zu einiger Klarheit zu gelangen. Hiezu nun noch die Zustände des übrigen Welttheils: die trübe Constellation im ganzen europäischen Westen, die geheimen Wühlereien in Deutschland und Italien, so wie auch in Polen und Rußland, in Griechenland die kaum erst mit Asche bedeckte Glut des Freiheits-Kampfes und nun überdieß noch der russisch-türkische Krieg, der dem Oesterreichischen Kabinete so ernstliche Besorgnisse für seinen nicht immer sehr dankbaren Nachbar einflößte; in der That mehr als genügender Stoff zu politischen Denkübungen, zumahl während des Aufenthalts in einem Lande, das sich für berufen hält, in allen An-

gelegenheiten der alten Welt eine maßgebende Rolle zu spielen. Allerdings war es dem Fürsten nicht vergönnt, die gänzliche Abwicklung des inneren Umstaltungsprocesses England's mit eigenen Augen zu sehen und an Ort und Stelle Zeuge der Hauptstadien desselben, namentlich der Parlamentsreform selbst, zu seyn; aber zu gründlicher Würdigung der bestehenden Verhältnisse und klarem Einblicke in die nächste Zukunft mochte immerhin genügen, wenigstens den Eintritt der Krisis wahrzunehmen und die in Bewegung gesetzten Kräfte in unmittelbarer Nähe kennen zu lernen. Ein zweijähriger Aufenthalt war zu dem angedeuteten Zwecke ausreichend, um so mehr, als in denselben noch der erste Hauptmoment in der Reihe der angestrebten Reformen — die Katolikenemancipation — fällt. In späteren Jahren mochten sich wohl jene Londoner Eindrücke und Reminiscenzen im rückschauenden Geiste zu bestimmten Ergebnissen abgeklärt und in prägnanten Bildern an Leben und innerer Wahrheit gewonnen haben, so daß man wohl dem Fürsten, mit Rückblick auf dessen vielseitige persönliche Beziehungen und in das eigene Seyn eingreifende Erfahrungen, die Bezeichnung des Londoner Aufenthalts als Schule der Politik und des Lebens in den Mund legen durfte. Da es dem Fürsten vorbehalten war, sich zwanzig Jahre später an der Inscenesetzung eines der letzten Akte des constitutionellen Drama's in Oesterreich mitzubetheiligen, eines Drama's, dessen tragische Katastrophe eigentlich mehr in die Mitte, als in das Ende des Stückes fällt; so möchte wohl gefragt werden, wie der Fürst etwa im Allgemeinen über Constitutionen dachte und in wie ferne auf sein Urtheil jene englischen Rückerinnerungen und Anschauungen von maßgebendem Einflusse gewesen seyn dürften? Darüber läßt sich nun freilich nichts mit sicherer Bestimmtheit sagen. Bekanntlich gingen die Meinungen nach des Fürsten Tode im Punkte seiner constitutionellen Ansichten in zwei entgegengesetzten Richtungen auseinander. Während die Einen immerhin einige Geneigtheit des Fürsten für das constitutionelle Princip, als solches, annehmen zu dürfen glaubten, eine Geneigtheit, die nur an der Ueberzeugung von der Unanwendbarkeit

constitutioneller Formen in der Oesterreichischen Monarchie als polyglottem Staate scheiterte; beschuldigten die Anderen denselben der entschiedensten Voreingenommenheit gegen alles constitutionelles Wesen und stempelten ihn geradezu zum Absolutisten. Wer von Beiden hat Recht? Dieß zu untersuchen, mag wohl für eine passendere Gelegenheit vorbehalten bleiben, wenn überhaupt zu einem Entscheide über diese delikate Frage zu gelangen ist; das aber dürfte als am wahrscheinlichsten angenommen werden dürfen, daß der Fürst nicht eben lebhaft für jene geschriebenen und nach einem ideologischen Systeme geformten Constitutionen schwärmte, wie sie der moderne Constitutionalismus gebar, oder vielmehr bereits fertigen Schablonen nachzubilden liebte. England hat keine eigentliche geschriebene Constitution und dennoch ist es geworden, was es ist und einzig und allein auf dem Wege werden konnte, den die geschichtliche Entwickelung der Dinge dort eingeschlagen. Wohin die blinde Nachahmung der englischen Staatsformen ohne ähnliche Prämissen und gleiche Vorbedingungen führte, hat wohl Frankreichs Beispiel am schlagendsten dargethan. Die äußeren Formen mochten sich wohl ähneln, während die inneren Grundlagen von ganz verschiedener Beschaffenheit waren. Eben weil der Fürst England kannte und wohl wissen mußte, daß der Staat als etwas geschichtlich Gegebenes, nicht willkürlich und gewissermaßen über Nacht Modificirbares zu betrachten sei, konnte er auch die politische Weisheit der so fein ausgeklügelten Charten der Neuzeit nach ihrem wahren Werthe tariren. Daß es an Solchen nicht fehlt, die zu entgegengesetzten Schlüssen gelangen, indem sie nicht begreifen können, wie man in England gewesen seyn und dennoch nicht zur constitutionellen Fahne um jeden Preis schwören könne, ist wohl bekannt, darf aber nicht Wunder nehmen, denn Oberflächlichkeit in Beurtheilung der Dinge und Beschränktheit der Ansichten ist der Fluch aller unselbständigen Charaktere.

Der eben entwickelten Auffassung zufolge, werden die Beurtheiler der zuletzt angedeuteten Kategorie die Bezeichnung des Londoner Aufenthaltes des Fürsten als „Schule der Politik" vielleicht nicht

gelten lassen wollen, sobald die Nutzanwendung des Erlernten ihren nun einmal gäng und gäbe gewordenen apriorischen Voraussetzungen nicht entspricht; werden sie aber auch der zweiten Bezeichnung jenes Aufenthaltes als „Schule des Lebens" ihr Recht widerfahren lassen? Wir sind hier nämlich bei dem Punkte angelangt, wo wir weder ignoriren wollen, noch können, daß sich gewisse, mit leisen Verdächtigungen beginnende und bis zu förmlichen Anschuldungen gesteigerte Antastungen des Privatcharakters und der rein menschlichen Seite des Fürsten auf dessen Vorleben und namentlich auf die Zeit seines Londoner Aufenthaltes beziehen. Englische, französische und selbst auch deutsche Journale haben nach dem Hinscheiden des Fürsten nicht verfehlt, unter den verschiedenen Antecedentien desselben jene Eigenschaften — Temperamentfehler — und Gemüthsanlagen aufzuzählen, die eines Theils auf eine bewegte Zukunft hindeuteten, andererseits zur Erklärung mancher Fehlgriffe in der Politik des Fürsten dienen sollen. Man hat sich nicht enthalten können, dem späteren energischen und entschiedenen Auftreten des Fürsten, seinem kühnen Muthe und der im Schlachtendonner bewiesenen militärischen Bravour, so wie seinem angeblich hochfahrenden Sinne und unter gewissen Umständen, wie von manchen Seiten geklagt wird, nicht genug beherrschten leidenschaftlichen Heftigkeit einen sich frühzeitig verrathenden brausenden Ungestüm und ein schwer zu dämpfendes Feuer des Temperaments zu Grunde zu legen und durch diese besondere Combination von ursprünglichen Eigenschaften des Gemüthes und angebornen Mischungsverhältnissen des Blutes sowohl Vorfälle der Vergangenheit, als auch Erscheinungen im späteren Leben des Fürsten zu erklären. Man hat von galanten Abenteuern, kühnen Ausschreitungen und Jugendverirrungen gesprochen und nur so weit die Discretion beobachtet, als man die Unangemessenheit weiterer Erörterungen und unzarter Enthüllungen da, wo es sich um die Würdigung des Staatsmannes und historischen Charakters handelte, gar wohl fühlte. Die Taktik der Gegner glaubte großmüthig zu seyn, wenn sie sich begnügte, bloß zwischen den Zeilen lesen zu lassen und der Eifer der

Freunde wähnte durch eine geistreiche Verschleierung wenigstens die Rücksichten der Schicklichkeit gewahrt zu haben. Die Scurrilen mit halblauter Stimme, aber ausdrucksvollen Gesten retteten ihr Gewissen, ohne doch dem Gelüste nach Pikantem Abbruch zu thun, wenn sie der Verleumdung gerade so viel Stoff lieferten, als eben zur Befriedigung frivoler Neugierde hinreichend, oder zur Beschäftigung einer romantisirenden Phantasie erforderlich. Mit ernster Miene und aufrichtig abwehrendem Bestreben sah man wieder Andere die Vertheidigung des Fürsten übernehmen und, wenn schon überhaupt bei einem hochgestellten Staatsmanne und einer in der Alltagswelt hervorragenden Persönlichkeit von dergleichen Dingen die Rede seyn soll, auf das Beispiel anderer großer und bedeutender Männer hinweisen, die von erotischen Verirrungen und anderem menschlichen Fehle auch nicht frei waren, ohne deßhalb in der öffentlichen Meinung niedriger zu stehen, oder etwas von ihrem historischen Ruhme eingebüßt zu haben. Strenge genommen, habe dieß mit der Beurtheilung eines geschichtlichen Charakters nichts zu schaffen und man müsse sich nur verwundern, Angelegenheiten des Privatlebens dieser Art mit in die Wagschale des Urtheils geworfen zu sehen. Mit dieser allerdings milderen und, wenn schon nicht rechtfertigenden, so doch entschuldigenden Auffassung können sich hypokritische Censoren nicht zufrieden geben und, wo sie die offene Anklage fallen lassen, können sie doch nicht umhin, ihr Bedauern auszusprechen über die Verdunkelung großer und in anderer Beziehung hervorleuchtender Erscheinungen durch den trüben Schatten sündlicher Gebrechen. Das ist die Klasse der weichen Philosophen, deren contemplative Weisheit die irdischen Dinge durch das Medium eines gewissen Weltschmerzes betrachtet und denen die Geschichte nichts ist, als eine große Elegie. Zur entschiedenen Anklage, ja zum rücksichtslosen Verdammungsurtheile schreiten hingegen die strengen Moralisten, die Todten ohne Ausnahme vor ihren Richterstuhl citirend. Sie begehren für sich das letzte maßgebende Wort und von ihrem Ausspruche soll keine Appellation mehr stattfinden. Sie sind es, die mit der Posaune des Welt-

gerichts das Urtheil in die Welt hinausrufen: „Wie man glaubt, so lebt man, wie man lebt, so regiert man, und wie man gelebt und regiert, so stirbt man auch!“ In der That, ein strenger, gewaltig hinaustönender Richterspruch! Man glaubt vom höchsten irdischen Standpunkte aus die ewige Gerechtigkeit retten zu müssen und fühlt sich demnach berufen, ein plötzliches, unvorbereitetes Ende als strafendes Walten der unerbittlichen Nemesis erscheinen zu lassen. Welch' ein heidnischer Gräuel, dieser Auffassung zufolge, einen raschen Tod als „sanften Hingang des Gerechten“ zu bezeichnen! Muß und soll die ewige Gerechtigkeit unter dem erhabenen Gesichtspunkte der Religion, vor dem auch wir uns beugen, ihre Rechtfertigung finden, so bedarf sie hiezu keineswegs der Mithülfe schwacher, selbst allen Gebrechen der Endlichkeit unterworfener Werkzeuge und schleudert sie zurück „in ihres Nichts durchbohrendes Gefühl.“ Am allerwenigsten möchte sie sich solcher irdischen Organe bedienen, die ihren schlecht verhehlten Parteizelotismus hinter der Maske rigoroser Sittlichkeit und Religiosität zu verbergen suchen und sich ein Richteramt anmaßen, das nur dem höchsten Einzigen ausschließlich vorbehalten. Uebrigens ist seiner Zeit den zuletzt angedeuteten Anklagen gebührend geantwortet worden und wollen wir nur noch auf die Recapitulation dieser Angelegenheit unter den gesammelten „Zeitstimmen“ am Schlusse des vorliegenden Buches hingewiesen haben. Hat man zudem manches bereits Vorausgeschickte, insbesondere die Andeutungen über den inneren und äußeren Lebensentwicklungsgang des Fürsten in dessen Gesammtcharakteristik, jene Fingerzeige über Erziehung, Bildung, Anlagen, Temperament und Neigungen, so wie über den innersten Kern seines dem Außenleben abgewandten Seelenlebens nicht übersehen; so wird man uns ebenso wenig einer Beschönigung oder Verschweigung zeihen können, als selbst eines richtigen Verständnisses entbehren. Unseres Ermessens kann in Fällen, wo es sich um die verborgenen Falten des Privatlebens, um Verirrungen des Herzens, Täuschungen der Sinne oder um wirkliche Fehltritte handelt, die Aufgabe des Biographen weder im Anklagen, noch im Freisprechen,

oder aber in romantischer Ausschmückung solcher Erlebnisse bestehen, die der Schleier des Geheimnisses reizend verhüllt. Aber den Blick zu klären, das Verständniß zu vermitteln und das Urtheil zu leiten, vor Allem jedoch das stille Heiligthum des Privatlebens vor schnöden, Aergerniß suchenden Entweihungen zu schützen, das unbestreitbare Recht der eigenen Verantwortlichkeit dem hehren Richter, nicht aber der profanen Menge gegenüber, zu vertheidigen, zu den Mysterien des Herzens kein fremdes Nahen zu gestatten und den Punkt im innersten Seelenleben zu bewachen, über dem warnend geschrieben steht: „Quai a chi la tocca!“: Dieß möchten ebenso sehr Recht als Pflicht dem Biographen auch eines minder berühmten Mannes gebieten. Und so machen wir denn auch dieses Recht schützender Abwehr den zudringlichen Blicken profaner Neugier gegenüber in Betreff der Londoner Erlebnisse des Fürsten in dem eben angedeuteten Sinne geltend und nehmen für die letzteren die Achtung eines Geheimnisses in Anspruch, das in der tieferen Bedeutung des Wortes mit dem Dahingeschiedenen zu Grabe gegangen. Es mag wohl parador scheinen, jene Bezeichnung für Geschehnisse zu vindiciren, deren äußere Thatsächlichkeit nur zu bald in unsaubere Hände gefallen und von schadenfroher Lust zu persönlich feindseligen, oder doch unwürdigen Zwecken ausgebeutet worden, der eiligen Hast nicht zu gedenken, womit seiner Zeit eine scandalsüchtige englische Presse sich des greifbaren corpus delicti bemächtigte, um es an die große Glocke der Oeffentlichkeit zu hängen, die denn auch nachgerade in den gläubig nachbetenden deutschen Blättern einen nicht minder Rumor liebenden Nachhall fand; wie gesagt, es mag parador scheinen, dergleichen als Geheimniß zu bezeichnen, dennoch bleiben wir bei diesem Ausdrucke der Abwehr stehen, so lange die ungreifbaren Fäden einer nur in ihren Folgen sichtbaren Handlung in verborgener Tiefe verlaufen, so lange es noch stille Stätten, geheime Oasen im menschlichen Herzen giebt, wohin des Lauschers Blick nicht dringt, und so lange es zarte Beziehungen des Lebens zu vertheidigen giebt, die schneller den lauten Ankläger, als den competenten Richter finden. Hierunter möchten jene Verir-

rungen der Psyche und Katastrophen des Herzens zu rechnen seyn, deren irdische Verschuldung entweder mit einer schmerzlichen Enttäuschung, oder im schlimmeren Falle mit dem Opfer dauernden Lebensglückes bezahlt wird, Verirrungen, aus denen hohe, schöpferische Naturen durch einen dichterischen Akt der Selbstbefreiung den rettenden Ausgang suchen, die sentimentale Welt mit „Werthers vielbeweinten Leiden" überraschend, die Literatur mit einem Epoche machenden Roman bereichernd, Verirrungen endlich, deren Gedächtniß kräftige und in sich selbst abgeschlossene Charaktere in dem unverbrüchlichen Schweigen einer theilnehmenden, innig befreundeten und besonders vertrauten Seele begraben. Fand dieses Schweigen überdieß durch eine genügende Sühnung der äußeren Folgen und durch allmälige Abklärung des einst leidenschaftlich bewegten Innern im Laufe der Zeit die Weihe der Verjährung und gewissermaßen seine Heiligung; so ist nicht einzusehen, wie Jemandem das Recht zustehen sollte, mit Gewalt in den „Friedhof" der Vergangenheit einzudringen und die Ruhe der Todten zu stören. Die Anwendung des Gesagten auf den Fall des Fürsten liegt nahe genug, um keiner weiteren Erörterung zu bedürfen. Mochte gleich der laute Markt der Alltagswelt mit einer frivolen Mitwissenschaft prahlen, die ihm weder frommte, noch gebührte: die Argusaugen der Menge erblickten doch nur den vom Luftzuge der öffentlichen Meinung bewegten äußeren Saum der Erscheinung, der Brennpunkt des innersten Lebens blieb verhüllt und fand nur in der spiegelreinen Klarheit eines verwandten Herzens einen warmen, tief verborgenen Reflex. Für den näher Unterrichteten bedarf es wohl kaum der Hindeutung, in wessen Busen dieß theilnehmende, Vertrauen um Vertrauen tauschende Herz schlug; daß es ein dem Fürsten durch heilige Bande der Geburt und des Blutes nah verwandtes, durch vieljähriges, nur zuweilen unterbrochenes Zusammenleben innig verbundenes gewesen, mußte die Berechtigung auf trautes Verständniß und liebevolle Hingebung nur erhöhen. Dieser Fingerzeig dürfte auch ferner Stehenden genügen und die dem öffentlichen Leben abgewandte, rein menschliche Charakterseite des

Fürsten im Lichte jener warmen und heiteren Verklärung zeigen, ohne die das menschliche Daseyn selbst auf der höchsten Stufe äußeren Glückes und gesellschaftlicher Stellung des schönsten Reizes und sonniger Erhellung entbehren würde. Durch diesen sympathetischen Rapport, der zwei gleichgestimmte Seelen in inniger Wechselbeziehung zeigt, wird das Verständniß des sonst nicht leicht zugänglichen innersten Lebens eines Mannes näher gerückt, den man sonst auf einsamer Höhe des Daseyns aus den Augen zu verlieren Gefahr liefe, würde er dem beobachtenden Blicke nicht durch Hinzugesellung einer edlen, gleichfalls auf vereinsamter Lebenswanderung begriffenen Frauengestalt näher gebracht, so daß wir ein trautes Zusammenschreiten bis dahin wahrnehmen, wo die Pfade enden. Wo hätte der welterfahrene Mann nach manchem Wetten und Wagen und wechselreicher Ulyssesfahrt auf bewegtem Lebensmeere einen geschützteren Hafen finden können, als in der stillen Brust eines schwesterlich treuen Gemüthes, wo den Schatz mannigfacher Erfahrung, die Trophäen seiner Siege sicherer bergen, aber auch die Verluste manches Wagnisses, die Wunden manches Kampfes leichter verschmerzen können, als dort im friedlichen Asyle? Von dieser Seite wenigstens durfte er hoffen verstanden zu werden. Und in der That, edle und geistvolle Frauen sind auch die sinnigsten Exegeten und Dolmetscher der sibyllinischen Bücher des sonst schwer zu erkundenden Mannesherzens, und Niemand dürfte sich verpflichteter fühlen, mit Deutschland's großem Dichter das Lob der Frauen anzustimmen, als gerade die bedeutendsten Männer. Was oft kein Verstand der Verständigen ergründet und wo sich der bewunderte Scharfblick gewiegter Kenner vergebens abmüht, die Keilschrift und die Hyeroglyphen an der Stirne weltgeschichtlicher Charaktere zu entziffern: da reicht oft ein einziger Seherblick des hellen Frauenauges hin, um der Geheimschrift dunkle Räthsel zu lösen. Nicht mit dem kritischen Apparate eines mühselig analysirenden Forschers, nicht mit Cirkel, Blei und Winkelwage eines historischen Archimedes wissen sich die Frauen Rechenschaft zu geben über wahrhafte Mannesgröße; aber mit jener Klarheit des Blickes,

worin sich überhaupt die Welt auf eigenthümliche Weise spiegelt, mittelst jener divinatorischen Gabe, die ein Gott in die Frauenseele gelegt, nicht so sehr um selbst Großes zu vollbringen, aber um mit voller Innigkeit daran zu glauben, das Hohe zu ahnen, zu Großem zu begeistern und in seinem Lichtglanze zu leben und zu athmen. Man spricht so oft mit nicht weniger Neid als Verwunderung von diesem und jenem ausgezeichneten Lieblinge der Frauen und steht nicht an, gewisse, nicht genugsam begriffene, oder mit dem Maßstabe eines gemeinen Vorurtheils gemessene persönliche Beziehungen in den Staub zweideutiger Vermuthungen herabzuziehen; ja eine gewisse Sorte von spekulativen Schriftstellern stöbert in allen Schmutz-Winkeln der Chronique scandaleuse nach dergleichen dankbaren Stoffen zu pikanten Haremgeschichten der europäischen Höfe und höchsten Stände umher, ohne Zweifel im Interesse weltgeschichtlicher Aufklärung und zur Verewigung der eigenen Schamlosigkeit; glaubt man wirklich auf diesem Wege sittenrichterlicher Medisance die Gesellschaft zu retten, oder will man in den Sumpf, worin man selber steckt, mit flackerndem Irrlichtscheine nur Andere locken? Es fällt uns nicht ein, den Liaisons dangereuses der sogenannten „Löwen" der alten und neuen Gesellschaft das Wort zu reden, oder die Schäferspiele hinter den schimmernden Tapeten der Salon's mit dem Mantel indulgenter Beschönigung zu verhüllen; aber ebenso wenig möchten wir gerade die zartesten und den tiefsten Regungen der Seele entsprungenen, jedenfalls dem Richtspruche eines profanen Forum's nicht verantwortlichen Beziehungen bedeutender Menschen schlechterdings in den übelberüchtigten Hirschpark einer verrufenen Zeit verwiesen sehen. In dergleichen delikaten Dingen sein eigener Richter zu seyn, mag Jedem am besten anstehen, und wenn man dem Fürsten, wie bereits früher einmahl erwähnt worden, ein strenges Urtheil über die eigene Vergangenheit in den Mund legt, so ist mit diesem geständigen „Pater peccavi," dieser freiwilligen Selbstcensur der Competenzstreit jedenfalls bereits entschieden. Immerhin möchte es aber gewagt seyn, den Neigungen des Fürsten das unauslöschliche

Gepräge der Jugendsünde aufzudrücken und den erklärten Liebling der Frauen nur im verführerischen Dämmerscheine des galanten Abenteuers zu erblicken, ohne den innigeren Regungen des Gemüthes, dem sympathetischen Zuge des Herzens und dem ritterlichen Sinne für Frauenschönheit und Anmuth gerecht werden zu wollen. Man kann sich den feurigen Jüngling als den Frauen gefährlich, den liebenswürdig kühnen jungen Mann als unwiderstehlich denken; aber um als Fünfziger mit früh gebleichtem Scheitel Frauen mit allen Ansprüchen des Geistes und der Schönheit dauerndes Interesse einzuflößen, ja um überhaupt inmitten schwerer Amts-Sorgen, erdrückender Geschäfte und aufreibender Arbeiten holder Frauenanmuth zu huldigen und in kargen Momenten der Muße im lieblichen Frauenkreise von der Wucht des Berufes freier aufzuathmen: dazu bedarf es doch eines reineren Sinnes für die heh'ren Reize des Daseyns, einer unverwelklichen Jugend des Herzens und des würdigenden Gefühls für der „Grazie züchtigen Schleyer.“ Diese Wahrnehmung mag sowohl den flüsternden Verdächtigungen, als den rückhaltlosen Anklagen, zugleich aber auch den nach dem Tode des Fürsten laut gewordenen, ebenso erfinderischen als schnöden Unterstellungen in Bezug auf dessen leidenden Zustand gegenüber zum Troste gereichen; denn, wem nach „mancherlei Wagniß und vielen Fährlichkeiten“ noch des gesunden Seelenmark's in Fülle, noch genug der geistigen Wärme, des feurigen Blutes, des energischen Willens zu Entschluß und That, des ästhetischen Sinnes und feinsten Geschmacks zu des Lebens edelsten Genüssen übrig geblieben; wer noch so viel des Muthes, des hochherzigen Schwunges und der gewaltigen Energie in die späteren Tage mit hinübergenommen, um sich mit allem Aufgebote der sittlichen und geistigen Kraft an dem Rettungswerke des Vaterlandes zu betheiligen, und wie auf dem Schlachtfelde, so im Kabinete Heldenruhm zu erringen und Siege der Weisheit zu feyern: der hatte entweder über ein außerordentliches Maß virtueller Gaben zu verfügen, oder er hatte die reiche Fülle seltener Kräfte nicht in jener Profusion vergeudet, wie von mancher Seite gerne nahegelegt werden

möchte. Daß er endlich dennoch unterlegen: dieser Vorwurf könnte überhaupt nur gegen seine menschliche Endlichkeit gerichtet werden. Was aber die englischen Sittenrichter des Fürsten insbesondere betrifft, so thäten sie wohl daran, über dem Splitter im Auge eines Sohnes des Continents nicht den Balken im eigenen Auge zu übersehen, zumahl im Hinblicke auf all die Ehescheidungsprocesse, famosen Entführungsgeschichten und andere Familienaventuren, deren die geheime Geschichte des mächtigen Albion mehr aufzuweisen haben dürfte, als irgend ein Land des gesammten Continents.

Zu einiger Genugthuung möchte hingegen England der Umstand gereichen, daß die ausgeprägte Sitte Old-England's an dem Fürsten einen warmen Proselyten fand, der mit der Gesinnung und Anschauungsweise eines echten Hochtory wieder den Continent betrat. Dem deutschen Fürstensohne begegnete in dieser Beziehung, was in der Regel so vielen bürgerlichen und nichtbürgerlichen Touristen des Festlandes widerfährt, die vielleicht nicht ohne manches sociale und nationale Vorurtheil, oder wenigstens mit eigenthümlichen Vorstellungen von der Originalität überlieferter Lebensformen jenseits des Canals den Fuß auf englischen Boden setzen, und mit einer ebenso eigenthümlichen Sympathie für das drüben Geschaute und Empfundene wieder heimkehren. Von so entschiedenem Einflusse und nachhaltiger Wirkung ist das Beispiel fest ausgeprägter Lebensgestaltungen, einer geschichtlich entwickelten und mit fühlbarer Kraft in das Allgemeine thätig und maßgebend eingreifenden Gesellschaftsgliederung, heilig gehaltener Haus- und Familiensitte, nationaler Gebräuche und zum Gesetze gewordener alter Traditionen, daß sich selbst der Fremde, zumahl der Deutsche mit seiner verwandten Natur und der warmen Empfänglichkeit eines tieferen Gemüthes, solchen Eindrücken gefangen gibt, besonders da sie zugleich mit allen äußeren Wahrzeichen staatlicher Macht und nationaler Größe dem Wunsche nach ähnlichen Zuständen und der Sehnsucht nach dem längst verheißenen Millenium deutscher Herrlichkeit imponiren. Praecepta movent, exempla trahunt. — In je nähere Berührung persönliche Verhält-

nisse und eine bevorzugte Lebensstellung den deutschen Gesandtschafts-Cavalier mit den höchsten und vornehmsten Gesellschaftskreisen England's brachten, mit je reicherem Glanze sich die Bilder geschichtlichen Ruhmes, politischer Macht und materiellen Einflusses, so wie durch ein unverbrüchliches Gebot der Sitte sanctionirter Ehren und Würden in des Inselstaates hervorragendsten Geschlechtern und ersten Namen vor seinen Blicken entrollten, und mit je umfassenderen Begriffen von stolzer Größe und historischer Erhabenheit der hochsinnige junge Mann betrachtend an die gewaltigen Dimensionen dieses gesellschaftlichen Baues herantrat; um so weniger konnte er sich der lebendigen Fülle solcher Eindrücke entziehen und um so länger mußte er den Reflex der gewonnenen Anschauungen in der empfänglichen Seele bewahren, was freilich nicht die Ahnung naher Erschütterungen jener lange bestandenen Größe und des allmähligen Verbleichens jener geschichtlichen Glorie unter dem Einflusse eines beginnenden Zersetzungsprocesses ausschließt, denn nochmahls müssen wir an den Zeitpunkt und die politischen Conjunkturen erinnern, die mit dem Erscheinen des Fürsten in London zusammentreffen. Ebenso wenig schließt jene Vorliebe für England's altvererbtes Herkommen und hocharistokratische Sitte divergirende Ansichten über dessen äußere Politik und sonstige Verhältnisse zum Festlande aus, so daß der Fürst recht gut wie ein echter Tory Alt-England's denken konnte, ohne deßhalb einen Augenblick aufzuhören, als wahrer Deutscher zu fühlen. Man erzählt, der Fürst habe nach seiner Rückkehr aus London im väterlichen Hause, wo er geraume Zeit verweilte, in gesellschaftlichen Beziehungen und häuslichen Einrichtungen eine so durchaus englische Anschauungsweise vorwalten lassen, daß ihn die treuen Anhänger des bisherigen Brauches und alten Herkommens ernstlich als englischen Reformer zu fürchten anfingen und das bedrohte System des Hauses erst wieder für gesichert hielten, als das Geschick den Fürsten neuerdings in die Ferne führte.

Dieß erfolgte, wenn wir anders nicht irren, bereits im Herbste **1829**, wo der Fürst der Kaiserl. Oesterreich'schen Gesandtschaft in

Paris neuerdings als diplomatischer Cavalier zugesellt wurde. Derselbe begab sich über München und Straßburg an den Ort seiner neuen Bestimmung und hätte in der That, mit Rücksicht auf eine wichtige Bereicherung der bereits gewonnenen Erfahrungen, in keinem bedeutsameren und entscheidungsvolleren Augenblicke Frankreich's Boden betreten können. Hätte schon unter gewöhnlichen Umständen und bei regelmäßigerem Verlaufe der Dinge der Uebergang von London nach Paris als lehrreicher Fortschritt auf der diplomatischen Laufbahn des Fürsten, jedenfalls aber als eine inhaltvolle Ergänzung der bereits erworbenen Kunde in staatsmännischen Geschäften, bezeichnet werden müssen; so trug der gegenwärtige Augenblick so ereignißschwangere Möglichkeiten im Schooße, daß Paris im Lebensgange des Fürsten als Gradus ad Parnassum, als Hochschule der politischen Erfahrungen betrachtet werden kann. Uebrigens wurde bereits früher auf die eigenthümliche Constellation der politischen Vorbereitungsjahre des Fürsten hingedeutet. Bei seiner Ankunft in Paris fand der Fürst Frankreich, oder vielmehr dessen usurpatorische Repräsentantin an der Seine am Vorabende der Revolution. So wie in London das Ministerium Wellington mit der Rettung des historischen Palladiums Alt-England's, traf der Fürst in Paris das eben erst kurz vorher an's Ruder berufene Ministerium Polignac mit der hastigen Verstopfung des klaffenden und bereits Glut und Schwefeldämpfe in Menge entwickelnden vulkanischen Bodens von Belle France beschäftigt, leider mit mehr kühner Zuversicht in das Gelingen dieser herkulischen Aufgabe und verhängnißvoller Selbsttäuschung über Zeit und Umstände, so wie über die Untrüglichkeit und Tragweite der angewandten Mittel, als mit richtiger Berechnung des erforderlichen Kraftaufwandes, noch mehr aber der Methode und jener taktischen Vortheile eines festen, consequenten, zweckbewußten, zugleich aber auch nach rechts und links maßhaltenden und voraussichtigen Regiments, die das Gelingen sichern und die ergriffenen Maßregeln nicht dem Spotte der Feinde und wohl auch der falschen Freunde preisgeben. Die Geschichte der Ministerien Villéle, Martignac und

Polignac ist, genau betrachtet, die Leidensgeschichte einer Regierung, welcher ebenso sehr die Arglist der heimlichen und der leidenschaftliche Trotz der offenen Gegner, als der unbedachte Uebereifer, die Verblendung und thörichte Ungeduld der eigenen Freunde zu schaffen machen, und die ohne ausreichende Kraft, ohne inneren festen Halt und ebenso weise Besonnenheit als energische Ausdauer, von Schwankung zu Schwankung, von Extrem zu Extrem getrieben, endlich den sicheren Boden unter den Füßen verliert und gleichzeitig von der boshaften Hinterlist der Feinde, wie von der Charakterlosigkeit und Depravation der eigenen Partei in's Verderben gestürzt wird. Ist es schon schlimm, sich über die Natur eines Uebels zu täuschen und in der Wahl der Mittel zu vergreifen, so ist es vollends ein Unglück, das Uebel zu kennen, und dennoch in dem Gebrauch des Remedium's zu schwanken. „Principiis obsta, sero medicina paratur" gilt von Staaten wie von Individuen, und an der Vernachlässigung dieses Grundsatzes gehen Einzelne wie Gesammtheiten zu Grunde. Jedenfalls ist der Verlaß auf das Hyppokratische Auskunftsmittel vom Heilen durch Eisen und Feuer, wo die Arzenei nichts fruchtet, ein unzuverlässiger und immerhin ein Gefahr drohendes Ultimatum. Dadurch, daß sich die Restauration in Frankreich die Bekämpfung der Revolutionsprincipien von 1789 als Aufgabe gestellt hat, zugleich aber mittelst einer Constitution zu regieren versucht wurde, welche „Ludwig XVIII., der sich für weise hielt, wie Solon nach seiner Rückkehr aus Aegypten, nach englischem Muster in den Tuilerien ertheilt hatte," mußten die Bourbonen mit sich selbst, ihrer ganzen Vergangenheit und gegenwärtigen Mission in Widerspruch gerathen und endlich an den obenbezeichneten Klippen, der wachsenden Kühnheit der Gegner ebensosehr, als an der Disciplinlosigkeit und Zerfahrenheit der eigenen Partei scheitern. Abgesehen von den speciellen Schwierigkeiten der Lage, den unversöhnlichen Parteigegensätzen und den begangenen Fehlern, so war der Versuch der Bourbonen, Frankreich nach den über die dortige Gesellschaft hingebrausten Stürmen bei gänzlicher Verschiedenheit der inneren Verhältnisse und Elemente,

bei einem so augenfälligen Grundunterschiede der socialen Grundlage mit einer fremdem Vorbilde nachgeschaffenen Verfassung regieren zu wollen, der schreiendste Anachronismus in seiner Art und von vornherein ein gänzliches Verkennen der eigenen historischen Mission. Trotz der Adoption des englischen Musters, oder vielleicht grade eben deßhalb, konnten die Bourbonen den liberalen und sonstigen politischen Voraussetzungen jenseits des Canals am wenigsten Genüge leisten, und es geschah, daß, wie Graf Ficquelmont in seinem bereits öfter erwähnten Werke richtig bemerkt, „die freien Männer England's der Ansicht gewesen, die französischen Parlamentsdebatten unter der Restauration hätten nicht jenen Charakter an sich getragen, welchen das Parlament eines freien Volkes haben soll, indem die Intervention der königlichen Gewalt bei diesen Debatten zu vorwiegend und zu unmittelbar gewesen sei. Damals stellte man zuerst den Grundsatz auf: „der König herrscht, aber er regiert nicht," jene unrichtige Parodie einer Ansprache Leo Zamoiskys an Sigismund III.: „Wir sind die Wähler der Könige und die Vernichter der Tyrannen; regiere, aber herrsche nicht willkürlich" („Sumus electores regum, destructores tyrannorum; regna, sed non impera"). Eine solche Aeußerung ist begreiflich. Dagegen wäre es dem constitutionellen Geiste des Tages angemessener, zu sagen: „Der König regiert, aber er herrscht nicht." Dieses dergestalt umgekehrte Wort hat die Julirevolution von 1830 herbeigeführt. In England *)

*) In demselben England, welches die momentanen Umstände immer zu seinem Vortheile auszubeuten verstanden und, wie der obengenannte Oesterr. Staatsmann gelegentlich bemerkt, „sich seit der ersten französischen Revolution entschlossen an die Spitze der Weltbewegung gestellt hat, seine Kraft nach Maßgabe der Umstände zum Widerstande oder zum Angriffe benützend. Es hat sich an allen Ereignissen betheiligt, entweder um sie hervorzurufen, oder um diejenigen, die es auf seiner Bahn vorfand, zu beherrschen, auf alle Fälle aber, um sie alle zu seinen Gunsten zu benützen. England war aus seinem doppelten Kampfe zuletzt siegreich hervorgegangen; es hatte sowohl über das revolutionäre, als über das kaiserliche Frankreich den endlichen Sieg davongetragen," so wie auch, fügen wir hinzu, über das Bürgerkönigthum, wenn gleich in der milderen Form einer sehr illusorischen entente cordiale, die den plötzlichen Sturz des von republikanischen Institutionen umgebenen Thrones nicht verhinderte. Indessen war auch die Julirevolution nicht ohne tiefe nachhaltige Rückwirkung auf England selbst geblieben.

fand diese Revolution ungetheilten Beifall, und zwar bei den Einen, weil die Politik der älteren Linie der Bourbonen England gegenüber wo nicht feindlich, so doch mindestens als eine ehrgeizige Nebenbuhlerin auftrat; bei den Anderen, weil dieses Haus die Bahn des constitutionellen Liberalismus nicht genug entschieden betreten hatte. — Um dieser letzteren Ansicht zu entsprechen, hätte sich die Restauration von vornherein eine ganz andere Aufgabe stellen und ihrem Wesen und Zwecke einen ganz anderen Begriff substituiren müssen. Restauration würde dann gleichbedeutend mit **Restitutio in integrum** der Revolution geworden seyn, denn es wäre dann nicht hinreichend gewesen, mit der Revolution nur einfach zu transigiren, was ohnehin bereits durch Annahme des constitutionellen Princips geschehen, sondern diese also verstandene Restauration hätte sich zur Universalerbin der Revolution erklären und, nach dem Ausdrucke der Liberalen, die bereits „krystallisirten Resultate des Revolutionsprocesses" bis zu deren äußersten Consequenzen fortentwickeln und ausbilden müssen. Auf diese Weise würden nicht nur die Ereignisse von 1830 anticipirt, d. h. die — übrigens auch von den Liberalen England's angestrebte — Herrschaft der Mittelklassen frühzeitig genug herbeigeführt, sondern bei der von England gänzlich verschiedenen socialen Ordnung und wesentlich anderen Beschaffenheit des Freiheitsbegriffes in Frankreich, unter dem Horoskope des allgemeinen Wahlrechtes und unter dem minirenden Einflusse der ungezügelten Presse, so wie der geheimen Gesellschaften die Republik in ihrer ursprünglichen Gestalt, in letzter Instanz wohl gar die sociale Republik zu Tage gefördert worden seyn. Es wäre mehr als lächerlich gewesen, den Bourbonen eine derartige Mission zuzumuthen, ja überhaupt nur einen Liberalismus, der die Vergangenheit als **Tabula rasa** betrachtete. Als Repräsentanten der Legitimität mußten sie die Wiederherstellung fest begründeter Rechtszustände (oder war die Entschädigung der Emigranten keine Rechtsfrage der Restauration?), den Wiederaufbau der zerrütteten Gesellschaft auf sicherer politischer, socialer und sittlicher Grundlage und das Wiederanknüpfen an die so lange stürmisch unterbrochene histo-

rische Continuität als ihre große Aufgabe ansehen; eben dazu bedurfte es einerseits ebensosehr der weisen Umsicht und nachhaltigen Kraft, als anderseits der treuen, muthvollen und aufopfernden Unterstützung der Gleichgesinnten und bei dem Restaurationswerke wesentlich Betheiligten. Gewiß bezeichnend für die damalige Lage der Dinge ist nicht nur der Haß, welchen die liberalen Schriftsteller der Neuzeit gegen die reaktionären Bestrebungen der sogenannten royalistischen Ultra's herauskehren, sondern zugleich die schadenfrohe Verachtung, womit sie die groben Fehler dieser Partei geißeln und auf die verblendete Anfeindung der Vertheidiger des eigenen Interesses, auf die inneren Widersprüche, die Entzweiung und Verwirrung im eigenen Lager herunterblicken, die Desorganisation der conservativen Partei als den Sieg der liberalen Sache betrachtend. Es ist bekannt, mit welchen Schwierigkeiten einer solchen zwiespältigen Lage das Ministerium Villéle zu kämpfen hatte, welche Verlegenheiten demselben selbst überwiegend günstige Kammermajoritäten bereiteten und wie illusorisch sich zuletzt alle Kammerauflösungen erwiesen. Noch schlimmer war dieß der Fall mit den „weitreichenden Concessionen" des Ministeriums Martignac, die den inneren Widerspruch nur noch vergrößern, die Verwicklung nur noch vermehren und die Begehrlichkeit der Liberalen zu nur noch dreisterem Ungestüm ermuntern mußten. „Zu spät! — die liberale Partei allein hatte durch den Kampf gegen Villéle an Kraft und Macht gewonnen, die Royalisten hatten wider Willen nur gegen sich selbst gewüthet und standen entzweit, unschlüssig und rathlos ohne alle Bedeutung nun da; das Ministerium aber, den Liberalen nicht genügend, vom Hofe und den Ultra's mit Mißtrauen und Mißgunst betrachtet, sah seine ganze Wirksamkeit gelähmt, sich weder von der einen, noch von der andern Partei wirksam unterstützt, seine Stellung durch die Intriguen des Hofes, durch die kühnen Angriffe der Liberalen gleichmäßig untergraben" u. s. w. So ein liberaler Schriftsteller der Gegenwart. Aber weit mehr „zu spät" war es, möchte man hinzufügen, als nunmehr das Ministerium Polignac, die Kammerauflösung nach der famosen Adresse der 221 und endlich

die berühmten Juli-Ordonnancen folgten, die der Katastrophe des Hauses Bourbon unmittelbar vorangingen. Bereits hatte der Gegner zu viel an Widerstandskraft gewonnen, schon stand er still gerüstet da, um im entscheidenden Augenblicke den Krieg in das königliche Lager zu tragen, wo leider ebenso viel Zuversicht und Täuschung über den eigentlichen Stand der Dinge, als Sorglosigkeit und Mangel an berechnender Voraussicht herrschten. Man spricht von Warnungen und gewichtigen Abmahnungen, welche dem französischen Cabinete von befreundeten Mächten und erfahrenen Diplomaten zugekommen; ohne Zweifel waren sie der richtigen Kenntniß der Lage, zumeist aber wohl den Besorgnissen über die Zulänglichkeit der Regierungsdispositionen entsprungen, denn wer das Aeußerste wagt, muß auch auf das Aeußerste gefaßt seyn. Zur Zeit der Ankunft unseres Fürsten in Paris war aber der Bogen der politischen Verhältnisse bereits straff genug gespannt, um die Aufmerksamkeit jedes denkenden und die Zeichen der Zeit belauschenden Beobachters augenblicklich zu fesseln, besonders wenn man, so eben von England herübergekommen, die sich gerade in Frankreich vorbereitenden Eventualitäten auf jene bereits oben besprochene englische Propaganda als nachhaltig wirkende Quelle zurückzuführen nicht vergaß. Den vielseitigen Beziehungen seiner Stellung und persönlichen Bekanntschaft in competenten Kreisen, so wie seinen bereits gewonnenen Erfahrungen zufolge, konnte sich der Fürst dem hereindrohenden Ernste der Situation nicht entziehen und suchte sich über die Bedeutung des Augenblicks, so wie über dessen wahrscheinliche und mögliche Folgen auf motivirte Weise klar zu werden. Diesem so wohl begreiflichen inneren Bedürfnisse mochte jene Denkschrift entsprungen seyn, in welcher der Fürst, den uns gewordenen Andeutungen zufolge, seine Anschauungen über die Verwicklungen der Lage dargelegt haben soll, die nur zu bald eine unerwartete Lösung fanden. Wie unschätzbar uns auch der Besitz dieses gewiß aufschlußreichen politischen Memorials wäre, so mußten wir doch für jetzt darauf verzichten; geben aber die Hoffnung auf die Existenz eines so interessanten Dokuments so lange nicht für verloren,

als sich die Bewahrung desselben in sicherer Hand noch mit einigem Grunde vermuthen läßt. Endlich waren die drei denkwürdigen Julitage erschienen, die den alten Tempel stürzen und ein neues Gebäude sich erheben sahen, in welchem von nun an die neue Gottheit des Juste milieu von den Gläubigen eines längst gepredigten Dogma's verehrt werden sollte. Die Folgezeit hat nur zu augenscheinlich gelehrt, wie unzureichend sich die wunderthätige Kraft dieses neuen Glaubens erwiesen und wie schwer zu bewältigen der Zerstörungsdrang, der sich einmahl am Tempelsturze versucht. Paris, das den alten Königsstuhl in Trümmer sinken sah, hatte für sich und das erstaunte Frankreich einen neuen Thron im Fluge erobert, einen Thron, auf dem sich das Bürgerkönigthum, als beste der Republiken gepriesen, niederließ, wahrlich nicht, um sorglose Tage der Ruhe und des Glückes auf demselben zu verträumen, wohl aber, um noch eine Weile die finsteren Mächte des Umsturzes mit angestrengter Mühe niederzuhalten, nicht ohne aber zugleich in schlaflosen Nächten die düsteren Schatten der Zukunft am geängstigten Auge vorüberziehen zu sehen. So zu sagen über Nacht zur Herrschaft gelangt und wider Wunsch und Willen zur Theilnahme an einer improvisirten Revolution gepreßt, ahnte die Bourgeoisie noch nicht den Tag, wo ihr von den sich einzig und allein für berechtigt haltenden und einstweilen noch mit verhaltenem Ingrimm zuwartenden wahren Erben der ersten Revolution donnernd werde zugerufen werden: „Ote toi de là que je m'y mette!“ Inzwischen ward der Sieg der Julitage als glorreiche Errungenschaft gepriesen und die Schriftsteller, welche die Julikatastrophe herbeigeführt hatten, riefen: „Binnen drei Tagen drei Könige zu stürzen, wie ruhmvoll!“ „Worin liegt aber das Ruhmvolle,“ fragt der edle Schriftsteller, dem wir die obigen Worte entlehnten, „wenn man sich in Masse gegen den erhebt, der allein steht? Ein König ist nur mächtig durch Ehrfurcht und Gehorsam; sobald man ihm keine Ehrfurcht mehr zollt und aufhört ihm zu gehorchen, wird jeder seiner Unterthanen seines Gleichen. — Hat man denn in Paris, wo man sich auf seine Macht so viel zu Gute thut, vergessen,

wie oft der Ruf eines Prätorianers hingereicht hat, die Kaiserkrone zu entreißen und sie zu verschenken? Was hat dieß bewiesen? die Macht des Prätorianers, oder die Schwäche des Kaisers? Weder das Eine, noch das Andere! Es bewies die Schwäche des Kaiserthums und diese Schwäche entsprang aus seiner Corruption. — Es ist in der That ein Zeichen von Verfall, wenn ein Thron so leicht umgestürzt werden kann, und es ist vielleicht ein Zeichen noch größeren Verfalles, wenn es so leicht wird ihn zu besteigen. Darum erfolgte der Sturz auch schnell genug; die Schriftsteller hatten sich seit Langem verschworen, ihn zu erleichtern; kann ein solches Ereigniß einen Anspruch auf Ruhm begründen?" Wenigstens gewiß nicht, wie weiterhin richtig bemerkt wird, in Ansehung des Zornesaktes, dem der Namen einer glorreichen Revolution beigelegt wird und der niemals ein wahrhafter Ruhmestitel für ein Volk werden kann; was aber Anspruch auf Beachtung machen kann, ist jener Akt freiwilliger Unterwerfung und Niederlegung einer Gewalt, die man als das sogenannte „legitime Recht" der bewaffneten Massen proclamirt hat. Dieses Recht, oder vielmehr einen vorübergehenden Akt der Gewaltthätigkeit und Empörung zu einem politischen Dogma erheben zu wollen, ist entweder ein Irrthum oder eine absichtliche Täuschung. In beiden Fällen können die Folgen nur zu einer verhängnißvollen Zerrüttung der öffentlichen Zustände führen, wie das die neueste Geschichte Frankreichs nur zu augenscheinlich dargethan hat. „Der Antagonismus zwischen dem monarchischen und dem demokratischen Principe," heißt es in den treffenden Parallelen des Grafen Ficquelmont zwischen England und Frankreich, „ist zu feindselig, als daß er nicht zerstörend seyn sollte. Entweder muß der Thron zu Grunde gehen, oder die Rathsversammlungen müssen monarchisch, oder doch mindestens durch aristokratische Elemente gemäßigt werden. Auch Napoleon hatte geglaubt mit der Revolution abzuschließen, indem er seine Macht auf ein Schattenbild des allgemeinen Stimmrechts gründete. Der republikanische Geist in Frankreich betrachtete nach seinem Sturze dieses Schattenbild als ein Recht seiner Zukunft."

Und da dieß der Fall gewesen, „so war die Proclamirung der Republik im Jahre 1848 blos die natürliche unvermeidliche Folge jener anderen Proclamirung vom Jahre 1830, welche ein Mann aussprach, der stets vielmehr ein Werkzeug als ein Führer seiner Partei war; die fehlerhafte Copie Washington's, welchen er gesehen, aber nicht verstanden hatte, nämlich durch Lafayette, welcher Ludwig Philipp selbst die Hand bot, um ihn einen von republikanischen Institutionen umgebenen Thron besteigen zu lassen. — Wenn die Menschen sich zählen, so begnügen sich die Zahlreicheren nicht mit der Gewalt allein, sondern sie wollen auch noch den Titel derselben. Das Königthum bestand längst nicht mehr; dieser Thron wurde 1848 gleich einem unnützen und noch überdieß hinderlichen Meubel bei Seite geschoben. Dadurch wird die Leichtigkeit der Operation und die Verblendung der Mehrzahl jener Männer erklärlich, welche sie vorbereiteten, ohne es zu wollen. Aehnlicher Art ist noch heutzutage der Irrthum derjenigen, welche die Wiederherstellung des Königthums auf dem Wege allgemeinen Stimmrechts bewirken wollen".... „Frankreich hat (im J. 1830) conspirirt; wozu hatte es dieß nothwendig? Wozu nützen denn die constitutionellen Theorien, wenn es wieder einer Revolution bedarf, um den Fehlgriffen der obersten Gewalt vorzubauen, oder sie wieder gut zu machen? Allein die Parteien wollten die Verlegung dieser Gewalt; die einen im Interesse des Hauses, dessen Ehrgeize sie seit Langem Vorschub leisteten, die anderen in der Absicht, einer neuen Regierungsgewalt ein neues Gesetz zu dictiren. Man hat die Einheit eines starken Willens durch den Kampf entgegengesetzter Principien ersetzt; Frankreich wird die unvermeidlichen Folgen einer solchen Veränderung zu ertragen haben." — Dadurch war es in Frankreich dahin gekommen, daß der König „nur regierte, nicht mehr herrschte," und daß im Jahre 1848 „der neue König den Thron eingebüßt hat, weil er regieren wollte und nicht durfte." Auf so fatalistische Weise hängen Ursachen und Wirkungen zusammen und erzeugt ein Uebel das andere. Wenn in irgend einem Lande, so haben in Frankreich die Thatsachen diese gewichtige Lehre, so zu sagen, von allen

Dächern gepredigt und es mußte anerkannt werden, daß es eine historische Nemesis gebe. Nur wenn man jenen causalen Nexus in seinem innersten Gefüge mit aufmerksamen Blicken verfolgt, wird man die strenge Folgerichtigkeit der Erscheinungen erkennen und die Lage begreifen, in welche Frankreichs Gegenwart gerathen. Der Fürst, welcher einem so bedeutsamen Akte des wieder in Scene gesetzten französischen Revolutionsdrama's persönlich beigewohnt und sich sowohl den Schauplatz als die Akteure in unmittelbarster Nähe besehen, war jedenfalls in den Stand gesetzt, nicht nur in die Zukunft Frankreichs, sondern in jene Europa's überhaupt einen Blick zu thun und Vieles, was Andere in Erstaunen oder Verwunderung versetzte, oder wohl gar außer Fassung bringen mochte, fand ihn in entscheidender Stunde gefaßt und auf die Entwickelung der Dinge vorbereitet. Dadurch dürfte vielleicht Manches in der Auffassung der französischen Verhältnisse der jüngsten Zeit von Seite des Fürsten erklärlich werden und auf das Verhalten der Oesterreich'schen Politik dem neuen Frankreich gegenüber ein helles Streiflicht werfen. Frankreich hatte sich **1830** neuerdings kopfüber in den Krater der Revolution gestürzt, tief genug, um vollends im Abgrunde der socialen Republik zu versinken. Ehe sich dieß Geschick erfüllte, hing es einstweilen an dem dünnen Haare der simpeln Republik in höchst peinlicher Schwebe und es war nicht das Verdienst der Menschen, von denen die neue Bewegung ausgegangen, wenn es nicht in gurgite vasto, wie wir mit dem römischen Dichter jene Untiefe bezeichnen müssen, unterging. Noch hatte sich die Vorsehung in letzter Instanz die Entscheidung vorbehalten und wenn jenes Volk, von welchem bereits in grauer Vorzeit gesagt worden, „es könne ebenso wenig der Freiheit entbehren, als dieselbe ertragen," mitten im Sturze seiner Verblendung aufgehalten worden, so war es die providentielle Sorge, die der europäischen Menschheit eine mit Blut und Thränen erkaufte schreckliche Erfahrung ersparen wollte. Dieß sollte wohl nicht verkannt und nie wieder vergessen werden. — Die Noth lehrt beten, und so sollte denn auch dasselbe Frankreich, das einmahl bereits nach

unsäglichen Leiden von dem modernen Götzenbilde der Vernunft zu den Altären des wahren Gottes zurückgeführt worden, sich zum zweitenmahle gezwungen fühlen, in der Rückkehr zum rechtgläubigen Dogma der Autorität sein Heil zu suchen. Wenn gleich in anderer Weise und zu einer anderen Zeit, wie wahr sollte doch die verspottete Aeußerung Carl X. werden: „die Noth wird die Pariser zu meinen Füßen zurückführen." Wohl nicht zu den Füßen der Bourbon's, aber doch zu jenen des von den Bourbonen, zuletzt allerdings mit weniger Glück als bewußter Berechtigung vertretenen Princips sollte Frankreich zurückkehren, und in der That hätte der Augenblick dieser Rückkehr kaum einen bezeichnenderen Ausdruck finden können, als in der Devise des Staatsstreiches vom 2ten Dezember: „In mir ist Ordnung, außer mir das Chaos." Als Ludwig Philipp den mit republikanischen Institutionen umgebenen Thron Frankreichs bestieg, oder vielmehr, als er sich seinem noch immer als große Nation geltenden Volke durch einen politischen Utopisten als „beste der Republiken" vorstellen ließ: da hatte er im Sinne der noch genügsamen liberalen Majorität der Deputirtenkammer gelobt, „die Charte zur Wahrheit zu machen." Welche Riesenaufgabe er sich mit diesem Versprechen aufgeladen, haben 18 Jahre des Ringens und Kampfes, 18 Jahre voll von Schwierigkeiten und Intriguen, Aufständen, Ministerkrisen, Kammerauflösungen, Attentaten und öffentlichen Scandalen aller Art zur Genüge dargethan. Was würde es erst geworden seyn, wenn das ursprünglich beabsichtigte Experiment, „eine (d. h. eine sehr freisinnige) Charte zur Wahrheit zu gestalten," versucht worden wäre! Mit einer nur zu bitteren Erfahrung hatte Ludwig Philipp die Erkenntniß erkauft, wie schwer „mit dem beschriebenen Blatte zu regieren, das sich zwischen König und Volk eingeschoben."

Noch sah der Fürst die Anfänge des Bürgerkönigthums, die raschen Ministerwechsel vom August und November, Lafayette's Abdankung, die Straßentumulte von Paris, zumahl das blutdürstige Begehren nach den Köpfen der gefangenen Minister Carl X. und den Sturm auf die Lilien und Kreuze, dann das Walten des Ministeriums

Perier, dem wenigstens Entschiedenheit nicht abzusprechen; aber, irren wir nicht, kaum mehr die sogenannten „Honigwochen" der persönlichen Herrschaft Louis Philipp's, während außerhalb Frankreichs die elektrischen Strömungen der Julirevolution in Belgien, Polen und Italien ihre zündenden Blitze entluden und auch die politische Atmosphäre Deutschlands mit drückender Schwüle imprägnirten. Und nach diesem „durch das Getöse der Juliusrevolution aus seiner politischen Erstarrung erwachenden Deutschland," wie von einem Anwalte jener beginnenden Volksbewegungen in Deutschland die damalige Situation bezeichnet wird, führte jetzt den Fürsten sein Geschick zurück. Er hatte Frankreich in einer wichtigen, für lange hinaus nachwirkenden Uebergangsphase gesehen. Dem legitimen Königthum war durch einen merkwürdigen, mitten in der Bewegung auch durch eine Art politischen Compromisses aufgehaltenen Akt der Revolution ein Königthum von ganz neuer Façon mit der stillschweigenden Verpflichtung substituirt worden, einerseits die Revolution zu schließen und andererseits dem politischen und socialen Fortschritte mit kräftigen und schwungvollen Hebeln unter die Arme zu greifen, die Sünden der Vergangenheit zu sühnen und zugleich der Krankheit eine neue Panacee zu bieten. Nach der einen Seite hin ein Usurpator, nach der anderen der Apostel eines neuen politischen Dogma's, von dem die kranke Gesellschaft ihre Genesung erwartete, nach beiden Seiten hin aber ein Neologismus in der Geschichte des Landes, der sich in der That erst das Bürgerrecht erwerben mußte, in den Augen der republikanischen, dumpf grollenden Partei aber eine ephemere Erscheinung, bestimmt, von dem nächsten Sturme wieder hinweggeweht zu werden; bot das neugeborne Bürgerkönigthum Frankreichs sowohl für das Verständniß der augenblicklichen Lage, als auch für die Beurtheilung der nächsten Zukunft mehr als eine Seite der Auffassung. Von wesentlichem Einflusse auf die letztere war vor allem Anderen auch die genaue Kenntniß der handelnden Persönlichkeiten auf der politischen Schaubühne, und wir dürfen bei unserem Fürsten wohl einen reichen Schatz solcher persönlichen Detailstudien voraussetzen. Den ergie-

digsten Beitrag lieferten die gesellschaftlichen Berührungen und Verbindungen des Fürsten, die ersten geselligen Cirkel der Weltstadt, die Salons litéraires et politiques, die interessanten, von Geist, Witz und Laune gewürzten, zugleich aber von Grazien und Musen verschönten musikalischen Soiréen mit ihren kleinen romantischen Intermezzo's und den improvisirten Schäferspielen einer südlich glühenden Phantasie voll vom verführerischen Reize eines unbelauschten Geheimnisses, endlich aber der vertraute Umgang mit unterrichteten und in das Getriebe der Dinge und Parteien eingeweihten Persönlichkeiten. Irren wir nicht, so zählten mehrere dieser Namen mit zu den Repräsentanten der alten Gesellschaft Frankreichs, und mancher jener Pariser Bekanntschaften hat der Fürst auch in der Folge ein freundliches Andenken bewahrt, wie z. B. dem Grafen Damas.

Im Laufe von 1831 wieder von Paris nach Wien zurückberufen, fand der Fürst die gewiß nicht unerwünschte Gelegenheit, mit dem süßen Behagen einer erquicklichen Muße all jene heiteren Lieblingsbeschäftigungen zu verbinden, die sich wie eine stille, profanen Blicken verborgene Idylle in das Leben des Fürsten woben, wohl nur aber an den einzelnen Ruhepunkten seiner Berufsreisen in schöner Ursprünglichkeit eines reichen Geistes und klaren Gemüthes zu Tage tretend. Da sich die neue diplomatische Verwendung des Fürsten bis zum nächstfolgenden Jahre verzögerte, so war es ihm dießmahl gegönnt, die längere Pause mit jenen selbstgewählten Aufgaben und anmuthigen Genüssen auszufüllen, die, dem lebendigen Bedürfnisse einer ästhetischen, fein organisirten und im tiefsten Grunde männlich-ernsten Natur entspringend, in einer glücklichen Daseyns-Constellation zusagende Nahrung und mehr als genügende Befriedigung fanden, so daß der Begriff eines echten gentleman at large in jenen Momenten ungestörter Muße durch eine wahrhaft kalobiotische Verwerthung derselben zum vollständigen Ausdrucke gelangte. Während eines wechselnden Aufenthaltes auf den fürstlichen Schlössern in Böhmen theilte der Fürst seine Zeit zwischen Lektüre und jene selbstauferlegten Studien, denen sein forschbegieriger Geist eine eben so vielseitige als umfassende

Bildung verdankte und womit er sich auf dem eigenthümlich selbst gewählten Wege gewissermaßen aus eigener Machtvollkommenheit zum Meister der freien Künste und Wissenschaften graduirte, dann zwischen Musik und die geselligen Freuden im heiteren Familienzirkel des damals noch nicht vereinsamten Vaterhauses, vorzüglich aber auch zwischen den Umgang mit der schönen Natur und verschiedene bald größere, bald kleinere Reiseausflüge, denn das Wandern war dem Weltfahrer nun einmahl zum Bedürfnisse geworden. Während draußen die politischen Ereignisse ihren düsteren Schicksalsweg gingen und da, wo die Juliusrevolution ihre voraussichtlichen Consequenzen zog, die eisernen Würfel fielen, war es dem Fürsten vergönnt, in philosophischer Zurückgezogenheit die stürmischen Welthändel an sich wie flüchtige Schattenbilder vorüberziehen zu lassen, die Eindrücke des Selbsterlebten und Geschauten im betrachtenden Geiste zu verarbeiten, zugleich aber auch sich für das Kommende zu rüsten, um den offenen Schauplatz all der wirren, scheinbar aber freilich nach einem Ziele hindrängenden Zeitbewegungen nicht unvorbereitet zu betreten, denn die unbestimmt zugemessene Frist der glücklichen Feierstunden konnte in jedem Augenblicke abgelaufen seyn. Dieß war denn auch bald nach Beginn des Jahres 1832 der Fall. Die inzwischen — am 9ten September 1831 — erfolgte Beförderung des Fürsten zum Major beim Uhlanenregimente „Kaiser Franz" durfte als Andeutung einer entsprechenden Vorrückung im diplomatischen Range gelten, eine Voraussetzung, die in der nachfolgenden Ernennung des Fürsten zum Legationsrathe auch ihre thatsächliche Rechtfertigung fand. Die bisherige Verwendung des jungen Diplomaten an den bedeutendsten Höfen des westlichen Europa schien für den nächsten Zweck der politischen Lehrjahre ausreichend genug und die nunmehrige Versetzung an einen der ersten deutschen Höfe im Sinne einer höheren Praxis so angezeigt, daß in der neuen Bestimmung des Fürsten Plan und Gedanke der getroffenen Wahl weder zu verkennen, noch weniger aber zu mißbilligen. Hatte der Fürst seine diplomatische Laufbahn in St. Petersburg, an einem seit den Tagen der heiligen Alliance

trotz allen Wechselfällen und Fluktuationen der Politik Oesterreich eng verbundenen Hofe, begonnen, so schien sich die Berufung an einen zweiten nicht minder befreundeten Hof beim Aufsteigen in der politischen Carrière ganz angemessen zu fügen und es darf nicht befremden, den Fürsten dortselbst in einer sich immer mehr befestigenden und auf besonderes Vertrauen begründeten Stellung ziemlich lange verweilen zu sehen. Wir finden ihn nämlich von 1832—1838, also durch volle sechs Jahre, in Berlin und sehen ihn von dort aus jene selbständigen Missionen an den beiden Höfen antreten, an deren einem er nachgerade vielfältige Proben seiner ausgezeichneten Begabung und Geschäftsgewandtheit abgelegt, in den diplomatischen Kreisen verdiente Aufmerksamkeit auf sich lenkend, an dem anderen aber die Ehre und Würde seines Vaterlandes mit Ernst und Entschiedenheit in einem Augenblicke vertrat, wo ihn bereits der wilde Aufruhr brausender Parteileidenschaften umtobte. Vor allem Anderen möchten wir die politischen Gegner des Fürsten aus den letzten bewegten Jahren, ja, um dieselben noch näher zu bezeichnen, die Ankläger seiner angeblichen preußenfeindlichen, wo nicht gar mit Mediatisirungsgelüsten schwanger gehenden Politik, da wo sie ihn eines gänzlichen Vergessens der Principien der h. Alliance beschuldigen und zur Rückkehr zur letzteren, als zu dem hellen Pharus im Dunkel der Zeit, mahnen zu sollen glauben; sie möchten wir zunächst erinnern an jenen lange währenden Berliner Aufenthalt des Fürsten im letzten Stadium des treuen Festhaltens Preußens an den Ueberlieferungen jenes heiligen Bundes und in den letzten Lebensjahren des dritten hohen Bürgen jener europäischen Friedensliga, Friedrich Wilhelm III. Je unaufhaltsamer Preußen in späterer Zeit neue Bahnen einzuschlagen und in eine folgenwichtige Metamorphose seiner inneren Zustände hinüberzugleiten begann, je eigenthümlicher sich seit dem sichtlichen Bruche mit der Vergangenheit seine Beziehungen zu Oesterreich zu gestalten und auch seine deutschen Verhältnisse in eine auffällig neue Phase zu treten anfingen; ein desto größeres Gewicht möchten wir, besonders im Hinblicke auf die nachmalige, ganz merkwürdige Entwickelung der

Dinge und auf die dem Fürsten im Drama der letzten Jahre zugefallene Rolle, auf jenes sechsjährige Verweilen desselben am Berliner Hofe in der oben bezeichneten Periode legen. Wir haben nicht gefunden, daß man jenes spezielle Zeitmoment im Leben des Fürsten irgendwo betont, oder auch nur gelegentlich einer Beachtung heischenden Bemerkung gewürdigt hätte. Vielleicht glaubte man darüber flüchtig hinwegsehen zu dürfen, weil doch der bloße Oesterreich'sche Legationsrath Fürst Schwarzenberg unmöglich die Aufmerksamkeit beanspruchen könne, die der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister jedenfalls auf sich gelenkt haben würde. Wie oberflächlich beurtheilt man doch in der Regel die Dinge und wie leicht gewöhnt man sich, Persönlichkeiten und Charaktere mit dem Maßstabe der Alltagsmeinung zu messen! Kaum dürften wir in der Annahme irren, der Legationsrath habe seine Zeit in Berlin nicht verloren, eine unter den damaligen Umständen gerade in vielfältiger Beziehung lehrreiche Zeit, und die Anschauungen, Eindrücke und Erfahrungen von damals, die unmittelbare Kenntniß der Dinge und Personen, die auf Autopsie gegründete Orientirung in örtlichen Verhältnissen und politschen Beziehungen, endlich sowohl die spezifisch-preußischen, als allgemeinen deutschen Studien an dazu ganz geeigneter Stelle, Studien, wie sie der Fürst in tiefster Stille des Privatlebens ohne die geringste Ostentation nach Außen zu machen liebte, seyen dem nachmaligen Premier Oesterreich's in einer gefahrvoll bewegten Zeit und inmitten einer an den Babelbau erinnernden Sprach-, Begriffs- und Rechtsverwirrung trefflich zu Statten gekommen, mögen nun Parteianschauungen und eine einseitige Auffassung die Stellung des Fürsten in dem Streite der jüngsten Vergangenheit hierhin oder dorthin verlegen, mögen sie ihn zu den Epigonen der sogenannten alten politischen Schule Oesterreich's rangiren, oder zu einem noch nicht classificirbaren Diplomaten der Neuzeit stempeln. Schwerlich dürften irgend einem Vertreter der auswärtigen Politik Oesterreich's vor dem Fürsten — wie hoch auch die Gefahren früherer Zeiten, zumahl jene der Befreiungskriege, und

die peinlichen Situationen Oesterreich's seit dem Beginne dieses Jahrhunderts angeschlagen werden mögen — nach so gewaltigen Erschütterungen im Innern und wesentlich alterirten Verhältnissen nach Außen, unter den zersetzenden Einflüssen eines alles Positive im Staats- und socialen Leben dialektisch und revolutionär negirenden Zeitgeistes so schwierige Probleme, so tief einschneidende Fragen vorgelegt und eine fast erdrückende Verantwortlichkeit aufgeladen worden seyn; und wie hat er sich seiner Aufgabe entledigt? wie ist er aus den Prüfungen der Zeit hervorgegangen? Welche Verlegenheiten mußten das schwierige Verhältniß Oesterreich's zu Preußen und dessen eine Weile lang fast undefinirbare Stellung Deutschland gegenüber dem Minister Oesterreich's an und für sich schon bereiten und aus welchem Labyrinthe von Verwickelungen mußte hier der Ausweg gesucht werden! Glaubt man vielleicht, daß sich hier etwas improvisiren, etwas, so zu sagen, aus der Luft greifen und von dem historisch Gegebenen schlechterdings abstrahiren ließ? Ganz im Gegentheile mußte, allen ideologischen Träumen, radikalen Umsturzgelüsten, Umnebelungen und Phantasmagorien zum Trotze, der in der Verwirrung scheinbar verloren gegangene, geschichtlich feste Anknüpfungspunkt wieder aufgesucht und der sichere Ankergrund sowohl für die Bedürfnisse der Gegenwart, als auch für die Zukunft gefunden werden. Das wäre ohne jene oben angedeuteten praktischen Antecedentien, ohne eine gründliche Kunde früherer Lagen und Verhältnisse und ohne jenen ruhigen und besonnenen Ueberblick der Vergangenheit sowohl als der Gegenwart kaum möglich gewesen. Wie sehr sich auch leidenschaftliche Erhitzung und Parteiverblendung gegen die angebliche Prussophagie des Fürsten ereiferten, wie sehr Kurzsichtigkeit mit chimärischem Utopismus im Bunde die deutsche Politik des Fürsten verschrieen; jedem Einsichtigen mußte zuletzt doch die Wiederherstellung des alten Verhältnisses Preußens zu Oesterreich, die Anbahnung eines einträchtigen Zusammengehens beider in allen Fragen der deutschen und europäischen Politik und die Rückkehr zum alten Bundesvertrage als nächstes wünschenswerthes Ziel und als der allein aus

dem Labyrinthe führende Ariadnefaden erscheinen. Und war es nicht eine glänzende Genugthuung, selbst preußische Stimmen den Fürsten gleich nach dessen Tode nicht nur als Restaurator Oesterreich's, sondern auch als denjenigen rühmen zu hören, der wesentlich dazu geholfen, daß Preußen sich selbst wiedergefunden inmitten von Verlegenheiten, aus denen kein ehrenvoller Ausweg zu führen schien? Dieß ist auch die richtige Bezeichnung für jene sogenannte Demüthigung, welche das Verfahren des Fürsten Preußen bereitet haben soll, während der außerordentliche Schritt des so schwer beinzichtigten gerüsteten Vorgangs nur die ernste Mahnung an die eilfte Stunde und das figürliche Vorspiel künftigen unausbleiblichen Unheils zu bedeuten hatte. Von eigentlichen Antipathien des Fürsten gegen Preußen konnte um so weniger die Rede seyn, als derselbe namentlich in allen geschäftlichen Beziehungen weder Neigungen, noch leidenschaftliche Erregung, sondern lediglich das Interesse der Sache und die Rücksichten auf den vorgesteckten Zweck vorwalten ließ und in Bezug auf Preußen und die deutschen Verhältnisse das Anstreben eines einträchtigen Zusammenwirkens, einer festen Consolidirung der zerfahrenen Zustände alle anderen untergeordneten Motive überwog. Also schon im Oesterreich'schen Interesse und um des allgemeinen deutschen Besten willen konnte und wollte der Fürst Preußen nicht anfeinden. Zudem kannte der Fürst Preußen aus eigener persönlicher Anschauung noch von der Zeit her, als es noch der Nachglanz der Glorie aus den Befreiungskriegen umleuchtete und sich zwischen den König und sein Volk noch nicht jenes ominöse beschriebene Blatt gedrängt hatte, das später zur Quelle so mancher schwerer Mißverständnisse ward. Er sah noch jenes alte loyale Preußen mit seiner aus prüfungsvollen Zeiten her noch vorhaltenden Stimmung für König und Vaterland, jenen streng geordneten und sich nach Maß und Regel bewegenden Staat mit seinem tapferen und begeisterungsfähigen Heere und aufgeklärten Beamtenthum, dessen sogenannte „breitgetretene Geleise" später viel verspottet worden; er sah endlich noch jenen König von Angesicht zu Angesicht, der Preußen aus Sturm

und Drang zu Glück und Ruhe, zur inneren Wohlfahrt und den Segnungen des Friedens, überdieß zu jener Stellung in Deutschland geführt, die es berechtigt war einzunehmen, nachdem es aus der Katastrophe der Befreiungskriege vergrößert und verjüngt hervorgegangen; jenen König, von dem ein hellblickender Oesterreich'scher Staatsmann*) mit Recht rühmt: „Er habe die noch übrigen 25 Jahre seiner Regierung benutzt, um nach dem Vorbilde Friedrich II. sich ausschließend mit der Organisation des Innern zu beschäftigen. Bedeutende Verbesserungen (heutzutage Reformen genannt) wurden in allen Zweigen der Gesetzgebung und der Staatswirthschaft vorgenommen und mit Glück bewerkstelligt. Der Staat wurde mit kluger Einsicht als preußischer Staat einem fest vorgesteckten Ziele zugeführt. Der König hielt sich streng in dem Verbande der großen Allianz, der allein Preußen seine Wiedergeburt verdankte." — Fürst Felix sah Friedrich Wilhelm III. in der milden Abendröthe eines kampf- und erfahrungsreichen Lebens und war Zeuge einer Verehrung, wie sie im gleichen Maße nur Oesterreich's greiser, vielgeprüfter Monarch Franz genoß. Diese Antecedentien und gewiß nicht wirkungslosen Eindrücke waren wohl nicht darnach beschaffen, um Voreingenommenheit oder Abneigungen irgend welcher Art aufkommen zu lassen, im Gegentheile möchte vielleicht manche der früheren Reminiscenzen der annähernden Bestrebung während der Mißverständnisse der letzten Jahre zu Statten gekommen seyn, abgesehen davon, daß der Oesterreich'sche Staatsmann in den Differenzen der politischen Interessen und in der schiefen Stellung der Cabinete subjektiven Regungen und Neigungen oder Antipathien auf den Gang der Geschäfte irgendwelchen maßgebenden Einfluß gestattet hätte. Ueberdieß möchten des Fürsten jahrelange unmittelbare Berührungen mit der edlen und in so vielen Beziehungen interessanten Persönlichkeit des Königs, den er in der Regel als Oesterreich'scher Ehren-Cavalier in die böhmischen Bäder, zumeist nach dem anmuthigen, dem königlichen Gaste so sehr

*) Graf Ficquelmont in der Schrift: „Deutschland, Oesterreich und Preußen."

lieb gewordenen Teplitz, begleitete, und genauere Beziehungen zu anderen, durch Bildung, Charakter und gesellschaftliche Stellung ausgezeichneten Männern und Familien Preußens — worunter das von unserem Fürsten besonders hochgeschätzte Haus des Fürsten von Wittgenstein voran zu nennen — durch viele werthe Erinnerungen und anziehende Rückblicke auch in späterer Zeit noch wohlthuend nachgewirkt und ein von nord- und süddeutschen Sympathien oder Abneigungen unbeirrtes Verständniß vermittelt haben. Gewiß dürfte daher der Wunsch gerechtfertigt seyn, diesen Gesichtspunkt bei der Beurtheilung des Fürsten und seines Verhaltens in den Oesterreichisch-Preußischen und deutschen Streitfragen der jüngsten Zeit festgehalten zu sehen und nicht zu vergessen, daß selbst bei dem geharnischten Auftreten in einem der kritischesten Augenblicke jene Ruhe nicht verläugnet ward, die kein Bedenken trägt, in die versöhnlich dargebotene Hand einzuschlagen und in entscheidender Stunde weises Maßhalten von beiden Seiten als gebietendes Gesetz anzuerkennen. Der Tag von Olmütz dürfte davon, so viel auch dagegen von politischen Dissenters eingewendet werden mag, lautes Zeugniß gegeben haben. Dieses Moment möchte eine um so unparteiischere Erwägung heischen, als gerade jener Tag das Signal zu den heftigsten Incriminationen im jenseitigen Lager gegeben, zu Incriminationen, von denen selbst Männer des eigenen Landes nicht verschont wurden und die die volle Zornesschale des spezifischen Preußenthums über die damalige Politik des Berliner Cabinets, oder wenigstens jene seines ersten Ministers ausgossen. Was den Fürsten betrifft, so wurde nicht lange darauf ungescheut daran erinnert: „der Name Schwarzenberg habe preußischen Ohren nie angenehm geklungen und mahne an eine der traurigen Partien der älteren preußischen Geschichte.“ Wir kommen auf diesen bereits früher einmahl erwähnten Passus hier wiederholt im Vorbeigehen zurück, um die Frage daran zu knüpfen: Ob jene unangenehmen Reminiscenzen aus der älteren Geschichte Preußens schon während des in Rede stehenden mehrjährigen Aufenthaltes des Fürsten in Berlin bei irgend einer Gelegenheit wieder aufgewärmt

worden, oder ob man erst inmitten der Differenzen der letzten Jahre absichtliche Veranlassung genommen, darauf zurückzukommen? Es möge hier nicht unerwähnt bleiben, daß seit jenen verklungenen Tagen der „älteren preußischen Geschichte" bis zu dem Erscheinen des Fürsten Felix in Berlin nahezu 200 Jahre verflossen und daß seit so langer Zeit kein Schwarzenberg wieder auf preußischem Boden verweilt. Sollte nun dieses erste Auftreten wieder alte Erinnerungen heraufbeschworen haben? Von einer unparteiischen Geschichtschreibung zum Gegenstande ernster Untersuchung gemacht, wären sie nicht unwillkommen gewesen, am wenigsten dem Fürsten unwillkommen, für den sich an den Namen seines berühmten Ahnherrn Adam ebenso pietätvolle, als für die Geschichte seines Hauses merkwürdige Erinnerungen knüpfen mußten, eines jener Andenken, dem die Nachkommen noch eine gerechte Expiation schulden. Dem sinnenden Geiste des späten Enkels mußte das lugumdüsterte Bild jenes bestverleumdeten Altvaters im Glanze erhabener Mannestugend, als ein Fels unerschütterlicher Pflicht- und Ueberzeugungstreue, echt deutscher Gesinnung und starken Festhaltens an Kaiser und Reich erscheinen, als der Fels, an dem sich lange die sturmaufgewühlten Wogen einer wildverworrenen Zeit, confessioneller Haß und Parteiwuth brachen, bis es endlich der Uebermacht gelang, den Alleinstehenden zu untergraben und niederzuwerfen. Ohne diesen gewaltsamen Sturz des seltenen Mannes und das längere Schweben seines schwer angefeindeten Hauses am Rande des Abgrunds wären vielleicht die Schwarzenberge im Laufe der Zeiten das Preußen geworden, was sie nachgerade Oesterreich wurden, welchem letzteren ein ausgezeichneter Urenkel jenes verkannten und vielgeschmähten Adam mit gleicher heroischer Hingebung und Opferfreudigkeit in einem Augenblicke diente, als sich die Gewitterwolken über Deutschlands Himmel wieder zu einem zweiten dreißigjährigen Kriege zusammenziehen zu wollen schienen. — Wie lehrreich sind doch die Parallelen der Geschichte! Für den Urenkel Felix hatte jene „Partie der älteren Geschichte Preußens" eine tiefe Bedeutung und wie Vieles in Berlin mußte ihn daran erinnern! —

Im Hinblick auf die allgemeinen deutschen Verhältnisse, wie sie sich in den dreißiger Jahren unter den weit ausgreifenden Rückwirkungen der Julirevolution zu gestalten anfingen, bot das mehrjährige Verweilen des Fürsten in Deutschland wenig des Erquicklichen. Zwar gingen Oesterreich und Preußen, den Grundsätzen und der Politik der verbündeten Herrscher beider Staaten zufolge, Hand in Hand und auch die Bevölkerungen der letzteren nahmen keinen sichtbaren Antheil an den Bewegungen des durch künstliche Reizmittel zum Aufschäumen getriebenen sogenannten „Volksgeistes" zum nicht geringen Verdrusse der Leiter der Bewegung; aber auf verschiedenen Punkten des übrigen Deutschland's traten die unverkennbaren Symptome des gährenden Liberalismus zu Tage: „die deutsche Nation", hieß es, „ringe nach einem Durchbruche aus ihrer bloßen literarischen Existenz in den einzig Heil gewährenden Constitutionalismus." Es war die Zeit der Rotteck, Welcker, Itzstein, Jordan u. A., die Zeit der Professoren, Docenten, Advokaten und Kammerdeclamatoren gekommen, freilich aber auch, nach kurzer Einschüchterung, bald darauf die Zeit der opponirenden Regierungen, der so arg verschrieenen reaktionären Bundesbeschlüsse, des Monarchen-Congresses zu Münchengräz und der mit einem lauten Weh! begrüßten Wiener Conferenzen, und das „theoretische Leben" der Deutschen mußte sich, wie geklagt wurde, noch eine Weile fortfristen, bis seine letzten Reste aufgezehrt waren. Schon damals war von der liberalen Parteizinne der Ruf nach einer Nationalversammlung neben dem Bundestage erschollen, schon damals fielen die seither von manch' einer Kammerfraktion wiederholten Drohworte von dem „hinter der Kammerminorität stehenden Volke." Für den ruhigen, aber scharfblickenden Beobachter der Dinge mehr als genügende Vorzeichen am politischen Horizonte. Was aber neben, oder vielmehr vor allen Erscheinungen des Tages besonders Anspruch machen durfte, die Blicke zu fesseln, und gerade damals als zukunftvolle Schöpfung aus der Fluth und Ebbe der mannigfach getrübten Gewässer emporstieg: das war der deutsche Zollverein, dessen Entstehungsproceß am Ursprunge zu belauschen

dem Fürsten vergönnt war, sicherlich zu großem Nutz und Frommen für die großartigen Conceptionen und Entwickelungen der späteren Folgezeit. Hätte der Fürst damals ahnen können, daß sein letzter ersterbender Blick auf das unvollendete Werk der Erweiterung jener bedeutsamen primitiven Schöpfung fallen werde! — Wie ein Wink des Geschicks, wie eine Vorandeutung kommender Ereignisse fiel in jene Zeit auch das Hinscheiden des treuen Bundesgenossen Preußens, des Kaisers Franz von Oesterreich (zu Anfang 1835). Zwar änderte dieser Todesfall vorläufig nichts in den freundschaftlichen Beziehungen Oesterreich's zu Preußen, noch in den inneren Verhältnissen des ersteren, da der Wechsel der Personen die traditionellen Grundsätze nicht berührte; gleichwohl konnten aber dem vorschauenden Geiste des Fernerblickenden die möglichen Configurationen der Zukunft gleichsam wie im Dunstkreise der Zeit vorgebildet erscheinen. — Im Frühjahre 1835 war es dem Fürsten vergönnt, seinen mit der Kunde von der Thronbesteigung Kaiser's Ferdinand I. an den Berliner Hof entsandten ältesten Bruder und damals bereits Chef des Hauses, Johann Adolf, in Berlin zu begrüßen und unter dem Eindrucke eines wichtigen Ereignisses die Freude eines seltenen Wiedersehens zu genießen. — Schon im August (am 22., mit dem Range vom 26.) des genannten Jahres zeichnete ihn der neue Monarch „in huldreichster Anerkennung", wie es in dem betreffenden officiellen Patente heißt, „der dem durchlauchtigsten Kaiserhause bisher geleisteten und noch zu erwartenden guten Dienste, so wie zum Beweise des höchsten Vertrauens zu seinen Einsichten und Diensterfahrungen" durch Beförderung zum Obersten *) aus, wodurch ein deutlicher Fingerzeig für eine nicht mehr ferne Verwendung in wichtigeren Geschäften und ein höheres Hinaufrücken im diplomatischen Dienste gegeben ward. Aus demselben Jahre datirt auch die Verleihung des kaiserl. russischen

*) In dem Oberstenpatente vom 22. August 1835 erscheint der Fürst als bisheriger Oberstlieutenant bei dem Uhlanenregimente Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha Nr. 1, dem heutigen „Civalart."

Wladimirordens 3. Klasse und jene des königl. preußischen rothen Adlerordens 2. Klasse in Brillanten; unzweideutige Beweise nicht nur einer schmeichelhaften Aufmerksamkeit, sondern im höheren Grade noch einer verdienten Beachtung.

Größere diplomatische Sendungen.

Turin — Neapel.

Schon wenige Jahre später fand sich Gelegenheit zur Erfüllung der oben berührten Vorandeutung. Eben in der schönsten Fülle des männlichen Alters, in der Vollreife geistiger Kraft und Willensenergie, im Besitze einer umfassenden Bildung und reichen Weltkenntniß, mit einer langen Reihe interessanter und lehrreicher Erfahrungen hinter sich, gewandt und taktvoll im Umgange, in der großen Gesellschaft im wahren Sinne des Wortes zu Hause, bewandert, zuverlässig und ebenso präcis als ernst in Geschäften: durfte der Fürst nicht auf eine angemessene Stellung in dem seit Jahren mit Glück und Geschick verfolgten Berufe rechnen und sich nicht nunmehr eine ehrenvolle Ausfüllung derselben im eigenen klaren Bewußtseyn zutrauen? Andererseits möchte ebenso wenig geläugnet werden dürfen, daß es endlich ziemlich an der Zeit war, eine so brauchbare Persönlichkeit nach mannigfachen Proben der Tüchtigkeit zu nützen und an den rechten Platz zu stellen, als in dem eben nicht verfrühten Vorrücken zu den höheren Graden des diplomatischen Dienstes etwa eine parteiische Begünstigung und ungerechtfertigte Bevorzugung des Cavalier's entdeckt werden kann. Der Fürst hatte sein „nonum prematur in annum" gehörig bestanden. Diese Anerkennung wird man der damaligen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreich's, mindestens in dem vorliegenden Falle, nicht versagen können, und was endlich die Wahl von Zeit, Ort und Umständen betrifft, so hat sich bald gezeigt, daß für die rechte Stelle der rechte Mann gefunden worden.

Als der Fürst Berlin im Jahre 1838 verließ, geschah es nur, um den Posten eines Legationsrathes mit der Stellung eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers an den Höfen von Turin und Parma zu vertauschen. Auch in dieser neuen Berufung, sowie nicht minder in der späteren gleichartigen an den Hof von Neapel manifestirte sich unseres Erachtens neuerdings die eigenthümliche Fügung des Geschickes, das überhaupt bis an das Ende der Lebenstage des Fürsten nicht müde ward, denselben auf unverkennbar planmäßige Weise zu besonderen Zielen auf besonderen Wegen hinzuführen und durch ein stufenweis vorbereitetes Aufwärtsleiten endlich auf den Punkt gelangen zu lassen, wo sich den Blicken des thatkräftigen Mannes eine weite Perspektive der historischen Größe erschloß. Mit dem Beginne seiner bedeutsameren und tiefer eingeprägte Fußtapfen im Boden der Geschichte zurücklassenden Missionen haben wir nun den ungleich wichtigeren Lebensabschnitt des Fürsten betreten und unsere biographische Aufgabe scheint sich zu einer verhältnißmäßig schwierigeren und complicirteren zu gestalten. Gleichwohl sehen wir uns, im scheinbaren Widerspruche hiermit, aus maßgebenden Rücksichten auf die Beschränktheit des uns von Außen her vorgezeichneten Raumes, dann aber auch noch aus einem anderen bedingenden Grunde genöthigt, dieselbe auf nur noch wenigen Bogen zu lösen. Nicht als ob Angesichts der Ereignisse der jüngsten Zeit und der insignen Rolle des Fürsten im Drama der letzteren der befangenen Hand die Feder entsänke, oder als ob sie vor der moles indigesta des Stoffes bange zurückschreckte; keineswegs, sondern aus dem einfachen Grunde, weil es von vornherein nicht in unserer Absicht liegt, eine eigentliche Geschichte der neuesten Zeit zu schreiben, was wohl Bände in Anspruch nehmen würde. Allerdings bildet dieselbe den Hintergrund im Lebensgemählde des Fürsten, von dem sich seine Gestalt plastisch hervorragend abhebt; gleichwohl müssen wir uns auf die bloß contourirte Zeichnung jenes Hintergrundes beschränken, eine diplomatische, alle Einzelnheiten erschöpfende Geschichte einer späteren, dazu geeigneteren Zeit und einem Pertz oder Droysen der Zukunft

überlassend. Bis dahin müssen sich die jetzt noch trüben Stimmungen der Gegenwart gereinigt, das Urtheil geläutert haben und müssen Dinge, Zustände und Persönlichkeiten in die richtige historische Perspektive gerückt seyn. Wir stehen den Ereignissen und deren Trägern offenbar noch zu nahe. Das aber, was wir wollten und wollen durften, war eine wenigstens möglichst präcise Skizzirung des psychischen Bildes unseres Fürsten, die möglichste Vermittlung eines wahren und warmen Verständnisses seines Seelenlebens, die Nahelegung seines inneren und äußeren Entwicklungsganges, zudem die Berichtigung mancher Irrthümer und schiefen Auffassungen, endlich eine verdeutlichende Beleuchtung seines politischen Vorlebens bis zum Augenblicke des imposanten Hervortretens im bewegten Vordergrunde der letzten Jahre. Die äußere Kenntniß des letzteren ist so ziemlich den Meisten geläufig. Nichtsdestoweniger werden wir den Fürsten bis an's Ende im steten Zusammenhange mit den Hauptereignissen zeigen, den letzteren nicht willkürlich unterbrechen, oder etwas Bedeutsames im selben übergehen, wohl aber bisher unbekannte Zeitmomente oder Charakterzüge dem Lebensbilde am geeigneten Orte encaustisch einfügen.

In der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers am Hofe zu Turin wurde der Fürst der Nachfolger des Grafen Brunetti. Durch diese Stellung an einem dem Oesterreich'schen Kaiserhause sowohl durch gute Nachbarschaft, als durch vielseitige Bande des Blutes nah befreundeten Hofe, zugleich aber auch durch die unmittelbare Nähe des zu allen Zeiten so wichtigen italienischen Schauplatzes wurde diese Mission des Fürsten eine ebenso bedeutsame, als delikate. Sie wurde es aber auch durch die in jenen Zeitraum fallende besondere Gestaltung der Verhältnisse, durch die sich bereits damals vorbereitende Entwicklung der künftigen Eventualitäten, besonders aber durch seine persönlichen Beziehungen und das ausgeprägte Relief, das er durch die Art und Weise des persönlichen Auftretens seiner Stellung zu geben verstand. Mancherlei interessante Aufschlüsse, womit sich leider einheimische Quellen sehr

sparsam erwiesen, verdanken wir in dieser Hinsicht gerade fremden, aber deßhalb nicht minder zuverlässigen, ja in mehr als einem Betrachte gerade sehr unparteiischen Mittheilungen, vorzugsweise dem im Laufe der letzten Jahre erschienenen „historisch-politischen Memorandum" des Grafen Solaro della Margarita, vormals, und zwar gerade in jenem Zeitraume, königl. Sardinischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Indem derselbe den Fürsten als Nachfolger des Grafen Brunetti bezeichnet, bemerkt er zugleich, „die Instruktionen des Fürsten dürften anders geartet gewesen seyn, als die seines Vorgängers, zumahl auch sein Verhalten ein anderes war." Dieser beachtenswerthen Aeußerung fügt der Verfasser sofort auch eine Charakteristik des Fürsten hinzu, die um so ungeschmeichelter ist, als derselbe im Verlaufe seines Werkes eifrig bemüht ist, den Verdacht Oesterreich'scher Sympathien von sich abzuwälzen und als einzelne später noch hinzugezeichnete Züge das Wesen des Fürsten in der Beleuchtung scharfer Schlaglichter zeigen. „Diplomat von nicht gewöhnlicher Begabung und von durchdringendem Blicke", sagt Margarita, „verfiel er nicht in den Fehler seiner Vorgänger, die Miene anzunehmen, den Protektor des Hofes oder den Vormund des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten spielen zu wollen, und er hat die ganze Zeit seines Aufenthaltes bei uns gelegenheitlich der Besprechung innerer Staatsfragen nicht den Anspruch merken lassen, sich irgendwie einzumengen oder eine maßgebende Vorschrift vorzuzeichnen." Da es öfters vorkam, daß die Equipage des Fürsten, so oft er sich in der Mitte der Stadt befand, auf einem bestimmten Punkte zu halten pflegte, so suchte ein dem Ministerium feindseliges Gerücht diesen Umstand gegen das letztere dahin auszubeuten, daß man aussprengte, der Fürst habe seine Equipage stets vor das Staatssekretariat befohlen, um das Volk glauben zu machen, er halte mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten über sämmtliche Geschäfte lange Conferenzen. Dieses übertreibende und übel ausgelegte Gerücht sucht Graf Margarita zu widerlegen und bemerkt weiterhin: „der Fürst habe die Interessen seines Hofes mit Nachdruck und warmem Eifer zu vertreten verstanden,

was übrigens auch seine Schuldigkeit gewesen. In der Gesellschaft fand man ihn caustisch und spitz, *) was Vielen nicht gefiel. Im Verkehre mit mir berücksichtigte er häufig die Empfindlichkeit des königlichen Ministers und ich durfte mich mit unseren gegenseitigen Beziehungen zufrieden stellen, wie wenig oft auch meine Erwiederungen mit seinem Begehren und jenem des kaiserlichen Hofes analog zusammenfielen. Ich habe Grund zu glauben, daß seine Depeschen nicht wenig dazu beigetragen haben, das gegen mich in Wien gefaßte Mißtrauen zu verscheuchen und eine richtige Auffassung meiner weder österreichischen, noch französischen, noch englischen, sondern sardinischen, ausschließlich sardinischen Politik hervorzurufen, einer Politik, die ich immer festgehalten habe und unaufhörlich festhalten würde, wenn ich die beendigte Laufbahn wieder von vorne beginnen müßte."

Mit dieser kurzen, aber schlagenden Charakteristik ist die ganze Turiner Stellung des Fürsten sowohl in geschäftlicher, als in gesellschaftlicher Hinsicht bezeichnend angedeutet, und was die Beziehungen zum Hofe, insbesondere zur Person des Königs betrifft, so finden sich im genannten Buche später noch einige Fingerzeige, die wir am geeigneten Orte nicht übersehen werden. Jedenfalls war diese Stellung, wie bereits oben bemerkt worden, eine nach vielen Seiten hin sehr delikate und Vorsicht heischende, um so mehr, als sich später die Verhältnisse immer schwieriger gestalteten und der endlich in helle Flammen ausgebrochene Streit gerade an scheinbar kleinen und untergeordneten Fragen entzündete. In Ansehung aber jener sardinischen und einzig und allein sardinischen Politik des Grafen Margarita möchte die

---

*) Auch diese Charakterseite des Fürsten haben wir bereits früher einmahl berührt und hervorgehoben, daß sie ihn in der Gesellschaft einerseits ebenso gefürchtet, als andererseits beliebt und in auserlesenen Cirkeln beinahe unentbehrlich machte. Wir hatten hierbei besonders den Turiner Aufenthalt im Auge und werden auf diesen Punkt noch einmahl zurückkommen. Der Fürst war kein gewöhnlicher Witzbold, er konnte witzig bis zur caustischen Schärfe seyn, aber seine geistvolle Liebenswürdigkeit wußte wieder andererseits mit dem verletzenden Eindrucke zu versöhnen. Uebrigens hielt er sich nicht nach dem Grundsatze: „Allen gefallen ist schwer", vielmehr darnach: „Wenigen gefallen ist schwer."

Bemerkung eines gut unterrichteten und immer treffend urtheilenden Oesterr. Staatsmannes, *) zumal da, wo die politischen Geständnisse des edlen Grafen Palmerston'schen Aeußerungen im brittischen Unterhause gegenübergestellt werden, wohl hier am rechten Orte seyn. Dieselbe lautet: „Ein Staatsminister, welcher das Turiner Cabinet fast zwölf Jahre lang im Sinne eines Conservatismus, welcher nirgends etwas zu conserviren verstanden, geleitet hat, veröffentlichte im Laufe des Jahres 1832 ein Memorandum, eine Art von Tagebuch seiner ministeriellen Wirksamkeit, gleichzeitig zur Vertheidigung der von ihm verfolgten Principien. Graf Solar della Margherita (Margarita) wollte sich gegenüber den unaufhörlichen Angriffen der constitutionell-liberalen und jener anderen revolutionär-liberalen Partei gegen die Beschuldigung, daß er die Interessen Piemonts der Behauptung seiner politischen Grundsätze zum Opfer gebracht habe, dadurch vertheidigen, daß er mit ausnehmender Offenheit Geständnisse ablegte, um durch selbe zu beweisen, daß er immer bestrebt gewesen, im Wege einer längst verschollen geglaubten Politik jene Vortheile zu suchen und zu erwerben, welche seine Gegner vom Sturme der Revolution heischten; daß er ferner, den alten Principien der Fürsten aus dem Hause Savoyen getreu, bei jedem Anlasse angerathen habe, die Verlegenheiten des Hauses Oesterreich zu benutzen, um sich auf Kosten desselben in der Lombardei zu vergrößern. — Dieß ist der Sinn der freiwilligen Geständnisse eines Ministers an der Spitze des Cabinets eines dem Wiener Hofe durch eine innige Allianz verbündeten Hofes, welcher durch diese Allianz zugleich mit den beiden anderen continentalen Großmächten verbündet war. Sein royalistisches Gewissen war ruhig, weil einmahl das Haus Savoyen, ohne deßhalb aufgehört zu haben monarchisch zu seyn, sich mit einem Raube am Hause Oesterreich bereichert hatte. Im Wege dieser alten Politik wollte nun Herr Graf Solar della Margherita wieder einmahl vor-

*) Graf Ficquelmont's in: „Lord Palmerston, England und der Continent", 2ter Bd. p. 208 u. ff.

gehen. — Findet man nicht eine Verwandtschaft der Ansichten in der gedachten" (englischen) „Parlamentsrede und in den eben erwähnten freiwilligen Geständnissen? Unter der revolutionären Schichte, welche den ganzen Boden von Italien bedeckte, waren also geheime Einflüsse thätig, welche sich der Revolution nur bedienen wollten, um Anderen Verlegenheiten zu bereiten, während sie selbst einen besonderen Zweck verfolgten, welchen die alte Intriguen-Politik nicht verwerflich fand." Diese Andeutungen des geistvollen Commentators sind bezeichnend für den Standpunkt des Verfassers des Memorandum, zugleich aber ein Kriterium mehr für die ungeschmeichelte Zuverlässigkeit des Urtheils im letzteren über den Fürsten. Ebensowenig läßt sich aber zweifeln, daß dessen anerkannter „durchdringender Scharfblick" die leisesten Regungen der alten Savoyischen Fürstenpolitik zu penetriren und zu belauschen verstanden haben werde. — Bekanntlich hatte im Jahre 1838 die Krönung S. M. des Kaisers Ferdinand I. in Mailand unter glänzenden Feierlichkeiten stattgefunden *) und ebenso bekannt ist die von dem großmüthigen Herzen des erlauchten Monarchen damals gewährte allgemeine Amnestie, die mit dem warmen Strahle kaiserlicher Huld versöhnende Gefühle in alle Gemüther senken sollte. Man weiß auch, wie diesem edelmüthigen, eine neue Zukunft für die Lombardie heraufzaubern sollenden Bestreben gelohnt worden; schwerlich wird man aber wissen, daß sich unter all' den prangenden Rosen der Mailänder Schaustellungen bereits Schlangen der Falschheit und

*) Fürst Metternich befand sich damals im Gefolge des Kaisers und Graf Margarita bedauert sehr, nicht Gelegenheit gefunden zu haben, den großen, durch Talente und seinen Einfluß auf alle Angelegenheiten Europa's hervorragenden Staatsmann, der aber endlich doch auch von dem selbst die Cedern, geschweige denn die niederen Pflanzen nicht verschonenden revolutionären Sturme erfaßt worden, persönlich kennen zu lernen. Sollte der Fürst, meint der Sardinische Exminister, bei einem stillen Rückblicke auf die denkwürdigsten Momente seines glorreichen politischen Lebens nicht bitter bereuen: zu schnell Louis Philipp von Orleans als König auf den vom Barrikadenblute bespritzten Ruinen anerkannt, keinen wirksameren Beistand dem Don Carlos geleistet und endlich nicht die Waffen gegen das Revolutionsnest in der Schweiz gewendet und dem Sonderbund den Sieg gesichert zu haben, dem Interesse der Ordnung in Europa zum Triumphe?—

Arglist bargen. Bedeutsame Winke hierüber finden sich in den sehr interessanten und orientirenden „Erinnerungen eines Oesterr. Veteranen", die dort nachgelesen werden können. Zu den stillen, aber ungeblendeten Beobachtern jener brillanten Festlichkeiten dürfen wir wohl auch unseren Fürsten zählen, den wir mit allem Grund unter den Zeugen jener Mailander Aranjueztage vermuthen. — Das Jahr 1840 brachte die orientalischen Angelegenheiten, resp. den Streit der hohen Pforte mit ihrem Vasallen Mehemed Ali von Aegypten, und die Einmischung des Occidents auf's Tapet. Oesterreich stand damals der schwachen Türkei zur Seite und schloß sich zu London der Quadrupelallianz an, wodurch Frankreich in einer unliebsamen isolirten Stellung blieb. Indessen es wollte es nicht anders. Oesterreich's Politik wünschte das so innig befreundete und nahe stehende Sardinien mit in's Interesse der Sache zu ziehen und der Fürst führte mit beredter Gewandtheit die dießfälligen Unterhandlungen; aber der Sardinische Hof widerstand der Versuchung, in weiser Neutralität verharrend, worauf sich der Graf Margarita nicht wenig zu Gute hält. Bei der Besprechung dieser Angelegenheiten läßt sich der Genannte auch in eine umständlichere Widerlegung der Behauptungen eines gewissen Gualterio hinsichtlich des arroganten Auftretens und unberufenen Einmischens des diplomatischen Vertreters Oesterreich's (unseres Fürsten) in die militärischen Arrangements, sowie in Betreff gewisser enragirter Aeußerungen des Königs gegen Oesterreich ein, und beweist die Absurdität solcher Assertionen einer Partei, in deren Planen es lag, Sardinien im Lichte einer demüthigenden Abhängigkeit von Oesterreich erscheinen zu lassen. Man ersieht daraus, wie selbst der Namen des Fürsten von einem unlauteren Parteitreiben mißbraucht worden. — Den obigen Verhandlungen folgten in derselben Zeit die Debatten über den Abschluß eines Vertrags wegen Schutz des literarischen Eigenthums und das endliche Zustandekommen desselben zwischen den Cabinetten von Wien und Turin und den übrigen italienischen Höfen, mit Ausnahme von Neapel; eine Transaktion, die von dem literarischen Italien mit enthusiastischem Beifalle

aufgenommen wurde. Der Vertrag trägt auch die Unterschrift des Fürsten als kaiserlichen Ministers. — Die erste Veranlassung zu unangenehmen Erörterungen zwischen den Cabinetten von Wien und Turin gaben die Verhandlungen wegen Verlängerung des 1834 abgeschlossenen Contrabandvertrags zwischen den beiden respektiven Staaten und die sogenannte Gravellone-Frage (seit langer Zeit ventilirt in Betreff der Grenzen zwischen Oesterreich und Sardinien bei Pavia). Graf Margarita läßt sich über die dießfälligen Verhandlungen des Breiteren aus und bemerkt selbst, daß namentlich der letztere Gegenstand mehr eine Rechts- und Dignitäts- als eine Interessenfrage gewesen, zur Vermeidung des Anscheins, als ob man sich auch in geringfügigen Dingen dem Stärkeren bequemen wollte, von Sardinien hartnäckig verfochten. Daß es dabei nicht ohne einige Bitterkeit abgegangen, versteht sich wohl von selbst. Nichtsdestoweniger, bemerkt Margarita weiter, wußte das Wiener Cabinet diplomatischer Weise die Rücksichten der Politik von jenen der bloßen materiellen Interessen zu unterscheiden und war bemüht, das gute Einvernehmen zwischen den beiden Höfen aufrecht zu erhalten. Zu diesem Ende ließ es auch durch den Fürsten Schwarzenberg in allen Fragen von allgemeinem europäischen Interesse die an die kaiserl. Gesandtschaften und Repräsentanten bei den Großmächten ergangenen Depeschen dem Turiner Cabinete mittheilen. Auch bezeichnet Margarita seine Beziehungen zu dem Fürsten als ,,relazioni buone, franche e leali.'' „Der Fürst, bemerkt der Graf weiter, „hielt mit seiner Meinung über unsere Tendenzen und die geringe Neigung zu Oesterreich nicht zurück, und auch ich hatte kein Hehl über den gerechten Stolz eines Staates, der nicht als Vasall eines Stärkeren erscheinen wolle. Er beachtete diese empfindliche Seite und zeigte kein Mißtrauen gegen mich." Höchst charakteristisch ist das weitere Geständniß des Verfassers in Betreff des Fürsten. „Unter den übrigen Staatsmännern hatten sich nicht alle seiner Sympathie zu erfreuen. Gerade was sie am sorgfältigsten zu verbergen suchten, entdeckte sein durchdringender Scharfblick. Daher war er auch nicht beliebt und der König

fürchtete ihn. Er scheute seinen Blick und jenes Lächeln, womit er in den ihm gewährten Audienzen zu verstehen gab, daß er Worte und Höflichkeiten nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wisse.“ Das geübte Kennerauge des Fürsten wußte den König zu durchblicken und wie sehr sich auch Carl Albert auf dem Throne bemühte, die Erinnerungen an die Vergangenheit des Prinzen von Carignan auszulöschen, scharfe Beobachter und Jene, die Vieles gelernt und Nichts vergessen, vermochte er doch nicht zu täuschen, und darunter gehörte auch Fürst Felix zu Schwarzenberg. Bemerkenswerth erscheint der Umstand, daß sich die unangenehme Veranlassung zur Spannung zwischen den beiden Cabinetten gerade wenige Monate nach der Vermählung des Sardinischen Kronprinzen, jetzigen Königs und damaligen Herzogs von Savoyen, mit einer Erzherzogin von Oesterreich hervorthat, denn gerade damals wurde die Nichtverlängerung des Contrabandvertrages erklärt. Ein Fingerzeig für Oesterreich, sich nicht über die Natur seiner Beziehungen zu Sardinien trotz der Familienbande zu täuschen. Im Gemüthe des Fürsten war seit diesem Augenblicke eine gewisse Bitterkeit zurückgeblieben. Indessen fanden für dießmahl noch keine ernstlichen Störungen statt und das gute Verhältniß wurde auf die oben angedeutete Weise weiterhin aufrechterhalten. Wie meisterlich der Sardinische Hof den Schein eines guten Einvernehmens mit Oesterreich zu bewahren verstand, darüber finden sich im I. B. der „Erinnerungen eines Oesterreich'schen Veteranen“ interessante Aufzeichnungen, was insbesondere für die Periode gilt, wo sich Europa durch die französische Julirevolution von einem allgemeinen Kriege bedroht glaubte; der Verfasser der „Erinnerungen“ bemerkt hierüber: „Wer die sowohl zwischen den Armeen, wie zwischen den Cabinetten damals bestehenden freundlichen Verhältnisse in's Auge faßt, der würde das, was im Jahre 1848 geschah, niemals für möglich gehalten haben. Diese Verhältnisse gewährleisteten die Ruhe Italien's; blieb Piemont seinen Verträgen getreu, so konnte keine Revolution in Italien stattfinden; Carl Albert wäre im Besitze seiner königlichen Macht auf dem Throne und nicht als ein Flüchtling fern von den Seinen in der

Verbannung gestorben. Wann wird man endlich begreifen, daß Verrath und Treulosigkeit nicht Politik sind, daß diese Politik sich ewig in ihren eigenen Netzen verstrickt! Carl Albert ist ein großer, ein tragischer Beweis dieser Wahrheit. Nie hat die Hand der Allmacht, die den Treubruch rächt, sich sichtbarer bewiesen, als in dem Schicksale dieses Fürsten." — Aber seit 1843 fing sich jenes scheinbar gute Verhältniß an fühlbar zu trüben, bis es endlich von Seite Piemonts plötzlich auf unerwartete Weise in helle Feindseligkeit umschlug. Die Veranlassung zum endlichen Ausbruche bereitete die seit Anfang 1846 in der Schwebe befindliche famose Salzfrage, die ihren pikanten Namen nachträglich sattsam rechtfertigte. Der wohlunterrichtete Verfasser der „Erinnerungen" läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen *): „Die Ereignisse rückten unterdessen ihrer Entwickelung rasch zu. Schon lange hatte der Feldmarschall" (Radetzky) „die freundlichen Gesinnungen des Turiner Cabinets zu beargwohnen angefangen und auch mehrmals in Wien darauf hingedeutet, aber dort nur wenig Beachtung gefunden, weil seine Besorgnisse mit den Freundschaftsversicherungen des Turiner Cabinets **) im Widerspruche standen. Bis jetzt fehlte auch in der That dem Turiner Hofe jeder plausible Grund zu einer Spannung in seinen diplomatischen Berührungen mit Oesterreich; da gab eine an und für sich höchst unbedeutende Sache einen willkommenen Anlaß. Piemont hatte in Bezug auf den Salzhandel einen Vertrag mit Oesterreich; ***) letzteres glaubte diesen Vertrag verletzt. Er ward Anlaß zu einem Notenwechsel, und da derselbe zu keinem Resultate führte, antworteten wir mit einer bedeutenden Erhöhung des Einfuhrzolles auf Wein. ****) Dieser Gegenstand

*) Band I, p. 47 u. ff.

**) Diese Freundschaftsversicherungen des Turiner Cabinets währten übrigens bis unmittelbar zum Ausbruche der Ereignisse. Ueber die piemontesisch-mailändischen Intriguen siehe übrigens auch. „Lord Palmerston, England und der Continent, B. II, p. 229 u. ff. der deutschen Ausgabe.

***) Vom Jahre 1751.

****) Die Weinfrage war auch bereits gelegenheitlich des Contrabandevertrags in Anregung gekommen.

hatte zwei Seiten. Für das Venetianische, das viele gute Weine erzeugt, war die Maßregel sehr vortheilhaft, denn der Lombarde mußte nun von dorther die besseren Weinsorten holen, mit denen er seinen leichteren Landwein mischt. Früher geschah dieses durch piemontesische Weine, denn da Piemont an guten schweren Weinen sehr reich ist, so kaufte der Lombarde trotz des Einfuhrzolles seine Weine dort wohlfeiler, als im Venetianischen. Für die Lombardie hatte die Maßregel daher eine Vertheuerung des Weines zur Folge, eine Folge, die sich bis tief in die unteren Schichten der Gesellschaft fühlbar machte, denn in Italien trinkt auch der Aermste Wein. Für Piemont, das jährlich für mehrere Millionen Wein nach der Lombardie ausführte, war diese Maßregel von großem Belang. Dieser unzeitig erhobene Zwist erzeugte auf beiden Seiten viel übles Blut und ward von Piemont zu seinem Vortheile ausgebeutet." — So weit der Oesterreich'sche Veteran von seinem Standpunkte bei der Erörterung der Verhältnisse kurz vor dem entschiedenen Bruche mit Sardinien und der Antecedentien des italienischen Aufstandes. Das Memorandum des Grafen Margarita geht in ein genaueres Detail des fatalen „Salzhandels" ein, wie ihn der Memoirist selbst bezeichnet, und skizzirt die Phasen dieses Streites, der zugleich auch ein eigenthümliches Licht auf die Beziehungen Piemonts zum Canton Tessin wirft. Was den ursprünglichen Vertrag vom Jahre 1751 mit Oesterreich betrifft, so steht der Verfasser des Memorandums in der Hauptsache auf der Seite Oesterreichs und gesteht, daß die Salzfrage von der Revolutionspartei auf „wunderbare Weise" ausgebeutet worden sei. Der oben beregte Notenwechsel wurde ein mehr oder weniger bitterer, oder vielmehr salziger, und eine der an Margarita übersandten Noten soll der Fürst mit dem Witze begleitet haben: „Je Vous adresse une note sur l'affaire des sels, et Vous trouverez qu'elle est bien salée." — Besonders übel war der Fürst auf den Sardinischen Finanzminister Grafen Gallina zu sprechen, der im J. 1843 mit Tessin einen Salzlieferungsvertrag abgeschlossen hatte und den der Fürst in nicht ungegründetem Verdachte hatte, es bei der ganzen Sache mehr auf eine Verletzung

Oesterreichs, als auf eine Gefälligkeit gegen Tessin abgesehen zu haben. Von wie hohem Standpunkte auch der Oesterr. Staatskanzler den Streit ansah, so konnte doch auch er die richtige Ansicht nicht unterdrücken, „daß er nicht begreifen könne, wie man Sardinischer Seits die Beziehungen zu einem altbefreundeten und alliirten Hofe hintansetzen könne zu Gunsten „des gens de sac et de corde," die gegenwärtig den Canton Tessin beherrschen und mit denen man unmöglich sympathisiren könne." Diese Angelegenheit fand keine friedliche Ausgleichung mehr und die Situation des Fürsten in Turin hörte auf, eine erquickliche zu seyn. Nichtsdestoweniger wurde im Laufe von 1844 ein erleichternder Postvertrag zwischen Oesterreich und Sardinien abgeschlossen und zur Verstärkung der alten Familienbande in Betreff der Vermählung des Prinzen Eugen von Carignan mit der Erzherzogin Marie von Oesterreich*) unterhandelt. Der unerwartete Tod der erlauchten Braut vereitelte die gehegten Absichten. Die späteren Ereignisse fanden den Fürsten nicht mehr in Turin, sondern auf einem anderen Punkte Italiens. Man begreift, die Stellung des Fürsten am Turiner Hofe war nachgerade eine dornige geworden. Schon etwas früher (zu Ende 1843) hatte auch in der französischen Gesandtschaft ein Personenwechsel stattgefunden (Salvandy an Stelle des Marquis von Dalmatien, welchem Ersteren bald Graf Mortier folgte). Margarita bezeichnet sowohl diesen, als auch den Oesterreich'schen Gesandtenwechsel als einen ihm in mehrfacher Beziehung unwillkommenen, da es mehrere Geschäfte gab, die mehr oder weniger important, ihrer Natur nach auch zu den nicht leicht zu behandelnden gehörten. An die Stelle des Fürsten trat der Graf Buol von Schauenstein; eine Wahl, die den Beifall des Königs hatte. Wer hätte wohl damals ahnen können, daß dieser Staatsmann

*) Maria Carolina Augusta, älteste Tochter Sr. k. H. des Erzherzogs Rainer, Vicekönigs des lomb.-venetianischen Königreichs, Schwester der Erzherzogin Adelheid, gegenwärtigen Königin von Sardinien, Gemahlin Victor Emanuels II., damals noch Herzogs von Savoyen. Die Erzherzogin Braut, geb. am 6. Februar 1831, starb am 23. Jänner 1844.

ausersehen seyn werde, den Fürsten auch in einer späteren, aber weit wichtigeren und bedeutsameren Stellung zu ersetzen! Die Gegenwart dieses Nachfolgers war in Turin eine willkommene und Graf Margarita läßt den unter schwierigen Umständen bewährt gefundenen Eigenschaften desselben volle Gerechtigkeit widerfahren, namentlich seiner „dignità senza fierezza,“ seiner „calma e prudenza“ und „non poca saviezza,“ so wie dessen „maturo senno diplomatico.“*) Lange zuvor, ehe der Fürst Turin verließ, hatte er von seinem Monarchen wiederholte Beweise der Zufriedenheit und der Anerkennung seiner Verdienste erhalten. Hieher gehören seine Beförderung zum General-Major im April 1842 — in demselben Jahre und Monate, wo die Vermählung der Erzherzogin Adelheid, jüngeren Tochter des Erzherzogs Rainer, mit dem Kronprinzen Victor Emanuel stattgefunden — und im Julius desselben Jahres seine Ernennung zum k. k. wirklichen Geheimen Rathe. In dem dießfälligen Dekrete vom 20. Juli 1842 heißt es ausdrücklich: „Se. k... apost. Majestät haben die mehrfältigen, treueifrigen und ersprießlichen Dienste, die der Herr Fürst in verschiedenen Beziehungen dem Staate zu leisten, wie auch die besondere Anhänglichkeit an das Allerdurchlauchtigste Kaiserhaus, welche derselbe bei allen Anläßen zu erproben rühmlichst beflissen war, in großmüthige Erwägung gezogen. Insbesondere aber haben Se. Majestät mit huldvollem Blicke die in der diplomatischen Carrière sich erworbene ausgezeichnete Verdienstlichkeit des Herrn

*) Eigenschaften, die besonders in schwierigen und verwickelten Lagen, namentlich aber dann hoch anzuschlagen sind, wenn kluge Mäßigung, versöhnendes und vermittelndes Vorgehen, ohne der eigenen Würde etwas zu vergeben, an ihrem Platze sind. Jedenfalls erforderte die Turiner Stellung des edlen Grafen viel diplomatische Vorsicht und nicht weniger „calma e prudenza.“ — Als Amtsnachfolger des Fürsten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und des kais. Hauses trat er die Hinterlassenschaft seines Vorgängers und nunmehrigen Talisman der auswärtigen Politik Oesterreichs — Festigkeit und kräftige Entschiedenheit, cum beneficio legis, d. h. kraft ausdrücklicher kais. Willensmeinung als wohlberechtigtes Erbe an. — In der jüngsten österr.-türkischen Differenz hat sich die Kraft dieses Talismans bewährt und unwillkürlich gab die öffentliche Meinung den Wahrspruch kund: „Noch lebt der Geist Schwarzenberg's!“

Fürsten allergnädigst zu würdigen gewußt. Da nun Se. k. k. apost. Majestät jederzeit geneigt sind, Personen, welche sich durch ihre Anhänglichkeit an das Durchlauchtigste Oesterr. Kaiserhaus und den Oesterr. Staat auszeichnen, mit besonderen Gnadenbezeugungen zu belohnen und aufzumuntern: Als haben Allerhöchstdieselben auch dem Herrn Fürsten in gnädigster Würdigung dieser seiner Verdienste mit Vergnügen ein offenkundiges Merkmal der Allerhöchsten Zufriedenheit ertheilen wollen und ernennen hiermit in Gnaden" rc. In demselben Jahre finden wir ihn auch bereits mit dem Großkreuze des Königl. Sardinischen Mauritius- und Lazarusordens geschmückt, also von der Hand desselben Königs, „che lo temeva." Wie wenig beliebt der Fürst auch bei einigen „uomini di stato" aus begreiflichen und auch bekannten Gründen gewesen seyn mag, so ist es doch Thatsache, daß er in mehr als einem gewählten Turiner Cirkel als entschiedener Liebling und als eigentliches attisches Salz dieser Gesellschaftskreise galt. Noch nach Jahren wurde seine Gegenwart in denselben vermißt und wir wissen aus dem Munde eines Oesterreich'schen Touristen, wie lebhaft man in Turin noch lange nachher das Bedauern fühlte, den „unvergleichlichen" Gesellschafter nicht mehr zu besitzen, „der die Abende so köstlich zu würzen und die geselligen Kreise geistig zu elektrisiren verstand." Ein besonders gern gesehener Gast war der Fürst im Hause des damaligen preußischen Gesandten in Turin. Unter den Grazien und Musen war auch dort die Musik seine Lieblingskamöne. Noch wollen wir erwähnen, daß sich während seines Turiner Aufenthaltes auch Mailand eines öfteren Besuches zu erfreuen hatte. Es war wohl in mehr als einer Beziehung für ihn von Interesse, seine Turiner Wahrnehmungen mit Mailänder Eindrücken in Rapport zu setzen und den nachgerade so verhängnißvoll gewordenen piemontesisch-lombardischen Relationen auf der Spur zu folgen. Aus der bekannten deutschen Buchhandlung in Mailand pflegte sich auch der Fürst in der Regel mit seinem Lesebedarf zu versorgen, und die einfach-liebenswürdige Erscheinung des Fürsten ist an jener Bücherquelle lange im geschätzten Andenken geblieben.

Aus dem monotonen und in mancher Beziehung fast klösterlichen Turin führte den Fürsten nunmehr seine neue Bestimmung an eine ganz entgegengesetzte Stätte nahezu am anderen Ende Italiens — nach der herrlichen, lebendig-bunten, von der verschwenderischen Hand der Natur mit allen Reizen irdischer Schönheit ausgestatteten Parthenope. „Vedi Napoli e puoi muori!" — wir wissen nicht, ob dieser begeisterte Ausruf jemals dem Munde des Diplomaten entschlüpft, oder ob er jenes italienische Eden, mit in die süße Schwärmerei der Dichter einstimmend, für einen „auf die Erde herabgefallenen Theil des himmlischen Paradieses" erklärte; aber das glauben wir zu wissen, daß er mit Goetheschem Auge und feinem Schönheitssinne Neapels vollen Zauber betrachtet und mit kalobiotischem Takte, d. h. mit eben so viel Geist als Phantasie, und mit nicht weniger Gemüth als Verstand eines sinnigen Lebenskünstlers zu genießen verstanden. Oder hätte der Diplomat und Staatsmann weniger Empfänglichkeit für die ihn umgebenden Reize und nicht die Berechtigung jedes einfachen Touristen mitbringen sollen, den vollauf kredenzten Becher an die Lippen zu setzen und Daseyn verschönernde Blumen in den einförmigen Reigen der Geschäftsstunden zu schlingen? Er hätte dann eine Ausnahme von all den Collegen vor ihm, ja selbst von all den Männern des Schwertes machen müssen, (und dazu war er gar nicht angethan), deren Keiner den Boden Neapels betreten, ohne das Knie vor den Charitinnen und Musen zu beugen und sich in die Mysterien eines poetischen Naturcultus einweihen zu lassen. Für Manchen von ihnen war freilich Neapel zum Capua geworden. Dieß war nun bei unserem Fürsten zwar nicht der Fall, aber wir dürfen zugeben, daß sich für seine fein, sensibel und elastisch organisirte Natur Neapel vorzüglich zu eignen schien. Und wenn wenige Jahre später den von anstrengender Aufregung Ueberreizten, von der Arbeitsbürde Erdrückten, als es schon leider zu spät war, ein stiller Zug der Sehnsucht fast instinktiv nach Neapels Golf schmachten ließ: — war dieß nicht ein deutlicher Fingerzeig, wie sehr der Anblick jenes ewigklaren Himmels mit dem innersten Bedürfnisse seines Wesens zusammenstimmte? In den ab-

gemessenen Periodenbau des kühlen diplomatischen Idioms lassen sich dergleichen Beziehungen allerdings schwer übertragen und wir müssen uns begnügen, nur allgemeine Andeutungen zu geben.

„Für uns", bemerkt Graf Margarita, als er des Oesterreich'schen Gesandtschaftswechsels zu Ende des Jahres 1844 erwähnt und zugleich Neapel als den neuen Bestimmungsort des Fürsten bezeichnet, „für uns war diese Veränderung nur ein Personenwechsel (pura mutazione)", da sich dadurch allerdings im Allgemeinen in den Verhältnissen nichts änderte. Für den Fürsten war es mit unveränderter Beibehaltung seines amtlichen Charakters ein Ortswechsel, und zwar ein angenehmer, wobei jedoch der bemerkenswerthe Umstand nicht zu übersehen, daß ihn, den genauen Kenner und Beobachter der italienischen Dinge und Verhältnisse, trotz der Turiner Controversen, sein Geschick auf Italiens Boden gleichsam als Wächter und Hüter der Oesterreich'schen Interessen festhielt. War seine Versetzung von Turin unter den obwaltenden Umständen etwa eine Convenienzfrage, so ward seine Position in Neapel bei der allgemeinen Sachlage in Italien ohne Zweifel zur Frage der Opportunität." Ob man auch dort den stattgefundenen Personenwechsel für eine „pura mutazione" angesehen, wissen wir zwar nicht anzugeben, daß aber für den bestimmten Platz der rechte Mann gefunden war, konnte man bald herausfühlen. „Est modus in rebus," d. h. unter gewissen Umständen kommt auf Maß und Methode in der Behandlung der Geschäfte außerordentlich viel an und gerade in der Methode prägt sich die Persönlichkeit des Handelnden am entschiedensten aus. Wir finden keine Andeutungen, daß die Anwesenheit des Fürsten am Hofe zu Neapel vom ersten Augenblicke an bis zu den berüchtigten Märzereignissen von 1848 nicht eine willkommene und das Benehmen des Hofes nicht fortwährend ein, sowohl den vom Fürsten repräsentirten Beziehungen, als auch seiner persönlichen Haltung angemessenes gewesen wäre. Auch findet sich nirgends ein Wink, daß der König beider Sicilien Veranlassung genommen hätte, sich vor seinem caustischen Witze scheu zurückzuziehen, obgleich der Fürst dem letzteren in Neapel

kaum stärkere Gewalt angethan und engere Fesseln angelegt haben dürfte, als anderorten. Von Anfang bis zu Ende, und selbst als sich die italienischen Verhältnisse merklich zu trüben anfingen und der Haß gegen Oesterreich an vielen Punkten der Halbinsel in hellen Flammen aufschlug, blieb der Fürst eine an Neapels Hofe stets willkommene und hoch angesehene Persönlichkeit. Es ist begreiflich, daß dieses persönliche Moment nicht wenig geeignet gewesen, in die Wagschale der geschäftlichen Beziehungen, namentlich an einem dem Oesterreich'schen Kaiserhause durch ältere und neue Bande innig befreundeten Hofe *), ein besonderes Gewicht zu legen und dem Auftreten des Fürsten in allen Fällen der Repräsentanz seines Monarchen und der Oesterreich'schen Regierung ein vorzügliches Lustre zu verleihen. Nicht wenig kam dasselbe auch der Vertretung der materiellen Interessen Oesterreichs zu Statten, zumahl in einem Staate, wo sich die Concurrenz fremder Kräfte und Einflüsse schon seit lange her fühlbar zu machen begonnen und namentlich England nichts unversucht ließ, sowohl seine politische, als auch merkantilische Prädominanz zur vollen Geltung zu bringen. Unter diesen Umständen war wohl der durch die Bemühungen des Fürsten am 4. Juli 1846 abgeschlossene und am 3. October desselben Jahres ratificirte Handels- und Schiffahrtsvertrag, **) welcher Oesterreich's Handel und Flagge in allen Beziehungen jenen der bestbegünstigten Nationen gleichstellte, ein sehr gelungener Wurf, die Anbahnung einer hoffnungsvollen Zukunft

*) J. M. die jetzige Königin der beiden Sicilien, Maria Theresia, ist die älteste Tochter Sr. k. H. weiland Erzherzogs Carl von Oesterreich, des glorreichen Feldherrn der Oesterr. Heere. J. M. ist geb. den 31. Juli 1816 und vermählt zu Trient den 9. Jänner 1837 mit S. M. Ferdinand II., Könige beider Sicilien.

**) Die zum Abschlusse des genannten Vertrags Bevollmächtigten waren: von Seite Oesterreichs Fürst Felix zu Schwarzenberg, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. M. des Kaisers von Oesterreich am k. Hofe beider Sicilien; von letzterer Seite: der Königl. Minister-Staatssekretair Justinus Fortunato, der dienstthuende Kämmerer und Minister-Staatssekretair Michael Gravina e Requesenz, Fürst von Comitini, dann Anton Spinelli aus dem Hause der Fürsten von Scalea, k. Kammerherr, Mitglied der General-Consulta, General-Oberintendant der Archive des Königreichs und Intendant der Provinz von Neapel.

für die nach neuen Absatz- und Verbindungswegen ringende Oesterr. Industrie, und Sicherstellung einer handelspolitischen Wechselseitigkeit, die dem mit seiner Thätigkeit vorzugsweise dem Süden und Osten zugewandten Handel Oesterreichs nur Gewinn verheißende Chancen bieten kann. Vergißt man nicht, daß es insbesondere das zu großartiger Entwicklung aufstrebende Institut des Oesterr. Lloyd in Triest war, dem durch jenen Vertrag eine weitaussehende, und von demselben auch bestens genützte Operationsbasis geebnet ward, so wird man die Wichtigkeit jenes handelspolitischen Staatsaktes wohl einleuchtend finden.

Außer den eigentlichen materiellen Belangen haben aber auch noch die allgemeinen politischen Beziehungen beider Staaten in jenem Akte einen selbstverständlichen Ausdruck gefunden. Durch seine europäische Stellung, seine geographische Lage, durch alle geschichtlichen Antecedentien und die Macht der Verhältnisse auf die Wahrung seines politischen Einflusses in Gesammtitalien angewiesen, mußte Oesterreich bei allen Maßregeln sowohl in dem ihm selbst angehörenden Theile der Halbinsel, als auch bei jedem Schritte in den übrigen Theilen Italiens jene maßgebende Rücksicht zum Ausgangspunkte seiner Bestrebungen nehmen und durfte dieselbe auch von seinen diplomatischen Vertretern an den italienischen Höfen zu keiner Zeit aus den Augen verloren werden. In dieser Hinsicht war wohl unserem Fürsten der bedeutendste Theil seiner damaligen staatsmännischen Aufgabe zugefallen, da, wie sich die Dinge in Italien nachgerade zu gestalten anfingen, der Zionswächter der Oesterreich'schen Interessen auf einem nicht unwichtigen Punkte der Halbinsel wohl nach allen Seiten hin blickender Argusaugen bedurfte. Ueberhaupt war die Lage Europas um die Mitte der vierziger Jahre keine befriedigende und von mehr als einem Sturm- und Wetterzeichen bedrohte. Wohin man blickte: überall Verwicklungen, Schwierigkeiten, Krisen und Collisionen, an mehr als einem Punkte aber theils bereits offener Kampf und Aufruhr, theils unter der dünnen Aschendecke verborgene, jeden Augenblick in hellen Brand aufzulodern drohende Glut. Das unerquicklichste

Bild höchst bewegter Zustände bot wohl der Westen und Südwesten Europas. In Spanien und Portugal ein end- und ziellos hin- und herwogender Kampf der politischen Parteien, in Frankreich nach kurzer dumpfer Ruhe die Agitation der Reformbestrebungen und die immer gieriger werdenden Gelüste der im Hintergrunde auf den Moment des Losschlagens lauernden Socialisten und Communisten, daneben Corruption in den herrschenden Gesellschafts-Classen und öffentliche Scandale in den Kammern und im Gerichtssaale, in der äußeren Politik zwar scheinbare Erfolge, worunter die Spanische Heirath wohl einer der eclatantesten, zugleich aber auch gefährlichsten, schmerzlich aufgewogen und englischer Seits furchtbar vergolten durch die Februarrevolution; in dem stolzen Großbritannien die immer kühner und ungestümer auftretende Repealbewegung, die Chartistenagressionen und die höchst gewagte Radicalcur der Englands politische und sociale Verhältnisse vom Grunde aus umkehrenden Peel'schen Reformen, die famose Kornbill als in's innerste Lebensmark eindringenden Hauptkeil an der Spitze; in Deutschland eine in mancherlei Formen und Symptomen zu Tage tretende Bewegung der Geister und Gemüther, halb politischer, halb religiöser Natur, angefacht vom Liberalismus und wohl benützt und ausgebeutet vom fleißig schürenden Radicalismus, unaufhörlich ertönende Klagen über den vielverschrieenen Bundestag und verschleiertes Hindrängen nach einer Volksvertretung beim letzteren; in den größeren deutschen Staaten, namentlich in einem der ersten hierunter, am Regierungssitze mannigfaches Hin- und Herschwanken, eigenthümliche Experimente mit vermeintlich neugeschaffenen Repräsentativsystemen, überdieß theoretische Anläufe zu einer weitaussehenden Regeneration Deutschlands in allen Beziehungen seines politischen und materiellen Lebens, und mitten im Stimmengewirre der laute Ruf eines deutschen Staatsmannes und bekannten persönlichen Freundes eines hochbegabten Königs: „die Begeisterung, die Liebe und das Vertrauen des Volkes seyen nur wieder zu erwecken, wenn dieser Staat in und durch Deutschland wieder gewonnen werde;" im deutschen Norden der Schleswig-Hol-

stein'sche Conflikt mit Dänemark, zum entschiedenen Bruche gediehen seit dem offenen Briefe Christians VIII.; auf entgegengesetzter Seite aber, im tiefen, von Frankreich, Deutschland und Italien begrenzten Südwest ein klaffender Spalt im politischen und religiösen Leben eines seiner freien Institutionen sich rühmenden, auf seine Unabhängigkeit stolzen Staatenbundes, Getümmel bewaffneter Freischaaren und Zwang und Gewalt von Bundesgenossen gegen Bundesgenossen, Kampf des Radicalismus mit dem Conservatismus und endlich wohlfeil erkaufter Sieg des ersteren; im Nordosten endlich der lärmumtönte Fall eines kleinen, aber gefährlichen Freistaates, überdieß da und dort, und fast überall die blasse Furcht vor einem räthselhaften Gespenste — dem Panslawismus —; unter diesen Auspicien verlief die Geschichte der letzten Jahre vor dem verhängnißvollen 1848sten und kündigte sich jene der nächsten Zukunft an. Auf Italien wirkten diese Stimmungen und Bewegungen mit dämonischer Gewalt, um so mehr, als die nie rastende Thätigkeit der geheimen Gesellschaften den Boden für alle kommenden Ereignisse vorbereitet und, im Finstern schleichend, an den ihr geeignet scheinenden zahlreichen Punkten Minen gelegt, so wie die zündenden Verbindungsfäden nach allen Richtungen hin geleitet hatte, und als unmittelbar vor 1848 manch' ein unvorhergesehener Umstand die Plane der verschworenen Brandmänner verhängnißvoll begünstigte. Es war nicht im Geringsten zu bezweifeln, daß Italien eine hervortretende Rolle im Revolutionsdrama der nächsten Zukunft vorbehalten sei und daß es sich dieser Aufgabe auf möglichst unrühmliche Weise zu entledigen suchen werde. Dafür bürgte der bekannte Charakter seiner Führer, die Beschaffenheit der üblicherweise in Bereitschaft gehaltenen Mittel und der edle Beistand ebenbürtiger Helfershelfer. Mancherlei Zeichen und Erscheinungen gingen sturmverkündend den kommenden Ereignissen voran; so die tollkühne Landung der Brüder Bandiera in Calabrien 1844 *)

*) Dieses tragische Unternehmen, dessen unbesonnene Vollbringer von ihren im Hintergrunde feige lauernden Verführern in den gewissen Tod getrieben wurden. Es verlohnt der Mühe, sich jenes fulminanten Artikels zu erinnern, den die „Times" am

und der Aufstand von Rimini im folgenden Jahre; Symptome, deren wahre Natur und eigentliche Bedeutung kaum eine der betreffenden Regierungen verkannt haben dürfte, wenn sie sich schon anfänglich über die ganze Tragweite der geheimen Entwürfe und über die Höhe der ausgesteckten Zielpunkte getäuscht haben sollte. Da kam das zukunftsschwangere Jahr 1846, das der Christenheit ein neues Oberhaupt, Rom, einer alten Regel zufolge, nach einem eifrigen Papste einen staatsmännischen Kirchenfürsten und der Revolution in der Person des Statthalters Christi gleich durch dessen erstes Auftreten eine Art von Weihe gab, wie sie ihr nie zuvor geworden. Ganz Italien widerhallte von Evivas, die sich in die Echo's von Cesare Balbo's „Hoffnungen Italiens" und in die Fanfaren von Massimo Azeglio's „politischem Programm der italienischen Nationalpartei" mischten. Hoch auf ihren Schilden trugen die damals noch nicht unterscheidbaren Revolutionsparteien Italiens Pius IX., im Sturmschritte trugen sie ihn bis zu der Stelle, von welcher, wie sie wähnten, er nicht mehr zurück könne, hoch an die Fahnen ward, kaum mehr als Wahlspruch, sondern bereits wie ein stolzes Siegeswort, „Italia unita!" geschrieben und „die Freiheit," schreibt ein deutscher Gelehrter der Gegenwart, „hielt ihren Einzug in die schöne Halbinsel, wie eine Prinzessin des Märchens unter Fanfaren und donnerndem Volksjubel, unter einem Walde von wehenden Fahnen und Tüchern, beglückwünscht von langen Zügen fröhlicher Menschen" u. s. w. Damals, oder bald darauf, begannen jene geheimen Wechselbeziehungen zwischen Turin und Mailand, die zu dem Austausche „süßer und schmeichelhafter

---

13. März 1845 gegen Mazzini und Consorten unter der Ueberschrift: „Mazzini und das junge Italien" schleuderte und worin sie sich mit tiefster Indignation gegen das Treiben von feigen Brandstiftern aussprach, „die der Gastfreundschaft und den Freiheiten Englands Hohn sprechen, indem sie dessen Regierung herabwürdigen, seinen Gesetzen trotzen und die von England abhängigen Länder im mittelländischen Meere in Vorposten für Seeräuberei und Aufruhr verwandeln", u. s. w. Nichtsdestoweniger residirt, conspirirt und prosperirt Mazzini sammt seines Gleichen jetzt wie vor ganz ruhig im hospitalen England. — Man möchte von Albion in diesem Punkte sagen: „Tempora mutantur, sed nos non mutamur in illis."

Worte," später zu förmlichen Versprechungen führten; damals wurde Carl Albert von jenem betäubenden Weihrauch umnebelt, der ihn geeignet machen sollte, für Andere die heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen, damals ward in Mailand „jene moralische Empörung organisirt, deren Formen man der Schule der polnischen und pariser Salons entlehnte," damals bereits „erröthete Oesterreichs ältester und treuester Bundesgenosse, das stolze Albion, nicht, seine Pairs zu Aposteln der Propaganda zu mißbrauchen und seinen moralischen Beistand der Revolution zu leihen," während „die Regierungen sich genöthigt sahen, mit Glimpf gegen Ideen zu verfahren, die den Kirchenfürsten zum Vertreter hatten." — „Damals durchzog" — aus Gesundheitsrücksichten reisend, „aber nichtsdestoweniger im officiellen Auftrage,*) Lord Minto Italien, von den Balkonen und in Theatern die italienische Freiheit begrüßend." **) Selbst die Natur schien die nahenden Ereignisse durch mannigfache Zeichen voranzudeuten, wenigstens begegnet man in den Zeitungsberichten aus dem Königreiche beider Sicilien vom Jahre 1845 an ungewöhnlich häufigen Notizen über Erderschütterungen, vulkanische Ausbrüche und dergleichen Naturphänomene. Der Kundige und Ueberblickende bedurfte allerdings keiner mystischen Zeichen und Wunder, ihm genügten die anderweitigen greifbaren Erscheinungen in Näh' und Ferne, um den Charakter der Zeit zu erkennen. Zu den Hellsehenden, so wie überhaupt zu denjenigen, die am allerwenigsten geneigt waren, das Auge vor kommenden Uebeln zu verschließen, oder sich über die Natur palpabler Erscheinungen zu täuschen, gehörte sicherlich Fürst Felix zu Schwarzenberg. Es hätte nicht erst der Summe all der ostentirenden Vorkommnisse auf Italiens Boden bedurft, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, einzelne charakteristische Merkmale genügten, um ihm die nahende

*) Dieß gestand, wenigstens indirekt, Lord Minto selbst ein in seinem Schreiben an E. Wilmot, Vikar von Kenilworth, ddo. 5. November 1850. S. Graf Ficquelmonts: „Lord Palmerston, England und der Continent," I. Th. p. 200 (der deutschen Ausgabe).

**) S. „Erinnerungen eines Oesterr. Veteranen," I. Th. p. 159.

Gefahr zu zeigen und zu ernstlichen Bedenken aufzufordern. Ob in Folge der letzteren höheren Orts nach Wien berufen, oder ob aus eigenem Entschlusse zur Reise dahin bestimmt, vermögen wir hier nicht genau anzugeben; genug, der Fürst war im Laufe von 1847 nach der Kaiserstadt geeilt, um mit dem Nestor der europäischen Politik über die italienischen Verhältnisse in demselben Staatskanzleigebäude Rücksprache zu pflegen, das ihn selbst, schon nach überraschend kurzer Frist, aber nach einer wahren Fluth von Ereignissen, auf ungeahnte Weise als Premier Oesterreichs in seinen schweigsamen Mauern empfangen sollte. Was damals gesprochen, gedacht und beschlossen worden, wir wissen es nicht; aber was er rieth, und daß er warnte, mag selbst dem Verständnisse des Laien nahe genug liegen. — Auf der Rückreise hatte der Fürst das Unglück, in Venedig am typhösen Nervenfieber zu erkranken und dem schweren Uebel beinahe zu erliegen, wenigstens zweifelte man damals an seinem Aufkommen. Man denke sich die traurige Erfüllung jener Befürchtungen, man denke sich den Fürsten schon damals als Opfer des nicht zu bewältigenden Körperleidens — und werfe einen betrachtenden Blick in die Zukunft! — Da siegten aber, zur Freude der nächsten Verwandten, die besorgnißvoll nach Venedig geeilt waren, und zum Glücke Oesterreichs die Kunst der Aerzte und des Fürsten guter Genius, und er war gerettet! Seit jener Zeit datirte aber das frühzeitige Ergrauen seiner Hauptthaare (wohl möglich auch die Angegriffenheit der Augen, woran der Fürst bereits in Neapel gelitten haben soll) und vielleicht auch jene Reizbarkeit der Nerven, auf deren Rechnung gewiß die vorschnelle Katastrophe im Frühjahre 1852 zu schreiben. Aber freilich war auch jenem irritirten Nervensysteme in der Folge eine Trag- und Leistungsfähigkeit zugemuthet worden, die über die Mitte des Lebens hinaus sich selten mehr jener unerschütterlichen Atlaskraft zu erfreuen hat, um allen Stürmen und Bebürdungen zu trotzen.

Unter schlimmen Auspicien war das Jahr 1847 zu Ende gegangen, unter noch schlimmeren und bedrohlicheren hatte das folgende

begonnen. Die rastlosen Bemühungen der revolutionären Parteiführer und der englischen Propaganda begannen offenkundig ihre Blüten zu treiben und eine blutige Ernte vorzubereiten. Bereits im Oktober 1847 hatte Carl Albert von Sardinien das Programm ausgegeben, welches das Gepräge einer freien Entschließung, eines unverkennbaren Proprio motu an der Stirne trug, und sich zu Concessionen herbeigelassen, denen man, Oesterreich's Italien gegenüber, nur zu bald das Entgegenkommen auf halbem Wege und das lange verhüllte Verständniß mit den Männern drüben in Mailand anfühlte. Hier war, wie bereits erwähnt, die moralische Empörung organisirt und die revolutionäre Bewegung einer gewissen „geheimen Disciplin" unterworfen. Der Cigarrenkrieg begann den wirklichen, kanonendampfenden Krieg zu inauguriren; „der 3. Jänner 1848 war ein ganz Italien gegebenes Signal," *) das von der ganzen Halbinsel erwiedert wurde. Auch das Königreich der beiden Sicilien wurde in die Bewegung mit hineingerissen, trotzdem seit 18 Jahren nach dem musterhaften Vorbilde Toskana's Vieles im Staatswesen reformirt und zum allgemeinen Besten geschehen, oder, um mit dem Munde eines liberalen Chronisten**) der jüngsten Zeit zu sprechen: „in Neapel hatte sich nach 1830 die tyrannische Regierungsweise zu einem aufgeklärten Despotismus gemäßigt und man befolgte den Grundsatz Friedrich des Großen: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk." Nichtsdestoweniger war Calabrien aufgestanden und hatte sich das seit jeher malcontente und auf den vermeintlich pflichtmäßigen Schutz

*) Jener 3. Jänner, an welchem „in allen ital. Städten, zu Rom, Florenz, Genua, Turin, Bologna, ja selbst in Ferrara, unter den Kanonen der Citadelle, mit allem religiösen Gepränge das Todtenamt für die Märtyrer gefeiert wurde, welche, so hieß es, unter dem Schwerte blutdürstiger und undisciplinirter fremder Horden gefallen waren." S. Graf Ficquelmont's: „Lord Palmerston, England und der Continent, II. Band, p. 233 (der deutschen Ausgabe).

**) Dr. Friedrich Steger's. Siehe dessen: „drei Bücher neuester Geschichte. 1815—1850. II. Lief. p. 212.

Englands stützende *) Sicilien erhoben. Auch in Neapel klopfte der Aufruhr an die Thore, König und Ministerium wichen dem Drange der Umstände und am 29sten Januar 1848 sah sich Neapel im Besitze einer so heiß ersehnten Verfassung. Aehnliches geschah bald hierauf in Sardinien, Rom und Toskana. „In Florenz regierte nicht mehr der Großherzog, in Rom nicht mehr der Papst, sondern Minister, die sich um den Willen ihrer beiden Souveraine nicht mehr kümmerten. Der Krieg gegen Oesterreich war eine beschlossene Sache, das verhehlte man gar nicht mehr, man traf alle Einleitungen dazu, man beschäftigte sich bereits mit der Bildung von Freicorps." **) Nicht ohne Widerstreben und nur Schritt um Schritt hatte der König von Neapel den ungestümen Forderungen nachgegeben; dafür war er aber auch der Gegenstand der giftigsten Angriffe der Presse und die Zielscheibe der Verwünschungen aller Fanatiker. Mit Recht bemerkt der kundige Verfasser der „Erinnerungen eines Oesterr. Veteranen": „Der König von Neapel sollte noch vor Oesterreich die Folgen des italienischen Einheitsschwindels empfinden, so wie Piemont sie nach der Schlacht von Novara empfunden haben würde, wären die Genuesen Sicilianer gewesen," die, setzen wir hinzu, sich bekanntlich von Neapel losrissen, ein eigenes Parlament beriefen, die Verfassung von 1812, für die sie nun einmahl schwärmten, sich selbst octroyirten und König Ferdinand des sicilianischen Thrones für verlustig erklärten. Der Fürst war vom Ende 1847 bis in den März 1848 persönlicher Zeuge so vieler Vorgänge und Auftritte, die seine stoische Ruhe, seinen männlichen Gleichmuth auf eine um so härtere Probe setzten, als es damals auf keinem Punkte Italiens eben an provozirenden Wuthausbrüchen gegen Oesterreich fehlte. Aus jener Zeit wird denn auch

---

*) Eine gründliche Beleuchtung dieses vermeintlichen Schutz- und Garantieverhältnisses siehe in dem oben citirten Werke des Grafen Ficquelmont I. Bd. p. 193 u. ff. (der deutschen Ausgabe). Eine unter den Parlamentspapieren vorfindliche Depesche Palmerstons an Lord Normanby in Paris vom 13. Jänner 1848 war ganz geeignet, den Wahn der Sicilianer zu verscheuchen.

**) Siehe „Erinnerungen eines Oesterr. Veteranen." I. Bd. p. 85.

von unserem Fürsten gesagt: „er habe in Neapel dafür gegolten, zu der Zahl der einflußreichen fremden Rathgeber zu gehören, die den König abhielten, seinem Volke die gewünschten Concessionen zu machen, in Folge dessen sich eine Abneigung gegen ihn bildete, der die unruhigen Auftritte des Jahres 1848 den willkommenen Anlaß boten, sich Luft zu machen."*) Die volle Richtigkeit dieser Angabe können wir nun zwar nicht ermitteln, halten aber dafür, daß der Fürst die an ihm in Turin gerühmte kluge, jeder direkten oder hervortretenden Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Staates ferne Zurückhaltung auch in Neapel nicht aufgegeben haben dürfte, jene Fälle ausgenommen, wo das persönliche, Rath heischende Vertrauen des Königs ihn veranlaßte, aus seiner reservirten Haltung herauszutreten, oder wo die Interessen des von ihm vertretenen Staates eine passive Zurückhaltung von selbst verboten. — In jene Lagen kann nun der Fürst unter den damaligen Umständen sowohl in einer, wie in der anderen Hinsicht gerathen seyn, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß er einen Rath ertheilt haben werde, wie er von einem Manne seines Charakters und seiner politischen Anschauungsweise nicht anders zu erwarten gewesen und wie er der Würde des Königs und der Beschaffenheit der Dinge angemessen war. Leider führten die exorbitanten Vorgänge der nächsten Zeit die Abreise des Fürsten herbei und nöthigten dem von der Springfluth der Ereignisse mit fortgerissenen Könige eine Rolle auf, die er in dem Grade wieder abzuschütteln sich anstrengte, als sie ihm in innerster Seele zuwider war. Selbst Oesterreich'sche Schriftsteller, und darunter gerade solche, welche den Ereignissen in Italien nahe genug gestanden, um sie aus eigener Anschauung beurtheilen zu können, sind billig genug, dem Könige Ferdinand von Neapel in dieser Beziehung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und die Thorheit der italienischen Einheitsschwindler zu geißeln, die „durch Einigkeit die Macht Oesterreichs stürzen wollten und damit begannen, die Macht des bedeutendsten italienischen Fürsten,

---

*) Siehe „Ergänzungsblätter", von Dr. Fr. Steger, 7. Bd. 4. Heft, S. 362.

des Königs von Neapel, zu erschüttern, indem man Sicilien insurgirte und auf einen Augenblick von Neapel trennte. Dadurch erreichte man freilich den Zweck, daß der eingeschüchterte König der Revolution wich, seinem Volke eine Constitution gab und dem Bündnisse gegen Oesterreich beitrat, aber nur so lange, bis er einen günstigen Augenblick ersah, um dann mit desto größerer Energie gegen die Revolution aufzutreten. Es gab keine Schmach, die die zügellose Presse nicht über den König ausgoß; war das der Weg, Sympathien für die sogenannte Nationalsache zu werben?.... Wäre der König von Neapel am 15. Mai in den Straßen seiner Hauptstadt nicht Sieger geblieben, so war es um seine Dynastie geschehen und nur durch fremde Hülfe hätte er wieder seinen Thron besteigen können, auf dem er sich nun ruhmvoll und durch eigene Macht behauptete." *) — Diese Anerkennung von so competenter und ehrenhafter Seite möge dem hartgeprüften Monarchen zu einiger Genugthuung gereichen und sollte des Fürsten erbetener Rath frühzeitig genug solche Entschlüsse vorbereitet und deren späterer Verwirklichung vorgearbeitet haben, so hat er sowohl als gewissenhafter Rathgeber, als auch als Vertreter Oesterreichs seine Mission erfüllt und der Haß der Parteien, die Wuth der Schlechten, die er, wie sie es vollkommen verdienten, verachtete, durfte ihn nicht schrecken. Ein lächerlicher Anachronismus ist es aber, wenn ihm von deutschen Partisanen der Revolution ein Einfluß auf die Maßregeln des Königs von Neapel zu einer Zeit zugeschrieben wird, wo er Neapel längst den Rücken gekehrt hatte und bereits auf Italiens Schlachtfeldern in Radetzky's tapferem Heere für Oesterreich's Ehre und Größe kämpfte und blutete. Lächerlich klingt es in der That, wenn in einer jener Schriften, mit denen die deutsche Presse auch nach dem Jahre 1848 fortfuhr sich zu beflecken, gesagt wird: „Man habe von Seite der Hofverschwörung (in Neapel) längst alle constitutionellen Formen lächerlich zu machen gesucht, der König habe der" (constitutionellen, d. h. der ihm von der revolutionären

*) S. „Erinnerungen eines Oesterr. Veteranen", I. Th. p. 85.

Volkspartei aufgedrungenen) „Minister gespottet, sich nur mit seinen Generalen umgeben und schlechten Rath vom Oesterreich'schen Gesandten angenommen." — („Ueberhaupt mußte man es sehr auffällig finden," fährt diese, wie Figura zeigt, wohl unterrichtete Schrift fort, „daß trotz des Krieges aller italienischen Staaten mit Oesterreich des letzteren Diplomaten fast überall an den Höfen blieben.") *) Hätte dieser weise Volks- (allerdings nicht Hof-) Publicist hinzugefügt, der König von Neapel habe nach den stürmischen März- und Apriltagen so gehandelt, wie ihm der Oesterreich'sche Gesandte zu handeln jedenfalls gerathen haben würde, dann hätte er ohne Zweifel das Richtige getroffen. — Die Vorgänge auf den verschiedenen Punkten Italiens im verhängnißvollen März 1848 sind bereits so bekannt, daß wir uns füglich darauf beschränken dürfen, die unmittelbare Veranlassung zur Abreise des Fürsten von Neapel nur zu skizziren. Bekanntlich wirkte die erste Kunde von den März-Ereignissen in Wien und in der Lombardei auf Mittel- und Süd-Italien wie der zündende Funken in der zur Explosion bereit gehaltenen Pulvertonne. Italien sollte frei, unabhängig und groß werden, dazu bedurfte es aber vor Allem des gänzlichen Sturzes der Oesterreich'schen Herrschaft und der Vertreibung der „barbari tedeschi" von Italiens geheiligtem Boden. Ganz Italien, d. h. Alle, die Italien zu repräsentiren und in seinem Namen Gewaltmaßregeln zu dictiren sich das Recht anmaßten, athmete Krieg gegen Oesterreich, Krieg mit Messer und Gift bis zur Vernichtung. Unter solchen Umständen richtete sich die revolutionäre rabbia der Volks-Führer gegen die Repräsentanten des verhaßten „fremden Tyrannen," und ein

*) S. „Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1848, für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse der Zeit achten," Leipzig, Festsche Verlagsbuchhandlung, 1849. Dieß der vollständige Titel der angezogenen Schrift. Eines jener schamlosen und schmutzigen Pamphlete, wie sie die deutsche Presse nicht müde wird, seit langen Jahren zu liefern. Fast auf jeder Blattseite begegnet man den aberwitzigsten Einfällen eines tollen Radikalismus, der frechen Lüge und einem schamlos zur Schau getragenen demokratischen Cynismus. Die Verlagshandlung hat fortgefahren, das deutsche Publikum mit einer Fortsetzung zu fétiren.

Attentat gegen das Oesterreich'sche Gesandtschaftshotel in Neapel war bereits seit geraumer Zeit abgekartete und fast öffentlich bekannte Sache. Was sich damals in Neapel zutrug, war ja auch in Wien im Laufe von 1848 unter der segensreichen Obhut und im Schatten des Demokratismus oft und oft geschehen, ohne daß die Organe der öffentlichen Sicherheit Macht, und vielleicht selbst Willen genug besaßen, den förmlich schauspielartig angekündigten Scenen wehrend in den Weg zu treten. Von dem Straßenskandale vor dem Oesterr. Gesandtschaftsgebäude in Neapel am 25. März 1848 läßt sich also füglich sagen: tout comme chez nous. — Als sich an dem genannten Tage verabredetermaßen ein Pöbelhaufen (man schlägt die Zahl ungefähr auf 5000 an) vor der Wohnung des Fürsten in der Absicht zusammenrottete, das Oesterreich'sche Wappen zu beschimpfen, wußte die Nationalgarde und übrige bewaffnete Macht dies schändliche Vorhaben nicht rechtzeitig zu verhindern. So gelang es dem „süßen Pöbel" Neapels, sein Müthchen an Oesterreichs Doppelaar zu kühlen. Dies stolze Symbol Austria's, das in so vielen siegreichen Schlachten den Tapfersten unter den Tapferen vorangeweht und trotz der ihm hier angethanen Schmach bald wieder rauschend voranwehen sollte, wurde in den Staub getreten und auf dem Largo Santa Caterina den Flammen angezündeter Reisigbündel preisgegeben. Den Brandüberresten — es waren, bedeutsam genug, die beiden Adlerköpfe — war noch ein besonderes feierliches Auto-da-fé vorbehalten. Damals spielte eine emancipirte Bannerträgerin und Heroine des mazzinisirten Italiens, die berüchtigte Fürstin Belgiojoso — wahrlich unwürdig des Namens manches ehrenhaften und verdienten Mannes aus diesem lombardischen Fürstenhause — seit geraumer Weile eine auffallende Rolle in der Gesellschaft Neapels. Ihr Salon war der Vereinigungspunkt der Protageten der revolutionären Bewegung und all derjenigen, deren politisches Programm auf den vollständigen Bruch mit den bisherigen Zuständen Italiens lautete, besonders aber der literarischen Matadore des neuen Italiens, denn die Dame zählte selbst zu den revolutionären Blaustrümpfen ihres klassischen Vaterlandes und trat

bekanntlich später selbst mit einem Buche über die Ereignisse des italienischen Revolutionskrieges vor die Oeffentlichkeit. In den Salon dieser Mäcenin der Revolution wurden die von der Glut des Largo Santa Caterina verschont gebliebenen Adlerköpfe von einer Volksdeputation gebracht und von den Gästen der großen Patriotin verbrannt, während Chöre von Freiheitsliedern den feierlichen Akt begleiteten. Etwas Aehnliches, nur in großartigerem Maßstabe, hatte ja auch die fruchtbare Phantasie der pariser Februarrevolution aus ihrem zerstörungsschwangeren Schooße geboren: das grandiose Auto-da-fé mit dem Thronsessel und den königl. Wagen und Mobilien. Merkwürdigerweise begegnet man überall denselben Ausschweifungen und tollen Impromptus der revolutionären Extase, in der Regel aber auch allenthalben hinterher demselben kläglichen Ende und derselben katzenjämmerlichen Ernüchterung. Hatte man in Paris gemeint, mit der Verbrennung des Königsstuhles das Princip der Autorität und der Gewalt eines Einzigen für immer den Flammen preisgegeben zu haben, so glaubte man auch in Neapel durch einen ähnlichen, lächerlich ostentirenden Akt die Macht Oesterreichs für immer in Staub und Asche verwandelt zu haben. Ueberall dieselben Illusionen, überall aber auch post festum dieselben Enttäuschungen. Aehnlicher Unglimpf widerfuhr auch dem österreichischen Consulatswappen, an welchem sich die Krallen der Straßenunholde im Uebermuthe boshafter Verrücktheit übten. Den Fürsten fanden diese Begebnisse nicht unvorbereitet und er hatte denselben mit ruhiger Festigkeit entgegengesehen. An der Regierung des Landes wäre es gewesen, solchen Ausschreitungen zuvorzukommen und dieselben im Keime zu ersticken, oder wenigstens die Ausführung des öffentlichen Aergernisses sofort energisch zu strafen. Als Vertreter einer auswärtigen Macht konnte er daher nur die Regierung für das Geschehene verantwortlich machen und Genugthuung von deren Organen fordern. Dieß that er denn auch am Abende desselben Tages auf entschiedene Weise und, als die Beschwerde für den Augenblick ohne Folge blieb, noch nachdrücklicher am nächsten Morgen. Erst am 27. März beantwortete Fürst Carioti,

der Minister-Staatssekretair, jene Aufforderung zwar mit tiefem Bedauern des Vorgefallenen, aber ohne positive Zusicherung des Verlangten und mit einer auszuweichen suchenden Hinweisung auf die „schwierigen Zeitumstände.“ Mit dieser laxen Attitüde der neapolitanischen Regierung konnte sich der Fürst nicht begnügen und seine kategorische Beharrlichkeit mußte sich im umgekehrten Verhältnisse zu der Schwachmüthigkeit der neapolitanischen Behörden steigern. Er forderte nun mit der ihn eigenthümlich charakterisirenden Entschiedenheit und Schärfe nicht nur die Wiederbefestigung des Oesterr. Wappens in Gegenwart eines Beamten der neapolitanischen Regierung an seiner früheren Stelle, sondern auch den Abdruck einer officiellen Erklärung im Giornale delle due Sicilie mit den Ausdrücken der Mißbilligung aus der Note des Ministers, und stellte zur Beantwortung dieser Aufforderung eine vierundzwanzigstündige Frist. Aber noch vor Ablauf der letzteren wurde der Fürst zu einer zweiten Note in Betreff der inmittelst im Namen des Ministeriums des Innern erschienenen Proclamation zur Bildung von Freischaaren für Oberitalien*) veranlaßt, welchen letzteren die Regierung Waffen und Transportmittel zur Verfügung stellte. Der Fürst verlangte binnen vierundzwanzig Stunden von der eigentlichen Bestimmung jener Freicorps in Kenntniß gesetzt zu werden. Bei dem raschen Umschwunge der Dinge hatte aber das seitherige Ministerium inmittelst weichen müssen und ein neues war noch nicht zu Stande gekommen. Fürst Carioti sah sich nun in der Verlegenheit die beiden Noten des Oesterr. Gesandten wieder nur ausbeugend erwiedern zu können, da er die Verantwortlichkeit für diese Erwiederung ohne Befragung des Ministerrathes nicht auf sich laden zu dürfen glaubte, er wies auf die Bil-

*) Es sind dies dieselben Freischaaren, von denen, in Verbindung mit anderen italienischen, der Oesterr. Veteran in seinen „Erinnerungen“ eben so wahr als treffend und nicht ohne einen Anflug verdienter Ironie sagt: „Bald sollten wir die Horden des Glaubensheeres an den Ufern des Po erscheinen sehen, um dort wie Spreu im Winde zu zerstieben. Als Italien sich auf Radeckh und sein kleines Heer zu stürzen beschloß, hatte es nur der Phantasie, nicht dem Verstande Gehör gegeben,“ u. s. w. S. „Erinnerungen“, I. Th. p. 85.

dung eines neuen Cabinets hin und bat bis dahin um Geduld. War aber unter den obwaltenden Umständen von einem neuen Ministerium eine größere Geneigtheit zur Erledigung der schwebenden und allerdings keinen Verzug gestattenden Frage im Sinne des Fürsten und den Forderungen des Völkerrechts gemäß zu erwarten? Der Fürst täuschte sich darüber am wenigsten und fand sich veranlaßt, sofort jede officielle Verbindung mit der neapolitanischen Regierung abzubrechen und „noch an demselben Tage ein Land zu verlassen, wo seine officiellen Beziehungen durch eine grobe Verletzung des Völkerrechts unterbrochen worden waren und wo sein längeres Verweilen keinen Nutzen mehr gewährte, sondern nur die Ehre und Würde des Kaiserhofes blosgestellt haben würde.“*) — Auf diese Weise und unter solchen Umständen hatte die Abreise des Fürsten von Neapel stattgefunden. Sie trug den Charakter einer ernsten, der amtlichen Stellung des Fürsten und der Würde des von ihm repräsentirten Staates angemessenen Demonstration an sich und war die einzige Genugthuung, welche der Vertreter des beleidigten Oesterreichs unter solchen Conjunkturen nehmen konnte und auch nehmen mußte. Oder hätte er zögern, sich hinhalten, mit leeren Redensarten sich vertrösten lassen, oder wohl gar noch neue Insulte abwarten sollen? Bei der traurigen Lage der Dinge in Neapel war Alles möglich und der Fürst handelte unter den gegebenen Umständen, wie ein entschiedener Charakter handeln muß, der vor allem Anderen verhüten will, die Würde seiner Regierung auf das Spiel zu setzen. Auch fand sein Verfahren die volle Billigung des kaiserlichen Hofes, die warme Zustimmung Aller, denen die Ehre

---

*) Worte der officiellen Depesche des Fürsten an seine Regierung nach dem Abbruche der amtlichen Beziehungen zu Neapel. Die Darstellung der Märzvorgänge in Neapel und der damals stattgefundene Schriftenwechsel sind in der „Wiener Zeitung,“ dem officiellen Organ des Oesterr. Hofes, abgedruckt (Jahrg. 1848). Die Noten des Fürsten tragen bereits jenes scharfe Gepräge an sich, das die amtlichen Schriften des Fürsten bald so sehr auszeichnete und prägnant charakterisirte. Eigentlich lenkte der Fürst schon durch jene neapolitanischen Noten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und dieselben bilden gewissermaßen den Anfang seiner hervortretenden politischen Rolle seit 1848.

Oesterreichs noch etwas galt und die nicht in liberalistischen Utopien eine Entschädigung für erlittene Schmach und Herabwürdigung erblickten, wie bei der damaligen, zur Zeitkrankheit gewordenen Begriffsverwirrung leider so Mancher. Bei gehöriger Auffassung der energischen Schritte des Fürsten in Neapel kann man ohne Uebertreibung sagen, der Fürst habe bereits damals das Werk der „Ehrenrettung" Oesterreichs begonnen und Viele erblickten schon damals im Stillen in ihm den Mann der künftigen „rettenden Thaten."

Der rasche, aber wohlüberlegte Entschluß des Fürsten, dem auch sofort die Ausführung auf dem Fuße folgte, hatte keine ängstliche Rücksichtnahme darauf, was der Fürst in Neapel zurückließ und selbst auf möglichen Verlust des Werthvollsten gestattet und der Fürst hatte seine Abreise effektuirt, ohne erst weitläufige Anstalten zur Salvirung seines Eigenthums und Hausrathes zu treffen. Zwar wußte er sein gesammtes Mobiliar in treuen und zuverlässigen Händen, aber gegen äußere Gewaltthätigkeiten war keine Sicherheit geboten und das zurückgelassene Hab und Gut blieb jedenfalls möglichen Zufällen preisgegeben und so zu sagen in die Schanze geschlagen. Das waren denn die „ses équipages, sa famille" u. s. w. (die der Fürst übrigens nicht hatte, es müßte denn sein zurückgelassenes Hauspersonal darunter verstanden werden), von denen u. A. der Pariser „Constitutionnel" im Nekrologe des Fürsten spricht, um das energische Vorgehen desselben beim Abbruche der diplomatischen Beziehungen zu Neapel zu charakterisiren; eine Bemerkung, die Andere, und zwar weniger Wohlwollende und zur Wahrheit Geneigte verleitet zu haben scheint, die rasche Abreise von Neapel gewissermaßen als Flucht aufzufassen und als eine Art feigen Entrinnens hinzustellen.*) Der Fürst war

---

*) So u. A. Dr. Vehse in den Personalien des Fürsten Schwarzenberg im 11. Bande seines berüchtigten Werkes über den Oesterr. Hof, Oesterreichs Diplomatie und Aristokratie. Während die „kleine Chronik des J. 1848" den Fürsten noch im Mai des genannten Jahres in Neapel seyn und auf die Maßregeln des Königs Einfluß nehmen läßt, wird derselbe nach Hrn. Vehse ohne Umstände durch einen Volks-

nicht der Mann der blassen Furcht, am wenigsten dem Straßenpöbel, zumal dem neapolitanischen, gegenüber. Man darf vor Allem nicht vergessen, daß der Fürst nie aufhörte Soldat zu seyn, als solcher zu denken und zu fühlen, insbesondere aber in entscheidenden Lagen des Lebens sich mit jenem Mannesmuthe zu waffnen, womit der Krieger auf dem Schlachtfelde dem entgegen gähnenden Tode in's Auge schaut, wie auch der Fürst so oft that, indem er den sausenden und pfeifenden Kugelregen mit dem ihm eigenen freien Lächeln begrüßte, als ging es zum Hochzeitsreigen. — Noch müssen wir erwähnen, daß der Repräsentant Oesterreichs, unter wie widerwärtigen Umständen auch der Bruch mit Neapel erfolgte und wie verbittert man sich auch die Beziehungen zu Oesterreich denken möchte, Neapel nicht ohne den Vollbesitz der Achtung des Königs verließ, der ja nur mit dem äußersten Widerwillen dem ihm aufgedrungenen Bündnisse gegen Oesterreich beitrat und von dem er sich unter Kampf und mannigfachen Beschwerden sobald als möglich freizumachen suchte. Schon früher, und wenn wir nicht irren, gleich nach dem Abschlusse des für beide Theile so günstigen Handels- und Schifffahrtsvertrages, wurde er von Neapels Könige durch Verleihung des Ordenskreuzes vom h. Januarius, eine der höchsten Ordensinsignien des Königreichs, ausgezeichnet, und gewiß hat Ferdinand von Neapel bis jetzt den eminenten Eigenschaften des Oesterr. Staatsmannes ein ehrenvolles Andenken bewahrt. Auch möge hier noch die Bemerkung ihre Stelle

---

auflauf „aus der Stadt vertrieben.“ Hr. Vehse nimmt es mit dergleichen Behauptungen nicht genau; warum denn auch? Gesteht er doch selbst im Vorworte jenes 11. seiner zahlreichen, mit beispiellosem Leichtsinn compilirten Bände, nicht für seine Geschichte erforschenden und schreibenden Zeitgenossen, sondern nur aus purer „Unterhaltung“ geschrieben zu haben. Eine funkelnagelneue Art gelehrten Zeitvertreibes: aus Unterhaltung zu verleumden und die geschichtliche Wahrheit zu verhunzen. Es mag wohl dem Hrn. Doctor eine große Unterhaltung gewährt haben, im Stillen denken zu dürfen: Calumniare audacter, semper aliquid haeret.“ Ueber die möglichen Folgen tröstete sich Hr. Vehse; war er doch, seiner eigenen Andeutung zufolge, gesonnen, in ein Land zu gehen, „wo man die deutsche Sprache kaum mehr sprechen hört.“ —

finden, daß auch von Seite des Oesterr. Hofes dem Fürsten eben in Folge des obigen Vertragsabschlusses und in Anerkennung der durch ihn wohl gepflegten freundschaftlichen Beziehungen zum königlichen Hofe von Neapel das Großkreuz des Oesterr. Leopoldordens zu Theil ward; wohl ein unverkennbares Zeichen des hohen Werthes, den man auch hierseits auf die innigen Verhältnisse zu dem Königshause der beiden Sicilien legte. — Der kritische Augenblick, in welchem der Fürst Neapel verließ, hatte ihn zu dem raschen Entschlusse getrieben, die Brücke hinter sich abzubrennen, ohne auch nur wieder nach der Stätte umzublicken, die jetzt gegen sonst eine so auffallend fremdartige Physiognomie zeigte. Wie Lot auch nicht mehr sein Antlitz nach dem brennenden Sodom umwenden sollte, so zog auch der Fürst vorwärts gerichteten Blickes von dannen, den Geist nur mit der nächsten Zukunft beschäftigt, Kopf und Herz voll hoher und kühner Entwürfe und die Kraft geschwellt von großartigen Entschlüssen. Unter gewöhnlichen Umständen, bei längerer Vorbereitung, ohne plötzliche Durchschneidung aller bisherigen Beziehungen würde der Fürst vielleicht nur ungerne von Neapel geschieden seyn. Ohne gerade für das Eldorado des parthenopeischen Golfs mit jugendlich entzündlicher Phantasie und mit überschwänglichem Künstlerenthusiasmus zu schwärmen, besaß doch der Fürst freie und edle Empfänglichkeit genug, jene zarte Delikatesse und untrügliche Sicherheit des Gefühls, die so unzertrennlich ist von ungetrübter Klarheit eines ästhetisch gebildeten Auges, um bald den richtigen Maßstab für Neapels bewunderte Reize zu finden und mit wahrhaft Goethe'schem Sinne die Schönheit jenes südlichen Himmels zu genießen. Nur Goethe's klassische Feder wäre berufen, in das reiche Detail dieser sinnigen Genüsse einzudringen; die unsere muß es sich versagen, versuchen zu wollen, was nur einer Meisterhand zu gelingen vermöchte. Der Fürst hatte sich in Neapel eingelebt und eingewöhnt, Natur und Clima schienen ihm zuzusagen, er hatte sich häuslich eingerichtet, wie dieß seine Stellung und die Wahrscheinlichkeit eines längeren Aufenthaltes bedingten, und sein tägliches Leben mit dem Comfort eines feinsinnigen Cavalier's um-

geben, ohne die Grenzlinie des edelsten Anstandes zum eigentlichen Luxus zu überschreiten, der Aufsehen erregen und die ephemere Aufmerksamkeit der gelangweilten großen Welt mit bunten, stets erneuerten Phantasiespielen beschäftigen will. Zu müßigen Tändeleien in dergleichen Dingen ließ sich der Fürst nie herbei. Er liebte weder Prunk, noch überflüssigen Staat und er würde unter allen Umständen solide Pracht, als äußerste beschreitbare Linie des guten Geschmacks, den Ueberladungen prunkenden Glanzes vorgezogen haben. Mit derselben edlen Einfachheit und feinen Eleganz, wovon selbst der Ministerpräsident in seiner hervorragenden Stellung alles Ueberlästige und Gezierte ferne zu halten wußte, hatte sich auch der Gesandte in Neapel umgeben und sein Haus galt auch ohne lukullische Feste als eine Stätte des gewähltesten Geschmacks. Insbesondere liebte der Fürst oft Gäste an seiner Tafel zu sehen, wohl selten viele, dafür aber immer einen gewählten Kreis, dem er sich dann in der vollen Liebenswürdigkeit eines hospitalen Wirthes zeigte. Die anmuthigen, geistreichen und pikanten Tischgespräche von damals leben jetzt noch im frischen Andenken mehr als eines Gastes. — Erhohlung und heiter anregenden Genuß gewährten dem Fürsten Ausflüge in Neapels nahe und fernere Umgebungen, besonders aber die kleinen Ulyssesfahrten im reizenden, Neapels Himmel so wundersam schön wiederspiegelnden Golf und Besuche auf dessen klassischen Inseln. Hier wurde denn nicht selten eine jener nie ganz aufgegebenen Fischfangidyllen improvisirt, die sich als ungetrübter Talisman der Lebenspoesie aus der schönen „grünen" Jugend in die abgeblaßten späteren Jahre hinübergerettet. Bis in diese stillen, trauten Verstecke erlauben wir uns dem Fürsten zu folgen; ihm aber mit spionirender Neugierde sonst auf Tritt und Schritt nachzuspüren und die Fußstapfen angeblicher neapolitanischer Abenteuer mit verleumdungsseligem Gelüste breit auszutreten, dazu halten wir uns nicht für berufen und überlassen dieß Geschäft den „aus Unterhaltung" Medisance Treibenden, der Lästerschule moderner Memoirenschreiber. Was diese etwa von „nächtlichen Harun-Al-Raschidzügen und Lazzaroni-

Affronten*) berichten mögen, dafür haben wir keinen Sinn; stehen aber keinen Augenblick an, dergleichen unlautere Chroniken auf dieselben trüben und schmutzigen Quellen zurückzuleiten, aus denen auch jenes radikale Wiener Blatt**) geschöpft haben muß, das im wunderbar richtigen Vorgefühle der nahen Bedeutsamkeit und nächstkünftigen Rolle des Fürsten das damals übergläubige Publikum Wien's mit einer Biographie des Oesterr. Gesandten in Neapel regalirte, wozu Perfidie die Feder spitzte und der Bosheit Gift die Tinte lieh. Stehen etwa jene Lazzaroni-Affronte mit der bereits beleuchteten „Vertreibung" des Fürsten aus Neapel auf einer und derselben Linie, dann hat es mit der historischen Glaubwürdigkeit der geschwätzigen Mittheiler ein gewaltiges Nisi. — Ehe wir mit dem Fürsten Neapel für immer verlassen, wollen wir noch erwähnen,

*) Auf dergleichen Revelationen scheint besonders Dr. Vehse in seiner oft berührten Geschichte des „Oesterr. Hofes und Adels und der Oesterr. Diplomatie" große Stücke zu halten, fast nicht anders, als wäre dieser Schriftsteller der Kammerdiener aller großen Herren und Celebritäten, für den es bekanntlich keinen großen Herrn gibt. Hr. Vehse läßt sich des Breiteren in die Personalien des verewigten Fürsten ein und entwirft eine Charakteristik desselben, in welcher Wahres und Falsches, Gutes und Schlimmes, Pikantes und Abgeschmacktes so bunt durcheinander gewirbelt sind, daß man es diesem biograph. Spicilegium ansieht, welche Unterhaltung es dem Verfasser gewährt haben müsse, auch den Straßenkehricht auf seinen historischen Spaziergängen aufzulesen. Es verlohnt wohl nicht der Mühe, in das Detail der Vehse'schen Enthüllungen einzugehen, nur so viel wollen wir bemerken, daß des Verfassers Urtheil in der Hauptsache von englischen Parteianschauungen influenzirt zu seyn scheint. Darum gefällt er sich wohl auch sehr in der besondern Betonung des Londoner Romans aus dem früheren Leben des Fürsten. Er bezeichnet denselben als die glänzende Mitte in der diplomatischen Laufbahn des Fürsten, deren Anfang und Schluß er eben nicht jenes Epitheton beilegen zu sollen glaubt. „In St. Petersburg habe er von der Militairrevolution, die ausbrach, so gar nichts gewußt, daß einer der Haupttheilnehmer auf seinem Zimmer arretirt wurde." Wie so hätte er denn darum wissen sollen? Dann hätte er ja in das Geheimniß der Verschworenen mit eingeweiht seyn müssen. So leichtfertig wird in den Tag hineingeschrieben! S. Vehse's „Geschichte" ꝛc., wie oben, 11. Bd. p. 242 u. ff.

**) Die von dem berüchtigten Häfner herausgegebene „Constitution," ein Hauptorgan des Radikalismus, an dem sich die kühnen Dialektiker des auf die Republik hinarbeitenden jungen Wiens betheiligten. Im Sicherheitsausschusse spielte der Redakteur die Rolle eines journalistischen Souffleurs, sollte im Mai 1848 auf offener Straße von der Volksjustiz gelyncht werden, und verschwand später in den Oktobertagen.

daß ihm das zeitweise Zusammentreffen und periodische Zusammenleben mit seiner aus Gesundheitsrücksichten unter Italiens Himmel weilenden, zärtlich geliebten Schwester stille Freudenfeste bereitete und gemütliche Entschädigung für jahrelanges Fernseyn vom heimatlichen Herde und für die Monotonie geschäftlicher Beziehungen bot. Schon bei verschiedenen Gelegenheiten wurde auf das innige Verhältniß dieser beiden Geschwisterseelen hingedeutet; ein Verhältniß, dessen urplötzliche Trennung durch die kalte Waffe des Todes um so tiefer in das Herz des überlebenden Theiles schneiden mußte, als wichtige Momente im inneren Leben des Fürsten die Bande der Zärtlichkeit zwischen Bruder und Schwester fester und fester geknüpft hatten. In den hesperischen Gefilden Italiens, unter den Einflüssen eines Himmels, der edle und feurige Gemüther zu tieferen und idealeren Gefühlen stimmt, dürfte innige Geschwisterliebe noch reichere Herzensblüten getrieben haben. Indessen haben ungeweihte Hände, unter deren gemeiner Betastung sich Alles in Blei und Erde verwandelt, auch dieses Verhältniß in die Sphäre profaner Auffassung herabgezogen und in einen animalisch-magnetischen Rapport metamorphosirt. Es wird nämlich gesagt und behauptet: „Die Ueberfülle der Lebenskraft des Fürsten lasse sich aus dem Umstande ermessen, daß er eine magnetische Kraft auf Frauen, nicht blos im romantischen und figürlichen, sondern im thatsächlichen und medicinischen Sinne ausübte. Seine kranke Schwester Mathilde soll, sagt man, fast ganz von der Lebenskraft, die seine Hand ihr gab, gelebt haben; als der Fürst Gesandter in Neapel war, kam sie ihm mehrmals auf halbem Wege bis Rom entgegen, um sich von ihm magnetisiren zu lassen."*) Wie viel Wahres oder Uebertriebenes an dieser Mittheilung ist, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. Allerdings erfreute sich der Fürst einer hohen vitalen, ihn wohl zum Magnetiseur qualifizirenden Kraft, und daß medicinisches Wissen ihn nicht wenig interessirte, ist bekannt; demungeachtet scheint aber ein, wenn auch

*) S. Vehse's bereits oben citirte „Geschichte" ꝛc. 11. Bd. p. 249.

noch so sensibles Frauenwesen „fast von der Lebenskraft seiner Hand allein leben zu lassen" denn doch in das Gebiet der Hyperbel hinüberzustreifen. Die Fürstin lebt bis zur Stunde ohne die Lebenskraft jener nun längst im Tode erstarrten Hand; wie wäre das eben möglich, wenn es sich angeblichermaßen verhielte? Man scheint sich aber etwas darauf zu Gute zu thun, den Fürsten zum „wunderthätigen Magus" von Neapel zu machen. Hat man ihm doch auch in der Politik dämonische Einflüsse und Zauberkünste zugeschrieben.*) Deren bedurfte er in der That nicht, um der wunderthätige Magus Oesterreichs in verhängnißvoller Zeit zu werden.

---

*) Wenigstens von einer Partei der politischen Gegner des preußischen Ministerpräsidenten Hrn. von Manteuffel. Dieselbe wird in der bekannten und in vielerlei Hinsicht lesenswerthen Schrift: „Von Warschau bis Olmütz," „ein preußisches Geschichtsblatt" (Berlin, 1851) (eine Antwort auf den Vorwurf, „Preußen habe seit dem 2. November 1850 aufgehört eine Großmacht zu seyn") auf geistvolle Weise gegeißelt. Es heißt dort nämlich u. A.: „Es gibt auch Vorurtheile des beschränkten patriotischen Verstandes; Viele glauben, daß sie immer im Vortheil bleiben und immer Recht haben müssen, weil sie doch die intelligentesten Leute und Preußen seien, gleichwohl aber im sonderbaren Gegensatze, daß sie niemals klug genug seien, um nicht von der fremden Diplomatie hinter's Licht geführt zu werden. Bei diesem bornirten Patriotismus wird Hr. von Vinke mehr als einmahl einen wahrhaft dämonischen Respekt der kannegießernden Politiker vor dem Fürsten Schwarzenberg entdeckt haben. Es ist nicht leicht den Grund irgend eines Aberglaubens anzugeben, . . . aber man hält ihn nun eben für den ersten politischen Hexenmeister und Taschenspieler. Die schwierigsten Künste diplomatischer Zauberei traut man ihm zu — man nimmt es unter diesem constitutionellen guten Publiko einem Preußischen Minister übel, daß er sich herausnimmt, ein Wort mit diesem Teufelsgeist zu sprechen. Aufrichtig gesagt, wissen wir nicht, ob das dem Fürsten schmeichelhaft seyn kann; jedenfalls ist es nicht böse gemeint; man muß sich über die Thorheit der Menge ärgern, aber ändern kann man es nicht. Der Aberglaube der menschlichen Natur ist ewig; so lange die Welt religiös war, gab es nur religiösen Aberglauben; sie fängt an politisch zu werden; es beginnt ein politisches Aberglauben und Aberwissen die Menschen zu beherrschen." — Man muß diese allerdings durch und durch ironische Stelle, die wir keinen Anstand nehmen zu citiren, obgleich sie die hohe Meinung von dem Fürsten gewissermaßen für einen politischen Aberglauben erklärt, im Zusammenhange mit dem Inhalte der ganzen apologisirenden Schrift auffassen, um ihren Sinn richtig zu verstehen, wobei man finden wird, daß Alles zu Gunsten des Hrn. v. Manteuffel Gesagte indirekt auch dem Fürsten zu Statten kommt, weil die

Die letzten Lebensjahre des Fürsten.

1848—1852.

Hatten das in Neapel Erlebte und die hiermit im Zusammenhange stehenden Ereignisse im übrigen Italien den Fürsten hinlänglich über die Lage der Dinge auf der gesammten Halbinsel orientirt, so sollte er nun durch eine unmittelbare Anschauung der Verhältnisse und Begebnisse in der Metropole des Kaiserstaates in den Stand gesetzt werden, sich eine klare Vorstellung von der gegenwärtigen Constellation zu verschaffen und ein Bild von künftigen Möglichkeiten und der wahrscheinlichen Entwickelung der Zustände zu entwerfen. Beides mußte von maßgebendem Einflusse auf seine nächsten Entschlüsse seyn, mit deren thatsächlicher Verwirklichung er einen neuen und, wie die Folge bewies, entscheidenden Standpunkt seines Lebens betreten sollte. Ueber die Größe und Gefährlichkeit der allgemeinen Krise konnte er nur in Wien selbst bestimmte Anschauungen gewinnen und schon die ersten Eindrücke waren von der Art, um das ohne Zweifel bereits auf Italiens Boden gefaßte Vorhaben zur schnellen Reife zu bringen. Der Augenblick der Prüfung war gekommen, wo sich erproben sollte, ob im ewig kreisenden Wechsel der Dinge ein ruhiger Geist beharre, ob Kraft und Besonnenheit sich der allenthalben aufsteigenden Fata Morgana der Täuschungen gefangen geben dürfen und ob der rechte Mann wanken dürfe, wenn ihn auch der Wahn der Leidenschaften und der Veitstanz der Bethörung rings umtaumelten. Der Fürst begriff die Lage der Dinge vollkommen und hatte weder Hehl mit dieser seiner Erkenntniß, noch zögerte er mit der frischen,

---

citirte Schrift eben der ganzen damaligen Lage der Dinge gerecht zu werden sucht. Uebrigens besaß der Fürst nie die Eitelkeit nach dem Beifall irgend einer Partei, am wenigsten wohl einer „bornirten" spezifisch-preußischen, zu geizen und höchst lächerlich hätte er es finden müssen, abergläubisch gefürchtet zu werden (ließ er sich doch selbst eine abergläubische Verehrung nicht gern gefallen), um so mehr, als alle Welt wußte, wie natürlich Alles in den Oesterreichisch-preußisch-deutschen Verwickelungen verlief. —

freiem Entschlusse entsprungenen That. Vor der Hand galt es, so rasch als möglich nach Wien zu eilen, um dort über die Ereignisse von Neapel pflichtgemäß Bericht zu erstatten, mit eigenen Augen zu sehen, und dann mit frischgeblähtem Segel hinauszusteuern in die sturmbewegte See der Zeit. Der Fürst hatte seine Reise so sehr beschleunigt, daß Triester Berichte sein dortiges Eintreffen bereits vom 9. April meldeten, gleichzeitig der Gerüchte vom Ausbruche eines Aufstandes in Neapel erwähnend. Eben damals ließ auch England seine Schiffe im Mittelmeere kreuzen, um Corfu und die jonischen Inseln, gewisser gefährlicher Sympathien willen, nicht aus den Augen zu lassen, dasselbe England, das ähnlichen Sympathien in Italien zu gleicher Zeit faktischen Vorschub leistete, obgleich sein Cabinet mit seltener Kunst der Dissimulation die Miene der Unbefangenheit zeigte. In Triest traf der Fürst mit dem Grafen Franz Stadion und Hrn. von Bruck, seinen beiden nachmaligen Minister-Collegen, zusammen; im Hinblick auf künftige Ereignisse und in Erwägung der späteren Gestaltung der Dinge eine gewiß interessante und, unter den damaligen Verhältnissen, auch bedeutsame Begegnung, die, wie flüchtig auch vom scheinbaren Zufalle vermittelt, dennoch nicht ohne einige Einwirkung auf die Folgezeit geblieben seyn dürfte. In der That scheint auch diese Begegnung schon damals nicht ganz der Aufmerksamkeit kundiger Beobachter entgangen zu seyn, wenigstens glaubt man ihre Spuren in den Triestiner Blättern aus jener Zeit zu entdecken, in denen bereits die Politik angedeutet wurde, „welche später, freilich erst nach furchtbaren Erschütterungen, zur Herrschaft kommen sollte."*) (Offenbar die Politik der Rechtseinheit und des commerziellen Anschlusses an Deutschland, welcher in den Organen der Triester Presse vor- wie nachmals besonders eifrige Vorkämpfer fand.) Freilich, wer hätte damals ahnen können, was acht Monate später geschah und die sich hier zufällig Begegnenden unter den Auspicien des inhaltschweren Wahlspruches: „Viribus unitis!" auf einem

*) S. „Ergänzungsblätter" von Dr. Fr. Steger, 7. Bd. 4. Heft, Nr. 362, p. 787.

schicksalsvollen und zukunftschwangeren Punkte zu festgeschlossenem Zusammenstehen und gemeinsamem Wirken vereinigte! — Aber ebensowenig konnte der Fürst ein Jahr früher ahnen, Wien in einem so seltsam metamorphosirten Zustande wiederzusehen. Die Kaiserstadt feierte gerade zur Zeit der Ankunft des Fürsten die Honigwochen der, so zu sagen, über Nacht errungenen, oder vielmehr wie im Traum bescheerten Freiheit, der constitutionelle Jubel stand eben so recht in der üppigsten Blütenfülle süßer Schwärmerei und der preßfreie Enthusiasmus hatte alle Schleußen durchbrochen, alle Canäle der sogenannten öffentlichen Meinung überfluthend. Oesterreich wollte mit millionenzüngigem Eifer auf einmahl der Welt die hinter den hochgethürmten Censurwehren angestaute Fülle seines Freiheitsdranges und seiner lange verkannten Intelligenz darthun, mit schlagenden Gründen seine längst im Stillen entfaltete politische Reife beweisen und sich den freiesten Staaten Europa's als vollkommen ebenbürtig an die Seite stellen. Es hatte urplötzlich mit seiner ganzen Vergangenheit gebrochen, Geschichte und Tradition als verächtlich gewordenen alten Plunder über Bord geworfen und mit der — damals sogar noch ungeschriebenen Constitution Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken gefordert. Der alte Tempel war abgebrochen, der neue noch lange nicht fertig; aber was that's? Durfte man doch sprechen, schreiben und raisonniren was und wie man wollte, alles Andere sollte und mußte sich, wie man wähnte, von selbst finden. Daß man mit einer entsetzlichen Profusion überschwenglicher Worte und mit einer noch grauenhafteren Verschwendung von Radotagen nur die Luft bewegte und der Welt das Schauspiel eines modernen Babelbaues darbot, davon hatten leider nur diejenigen eine klare Ueberzeugung, die als ruhige Beobachter über den Parteien standen und gewiß seyn durften, mit ihrer vereinzelten Stimme im allgemeinen Sprachgewirr überhört zu werden. Aus der so lange für politisch unfruchtbar gehaltenen Oesterreich'schen Erde schossen jetzt die Publicisten schaarenweise wie die Pilze auf, und wer gerade kein neues Journal ankündigte, oder eine jener zu ganzen Schwärmen

an's Licht getretenen politischen Brochüren, sei es als Chronist der Zeitereignisse, oder constitutioneller Führer und Rathgeber, oder aber als politischer Augur und Wetterprophet, publicirte, debütirte doch wenigstens wöchentlich einmahl mit einem Journalartikel als Depositorium seiner ganzen politischen Weisheit oder seiner pia desideria, deren tag-tägliche Unmasse heuschreckenartig das Licht der neuen constitutionellen Sonne zu verfinstern drohte. Und das Gewimmel in den Spalten der emancipirten Presse wurde von dem Getümmel auf Straßen und Markt schier noch überboten. Eben damals waren die Tage der Fest- und Triumphzüge, des schwarz-roth-goldenen Enthusiasmus und Fahnenschwenkens, der National-Deputationen, der allgemeinen Verbrüderung freier Völker, der cosmopolitischen Schwärmerei und separatistischen Indulgenzen, oder, wenn man will, der föderalistischen Utopien, zugleich aber die Tage der Russenfurcht, jenes gewaltigen Respekts vor dem nordischen Colosse, wenngleich, wie man sich tröstete, nur „auf thönernen Füßen," angebrochen. Den Phantasien dieser quälenden Gespensterfurcht erschien Rußland damals als der Erlkönig, dessen erdrückenden Armen das zarte Kindlein „Constitution" über kurz oder lang verfallen seyn könnte. Gegen diese krankhafte Ausgeburt des Zeitparorismus glaubte der deutsche Doktrinarismus keine heilsamere Panacee empfehlen zu können, als freiwillige Wegschenkung alles unnöthigen Oesterreichischen Länderballastes, Losgebung Italiens, Befreiung Galiziens und Wiederherstellung Polens als schützenden Walles gegen den dräuenden Nordost und engsten Anschluß Oesterreich's an Deutschland, wo nicht gänzliches Aufgehen des Ersteren im Letzteren. Dieser germanischen Liberalität standen andererseits die Slaven Oesterreich's mit ihren Selbständigkeitsforderungen und mehr oder minder verhüllten Unabhängigkeitsgelüsten, oder aber panslawischen Tendenzen gegenüber. Und da gerade damals Wiener Advokaten und die Epigonen der dortigen Juristenfakultät (unter den Ersteren später so Mancher durch die Macht der Thatsachen zum Conservatismus bekehrt) sich's zum angelegentlichsten Geschäft machten, dem unbedingtesten Fortschritt in

Allem und Jedem, den Forderungen der Zeitideen das Wort zu reden und vor den Männern der historischen Schule zu warnen; so fanden in diesen Priestern des Natur- und Vernunftrechtes alle obigen Richtungen und Bestrebungen willkommene Apologeten. Wirft man in die Blätter der damaligen Wiener Zeitung, die allem Sprachenchaos in ihren Spalten zum Trotze fortfuhr sich das Epitheton der „k. k. privilegirten" beizulegen, einen Blick, so traut man seinen Augen kaum. Um sich endlich über sich selbst klar zu werden, fühlte sie sich doch zu einem Glaubensbekenntniß gedrungen, zu dem Confiteor nämlich, „daß sie außer ihren contraktmäßig abonnirten officiellen Spalten eigentlich gar keinen Glauben zu bekennen habe." Eben damals hatte auch der Oesterr. Beobachter seine erstaunliche Metamorphose in die „Oesterr. Zeitung," das Organ des angeblichen „Fortschritts, Lichtes und Rechts," bestanden. Ein stehender Artikel der Bewunderung und des brüderlichsten Enthusiasmus war aber Ungarn, die Urheimat des Constitutionalismus und der Vorkämpfer auf der Bahn des Fortschritts. Wien widerhallte damals von „Eljens," was aber nicht hinderte, auch die Croaten und Südslawen, bald darauf erbitterte Gegner magyarischer Suprematiegelüste, hoch leben zu lassen. Man hatte die Constitution in spe, und um dieses Kleinod war der trunkene Freiheitsschwindel nicht ungeneigt, die Monarchie hinzugeben. In der That, wer das alte Wien gekannt, mußte an dem neuen, wie durch Zaubertränke umgewandelten ganz und gar irre werden. Wie wohlthuend mußte inmitten des allgemeinen Sprach- und Ideenwirrsals den wahren Oesterr. Patrioten und Anhänger des Regentenhauses eine wie aus der Wüste heraustönende Stimme berühren, die Oesterreich's Völker zu einträchtiger Liebe und politischer Besonnenheit, zum Festhalten am alten gemeisamen Verbande, zur Treue gegen die angestammte Dynastie und zur Begründung eines großen, einigen und durch Eintracht starken Oesterreichs mahnte! Und diese Stimme war die eines Slawen! Das Falkenauge des Fürsten hat in der Folgezeit diesen Mahner in der Wüste aus der Menge herausgefunden, und da der Mann in schwierigen Lagen und unter prü-

fungsreichen Umständen Farbe hielt, so blieb demselben das Vertrauen bis zur letzten Stunde bewahrt. Das Mahnen gehörte aber damals zu den überflüssigen und undankbaren, wo nicht gar gefährlichen Geschäften. Man muß sich nämlich erinnern, daß eben damals nur die allenthalben gefeierte und als „thebanische Schaar der Heldenjünglinge“ auf dem Forum und in Zeitungsartikeln begrüßte Jugend Wien's das große Wort führte, zugleich aber daß das „vor Thorheit nie geschützte“ Alter sich besonders darin gefiel, die Jugend zu spielen. Es wollte eben damals Alles jung seyn, nur um recht behaglich mit dem allgemeinen Strome zu schwimmen, den Tonangebern des Tages nicht zu mißfallen, vor allem Anderen aber um nicht den leisesten Verdacht der Reaktion, diesem nachgerade so systematisch mißbrauchten und ausgebeuteten Phantome, auf sich zu lenken. Denn wir wollen nur gleich bemerken, daß bereits in jenen Flitterwochen der Freiheit und des Concessions-Enthusiasmus im Hinzielen auf ferne, jenseits der Constitution liegende Zwecke die Verdächtigung auf unhörbaren Socken sich herumtrieb und zerstörungssüchtige Geister den Samen des Mißtrauens arglistig auszustreuen anfingen. Die Methode war gut, die Absicht teuflisch. Einen scheinbar ungesuchten, aber passenden Angriffspunkt bot die unter den damaligen Verhältnissen, in einem so höchst problematischen Uebergangsstadium sowohl der politischen Zustände, als überhaupt der ganzen socialen Lage nur zu leicht erklärbare reservirte und zuwartende Haltung des Adels. Wohl hatten die ersten Stände mehrerer Provinzen Oesterreich's, theils zur vermeintlichen Wahrung historischer Rechte und aus Opposition gegen die verhaßte Bureaukratie, theils aus Concessionsschwäche gegen die vom Auslande her journalistisch jahrelang bearbeitete öffentliche Meinung, durch offene Demonstrationen den ersten Anstoß zu der nachmaligen, Flußbett und Ufer überfluthenden Bewegung gegeben;*) sicherlich aber nicht in der Absicht, um eine Revolution quand même heraufzubeschwören und Thron und Monarchie, endlich

*) Ueber die Ursachen und Gründe dieser Bewegung, so wie über den landständischen Antheil an der Vorbereitung der Ereignisse, sind: „Genesis der Revolution

sogar auch die Grundlagen des Staates und der Gesellschaft in Frage zu stellen. Man wollte Reformen, einen besonnenen Fortschritt in publicis, vor allem Anderen aber ein historisch rechtfertigbares cuique suum, in dieser Beziehung aber das gerade Gegentheil einer socialen Revolution. Aber es kam anders, als man dachte und wollte und die Führer und Treiber waren zuletzt die Getriebenen. Nur zu bald hatte die Bewegung den Charakter der Ueberstürzung angenommen und die Männer der Initiative, die das Leitseil in den Händen behalten zu können wähnten, wurden überholt. Durch diese Umstände, besonders aber durch das Provisorische der ganzen Lage und die plötzliche Infragestellung alles bisher Bestandenen, war der Adel, zumahl der höchste, zu einer peinlichen Passivität verurtheilt und inmitten einer chaotisch genug gearteten Uebergangsphase, so zu sagen, zwischen Thür und Angel gedrängt. Diese ebenso unfreiwillige, als widerwärtige Situation bot aber den Reaktionswitterern willkommene Gelegenheit zu jenen leisen Denunciationen, die später das brüllende Ungeheuer der Camarilla- und Reaktionsanklage gebaren. Man hätte dem Adel Zeit gönnen und es demselben überhaupt selbst überlassen sollen, sich in die Zeitlage zu schicken und das Angemessenste zu ergreifen, statt ihm, so zu sagen, Daumschrauben anzulegen und in die allgemeine Verbrüderung der Stände hineinzwängen zu wollen. In dieser Beziehung war selbst der sogenannte „gute Rath" ein überlästiger und insofern er, wenn gleich in bestgemeinter Absicht, jene Daumschrauben fester anzog, ein peinlicher und gefährlicher. In diese Kathegorie überlästiger und selbst gefährlicher Rathschläge gehörte denn damals des alten und populären Castelli in der Wiener Zeitung*) ausgesprochener dritter „gutgemeinter Wunsch." Der erste bezog sich auf den (nicht wie Castelli schonend andeutete, erst in Aus-

in Oesterreich im J. 1848;" dann: „Lord Palmerston, England und der Continent," vom Grafen von Ficquelmont, nebst anderen Schriften über die Wiener Märzrevolution mit Nutzen nachzulesen.

*) Wiener Zeitung, Nr. 97 vom 6. April 1848 (nicht-amtlicher Theil: „Gutgemeinte Wünsche" von J. F. Castelli).

fungsreichen Umständen Farbe hielt, so blieb demselben das Vertrauen bis zur letzten Stunde bewahrt. Das Mahnen gehörte aber damals zu den überflüssigen und undankbaren, wo nicht gar gefährlichen Geschäften. Man muß sich nämlich erinnern, daß eben damals nur die allenthalben gefeierte und als „thebanische Schaar der Heldenjünglinge" auf dem Forum und in Zeitungsartikeln begrüßte Jugend Wien's das große Wort führte, zugleich aber daß das „vor Thorheit nie geschützte" Alter sich besonders darin gefiel, die Jugend zu spielen. Es wollte eben damals Alles jung seyn, nur um recht behaglich mit dem allgemeinen Strome zu schwimmen, den Tonangebern des Tages nicht zu mißfallen, vor allem Anderen aber um nicht den leisesten Verdacht der Reaktion, diesem nachgerade so systematisch mißbrauchten und ausgebeuteten Phantome, auf sich zu lenken. Denn wir wollen nur gleich bemerken, daß bereits in jenen Flitterwochen der Freiheit und des Concessions-Enthusiasmus im Hinzielen auf ferne, jenseits der Constitution liegende Zwecke die Verdächtigung auf unhörbaren Socken sich herumtrieb und zerstörungssüchtige Geister den Samen des Mißtrauens arglistig auszustreuen anfingen. Die Methode war gut, die Absicht teuflisch. Einen scheinbar ungesuchten, aber passenden Angriffspunkt bot die unter den damaligen Verhältnissen, in einem so höchst problematischen Uebergangsstadium sowohl der politischen Zustände, als überhaupt der ganzen socialen Lage nur zu leicht erklärbare reservirte und zuwartende Haltung des Adels. Wohl hatten die ersten Stände mehrerer Provinzen Oesterreich's, theils zur vermeintlichen Wahrung historischer Rechte und aus Opposition gegen die verhaßte Bureaukratie, theils aus Concessionsschwäche gegen die vom Auslande her journalistisch jahrelang bearbeitete öffentliche Meinung, durch offene Demonstrationen den ersten Anstoß zu der nachmaligen, Flußbett und Ufer überfluthenden Bewegung gegeben;*) sicherlich aber nicht in der Absicht, um eine Revolution quand même heraufzubeschwören und Thron und Monarchie, endlich

*) Ueber die Ursachen und Gründe dieser Bewegung, so wie über den landständischen Antheil an der Vorbereitung der Ereignisse, sind: „Genesis der Revolution

sogar auch die Grundlagen des Staates und der Gesellschaft in Frage zu stellen. Man wollte Reformen, einen besonnenen Fortschritt in publicis, vor allem Anderen aber ein historisch rechtfertigbares cuique suum, in dieser Beziehung aber das gerade Gegentheil einer socialen Revolution. Aber es kam anders, als man dachte und wollte und die Führer und Treiber waren zuletzt die Getriebenen. Nur zu bald hatte die Bewegung den Charakter der Ueberstürzung angenommen und die Männer der Initiative, die das Leitseil in den Händen behalten zu können wähnten, wurden überhohlt. Durch diese Umstände, besonders aber durch das Provisorische der ganzen Lage und die plötzliche Infragestellung alles bisher Bestandenen, war der Adel, zumahl der höchste, zu einer peinlichen Passivität verurtheilt und inmitten einer chaotisch genug gearteten Uebergangsphase, so zu sagen, zwischen Thür und Angel gedrängt. Diese ebenso unfreiwillige, als widerwärtige Situation bot aber den Reaktionswitterern willkommene Gelegenheit zu jenen leisen Denunciationen, die später das brüllende Ungeheuer der Camarilla- und Reaktionsanklage gebaren. Man hätte dem Adel Zeit gönnen und es demselben überhaupt selbst überlassen sollen, sich in die Zeitlage zu schicken und das Angemessenste zu ergreifen, statt ihm, so zu sagen, Daumschrauben anzulegen und in die allgemeine Verbrüderung der Stände hineinzwängen zu wollen. In dieser Beziehung war selbst der sogenannte „gute Rath" ein überlästiger und insofern er, wenn gleich in bestgemeinter Absicht, jene Daumschrauben fester anzog, ein peinlicher und gefährlicher. In diese Kathegorie überlästiger und selbst gefährlicher Rathschläge gehörte denn damals des alten und populären Castelli in der Wiener Zeitung*) ausgesprochener dritter „gutgemeinter Wunsch." Der erste bezog sich auf den (nicht wie Castelli schonend andeutete, erst in Aus-

---

in Oesterreich im J. 1848;" dann: „Lord Palmerston, England und der Continent," vom Grafen von Ficquelmont, nebst anderen Schriften über die Wiener Märzrevolution mit Nutzen nachzulesen.

*) Wiener Zeitung, Nr. 97 vom 6. April 1848 (nicht-amtlicher Theil: „Gutgemeinte Wünsche" von J. F. Castelli).

sicht gestellten, sondern bereits faktisch eingerissenen) Mißbrauch der Presse, der zweite auf die Unterordnung der Privatinteressen unter die allgemeinen, und der dritte auf die Verbrüderung aller Stände, besonders und zunächst aber auf die Vereinigung des Adels und des Bürgerstandes. „Viele Adelige hätten dieß bereits erkannt, aber der größte Theil derselben ziehe sich zurück. Man sehe fast alle Logen im Theater leer, man begegne sehr wenigen adeligen Equipagen auf der Straße. Doch nicht etwa aus Furcht? . . Niemand könne dafür, daß es eben Adelige waren, welche durch unzweckmäßige Leitung und ein irriges System das Land in Finsterniß und Schmach gefangen hielten. . . . Noch habe kein hoher Adeliger, mit Ausnahme der Landstände, seine Meinung über die herrlichen Ereignisse der Befreiung in öffentlichen Blättern kund gegeben. Es habe fast den Anschein, als ob ihnen diese Umänderung unliebsam wäre. Das sollte nicht seyn. Der aristokratische Stolz müsse jetzt weichen und der Mensch fange in gewissen Augen nicht erst vom Baron an. Darum, Ihr Adeligen," lautet die Apostrophe, „haltet nicht unter Euerer Würde, Euch unter das Volk zu mengen und die hohen Coterien gegen die große Coterie der Menschheit zu vertauschen. — Sucht Euch beliebt zu machen und Ihr werdet geliebt werden. Wir wollen Euch von Eueren Vorrechten nichts nehmen (?), aber auch von unseren Rechten nichts vergeben, oder stehlen lassen (?). Wir wollen gleich vor dem Gesetze seyn" u. s. w.) Wir sind weit entfernt, den Autor dieser Pia desideria unter die Gegner des Adels zu zählen (war er doch lange genug landständischer Beamter), oder ihm auch nur im Entferntesten die oben angedeutete „Reaktionsriecherei" zuzumuthen; aber daß die Formulirung und so geartete Publicirung jenes dritten Wunsches in jenem kritischen Augenblicke nicht geeignet war, das Mißtrauen zu verscheuchen, wohl aber das Gegentheil des Gutgemeinten und Gewünschten hervorzurufen, das hätte wohl die eigene reifere Ueberlegung dem „alten Manne," als welcher derselbe das Publikum haranguirte, sagen können. Leider aber macht das Alter, selbst aus guter Absicht, zur Unzeit geschwätzig. — Ein günstiger

Zufall sorgte, daß diese von einiger Selbstgefälligkeit nicht freizusprechende Patriarchenstimme an rechter Stätte Gehör fand. Schon wenige Tage später brachte die Wiener Zeitung*) eine Entgegnung, die wir ihres Ursprungs und speciellen Interesses willen als historisches Aktenstück dem ganzen Inhalte nach hier aufnehmen zu sollen glauben. Sie lautet:

„Unser wackerer Landsmann, Herr Castelli, hat in Nr. 97 der Wiener Zeitung drei Wünsche ausgesprochen, deren letzter eine Verständigung fordert. — Er wünscht die Vereinigung aller Stände, welche, wie er selbst anführt, von Seite vieler Adeligen als nothwendig erkannt und auch thatsächlich verwirklicht wird; dagegen beklagt Hr. Castelli, daß der größte Theil der Adeligen sich zurückziehe und an der fortschreitenden Bewegung keinen Antheil zu nehmen scheine. — Im Einverständnisse mit vielen meiner Standesgenossen fühle ich das Bedürfniß Folgendes darauf zu erwiedern. Der Adel hat die großen Veränderungen, die in Oesterreich stattfinden mußten, lange vorausgesehen — er hat sie vorzubereiten gesucht — die wohlbekannten und zahlreichen Anträge der adeligen Landstände aller Provinzen der Oesterreich'schen Monarchie auf bessere Volkserziehung, auf Vertretung des Bürgerstandes, auf eine bessere Gerichtsordnung, auf Ablösung der Grundlasten — sind ebensoviel unwiderlegliche Beweise, daß der Adel mit den Principien, welche die neuerliche Bewegung zur Geltung bringt, nicht nur völlig einverstanden ist, sondern ihrer Entwickelung auch früher schon und im Bewußtseyn der namhaften Opfer, die er dem Bedürfnisse der Zeit bringen würde, entgegengekommen war. — Nun ist der Augenblick eingetreten, wo der Adel seine aufrichtige Mitwirkung an dem wahren Fortschritte zu bethätigen hat. Er wird diese Pflicht echter Vaterlandsliebe zu erfüllen wissen. — Nicht in der Hauptstadt allein, sondern vorzüglich

*) Nr. 100, vom 9. April 1848 (nicht-amtlicher Theil); dieselbe Nummer, deren officieller Theil die geschichtliche Darstellung des Abbruchs der diplomatischen Verbindung Oesterreich's mit Neapel durch den Fürsten Felix zu Schwarzenberg enthält. —

auf seinem Grund und Boden, inmitten der Bevölkerung, deren Leitung und Ausbildung durch die bisherigen Institutionen seit vielen Jahren ihm, obzwar unter strenger Bevormundung, aufgebürdet war; dort liegt es dem Adel ob, für das Vaterland nach Möglichkeit zu wirken, dort hat er Opfer zu bringen und ist auch freudig bereit, Alles zu thun, was Oesterreich einig, groß und mächtig machen kann. — Was die Bemerkung betrifft, daß der Adel sich zurückziehe, daß man fast alle Logen im Theater leer und auf den Straßen wenig adelige Equipagen sieht, so ist das einzig dem Umstande zuzuschreiben, daß ein namhafter Theil der ersten Familien des hier wohnenden Adels durch jüngst eingetretene Todesfälle in tiefe Trauer versetzt ist. — Die bei dieser Veranlassung gestellte Frage: „ob nicht Furcht den Adel für den Augenblick vom Publikum absondere," glauben wir, dem tapferen und gerechten Oesterreichervolke gegenüber, gar nicht erwiedern zu sollen. — Aus dem Umstande, daß außer den Landständen noch kein hoher Adeliger seine Meinung über die herrlichen Ereignisse der Befreiung in öffentlichen Blättern kundgegeben, scheint Hr. Castelli folgern zu wollen, daß uns diese Umänderung unliebsam wäre. Wir können den geehrten Hrn. Verfasser über diesen Punkt vollkommen beruhigen. Wenn der Adel noch nicht geschrieben hat, so steht seine patriotische Gesinnung deßhalb nicht weniger fest, und man wird denselben an seinem Handeln erkennen!

Ein Adeliger."

Ob diese klare und entschiedene Stimme eines Adeligen inmitten des damaligen Stimmengewirres die gewünschte, und überhaupt eine ebenso große Beachtung gefunden, als jene Castelli's, können wir nicht bestimmen, denn der Tag verwehte damals, was der Tag gebracht; so viel aber ist gewiß, Niemand ahnte in dem beredten und dem Charakter des Moments angemessen plaidirenden Stimmführer seiner Standesgenossen den eben in jenem Augenblicke gerade in Wien anwesenden Fürsten Felix zu Schwarzenberg, und fast möchten wir bezweifeln, ob außer den wenigen Augen- und Ohrenzeugen, Angesicht derer der Fürst die obigen Zeilen improvisatorisch in die

Feder diktirte, selbst jetzt noch Jemand in das Geheimniß jener adeligen Anonymität eingeweiht ist. Nun sich der Schleyer lüftet, dürfte schwerlich Jemand Grund genug haben, jetzt einen größeren Zweifel in die Aufrichtigkeit eines ebenso freiwillig gegebenen, als entschieden ausgesprochenen politischen Glaubensbekenntnisses zu setzen, als damals, wo die politische Freisinnigkeit auf harte Proben gesetzt worden und adelige Bekenntnisse nur zu bald unter die perhorrescirten Dinge gehörten. Was der Fürst mit jener offenen Erklärung wollte, war nach zwei Seiten hin bedeutsam und beachtenswerth: einmahl durch ein weithin vernehmbares und nicht mehr zurückziehbares Wort die Befangenheit der eigenen Standesgenossen nach Außen hin vom fesselnden Bleigewichte befreien, und dann durch aufrichtige Vermittlung eines treuen und wohlverstandenen Zusammenwirkens aller Stände und Classen des Vaterlandes im entscheidenden Augenblicke der Constituirung desselben das Werk der politischen Neugeburt Oesterreichs anbahnen, ehe noch feindselige Kräfte hindernd dazwischen zu treten vermochten. Daher auch schon damals der Kern seines politischen Programms: „Ein einiges, großes und mächtiges Oesterreich!" Dieselbe Devise, an deren Verwirklichung bald darauf der Fürst alle seine Kräfte setzte. Wie wichtig der Fürst die Aufgabe der Zeit und den nunmehrigen Beruf des Adels im öffentlichen Wirken erkannte, deutet der Schwerpunkt an, wohin er die Thätigkeit des Adels im Staatsleben verlegte. Diese Art des Wirkens bezeichnet er als die Pflichterfüllung echter Vaterlandsliebe. Schon diese klare Auffassungsweise spräche für die volle Aufrichtigkeit des Glaubensbekenntnisses, wenn der Fürst nicht bald hierauf noch eclatantere Beweise seiner politischen Gesinnung und vorurtheilsfreien Anschauung der Dinge beigebracht hätte, aber freilich immer unter voller Voraussetzung einer maßvollen und reformgemäßen Entwicklung der allgemeinen Zustände des neuen politischen Lebens Gesammtösterreichs. Unseres Dafürhaltens liegt in dieser Manifestation der Denkweise des Fürsten und in einem hiermit im Zusammenhange stehenden analogen Versuche wenige Monate später der eigentliche

Schlüssel und Maßstab zur Würdigung, so wie zum Verständnisse der innersten politischen Anschauungsweise des Fürsten sowohl vor als nach der Märzcharte von 1849, zugleich aber die beste Rechtfertigung der späteren Ereignisse nach einer noch klareren Bloßlegung der faktischen Verhältnisse Oesterreich's. Deßhalb glaubten wir auch bei einem, eigentlich jetzt erst zu seiner historischen Geltung gelangenden Aktenstücke länger verweilen zu sollen, dem wohl ein später, aber glücklicherweise nicht zu später Commentar zu Theil wird. Die gegebenen Andeutungen dürften hinreichen, alle einzelnen Punkte jenes Bekenntnisses in ein richtiges Licht zu setzen, nur sei noch der taktvollen Art gedacht, womit der leisen Verdächtigung der Furcht begegnet und die ungeschriebene patriotische Gesinnung des Adels den schreibseligen Artikellieferanten gegenüber betont wird. Ganz zuletzt und mit Recht zuletzt, verweist der Fürst auf's „Handeln;" ein gewichtiges Wort inmitten endlosen Declamirens und Schreibens.

Was der Fürst unter Handeln in der damaligen kritischen Lage des Vaterlandes im Innern und nach Außen zunächst und insbesondere verstand, darüber gab er fast schon in dem Augenblicke, wo er sein männlich-edles Wort ertönen ließ, einen unzweifelhaften Aufschluß. Bereits früher, gleich nach dem Aufbruche von Neapel, hatten wir auf stille Entwürfe und reifende Entschlüsse des Fürsten hingedeutet. Die Verhältnisse in Wien waren ganz geeignet, den Entschluß vollends zur That zu reifen. Nicht sobald hatte der Fürst dem Gedanken Raum gegeben, die diplomatische Feder mit dem Degen zu vertauschen, als er, kaum in Wien angelangt, auch schon an die Ausführung schritt. Es war seine angelegentlichste Sorge, sich bei dem damaligen Kriegsministerium augenblicklich um eine angemessene Verwendung in der italienischen Armee Oesterreich's in Competenz zu setzen und seinen bisherigen Rang im kaiserlichen Heere geltend zu machen. Nie ist wohl von einem militärischen Grade ein edlerer und rechtzeitigerer Gebrauch gemacht worden, und nie hat sich wohl der Vorbehalt eines solchen Ranges glänzender gerechtfertigt, als unter den damaligen Umständen. Wohl erkannte der Fürst mit richtigem

Gefühle die Reihen der Kämpfenden um Oesterreich's bedrohtes Palladium als den zunächst zum Handeln ausersehenen und für den Adel Oesterreich's vom Gebote der ritterlichen Ehre und der hehren Vaterlandsliebe angewiesenen Platz,*) und ihm ahnte bereits damals die tiefe Wahrheit des nicht lange hierauf von begeistertem Dichtermunde ausgesprochenen Wortes: „daß Oesterreich nur noch im Lager Radecky's zu finden." In jenes gefahr- und nothumdräute Lager des greisen Oesterr. Feldherrn zog es ihn nun mit unwiderstehlicher Gewalt, und wenn wir ihn noch am 9. April in Wien mit offenem Visir in den Schranken der Wiener Presse auftreten, am 17. desselben Monats aber bereits in den Kampfreihen des Feldzeugmeisters Nugent an der Spitze einer Brigade den Isonzo überschreiten sehen, vom Pulverdampfe umwallt; so zeugt dieß wohl von ebenso rascher Thatentschlossenheit, als feuriger Kampfbegierde. Es bedurfte aber auch damals der Männer der That und des raschen Entschlusses, wenn man sich erinnert, daß eben kurz vorher die ersten detaillirten Nachrichten über die Lage der Oesterreichischen Armee in Italien nach den verhängnißvollen Mailänder Ereignissen und über die eigentliche Stellung des tapferen Feldmarschalls und seiner Streitgenossen nach Wien gelangten, daß eben damals Radecky's begeisterter und begeisternder Armeebefehl von Lodi (vom 25. März 1848) in der Kaiserstadt bekannt wurde, in vielen edlen, patriotisch-fühlenden und noch begeisterungsfähigen Herzen lauten Wiederhall erweckend;**) daß zu eben derselben Zeit antiösterreichisch gesinnte, deutsche Ideologen, Italien für Oesterreich als unnütze Last betrachtend, von der Abschüttelung dieser Bürde schwärmten und jeden für

---

*) Wenn später von übelwollenden, oder schlecht unterrichteten Fragern die Frage aufgeworfen worden: „Wo denn der Adel Oesterreich's in den Jahren 1848 und 1849 zu finden gewesen?" so konnte mit gerechtester Genugthuung auf diesen Platz hingewiesen werden. Seiner Zeit und erst wieder jüngst hat der „Oesterr. Soldatenfreund" (s. Jahrg. 1853) auf jene müßige Frage geantwortet.

**) Zeuge dessen die Bildung von Freischaaren (worunter mancher edle und tapfere Volontair) und die zur Führung des Krieges auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegten zahlreichen Opfer.

Italien's Behauptung gefallenen Mann als überflüssiges Opfer erklärten, zufrieden, wenn allenfalls nur Triest für Oesterreich erhalten bliebe; wenn man ferner nicht vergißt, daß Oesterreicher sich damals von Fremden, und obendrein Angehörigen eines für feindselig geltenden Landes, die Unentbehrlichkeit der Lombardei und Venedig's erst beweisen lassen mußten, *) und daß eben auch damals jene Pacifikationsmission nach Lombardo-Venetien vorbereitet wurde, die nachgerade scheiterte und von welcher mit bitterem Rückblicke auf das Wiener Fortschrittsministerium gesagt wird: „Feldmarschall Radecky habe sich derselben widersetzt, weil ihn die unglückschwangeren Folgen dieser Mission besorgter machten, als das Schwert Italiens." **) Bekanntlich war bei der noch immer sehr precären Lage der Oesterreichischen Hauptarmee auf lombardischem Boden trotz manchem über die Insurgenten errungenen Siege, bei der rein defensiven und in den engen Kreis um Verona gebannten Stellung derselben, ***) bei dem in dieser Bewegung immer fühlbarer werdenden Mangel an Lebensmitteln und der Gefahr, von den wichtigsten Verbindungspunkten und Südtyrol abgeschnitten zu werden, die Bildung einer Reservearmee am Isonzo unter dem Feldzeugmeister Grafen Nugent der Gegenstand angelegentlichster Sorge des Feldmarschalls. Leider aber ging die Zusammenstellung und Mobilisirung dieses aus der ganzen Armee zusammengewürfelten Reservecorps unter den damaligen Verhältnissen sehr langsam von Statten, F.-Z.-M. Graf Nugent hatte mit zahllosen Schwierigkeiten zu kämpfen und der so sehnlichst erwartete Beginn der Operationen gegen das Venetianische war kaum vor der zweiten Hälfte des Monats April in Aussicht gestellt. In diesem eben erst im Entstehungsprocesse begriffenen und doch für die weitere Entwickelung der Dinge auf dem Kriegsschauplatze, besonders

*) Siehe die „Stimme eines Engländer's von der Grenze Toscana's vom 2. April 1848" in der Abendbeilage der Wiener Zeitung Nr. 8 vom 8. April 1848.

**) S. „Erinnerungen eines Oesterr. Veteranen." —

***) S. „Kriegsbegebenheiten bei der Kaiserl. Oesterr. Armee in Italien, vom 18. März bis 6. May 1848," I. Abschnitt, p. 74 u. ff.

aber für die endliche Ergreifung der Offensive so hochwichtigen Armeecorps ward dem Fürsten seine Stellung als Befehlshaber über eine Brigade angewiesen. Wie sehr er den ihm zugetheilten Platz auszufüllen und „nach der raschen Vertauschung einer behaglichen Diplomatenstellung mit den Entbehrungen des Lebens im Felde zu beweisen verstanden, daß er hier wie dort zu Hause,"*) davon hat bereits die nächste Folgezeit genügende Kunde gegeben. Die Ueberschreitung des Isonzo galt als Signal der endlichen Eröffnung des Feldzugs gegen das insurgirte Venetianische, und jener Rubikon ward endlich am 17. April überschritten. Bei diesem Uebergange entsendete der Feldzeugmeister die Brigade Fürst Felix Schwarzenberg gegen Palmanuova, während er selbst mit der Hauptcolonne gegen Udine rückte. Da war es, daß gelegenheitlich eines Ausfalles Zucchi's aus der genannten Festung ein Theil der Brigade bei dem von den Insurgenten hartnäckig vertheidigten Dorfe Visco, wie ein Augenzeuge erzählt,**) „die Feuertaufe erhielt, wobei ihr Commandant wacker die Pathenstelle vertrat." Zucchi ward nach einem ziemlich lebhaften Gefechte in die Festung zurückgetrieben und Visco ging in Flammen auf. Einen fast 6stündigen Kampf hatten mehrere Compagnien der Brigade gegen den weitüberlegenen Feind bestanden, bis endlich der Fürst an der Spitze der Likkaner im Sturmschritte hervorbrach und den Gegner vertrieb. Eine weitere Aufgabe der Brigade Schwarzenberg war hierauf die Cernirung Palmanuova's, wo Zucchi 4000 Mann commandirte. Nach dem Falle Udine's am

*) Siehe „Oesterr. Militärkalender für das Jahr 1853," herausgegeben von der Redaktion des „Oesterr. Soldatenfreundes" (Hirtenfeld und Meynert). Vierter Jahrgang. (Nekrolog des Fürsten Felix zu Schwarzenberg, p. 170—173.)

**) Wie oben. Uebrigens erlauben wir uns gleich hier die Bemerkung, daß es uns nicht möglich war, in alle Einzelnheiten des Feldzugs in Italien einzugehen und daß wir uns begnügen mußten, einige der competentesten Quellen in der Hauptsache zu benützen. Siehe z. B.: „Kriegsbegebenheiten bei der Kaiserl. Oesterr. Armee in Italien" ꝛc., I. II. und III. Abschnitt (letztere auch unter dem Titel: „Der Feldzug der Oesterr. Armee in Italien i. J. 1848" ꝛc.). „Erinnerungen eines Oesterr. Veteranen;" „Oesterr. Militärkalender für das Jahr 1851, dann jener für das Jahr 1853" u. s. w.

22. April, nach den Operationen gegen Codroipo und Osopo, der Ausbreitung der Vordertruppen am unteren Tagliamento, besonders aber durch die Einnahme von Ponteba und die Eröffnung der Verbindung des Haupttheiles der Reservearmee mit der von Tarvis heranziehenden Abtheilung des G.-M. Culoz (eigentlich mit den rückwärtigen Provinzen und der Armee) waren bereits wichtige Vortheile errungen worden. Nach dem schwierigen Uebergange der Avantgarde (unter Schulzig) über den wildströmenden Tagliamento war der Marsch der Armee gegen die Piave ermöglicht. Indessen hatte die erstere bei ihrem weiteren Vorrücken in dem insurgirten Lande mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um so mehr, als dem Armeecorps Nugent's die zur Vertheidigung der Piave gerüstete Armee des italienischen Bundes unter General Durrando, dann die beiden Divisionen della Marmora und Ferrari vorwärts Treviso und die nachrückenden Freiwilligen von Bologna und Ankona entgegenstanden. Nichtsdestoweniger wurde nach einer weitausgreifenden Flankenbewegung des Feldzeugmeisters und mannigfachen Kämpfen endlich das Ueberschreiten der Piave und die Vereinigung des gesammten Reserveheeres bei Visnadello bewerkstelligt. Einen nicht geringen Antheil an dem Gelingen dieser schwierigen Bewegungen und Operationen hatte auch die bei diesen Gelegenheiten öfter genannte Brigade Fürst Edmund zu Schwarzenberg, die nachgerade im Verlaufe des ganzen italienischen Feldzugs bis zur Einnahme von Mailand, so wie die tapfere Division Fürst Carl zu Schwarzenberg (letztere seit den Mailänder Ereignissen fortwährend bei der Hauptarmee des Feldmarschalls) zu den schwierigsten Unternehmungen verwendet worden und sich demzufolge einen ausgezeichneten Namen in der Geschichte des ital. Feldzugs erworben.*) Vom Feldmarschall dringend zum Erscheinen an der Etsch aufgefordert, brach Graf Nugent am 18. May mit dem Gros seines Corps nach Verona auf, gleichwohl

*) Fürst Carl und Edmund zu Schwarzenberg, beide k. k. F.-M.-Lts., Söhne des verewigten Feldmarschalls Fürsten C. zu Schwarzenberg, Vettern des Fürsten Felix.

fand die eigentliche und definitive Vereinigung der beiden Armeen nach unsäglichen Schwierigkeiten erst am 25. May statt. Wenige Tage früher ging derselben ein wiederholter Angriff auf das stark besetzte und verbarrikadirte Vicenza voran (am 20. und 24. May), bei welchem ersteren unser Fürst die Beschießung der Stadt leitete und dadurch die Seitenbewegung des F.-M.-L. Grafen von Thurn deckte. Alle Strapatzen, alles Ungemach des Kampfes sowohl mit den Elementen, als mit dem allenthalben wie aus dem Boden herauswachsenden Feinde hatte der Fürst mit einer bewundernswürdigen Ruhe und Ausdauer ertragen, nicht anders als ein in Sturm und Schlachten ergrauter Krieger. „In jedem dieser Kämpfe," berichtet der bereits oben erwähnte Augenzeuge, „hätte das freie Lächeln, welches unverdrängbar um die Züge des Fürsten spielte, in das heiterste Gewühl des Salons versetzen können, wäre man nicht durch einiges Pfeifen, Zischen und Sausen rings umher eines andern belehrt worden. Zu dieser Unerschrockenheit, dem Grundelemente militärischer Popularität, und zu dem guten Klange, womit der ritterliche Name Schwarzenberg von früheren Kriegergenerationen dem Soldaten überliefert war, kam noch die Ueberzeugung von der Gabe einsichtsvoller Führung und von wachsamer Sorge für das Wohl des Mannes, um dem Fürsten alle Herzen zu gewinnen. In guten und bösen Stunden, vom Regen durchnäßt, von Hitze und Müdigkeit erschöpft, wenn die Zeltflasche wohlgefüllt, aber auch wenn der Wein darin schon lange versiegt war: stets begrüßte die Truppe Schwarzenberg's Erscheinen mit jubelndem Zurufe. Nicht minder übte im geselligen Umgange seine geistreiche Bildung und «seiner Sitten Freundlichkeit» an den Officieren ihre einnehmende Macht aus. Unseren Kameraden, die bei der Einschließung von Palmanuova an der gastlichen Tafel im Hauptquartiere zu St. Vico versammelt waren, wird gewiß das Bild des liebenswürdigen Wirthes unauslöschlich eingeprägt bleiben. Mit wahrer Betrübniß erfuhren wir, als Ende May die Vereinigung mit dem Corps des Feldmarschalls geschehen war, daß wir den in kurzer Zeit uns so lieb gewordenen

Führer*) verlieren sollten; in Verona erhielt er den Befehl über eine Division, welche bald darauf in die Kämpfe bei Curtatone und Goito auszog" u. s. w. Das hier von einem Augenzeugen Geschilderte findet in den uns vorliegenden Mittheilungen eines anderen Augenzeugen und Genossen der ritterlichen Tafelrunde des Fürsten glänzende Bestätigung. Es sind die Briefe eines höheren Stabsofficiers von der Brigade des Fürsten an die Zurückgelassenen in der fernen Heimat, in den wenigen kampffreien Augenblicken geschrieben und so voll vom zeitgeschichtlichen Interesse, daß wir nur bedauern müssen, in das Detail jener Mittheilungen nicht eingehen zu können. Wie werth und theuer der Führer den Gefährten geworden, erhellt aus dem Umstande, daß fast in jedem der oben erwähnten Briefe der Name des Fürsten auf rühmliche Weise genannt wird. So heißt es z. B. u. A. von St. Vito (während der Cernirung Palmanuova's) aus: „Fürst Felix Schwarzenberg, der ehemalige Gesandte am neapolitanischen Hofe, unser Brigadier, ist ein tapferer Herr, der sich stets ganz voran begibt." — „Als ich gestern mit meinen Leuten in St. Vito wieder einrückte, ließ der Fürst die Mannschaft herstellen und äußerte seine volle Zufriedenheit. Sie rief ihm dagegen ein einstimmiges: Evviva! zu. Unsere Leute, die, wie auch alle Officiere, Neulinge sind, gehen, allgemein anerkannt, bisher wie die Teufel auf den Feind los." — In einem Briefe von Verona aus, wenige Tage nach der Vereinigung des Reservecorps mit der Hauptarmee, begegnen wir der Bemerkung: „In diesem Augenblicke marschirt ein Theil der Armee zu einer uns heute noch nicht bekannten Expedition von Ve-

---

*) Für die Beliebtheit zeugt, außer der oben mit angeführten zweiten Stimme, noch eine dritte, die sich dahin vernehmen läßt: „Beim Heere waren die diplomatischen Generale keineswegs beliebt; aber nur kurze Zeit verging und Fürst Schwarzenberg war von allen Officieren als Ebenbürtiger anerkannt, der mehr als Muster dienen könne, als daß er am Anderen sich ein Beispiel zu nehmen habe." — S. „Ergänzungsblätter zu a. Conv.-Lex.," von Dr. F. Steger. 7. Bd. 4. Hft. Nr. 362, p. 788. Was den Widerwillen gegen diplomatische Generale und die schnelle Besiegung desselben durch den Fürsten betrifft, siehe auch unter den „Zeitstimmen" im III. Abschnitte das Bezügliche nebst Anmerkung.

rona aus. Ich höre, Fürst Felix Schwarzenberg, der hier eine andere Brigade übernehmen mußte (er befehligte nachgerade eine Division), befindet sich auch darunter. Unter ihm wird es dieser nicht fehlen, tüchtig an den Feind gebracht zu werden. So muthig er ist, ebenso liebenswürdig zeigt er sich im Umgange gegen Jedermann. In diesen beiden Beziehungen wird ihn uns kein anderer General ersetzen,*) besonders nicht uns von Wocher,**) die er vor den anderen Bataillonen seiner Brigade stets auszeichnete. Bei seinen sonstigen allgemeinen hohen Kenntnissen und natürlichen Anlagen wird er nach einiger Erfahrung und Studium unseres Metier's auch sicher ein sehr geschickter, und bei seinem kalten Muthe ein mit guten Erfolgen gekrönter General werden." ***) Eine Mittheilung vom 1. Juni meldet: „Während er (der Feldmarschall) von der Tiroler Grenze einen Scheinangriff auf des Feindes linken Flügel machen ließ, marschirte er (nach dem Aufbruche in der Nacht des 27. May aus Verona) gegen Mantua, überschritt da den Mincio und warf sich hier auf beiden Ufern dieses Flusses auf des Feindes rechten Flügel, was vollkommen gelang. Gegen 2000 M., darunter 1 Oberst, 66 Officiere und ein ganzes Bataillon Neapolitaner sind gefangen, dann 11 Canonen und eine Menge Waffen erbeutet. Unter den sich ausgezeichnet Habenden sind auch Carl und Felix Schwarzenberg genannt." — In einem Briefe aus späterer Zeit (während der Vorbereitungen zum zweiten ital. Feldzuge) heißt es wieder: „Hat Oesterreich seine ganze, oder doch den größten Theil seiner neu acquirirten Kriegsmacht zur Disposition gegen Außen, so wird man sich auch in Brüssel fügen, um die italienischen Angelegenheiten mehr im Interesse Oesterreich's zu entscheiden, oder es gibt einen allgemeinen Krieg,

*) Eine gewiß ebenso bezeichnende als ehrenvolle Aeußerung, die den Krieger zugleich im schönsten Lichte edlen menschlichen Werthes erscheinen läßt.

**) Ein böhmisches Regiment, das sich in Italien wohl verdiente Lorbeeren sammelte.

***) Ein um so gewichtigeres Urtheil, als es von einem Manne gefällt wird, der gegenwärtig an einer der ersten Militärbildungsanstalten der Monarchie Strategie und Taktik lehrt.

denn wir haben einen jungen, den Krieg kaum scheuenden Kaiser und an Schwarzenberg, den ich kenne, einen festen sehr energischen Minister, wie zugleich Soldaten." Im charakteristischen Zusammenhange mit dieser Briefstelle steht eine markante Aeußerung an einem anderen Orte:*) „Als endlich nach manchen bitteren Erfahrungen die Zügel der Regierung festen Händen anvertraut werden mußten und die Gnade seines Kaisers ihn (den Fürsten) am 21. November 1848 zu der höchsten Stelle berief, blickte namentlich der Soldat mit freudiger Zuversicht zu ihm hinan, mit der Zuversicht, daß die Vorzüge, welche sein militärisches Wirken zu bewundern Gelegenheit gaben, nur noch im ausgedehntesten Umfange staatsmännischen Wirkens segensreich ihren Glanz über ein einiges und starkes Oesterreich ausbreiten werden." — Die Vereinigung des Reservecorps mit der Hauptarmee war leider zu spät erfolgt, um der inzwischen geschlagenen Schlacht von Sta. Lucia einen entscheidenden Ausschlag zu geben, jener Schlacht, von welcher der „Oesterreich'sche Veteran" als sachkundiger Beurtheiler sagt: „Sie gehöre zu denjenigen, wo das Genie des Feldherrn wenig vermag, die Tapferkeit der Truppen Alles leistet." . . . „Die Schlacht von Sta. Lucia bezeichnet den Wendepunkt des ganzen Krieges. Sie erschütterte das Selbstvertrauen der piemontesischen Armee und mag dem Könige eine Vorbedeutung der Schwierigkeiten gewesen sein, die seiner bei der Durchführung seines treulosen Unternehmens harrten. Sie setzte die moralische Ueberlegenheit unserer Truppen, ihre Disciplin, ihre Liebe und Anhänglichkeit an Kaiser und Vaterland in ein so helles Licht, daß auch der jüngste Soldat nicht mehr an dem endlichen Siege unserer gerechten Sache zweifelte." Die Schlacht von Sta. Lucia war es auch, in welcher Oesterreich's ritterlicher Monarch, damals noch Erzherzog, gefahr- und todverachtend sich die Sporen verdiente und schon damals bewies, daß sein Muth und seine männliche Unerschrockenheit

*) S. Nekrolog des Fürsten Felix zu Schwarzenberg im „Oesterr. Militärkalender für das Jahr 1853," p. 172.

weit seinen Jahren vorausgeeilt waren.*) Gleiche kriegerische Kaltblütigkeit und den angeerbten Heldensinn legte auch eben damals Erzherzog Albrecht als Volontair an den Tag. — Das unfreiwillige Versäumniß des nunmehr vom Grafen von Thurn geführten Reservecorps wurde aber bald, und zwar schon bei den nächsten Gelegenheiten reichlich nachgeholt, und dasselbe war eben zur rechten Zeit eingetroffen, um sich an dem gerade jetzt zur That entwickelnden kühnen Kriegsplane des weitschauenden und die Offensive vorbereitenden Feldmarschalls zu betheiligen. Es galt nämlich nunmehr, „die von Lebensmitteln entblößte Umgegend von Verona zu verlassen und die Armee dagegen auf die noch nicht zu stark mitgenommene Straße von Montagnana über Legnano nach Mantua zu versetzen, den Feind von den Höhen von Sona und St. Giustina wegzumanövriren und eine weit ausgehende, ihm um seine Flanke und seinen Rücken Besorgniß einflößende Bewegung auszuführen, hierdurch alle seine Verschanzungen in der Linie des Mincio mittelst Durchbrechung derselben am äußersten rechten Flügel und dem schwächsten Punkte zu umgehen, endlich aber Schlagen der feindlichen Armee, oder Gewinnung freien Spiels, um im minder günstigen Falle wieder rückwärts operiren zu können, mit gleichzeitiger Erringung eines Vorsprungs, ohne vom Feinde wieder erreicht zu werden."**) Zur Erreichung dieser wichtigen

*) Es ist in der That erhebend, die von wärmster Anerkennung zeugenden Aeußerungen der Feldherren über den kriegerischen Muth der kaiserl. Prinzen an jenem so denkwürdigen Tage zu vernehmen. Feldmarschall Graf Radecky sagt in seiner Relation vom 6. May 1848 an den Kriegsminister: „Es gereicht mir zu einem besonderen Vergnügen melden zu können, daß S. kaiserl. Hoheit der Erzh. Franz Josef sich mehrmals im heftigsten Feuer befanden und die größte Ruhe und Kaltblütigkeit an den Tag legten. Ich selbst war Augenzeuge, wie eine feindliche Canonenkugel auf kurze Distanz von Ihm einschlug, ohne daß Er die geringste Bewegung dabei verrieth." Ganz im ähnlichen Sinne äußerte sich auch F.-M.-Lt. d'Aspre in seinem Schlachtenberichte vom obigen Datum. „Der Erzherzog schien die Gefahr nicht zu bemerken — nicht zu achten." Ein gleiches Lob zollt der Corps-Commandant F.-M.-Lt. Graf Wratislaw der „kaltblütigen Unerschrockenheit" Sr. k. H. des Erzherzogs Albrecht (S. officielle Darstellung des ital. Feldzugs, I. Abthlg. p. 120 u. 121.)

**) S. Officielle Darstellung des ital. Feldzugs, II. u. III. Abschn. p. 5 u. ff.

und für die Erfolge des Feldzugs so maßgebenden Zwecke wurde die ganze Armee in drei Corps eingetheilt und unser Fürst erhielt als Qua-Divisionär den Befehl über die aus den tapferen Brigaden Benedek und Wohlgemuth bestehende Division beim ersten Armeecorps. Dieselbe bildete auf dem nunmehr unverzüglich in's Werk gesetzten Marsche die erste und äußerste rechte Flanke und nahm ihre Richtung auf der Hauptstraße gegen die gleich hierauf so berühmt gewordenen Schanzen von Curtatone. In welcher Weise nun der Angriff auf die letzteren ausgeführt, mit welcher Tapferkeit und unüberwindlichen Ausdauer gekämpft worden, wie sehr namentlich die Brigaden Benedek und Wohlgemuth zum siegreichen Gelingen beigetragen und wie jene furchtbaren Verschanzungen erstürmt, gewonnen und der Feind zur Flucht gezwungen worden: dieß macht im episch-interessanten Detail die officielle Darstellung des ital. Feldzugs ersichtlich und anschaulich; uns genügt, in dieser competenten Auseinandersetzung zu lesen: „Obwohl man nun dieses glänzende Resultat der umsichtigen Leitung und an Todesverachtung grenzenden Tapferkeit des Obersten Benedek am meisten zu verdanken hat, so gebührt doch zugleich die Ehre dem Obersten Döll vom Paumgarten-Inf.-R., in seinem Bereich den Punkt erkannt zu haben, wo der Sturm, unter seiner persönlichen Leitung und Anführung im rechten Augenblicke ausgeführt, Uns zum Meister des historischen Schlüsselpunktes der Linie am Curtatone machte. Ebenso führte der tapfere Divisionär Fürst Felix Schwarzenberg zu Fuß in Person dreimahl die verschiedenen Sturmcolonnen zum Angriffe vor." Diese glänzende Bravour bestätigt auch der „Oesterreich'sche Veteran" in seiner anziehenden Schilderung jener Ereignisse. Wenige Seiten weiter heißt es in der erwähnten officiellen Darstellung neuerdings: „Zu diesem für die Oesterreich'schen Waffen so ruhmvollen Tage haben der Corpscommandant F.-M.-Lt. Graf Wratislaw und der F.-M.-Lt. Fürst Carl Schwarzenberg, dann der G.-M. Fürst Felix Schwarzenberg als Qua-Divisionair, und die G.-M. von Wohlgemuth, Graf Clam und Fürst

[illegible]

…he Aus-
…s Befeh-
…rst Felix
…tenen
… dieses
…niß der
…Schritt
…Mini-
…ort —
… über
… wir
…n zu
…ssen
…hm,
…der

und für die Erfolge des Feldzugs so maßgebenden Zwecke wurde die ganze Armee in drei Corps eingetheilt und unser Fürst erhielt als Qua-Divisionär den Befehl über die aus den tapferen Brigaden Benedek und Wohlgemuth bestehende Division beim ersten Armeecorps. Dieselbe bildete auf dem nunmehr unverzüglich in's Werk gesetzten Marsche die erste und äußerste rechte Flanke und nahm ihre Richtung auf der Hauptstraße gegen die gleich hierauf so berühmt gewordenen Schanzen von Curtatone. In welcher Weise nun der Angriff auf die letzteren ausgeführt, mit welcher Tapferkeit und unüberwindlichen Ausdauer gekämpft worden, wie sehr namentlich die Brigaden Benedek und Wohlgemuth zum siegreichen Gelingen beigetragen und wie jene furchtbaren Verschanzungen erstürmt, gewonnen und der Feind zur Flucht gezwungen worden: dieß macht im episch-interessanten Detail die officielle Darstellung des ital. Feldzugs ersichtlich und anschaulich; uns genügt, in dieser competenten Auseinandersetzung zu lesen: „Obwohl man nun dieses glänzende Resultat der umsichtigen Leitung und an Todesverachtung grenzenden Tapferkeit des Obersten Benedek am meisten zu verdanken hat, so gebührt doch zugleich die Ehre dem Obersten Döll vom Paumgarten-Inf.-R., in seinem Bereich den Punkt erkannt zu haben, wo der Sturm, unter seiner persönlichen Leitung und Anführung im rechten Augenblicke ausgeführt, Uns zum Meister des historischen Schlüsselpunktes der Linie am Curtatone machte. Ebenso führte der tapfere Divisionär Fürst Felix Schwarzenberg zu Fuß in Person dreimahl die verschiedenen Sturmcolonnen zum Angriffe vor." Diese glänzende Bravour bestätigt auch der „Oesterreich'sche Veteran" in seiner anziehenden Schilderung jener Ereignisse. Wenige Seiten weiter heißt es in der erwähnten officiellen Darstellung neuerdings: „Zu diesem für die Oesterreich'schen Waffen so ruhmvollen Tage haben der Corpscommandant F.-M.-Lt. Graf Wratislaw und der F.-M.-Lt. Fürst Carl Schwarzenberg, dann der G.-M. Fürst Felix Schwarzenberg als Qua-Divisionair, und die G.-M. von Wohlgemuth, Graf Clam und Fürst

Friedrich Lichtenstein, endlich der schon oben erwähnte Qua-Brigadier Oberst von Benedek durch ihre umsichtige Leitung und ihr tapferes Benehmen das Meiste beigetragen" ꝛc. Diesem heißen Tage — es war der 29. May — sollte aber gleich wieder ein nicht minder heißer, wenngleich im Erfolge weniger glücklicher, indessen auch in seiner eigentlichen Tendenz minder anspruchsvoller folgen: der Tag von Goito. Das Gefecht von Goito, von den Piemontesen „Schlacht von Goito" genannt, in welcher sie sich den Sieg zuschrieben, war aus besonderen Operationsabsichten des Feldmarschalls entsprungen, ohne daß es auf einen ernstlichen Kampf mit dem Feinde abgesehen gewesen wäre. Der Feldherr hatte lediglich eine Recognoscirung der Ebene im Sinne, „um sich früher die volle Gewißheit von der Stellung und Stärke des Feindes zu verschaffen, ehe er mit vereinten Kräften ihm eine Schlacht zu bieten und ihn anzugreifen beschließen konnte." Allein der Erfolg von Curtatone hatte die Kampflust der Truppen und ihrer Führer entzündet und man sah sich plötzlich in ein ernstliches, später nicht so leicht wieder abzubrechendes Gefecht verwickelt. Während Carl Albert die starke Stellung bei Volta besetzt hielt, hatte General-Lieutenant Bava beinahe sein ganzes Corps bei Goito concentrirt und so standen 12,884 Oesterreicher einem 19,000 Mann starken Feinde gegenüber. Der Kampf, in welchem wieder die Brigaden Benedek und Wohlgemuth Proben der tapfersten Ausdauer an den Tag gelegt hatten, währte bis zur einbrechenden Nacht und endete damit, daß beide Theile auf dem Kampfplatze in ihren Aufstellungen stehen blieben und durch die hierauf getroffenen Dispositionen kein Fußbreit des errungenen Bodens preisgegeben ward. Unter den Tapfersten der Tapferen ward wieder Fürst Felix zu Schwarzenberg genannt; doch meldete zugleich die Relation: „der Fürst — immer in den vordersten Reihen und wo die Gefahr am größten war fechtend — sei am Arme verwundet worden."*) Auch bei dieser Gele-

*) S. „der Feldzug der Oesterr. Armee in Italien im Jahre 1848," II. und III. Abth. p. 25. Oberst Benedek und Oberst Döll von Baumgarten.-Inf. gaben an diesem heißen Tage neuerdings Proben ausgezeichneter Tapferkeit. Dem letztge-

genheit gedenkt der wohlunterrichtete „Oesterr. Veteran" des Fürsten mit Auszeichnung und bestätigt dessen Verwundung durch einen Schuß. Mit dieser Wunde, deren Blut seine glühende Vaterlandsliebe besiegelte, und nicht nur trotz derselben, sondern vielleicht auch wegen derselben kam er bald hierauf in die Lage, dem Staate auch als Felddiplomat, wie er nachmals im Lager Radecky's mit hoher Verehrung genannt worden, im verhängnißvollsten Augenblicke einen der wichtigsten Dienste zu erweisen. Durch ihn gelang es Radecky Oesterreich vor einer unauslöschlichen Schmach zu bewahren, damals nämlich, als Oesterreich die Abtretung der Lombardei zugemuthet und durch Vermittlung des bittersten Feindes des Kaiserstaates, Palmerston's, Verhandlungen angeknüpft worden, „die," um mit dem „Oesterreich'schen Veteran" zu reden, „Alles übertrafen, was einer Krone und einem Volke jemals Unwürdiges zugemuthet wurde." — „Im Zusammenhange mit diesen Verhandlungen stand es," bemerkt der mit Recht entrüstete „Veteran" weiter, „als eines Tages der Feldmarschall von Inspruck den Befehl erhielt, Carl Albert einen Waffenstillstand anzutragen, um unsere schmachvollen Londoner Unterhandlungen zu erleichtern. Noch triefte die Stirne des Greises von dem Schweiße, den er auf den Schlachtfeldern von Curtatone, Goito und Vicenza vergossen, als ihm dieser Auftrag ward. Einer jener Dreißigpfünder wäre eine Taube des Friedens gewesen, im Vergleiche mit dieser Zumuthung. Man sagt, der Feldmarschall habe einen schweren Kampf zwischen seinem Gehorsam als Soldat und seiner Liebe und Treue zu seinem Kaiser und Vaterlande bestanden, ehe er zur Ausführung dieses Befehls schritt. Schon war die verhängnißvolle Feder eingetaucht, da verwandelte sich sein Schreiben an Carl Albert in eine dringende Vorstellung an seinen Kaiser, in

nannten Obersten und dem Oberlieutenant Freysauff wurden von einer und derselben Canonenkugel dem Einen der rechte, dem Anderen der linke Fuß zerschmettert. Major Fürst Bentheim, beim Sturme auf die Caserne vor Goito verwundet, gerieth in Gefangenschaft. Derselbe fiel später vor Venedig. Der König Carl Albert erhielt einen Prellschuß und der Kronprinz, Herzog von Savoyen, einen Schuß in den Schenkel. —

der er das Verhängnißvolle dieses Schrittes schilderte, die nahe Aussicht des Sieges zeigte und endlich den Kaiser bat, ihn dieses Befehles zu entheben. Er sandte dann nach dem General Fürst Felix Schwarzenberg, der noch an der bei Goito erhaltenen Wunde litt, und bat ihn, sich der Aufgabe zu unterziehen, dieses Schreiben an den Kaiser zu bringen und durch seine Kenntniß der Lage der Dinge und seine Beredsamkeit diesen unheilvollen Schritt zu hintertreiben. — Es gelang." — „Den Lobredner eines Ministerpräsidenten zu machen" — fährt der „Veteran" dann weiter fort — „ist eigentlich nicht unsere Sache; wir müssen uns hier aber über jede Bedenklichkeit hinaussetzen und uns damit beruhigen, daß wir es nicht mit dem mächtigen Minister, sondern mit dem Soldaten zu thun haben, der eben jetzt erst sein Blut für Oesterreich vergossen und, gehorsam seinem Feldherrn, eine schwierige Mission übernahm, von der die Existenz der Monarchie abhängen konnte. Mag daher der Minister noch so große Dienste seinem Kaiser leisten, einen größeren, wie der Soldat damals, wird er ihm nicht mehr leisten können. Wer die Lage unserer Monarchie in jener Zeit zu beurtheilen im Stande ist, wird dieß begreifen. Wir sprechen nicht von der Armee, der wir in jener Epoche angehörten und deren Geist zu beurtheilen wir uns vielleicht einiges Recht erworben haben; wer hätte die Wirkungen verläugnen können, die ein solch' unglücklicher Schritt auf sie hervorbringen mußte! Der Feldmarschall hatte einen Sieg erkämpft, den wir weit höher anschlagen, als den Tag von Custozza." — So weit der thatenkundige Oesterreich'sche „Veteran," dessen beredter Mund uns der Mühe überhebt, über einen wahrhaft historischen Moment etwas hinzuzusetzen, es wäre denn die Bemerkung, daß der General Fürst Felix Schwarzenberg in jenem hochwichtigen Augenblicke auch in Inspruck als Staatsmann in der vollen Bedeutung dieses Wortes erkannt worden. Gerade seine doppelte Eigenschaft als Soldat und Diplomat, als Repräsentant des Heeres und Vertreter der Staatsnothwendigkeit drückte seiner Sendung nach Inspruck den historisch-prägnanten Stempel der damaligen

22. April, nach den Operationen gegen Codroipo und Osopo, der Ausbreitung der Vordertruppen am unteren Tagliamento, besonders aber durch die Einnahme von Ponteba und die Eröffnung der Verbindung des Hauptheiles der Reservearmee mit der von Tarvis heranziehenden Abtheilung des G.-M. Culoz (eigentlich mit den rückwärtigen Provinzen und der Armee) waren bereits wichtige Vortheile errungen worden. Nach dem schwierigen Uebergange der Avantgarde (unter Schulzig) über den wildströmenden Tagliamento war der Marsch der Armee gegen die Piave ermöglicht. Indessen hatte die erstere bei ihrem weiteren Vorrücken in dem insurgirten Lande mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um so mehr, als dem Armeecorps Nugent's die zur Vertheidigung der Piave gerüstete Armee des italienischen Bundes unter General Durrando, dann die beiden Divisionen della Marmora und Ferrari vorwärts Treviso und die nachrückenden Freiwilligen von Bologna und Ankona entgegenstanden. Nichtsdestoweniger wurde nach einer weitausgreifenden Flankenbewegung des Feldzeugmeisters und mannigfachen Kämpfen endlich das Ueberschreiten der Piave und die Vereinigung des gesammten Reserveheeres bei Visnadello bewerkstelligt. Einen nicht geringen Antheil an dem Gelingen dieser schwierigen Bewegungen und Operationen hatte auch die bei diesen Gelegenheiten öfter genannte Brigade Fürst Edmund zu Schwarzenberg, die nachgerade im Verlaufe des ganzen italienischen Feldzugs bis zur Einnahme von Mailand, so wie die tapfere Division Fürst Carl zu Schwarzenberg (letztere seit den Mailänder Ereignissen fortwährend bei der Hauptarmee des Feldmarschalls) zu den schwierigsten Unternehmungen verwendet worden und sich demzufolge einen ausgezeichneten Namen in der Geschichte des ital. Feldzugs erworben.*) Vom Feldmarschall dringend zum Erscheinen an der Etsch aufgefordert, brach Graf Nugent am 18. May mit dem Gros seines Corps nach Verona auf, gleichwohl

*) Fürst Carl und Edmund zu Schwarzenberg, beide k. k. F.-M.-Lts., Söhne des verewigten Feldmarschalls Fürsten C. zu Schwarzenberg, Vettern des Fürsten Felix.

fand die eigentliche und definitive Vereinigung der beiden Armeen nach unsäglichen Schwierigkeiten erst am 25. May statt. Wenige Tage früher ging derselben ein wiederholter Angriff auf das stark besetzte und verbarrikadirte Vicenza voran (am 20. und 24. May), bei welchem ersteren unser Fürst die Beschießung der Stadt leitete und dadurch die Seitenbewegung des F.-M.-L. Grafen von Thurn deckte. Alle Strapatzen, alles Ungemach des Kampfes sowohl mit den Elementen, als mit dem allenthalben wie aus dem Boden herauswachsenden Feinde hatte der Fürst mit einer bewundernswürdigen Ruhe und Ausdauer ertragen, nicht anders als ein in Sturm und Schlachten ergrauter Krieger. „In jedem dieser Kämpfe," berichtet der bereits oben erwähnte Augenzeuge, „hätte das freie Lächeln, welches unverdrängbar um die Züge des Fürsten spielte, in das heiterste Gewühl des Salons versetzen können, wäre man nicht durch einiges Pfeifen, Zischen und Sausen rings umher eines andern belehrt worden. Zu dieser Unerschrockenheit, dem Grundelemente militärischer Popularität, und zu dem guten Klange, womit der ritterliche Name Schwarzenberg von früheren Kriegergenerationen dem Soldaten überliefert war, kam noch die Ueberzeugung von der Gabe einsichtsvoller Führung und von wachsamer Sorge für das Wohl des Mannes, um dem Fürsten alle Herzen zu gewinnen. In guten und bösen Stunden, vom Regen durchnäßt, von Hitze und Müdigkeit erschöpft, wenn die Zeltflasche wohlgefüllt, aber auch wenn der Wein darin schon lange versiegt war: stets begrüßte die Truppe Schwarzenberg's Erscheinen mit jubelndem Zurufe. Nicht minder übte im geselligen Umgange seine geistreiche Bildung und «seiner Sitten Freundlichkeit» an den Officieren ihre einnehmende Macht aus. Unseren Kameraden, die bei der Einschließung von Palmanuova an der gastlichen Tafel im Hauptquartiere zu St. Vico versammelt waren, wird gewiß das Bild des liebenswürdigen Wirthes unauslöschlich eingeprägt bleiben. Mit wahrer Betrübniß erfuhren wir, als Ende May die Vereinigung mit dem Corps des Feldmarschalls geschehen war, daß wir den in kurzer Zeit uns so lieb gewordenen

Führer*) verlieren sollten; in Verona erhielt er den Befehl über eine Division, welche bald darauf in die Kämpfe bei Curtatone und Goito auszog" u. s. w. Das hier von einem Augenzeugen Geschilderte findet in den uns vorliegenden Mittheilungen eines anderen Augenzeugen und Genossen der ritterlichen Tafelrunde des Fürsten glänzende Bestätigung. Es sind die Briefe eines höheren Stabsofficiers von der Brigade des Fürsten an die Zurückgelassenen in der fernen Heimat, in den wenigen kampffreien Augenblicken geschrieben und so voll vom zeitgeschichtlichen Interesse, daß wir nur bedauern müssen, in das Detail jener Mittheilungen nicht eingehen zu können. Wie werth und theuer der Führer den Gefährten geworden, erhellt aus dem Umstande, daß fast in jedem der oben erwähnten Briefe der Name des Fürsten auf rühmliche Weise genannt wird. So heißt es z. B. u. A. von St. Vito (während der Cernirung Palmanuova's) aus: „Fürst Felix Schwarzenberg, der ehemalige Gesandte am neapolitanischen Hofe, unser Brigadier, ist ein tapferer Herr, der sich stets ganz voran begibt." — „Als ich gestern mit meinen Leuten in St. Vito wieder einrückte, ließ der Fürst die Mannschaft herstellen und äußerte seine volle Zufriedenheit. Sie rief ihm dagegen ein einstimmiges: Eviva! zu. Unsere Leute, die, wie auch alle Officiere, Neulinge sind, gehen, allgemein anerkannt, bisher wie die Teufel auf den Feind los." — In einem Briefe von Verona aus, wenige Tage nach der Vereinigung des Reservecorps mit der Hauptarmee, begegnen wir der Bemerkung: „In diesem Augenblicke marschirt ein Theil der Armee zu einer uns heute noch nicht bekannten Expedition von Ve-

---

*) Für die Beliebtheit zeugt, außer der oben mit angeführten zweiten Stimme, noch eine dritte, die sich dahin vernehmen läßt: „Beim Heere waren die diplomatischen Generale keineswegs beliebt; aber nur kurze Zeit verging und Fürst Schwarzenberg war von allen Officieren als Ebenbürtiger anerkannt, der mehr als Muster dienen könne, als daß er am Anderen sich ein Beispiel zu nehmen habe." — S. „Ergänzungsblätter zu a. Conv.-Lex.," von Dr. F. Steger. 7. Bd. 4. Hft. Nr. 362, p. 788. Was den Widerwillen gegen diplomatische Generale und die schnelle Besiegung desselben durch den Fürsten betrifft, siehe auch unter den „Zeitstimmen" im III. Abschnitte das Bezügliche nebst Anmerkung.

rona aus. Ich höre, Fürst Felix Schwarzenberg, der hier eine andere Brigade übernehmen mußte (er befehligte nachgerade eine Division), befindet sich auch darunter. Unter ihm wird es dieser nicht fehlen, tüchtig an den Feind gebracht zu werden. So muthig er ist, ebenso liebenswürdig zeigt er sich im Umgange gegen Jedermann. In diesen beiden Beziehungen wird ihn uns kein anderer General ersetzen,*) besonders nicht uns von Wocher,**) die er vor den anderen Bataillonen seiner Brigade stets auszeichnete. Bei seinen sonstigen allgemeinen hohen Kenntnissen und natürlichen Anlagen wird er nach einiger Erfahrung und Studium unseres Metier's auch sicher ein sehr geschickter, und bei seinem kalten Muthe ein mit guten Erfolgen gekrönter General werden."***) Eine Mittheilung vom 1. Juni meldet: „Während er (der Feldmarschall) von der Tiroler Grenze einen Scheinangriff auf des Feindes linken Flügel machen ließ, marschirte er (nach dem Aufbruche in der Nacht des 27. May aus Verona) gegen Mantua, überschritt da den Mincio und warf sich hier auf beiden Ufern dieses Flusses auf des Feindes rechten Flügel, was vollkommen gelang. Gegen 2000 M., darunter 1 Oberst, 66 Officiere und ein ganzes Bataillon Neapolitaner sind gefangen, dann 11 Canonen und eine Menge Waffen erbeutet. Unter den sich ausgezeichnet Habenden sind auch Carl und Felix Schwarzenberg genannt." — In einem Briefe aus späterer Zeit (während der Vorbereitungen zum zweiten ital. Feldzuge) heißt es wieder: „Hat Oesterreich seine ganze, oder doch den größten Theil seiner neu acquirirten Kriegsmacht zur Disposition gegen Außen, so wird man sich auch in Brüssel fügen, um die italienischen Angelegenheiten mehr im Interesse Oesterreich's zu entscheiden, oder es gibt einen allgemeinen Krieg,

---

*) Eine gewiß ebenso bezeichnende als ehrenvolle Aeußerung, die den Krieger zugleich im schönsten Lichte edlen menschlichen Werthes erscheinen läßt.

**) Ein böhmisches Regiment, das sich in Italien wohl verdiente Lorbeeren sammelte.

***) Ein um so gewichtigeres Urtheil, als es von einem Manne gefällt wird, der gegenwärtig an einer der ersten Militärbildungsanstalten der Monarchie Strategie und Taktik lehrt.

denn wir haben einen jungen, den Krieg kaum scheuenden Kaiser und an Schwarzenberg, den ich kenne, einen festen sehr energischen Minister, wie zugleich Soldaten." Im charakteristischen Zusammenhange mit dieser Briefstelle steht eine markante Aeußerung an einem anderen Orte:*) „Als endlich nach manchen bitteren Erfahrungen die Zügel der Regierung festen Händen anvertraut werden mußten und die Gnade seines Kaisers ihn (den Fürsten) am 21. November 1848 zu der höchsten Stelle berief, blickte namentlich der Soldat mit freudiger Zuversicht zu ihm hinan, mit der Zuversicht, daß die Vorzüge, welche sein militärisches Wirken zu bewundern Gelegenheit gaben, nur noch im ausgedehntesten Umfange staatsmännischen Wirkens segensreich ihren Glanz über ein einiges und starkes Oesterreich ausbreiten werden." — Die Vereinigung des Reservecorps mit der Hauptarmee war leider zu spät erfolgt, um der inzwischen geschlagenen Schlacht von Sta. Lucia einen entscheidenden Ausschlag zu geben, jener Schlacht, von welcher der „Oesterreich'sche Veteran" als sachkundiger Beurtheiler sagt: „Sie gehöre zu denjenigen, wo das Genie des Feldherrn wenig vermag, die Tapferkeit der Truppen Alles leistet." . . . „Die Schlacht von Sta. Lucia bezeichnet den Wendepunkt des ganzen Krieges. Sie erschütterte das Selbstvertrauen der piemontesischen Armee und mag dem Könige eine Vorbedeutung der Schwierigkeiten gewesen sein, die seiner bei der Durchführung seines treulosen Unternehmens harrten. Sie setzte die moralische Ueberlegenheit unserer Truppen, ihre Disciplin, ihre Liebe und Anhänglichkeit an Kaiser und Vaterland in ein so helles Licht, daß auch der jüngste Soldat nicht mehr an dem endlichen Siege unserer gerechten Sache zweifelte." Die Schlacht von Sta. Lucia war es auch, in welcher Oesterreich's ritterlicher Monarch, damals noch Erzherzog, gefahr- und todverachtend sich die Sporen verdiente und schon damals bewies, daß sein Muth und seine männliche Unerschrockenheit

*) S. Nekrolog des Fürsten Felix zu Schwarzenberg im „Oesterr. Militärkalender für das Jahr 1853," p. 172.

weit seinen Jahren vorausgeeilt waren.*) Gleiche kriegerische Kaltblütigkeit und den angeerbten Heldensinn legte auch eben damals Erzherzog Albrecht als Volontair an den Tag. — Das unfreiwillige Versäumniß des nunmehr vom Grafen von Thurn geführten Reservecorps wurde aber bald, und zwar schon bei den nächsten Gelegenheiten reichlich nachgeholt, und dasselbe war eben zur rechten Zeit eingetroffen, um sich an dem gerade jetzt zur That entwickelnden kühnen Kriegsplane des weitschauenden und die Offensive vorbereitenden Feldmarschalls zu betheiligen. Es galt nämlich nunmehr, „die von Lebensmitteln entblößte Umgegend von Verona zu verlassen und die Armee dagegen auf die noch nicht zu stark mitgenommene Straße von Montagnana über Legnano nach Mantua zu versetzen, den Feind von den Höhen von Sona und St. Giustina wegzumanövriren und eine weit ausgehende, ihm um seine Flanke und seinen Rücken Besorgniß einflößende Bewegung auszuführen, hierdurch alle seine Verschanzungen in der Linie des Mincio mittelst Durchbrechung derselben am äußersten rechten Flügel und dem schwächsten Punkte zu umgehen, endlich aber Schlagen der feindlichen Armee, oder Gewinnung freien Spiels, um im minder günstigen Falle wieder rückwärts operiren zu können, mit gleichzeitiger Erringung eines Vorsprungs, ohne vom Feinde wieder erreicht zu werden."**) Zur Erreichung dieser wichtigen

---

*) Es ist in der That erhebend, die von wärmster Anerkennung zeugenden Aeußerungen der Feldherren über den kriegerischen Muth der kaiserl. Prinzen an jenem so denkwürdigen Tage zu vernehmen. Feldmarschall Graf Radecky sagt in seiner Relation vom 6. May 1848 an den Kriegsminister: „Es gereicht mir zu einem besonderen Vergnügen melden zu können, daß S. kaiserl. Hoheit der Erzh. Franz Josef sich mehrmals im heftigsten Feuer befanden und die größte Ruhe und Kaltblütigkeit an den Tag legten. Ich selbst war Augenzeuge, wie eine feindliche Canonenkugel auf kurze Distanz von Ihm einschlug, ohne daß Er die geringste Bewegung dabei verrieth." Ganz im ähnlichen Sinne äußerte sich auch F.-M.-Lt. d'Aspre in seinem Schlachtenberichte vom obigen Datum. „Der Erzherzog schien die Gefahr nicht zu bemerken — nicht zu achten." Ein gleiches Lob zollt der Corps-Commandant F.-M.-Lt. Graf Wratislaw der „kaltblütigen Unerschrockenheit" Sr. k. H. des Erzherzogs Albrecht (S. officielle Darstellung des ital. Feldzugs, I. Abthlg. p. 120 u. 121.)

**) S. Officielle Darstellung des ital. Feldzugs, II. u. III. Abschn. p. 5 u. ff.

und für die Erfolge des Feldzugs so maßgebenden Zwecke wurde die ganze Armee in drei Corps eingetheilt und unser Fürst erhielt als Qua-Divisionär den Befehl über die aus den tapferen Brigaden Benedek und Wohlgemuth bestehende Division beim ersten Armeecorps. Dieselbe bildete auf dem nunmehr unverzüglich in's Werk gesetzten Marsche die erste und äußerste rechte Flanke und nahm ihre Richtung auf der Hauptstraße gegen die gleich hierauf so berühmt gewordenen Schanzen von Curtatone. In welcher Weise nun der Angriff auf die letzteren ausgeführt, mit welcher Tapferkeit und unüberwindlichen Ausdauer gekämpft worden, wie sehr namentlich die Brigaden Benedek und Wohlgemuth zum siegreichen Gelingen beigetragen und wie jene furchtbaren Verschanzungen erstürmt, gewonnen und der Feind zur Flucht gezwungen worden: dieß macht im episch-interessanten Detail die officielle Darstellung des ital. Feldzugs ersichtlich und anschaulich; uns genügt, in dieser competenten Auseinandersetzung zu lesen: „Obwohl man nun dieses glänzende Resultat der umsichtigen Leitung und an Todesverachtung grenzenden Tapferkeit des Obersten Benedek am meisten zu verdanken hat, so gebührt doch zugleich die Ehre dem Obersten Döll vom Paumgarten-Inf.-R., in seinem Bereich den Punkt erkannt zu haben, wo der Sturm, unter seiner persönlichen Leitung und Anführung im rechten Augenblicke ausgeführt, Uns zum Meister des historischen Schlüsselpunktes der Linie am Curtatone machte. Ebenso führte der tapfere Divisionär Fürst Felix Schwarzenberg zu Fuß in Person dreimahl die verschiedenen Sturmcolonnen zum Angriffe vor." Diese glänzende Bravour bestätigt auch der „Oesterreich'sche Veteran" in seiner anziehenden Schilderung jener Ereignisse. Wenige Seiten weiter heißt es in der erwähnten officiellen Darstellung neuerdings: „Zu diesem für die Oesterreich'schen Waffen so ruhmvollen Tage haben der Corpscommandant F.-M.-Lt. Graf Wratislaw und der F.-M.-Lt. Fürst Carl Schwarzenberg, dann der G.-M. Fürst Felix Schwarzenberg als Qua-Divisionair, und die G.-M. von Wohlgemuth, Graf Clam und Fürst

Friedrich Lichtenstein, endlich der schon oben erwähnte Dua=Brigadier Oberst von Benedek durch ihre umsichtige Leitung und ihr tapferes Benehmen das Meiste beigetragen" ꝛc. Diesem heißen Tage — es war der 29. May — sollte aber gleich wieder ein nicht minder heißer, wenngleich im Erfolge weniger glücklicher, indessen auch in seiner eigentlichen Tendenz minder anspruchsvoller folgen: der Tag von Goito. Das Gefecht von Goito, von den Piemontesen „Schlacht von Goito" genannt, in welcher sie sich den Sieg zuschrieben, war aus besonderen Operationsabsichten des Feldmarschalls entsprungen, ohne daß es auf einen ernstlichen Kampf mit dem Feinde abgesehen gewesen wäre. Der Feldherr hatte lediglich eine Recognoscirung der Ebene im Sinne, „um sich früher die volle Gewißheit von der Stellung und Stärke des Feindes zu verschaffen, ehe er mit vereinten Kräften ihm eine Schlacht zu bieten und ihn anzugreifen beschließen konnte." Allein der Erfolg von Curtatone hatte die Kampflust der Truppen und ihrer Führer entzündet und man sah sich plötzlich in ein ernstliches, später nicht so leicht wieder abzubrechendes Gefecht verwickelt. Während Carl Albert die starke Stellung bei Volta besetzt hielt, hatte General=Lieutenant Bava beinahe sein ganzes Corps bei Goito concentrirt und so standen 12,884 Oesterreicher einem 19,000 Mann starken Feinde gegenüber. Der Kampf, in welchem wieder die Brigaden Benedek und Wohlgemuth Proben der tapfersten Ausdauer an den Tag gelegt hatten, währte bis zur einbrechenden Nacht und endete damit, daß beide Theile auf dem Kampfplatze in ihren Aufstellungen stehen blieben und durch die hierauf getroffenen Dispositionen kein Fußbreit des errungenen Bodens preisgegeben ward. Unter den Tapfersten der Tapferen ward wieder Fürst Felix zu Schwarzenberg genannt; doch meldete zugleich die Relation: „der Fürst — immer in den vordersten Reihen und wo die Gefahr am größten war fechtend — sei am Arme verwundet worden." *) Auch bei dieser Gele=

*) S. „der Feldzug der Oesterr. Armee in Italien im Jahre 1848," II. und III. Abth. p. 25. Oberst Benedek und Oberst Döll von Paumgarten.=Inf. gaben an diesem heißen Tage neuerdings Proben ausgezeichneter Tapferkeit. Dem letztge=

genheit gedenkt der wohlunterrichtete „Oesterr. Veteran" des Fürsten mit Auszeichnung und bestätigt dessen Verwundung durch einen Schuß. Mit dieser Wunde, deren Blut seine glühende Vaterlandsliebe besiegelte, und nicht nur trotz derselben, sondern vielleicht auch wegen derselben kam er bald hierauf in die Lage, dem Staate auch als Felddiplomat, wie er nachmals im Lager Radecky's mit hoher Verehrung genannt worden, im verhängnißvollsten Augenblicke einen der wichtigsten Dienste zu erweisen. Durch ihn gelang es Radecky Oesterreich vor einer unauslöschlichen Schmach zu bewahren, damals nämlich, als Oesterreich die Abtretung der Lombardei zugemuthet und durch Vermittlung des bittersten Feindes des Kaiserstaates, Palmerston's, Verhandlungen angeknüpft worden, „die," um mit dem „Oesterreich'schen Veteran" zu reden, „Alles übertrafen, was einer Krone und einem Volke jemals Unwürdiges zugemuthet wurde." — „Im Zusammenhange mit diesen Verhandlungen stand es," bemerkt der mit Recht entrüstete „Veteran" weiter, „als eines Tages der Feldmarschall von Inspruck den Befehl erhielt, Carl Albert einen Waffenstillstand anzutragen, um unsere schmachvollen Londoner Unterhandlungen zu erleichtern. Noch triefte die Stirne des Greises von dem Schweiße, den er auf den Schlachtfeldern von Curtatone, Goito und Vicenza vergossen, als ihm dieser Auftrag ward. Einer jener Dreißigpfünder wäre eine Taube des Friedens gewesen, im Vergleiche mit dieser Zumuthung. Man sagt, der Feldmarschall habe einen schweren Kampf zwischen seinem Gehorsam als Soldat und seiner Liebe und Treue zu seinem Kaiser und Vaterlande bestanden, ehe er zur Ausführung dieses Befehls schritt. Schon war die verhängnißvolle Feder eingetaucht, da verwandelte sich sein Schreiben an Carl Albert in eine dringende Vorstellung an seinen Kaiser, in

nannten Obersten und dem Oberlieutenant Freysauff wurden von einer und derselben Canonenkugel dem Einen der rechte, dem Anderen der linke Fuß zerschmettert. Major Fürst Bentheim, beim Sturme auf die Caserne vor Goito verwundet, gerieth in Gefangenschaft. Derselbe fiel später vor Venedig. Der König Carl Albert erhielt einen Prellschuß und der Kronprinz, Herzog von Savoyen, einen Schuß in den Schenkel. —

der er das Verhängnißvolle dieses Schrittes schilderte, die nahe Aussicht des Sieges zeigte und endlich den Kaiser bat, ihn dieses Befehles zu entheben. Er sandte dann nach dem General Fürst Felix Schwarzenberg, der noch an der bei Goito erhaltenen Wunde litt, und bat ihn, sich der Aufgabe zu unterziehen, dieses Schreiben an den Kaiser zu bringen und durch seine Kenntniß der Lage der Dinge und seine Beredsamkeit diesen unheilvollen Schritt zu hintertreiben. — Es gelang." — „Den Lobredner eines Ministerpräsidenten zu machen" — fährt der „Veteran" dann weiter fort — „ist eigentlich nicht unsere Sache; wir müssen uns hier aber über jede Bedenklichkeit hinaussetzen und uns damit beruhigen, daß wir es nicht mit dem mächtigen Minister, sondern mit dem Soldaten zu thun haben, der eben jetzt erst sein Blut für Oesterreich vergossen und, gehorsam seinem Feldherrn, eine schwierige Mission übernahm, von der die Existenz der Monarchie abhängen konnte. Mag daher der Minister noch so große Dienste seinem Kaiser leisten, einen größeren, wie der Soldat damals, wird er ihm nicht mehr leisten können. Wer die Lage unserer Monarchie in jener Zeit zu beurtheilen im Stande ist, wird dieß begreifen. Wir sprechen nicht von der Armee, der wir in jener Epoche angehörten und deren Geist zu beurtheilen wir uns vielleicht einiges Recht erworben haben; wer hätte die Wirkungen verläugnen können, die ein solch' unglücklicher Schritt auf sie hervorbringen mußte! Der Feldmarschall hatte einen Sieg erkämpft, den wir weit höher anschlagen, als den Tag von Custozza." — So weit der thatenkundige Oesterreich'sche „Veteran," dessen beredter Mund uns der Mühe überhebt, über einen wahrhaft historischen Moment etwas hinzuzusetzen, es wäre denn die Bemerkung, daß der General Fürst Felix Schwarzenberg in jenem hochwichtigen Augenblicke auch in Inspruck als Staatsmann in der vollen Bedeutung dieses Wortes erkannt worden. Gerade seine doppelte Eigenschaft als Soldat und Diplomat, als Repräsentant des Heeres und Vertreter der Staatsnothwendigkeit drückte seiner Sendung nach Inspruck den historisch-prägnanten Stempel der damaligen

Zeitkrisis auf und machte sein Erscheinen zu einem unvergeßlichen. Nur zu bald fand sich die Gelegenheit zu der Erwägung, daß dem Manne, dessen überzeugungsvolles Feuerwort zum Dolmetsch für die Erhaltung eines Theiles der Monarchie geworden, wohl auch die durchgreifende Energie des Willens und mächtige Kraft des Geistes innewohnen dürfte, sich auf hervortretende Weise an dem Rettungswerke des Ganzen zu betheiligen.

Dieses Ganze fing aber eben damals an in die Phase seiner ärgsten Gefährdung, nämlich in die Phase seines Zerfalls und seiner Auflösung zu treten und das Herz des Gütigsten aller Monarchen hatte damals peinvolle Kämpfe durchzustreiten. Man denke nur an den eben damals zum vollen Ausbruch gelangenden Nationalitätshader und die sich nunmehr unverhüllt zeigenden Sonder- und Trennungsgelüste, an die sich am kaiserl. Hoflager drängenden und immer dreister begehrenden Deputationen und an die jetzt kaum glaubliche Absetzung des treuesten Mannes der Monarchie — des Banus Jellachich! Wie viel hätte damals der Rath eines Staatsmannes, wie Fürst Schwarzenberg, in Inspruck nützen, wie viel verhüten oder entscheidungsvoll anders wenden können! Indessen die Stunde seiner großen Mission hatte damals noch nicht geschlagen. So sehen wir ihn denn, sich von Inspruck vorläufig nach Wien und von dort zur Heilung seiner Wunde in die ländliche Stille seines Geburts- und Lieblingsortes Krummau in Böhmen begeben. Aber wo wäre damals der ungestörte Frieden, die Ruhe idyllischer Abgeschiedenheit zu finden gewesen, in welchen noch so verborgenen Winkel wäre unter den damaligen Umständen der Lärm des Tages, die Agitation der Demagogen und das Geschrei politischer Parteileidenschaft nicht gedrungen! Auch bis in die romantischen Gehege des Böhmerwaldes hatten sich die Cobolde der Bewegung den Weg gebahnt und namentlich unter der Bauerschaft gefährliche Propaganda getrieben. Den willkommensten Anlaß boten die eben damals im Zuge befindlichen Deputirten-Wahlen zu dem ersten constituirenden Reichstage Oesterreich's, dessen „breiteste Basis" der politischen Agitation einen

ausreichenden Tummelplatz bot. Die Ankunft des Fürsten zu Krummau fiel eben in die Zeit jener Procedur. Kaum von den Vorbereitungen hiezu in Kenntniß gesetzt, hatte er auch schon beschlossen, kein müßiger Zuschauer des Vorgangs zu bleiben, und nicht wenig war man überrascht, eines Tages zu hören, der Fürst gedenke ernstlich als Wahlkandidat aufzutreten. Als am Vorabende der Wahl der würdige Oberbeamte der Herrschaft, ein in Ehren ergrauter Diener des fürstlichen Hauses, dem hohen Gaste im Rothenhofe, einem reizenden fürstl. Landsitze nächst Krummau, seine Aufwartung machte, frug ihn derselbe: „Nun, was sagen Sie zu meinem morgigen Auftreten als Wahlkandidat in Krummau?" Der Befragte bezeichnete in seiner Antwort diesen Entschluß als ein patriotisches Opfer, dessen Realisirung in jeder Beziehung wünschenswerth wäre, bemerkte jedoch, er müsse zugleich freimüthig erklären, daß er von dieser Bewerbung durchaus keinen Erfolg erwarte, weil, so viel ihm Stimmung und Wünsche des dortigen Landvolks (die Bürgerschaft Krummau's machte fast durchweg eine ehrenhafte Ausnahme,) bekannt seyen, die großentheils aus Bauern bestehende Mehrzahl der Wähler gegen jeden Candidaten, der nicht ihres Gleichen, mißtrauisch sei, und niemand Anderen als den Bauer K*)... aus M.... wählen werde, welcher, dem Einflusse der Demagogen schon verfallen, als Preis seiner Wahl die unentgeltliche Aufhebung der Feudallasten und die Erwerbung der herrschaftlichen Pachtgründe in das Eigenthum der Unterthanen zugesichert habe. Der Sprecher fügte schließlich hinzu:

*) Einen jener bramarbasirenden Rabulisten, die nicht selten den Dorfadvokaten spielen, häufig den Geist ganzer Gemeinden revoltiren und der gewissenlosen Demagogie in bewegten Zeiten als willkommenes Werkzeug dienen. K. war früher Soldat gewesen. Welche Figur derselbe im „constituirenden Reichstage der Oesterr. Monarchie" machte, läßt sich leicht ermessen. Nachgerade wurde gegen denselben ein Criminalproceß anhängig gemacht, der die Aufmerksamkeit der „hohen Versammlung" geraume Zeit beschäftigte. Als es sich um die Einleitung desselben handelte, lehnte der Fürst, damals bereits Ministerpräsident, jede Initiative dazu seiner Seits ab, mit ausdrücklicher Berufung auf den gesetzlich normirten Gang der Justiz. Jenes Subjekt stand in jeder Beziehung zu tief unter ihm, als daß er nicht den geringsten Schein einer Parteilichkeit oder Privatchikane hätte vermeiden wollen.

„Ew. Durchlaucht werden sich vor der Menge nur compromittiren.“ Der Fürst erwiederte hierauf: „An das Compromittiren vor der Menge müssen wir uns jetzt in dem constitutionellen Staate gewöhnen. Denken Sie nur an manche ausgezeichnete und hochgestellte Männer in England; wie werden sie oft von Schuften compromittirt, und dennoch ermüden sie nicht für das allgemeine Beste zu wirken. Ich bin morgen auf dieses Compromittiren gefaßt und mein Entschluß bleibt unverändert.“ Das Bezeichnende und die Denkweise des Fürsten in hohem Grade Charakterisirende dieser Antwort springt wohl von selbst in die Augen, und auch wohl darauf brauchen wir nicht wieder aufmerksam zu machen, was in Betreff seiner diplomatischen Reiseantecedentien und constitutionellen Studien in anderen Ländern erinnert worden und was sich in den Worten oben deutlich wiederspiegelt; aber fragen möchten wir dieser ebenso freimüthigen als vertraulichen Aeußerung gegenüber, fragen möchten wir die Zweifler an der Gesinnungslauterkeit des Fürsten und die kecken Verleumder derselben, ob dieser Charakter fähig gewesen, mit Principien dissimulatorisch zu spielen, ob er jener finstere Absolutist, als den man ihn der öffentlichen Meinung zu denunciren wagte,*) und ob das ursprüngliche Programm des Ministeriums Schwarzenberg einer jener Akte, der neuerdings beweise, daß dem Menschen die Sprache gegeben, um seine wahren Gedanken zu verbergen? O, über die Zweifler und Kleingläubigen, denen die Lüge des Pamphlets und das arglistige Ohrengezischel eines journalistischen Mephisto mehr gilt, als die offene Rede, der freie Blick eines muthig und gerade ausschreitenden Mannes! — Der Fürst

*) S. z. B. u. A.: „Nordstein's Geschichte der Wiener Revolution,“ ein in jeder Beziehung perfides Erzeugniß der Presse. Auch erinnern wir uns der gelegentl. Aeußerung eines durchgefallenen Märzhelden, der da meinte: die Freiheit wohne wohl auf den Bergen, nur nicht auf den „schwarzen Bergen.“ Der Mann that sich wohl auf diesen Witz innerlich sehr viel zu Gute, vergaß aber in diesem Augenblicke ganz und gar seiner einst gesungenen Habsburglieder. Was doch die Liberalen par force für ein kurzes Gedächtniß haben! —

hatte seinen Entschluß nicht geändert und am Morgen des 8. Juli 1848 sah man die hohe Gestalt des erlauchten Wahlcandidaten in grauen Civilkleidern, den linken Arm in schwarzseidener Binde, die Tribune in der sogenannten alten Burggrafenamtskanzelei des Krummauer Schlosses besteigen, um folgende Rede*) an die Wähler zu halten:

„Ich gebe mir die Ehre, mich um die Stelle eines Deputirten für den Krummauer Wahlbezirk zu bewerben, um Ihre Rechte und Angelegenheiten bei dem hohen Reichstage nach meinem besten Wissen und Gewissen zu vertreten. Ich war sowohl als Soldat, wie auch als Gesandter in mehreren constitutionellen Staaten, habe auch demnach die Formen, die Rechte, die Bedürfnisse und Gebräuche eines mehr oder weniger constitutionell geregelten Staates kennen gelernt und dürfte daher der Stelle eines Reichstagsdeputirten gewachsen seyn. — Ich weiß, Ihr heißester Wunsch, Ihr größtes Verlangen ist, von dem Unterthansverbande und den daraus entspringenden Lasten, insbesondere von der Robot- und Zehentpflicht gänzlich enthoben und befreit zu werden. Auch ich bin dafür, daß diese Unterthanslasten aufhören mögen, jedoch gegen eine billige Ablösung, weil es sonst ein Unrecht wäre, diese Unterthanslasten ganz ohne Entschädigung aufzuheben, indem diese Bezugsrechte der Obrigkeiten immer auch mit vielen anderen Lasten verbunden sind und diese wechselseitigen Giebigkeiten und Schuldigkeiten theils auf Verträgen beruhen, theils mittelst Kauf und gegen gewisse Verbindlichkeiten auf die Obrigkeiten übergegangen sind. — Ich weiß, Sie sind auch für die Freiheit. Auch ich bin für dieselbe, jedoch für eine wahre, gesetzliche und moralische Freiheit, weil die gesetzliche Ordnung und die Bewahrung einer moralischen Freiheit die Grundpfeiler einer Constitution sind, ohne welche dieselbe nicht recht gedeihen kann. Eine andere Freiheit als diese kenne ich nicht, wie wohl es Manche gibt, die nur nach einer willkürlichen Freiheit streben und die da meinen, sie können von allen Verpflichtungen und Obliegenheiten ent-

*) deren gütige Mittheilung wir dem „Herbarium vivum“ (einem Tagebuche in Mscpt.) eines Augen- und Ohrenzeugen jenes Vorganges verdanken. —

hoben werden, sie seyen Niemandem etwas zu geben schuldig. Jeder rechtlich Gesinnte wird wohl aber einsehen, daß eine solche Denk- und Handlungsweise mit einer gesetzlichen und moralischen Freiheit nicht nur unverträglich, sondern daß sie sogar schädlich sei. — Ich weiß auch recht gut, wie wichtig und verantwortlich die Stellung eines Deputirten beim hohen Reichstage sei und welcher Verantwortung ich mich daher unterziehe, wenn ich zum Deputirten erwählt werden würde; denn ich habe dabei nicht bloß für die Aufhebung der Unterthanslasten zu sorgen, sondern es sind auch noch andere Stände, die beim hohen Reichstage vertreten werden müssen, als da sind: Geistliche, Beamte, Lehrer, Bürger, Künstler, Handwerker und so noch mehrere andere. Alle diese Stände sollen und müssen auch gewissenhaft vertreten werden. — In Bezug auf meine persönliche Eigenschaft berufe ich mich auf das Zeugniß vieler Soldaten, welche Kinder dieser Herrschaft und, da ich hier in Krummau geboren bin, meine Landsleute sind, worunter vielleicht auch einige Ihrer Söhne, die bei der Armee in Italien ruhmwürdig dienen, ja, ich schmeichle mir, unter diesen ihren Söhnen eben so brave und tapfere Soldaten in der ganzen Armee zu finden. Gewiß werden es Ihnen diese Ihre Söhne, einst aus dem Felde zurückgekehrt, sagen, wie lieb sie mich hatten und wie sehr sie mir vom ganzen Herzen ergeben gewesen. Ich gestehe es offen, auch ich habe sie lieb, diese braven, tapferen, ausgezeichneten Männer. Wären sie hier, gewiß sie würden mir das schönste Zeugniß geben und dafür stimmen, daß ich von Ihnen zum Reichstagsdeputirten erwählt werde. — Schließlich gelobe ich Ihnen feierlichst, daß ich bei diesem ersten constituirenden Reichstage Alles aufbieten werde, um mich Ihres vollen Vertrauens würdig zu machen. Sollte ich aber dießmahl nicht so glücklich seyn, gewählt zu werden, so behalte ich es mir vor, mich ein anderes mal wieder um diese Ehre zu bewerben." —

Wir haben uns nicht enthalten können, diese schlichte, ungeschminkte, populäre, aber warme und treuherzige Ansprache ihrem vollen Inhalte nach wiederzugeben. Dieselbe reflektirt im unge-

trübten Spiegel die ganze Denk- und Anschauungsweise, den politischen Standpunkt des Redners, der unwillkürlich englische Reminiscenzen verräth. Wer nach einem nicht-officiellen Glaubensbekenntniß des Fürsten aus jener Zeit verlangt: hier hat er es in kunstloser Einfachheit. Der nächste Verwandte des bisherigen ausschließlichen Gebieters in diesen Gegenden, der edle Abstämmling eines Fürstenhauses, das seit mehr denn einem vollen Jahrhunderte seinen Namen in den weiten Ländereien dieses Gebiets durch unzählige Wohlthaten zu einem gesegneten machte und zum schützenden Horte der Bevölkerung geworden,*) tritt vor die letztere mit offener Stirne und freimüthigen Herzens hin, mit der Stimme eines wohlwollenden und redlichen Berathers spricht er zu ihnen und bietet sich ihnen als Vertheidiger ihrer Rechte und der vernünftigen Freiheit an: bedarf es noch eines schlagenderen Beweises für das richtige Verständniß der Zeitlage von Seite eines Mannes, dessen Gesinnung und Charakter nichts so ferne lag, als betrügliche Popularitätshascherei? Und konnte der Fürst einen praktischeren Commentar zu jener seiner Antwort auf den dritten der Castelli'schen Wünsche liefern, als es hier geschah? „Auf seinem Grund und Boden, inmitten der Bevölkerung, deren Leitung und Ausbildung ihm durch die bisherigen Institutionen aufgebürdet war: dort liegt es dem Adel ob, nach Möglichkeit für das Vaterland zu wirken, dort hat er Opfer zu bringen und ist auch freudig bereit, Alles zu thun, was Oesterreich einig, groß und mächtig machen kann." So hatte der Fürst im April 1848 gesprochen, und hat er nicht im Juli darauf, nachdem er bereits für ein großes, mächtiges und einiges Oesterreich sein Blut auf dem Schlachtfelde vergossen, wie er es ebenfalls für den Adel geziemend erachtete, redlich sein Wort gehalten? — Aber freilich, wo wäre damals ein Thun, wie das seine, begriffen, ein ruhiges, maßhaltendes, wenn gleich freimüthiges Wort verstanden und nicht vom revolutionären Jargon übertönt worden? Er war ein Fürst, folglich ein geborner Reak-

*) Einer Bevölkerung von 50,000 Seelen auf einem Flächenraum von 21 ⅗ □M. des Herzogthums Krummau.

tionnair. — Er verließ die Tribune und horchte, wie unser Gewährsmann berichtet, „dem jetzt weniger aufbrausenden Gemurmel der deutschen und czechischen Wahlmänner." Auf Verlangen der letzteren wurde die Rede des Fürsten denselben verdeutscht und hierauf zur Wahl geschritten. Wie vorausgesehen worden, hatte sich die aus Bauern bestehende Majorität für K. aus M. entschieden. Jeder Rabulist und Maulheld war damals ein gefeierter Mann. Der Fürst erhielt etwa 13, meistens bürgerliche Stimmen. Aber wer hatte sich bei diesem Fiasco mehr compromittirt, der Wahlkandidat, oder die Wähler? Darüber kann jetzt wohl kaum eine Frage mehr seyn. Für den Fürsten war es aber von Interesse, eine Erfahrung gemacht zu haben, die geeignet war, ihn nachmals über die Elemente des Reichstags und noch mehr über die Quellen seines Bildungsprocesses zu orientiren. Uebrigens bereichert die eben geschilderte, wenig bekannte Episode das Lebensbild des Fürsten um einen Charakterzug, den wir im ersteren nicht gerne vermißt hätten.

Mittlerweile waren die Dinge in Italien in eine neue Phase getreten. Hatte der Feldmarschall durch sein gewichtiges Veto die Unterhandlungen wegen Abtretung der Lombardei zu nichte gemacht, wozu der Fürst durch sein nachdrückliches Wort wesentlich mitgeholfen, so galt es jetzt, den verweigerten Schatz mit allen Kräften zu vertheidigen. Seit dem 23. Juni hatte der Feldmarschall, nachdem der Fall von Vicenza den Wiedergewinn der Venetianischen Terra ferma gesichert, alle Anstalten zur Ergreifung einer ernstlichen Offensive getroffen und seit dem 11. Juli sich in eine Verfassung gesetzt, die sich auf den großen Operationsplan gründete, das feindliche Centrum zu durchbrechen und zu sprengen und sich zugleich der äußersten Gebirgsabfälle bei Custozza gegen die Ebene zu bemeistern. Der Gedanke an das auf italienischem Boden zu Vollbringende und an das vorgesteckte Ziel, den feindlichen Eindringling über die lombardischen Grenzen wieder zurückzuwerfen, ließen den Fürsten nicht ruhen. Zwar war sein verwundeter Arm noch nicht geheilt, aber er achtete wenig auf dieses Hinderniß; wußte er doch auch eine andere

noch frische Wunde den Blicken der profanen Welt zu verbergen, die Wunde nämlich, erst kürzlich durch den plötzlichen Verlust seiner als unschuldiges Opfer der Prager Pfingstereignisse gefallenen ältesten Schwester Eleonore, vermählten Fürstin zu Windischgräz,*) seinem Herzen geschlagen. Noch am 8. Juli in Krummau, finden wir ihn bereits in der zweiten Hälfte desselben Monats wieder auf dem italienischen Kriegsschauplatze, leider um einen Tag zu spät, um noch an dem ruhmwürdigen Kampfe von Custozza und Sommacampagna Theil zu nehmen, aber nicht zu spät, um sich noch an den weiteren Ereignissen bis zu Ende des Feldzuges zu betheiligen. Unverweilt erschien der Fürst wieder an der Spitze seiner Division, und dießmal bereits in der Eigenschaft als wirklicher Feldmarschallieutenant, wozu er am 20. Juli befördert worden. Kaum angekommen, fand der Fürst schon wieder Gelegenheit als Felddiplomat zu wirken. Bekanntlich waren nach dem heißen, aber für die Oesterreich'schen Waffen ruhmreichen Kampfe von Volta (am 26. und 27. Juli) die piemontesischen Generale Beß und Rossi nebst dem Artillerieobersten (nachmaligem Generallieutenant und Kriegsminister) Della Marmora im Hauptquartiere des Feldmarschalls mit dem Anerbieten eines Waffenstillstandes erschienen, wobei der Oglio als Demarkationslinie vorgeschlagen wurde. „Der Feldmarschall," berichtet der „Oesterreich'sche Veteran," „war eben beschäftigt, die ferneren Dispositionen zur Verfolgung des Feindes einzuleiten, als man die Ankunft der Unterhändler in Volta meldete. Er beauftragte seinen Generalquartiermeister (F.-M.-Lt. von Heß) und, wenn wir nicht irren, den Ge-

*) Gemahlin des k. k. Feldmarschalls Fürsten Alfred zu Windischgräz, die gleich beim Beginn des von ihrem unerschrockenen Gemahle erdrückten Pfingstaufstandes Prags von einer meuchlerischen Kugel in ihrem Salon zu Boden gestreckt worden. Es war wohl eines der edelsten und schuldlosesten Opfer jener schreckenreichen Pfingsttage. Die großmüthige Milde, womit der Feldmarschall, trotz dieses schmerzlichen Verlustes und der hierauf gefolgten Verwundung eines seiner Söhne, jedem Rachegefühle fremd, die Stadt, als Schauplatz einer offenkundigen Revolte, behandelte, mußte ihm, als Menschen und Krieger, die Achtung aller Rechtschaffenen für immer erwerben und nicht mit Unrecht bezeichnet man dieses Benehmen als einen erhabenen Zug echter Römergröße. —

neral Fürst Felix Schwarzenberg mit der Leitung dieser Verhandlungen. Der Feind schlug die Linie des Oglio vor. Der Gegner begriff wohl, daß wir diesen Vorschlag nicht annehmen, sondern Gegenvorschläge machen würden; dadurch ward Zeit gewonnen. Die Linie des Oglio, die vielleicht in diesem Augenblicke unser linker Flügel, nämlich die Garnison von Mantua, schon überschritten hatte, ward verworfen, dagegen die Linie der Adda vorgeschlagen und die Räumung Venedigs, Rückzug der Flotte, Aufhebung der Blokade von Triest, Räumung Peschiera's, Rocca d'Anfo's und Pizzighettone's, so wie Modena's und Parma's, endlich augenblickliche Befreiung aller unrechtmäßig zurückgehaltenen Officiere und Beamten und deren allsogleiche Uebersendung in das Hauptquartier des Feldmarschalls gefordert. Daß man diese Bedingungen nicht annehmen werde, hofften alle im Oesterreich'schen Lager, die die Lage der Dinge auffaßten. So war es auch, dem Himmel sei Dank!" u. s. w. Damals wäre es für Carl Albert noch Zeit gewesen, statt eines bloß momentanen Fristgewinnes einen ehrlichen Waffenstillstand abzuschließen, dem der Friede hätte auf dem Fuße folgen können; aber er mißverstand den Wink des Geschicks, und so mußte sich das letztere erfüllen. Im raschen Laufe folgten nun einander die Ereignisse und schneller, als der Gegner ahnen mochte, sollte die entscheidende Katastrophe eintreten. Glich das Zurückweichen des piemontesischen Heeres mehr einer Flucht als einem Rückzuge, so war das Vorrücken des Oesterreich'schen Feldmarschalls und seines tapferen Heeres rein thatsächliche Verfolgung, die, um das Wort des greisen Feldherrn zur Wahrheit zu machen, erst in Mailand ihr festgestecktes Ziel fand. Zwei Tage vor dem Falle der lombardischen Hauptstadt erschien auf dem Wege nach Turano, wohin das Hauptquartier des Feldmarschalls dirigirt war, in Camairago der englische Gesandte am Turiner Hofe, M. Abercromby, um über einen Waffenstillstand zu unterhandeln. „Zu jener Zeit," erzählt der „Oesterr. Veteran," „war ein englischer Agent im Hauptquartier der italienischen Armee keine persona grata, wir zweifeln daher, daß Abercromby auf freundliche Gesichter stieß, als

er in die Massaria, wo wir vom Pferde gestiegen waren, einfuhr. Der Feldmarschall empfing ihn mit Freundlichkeit und der Höflichkeit, die dem Gesandten einer einst Oesterreich so nahe verbundenen Macht gebührte. „Auf Diplomatie verstehe ich mich nicht, mit der mag ich nichts zu thun haben," pflegte er oft zu sagen. Er beauftragte daher unseren Felddiplomaten General Fürst Felix Schwarzenberg mit der Leitung der betreffenden Unterhandlung. Dieser, obgleich kein Engländer, war ganz der Mann, Abercromby trocken zu erklären, daß er in Mailand, wenn kein Piemontese auf dem Boden der Lombardei weilte, wieder anfragen möchte. So wenigstens stellen wir uns den Gang der Unterhandlungen vor, denn Zeuge derselben sind wir nicht gewesen." — Jener feierliche Protest in Inspruck gegen die Abtretung des Oesterr. Italiens und der dort erwirkte Entschluß, überall Front zu machen und sich nichts abdringen zu lassen, begannen nun ihre Früchte zu tragen und die reifste davon sollte bereits im nächsten Augenblicke gepflückt werden. Wir meinen Mailand, dessen Einnahme schon am 4. August unter Umständen stattgefunden, die Carl Albert von Sardinien die Wandelbarkeit der aura popularis in ihrer traurigsten Gestalt zeigten. Als Retter und Befreier von Anarchie und Pöbelgräuel zogen die Oesterreicher in Mailands Mauern ein und des Feldmarschalls feierliches Gelöbniß beim Abzuge von Mailand im furchtbaren März 1848: wiederzukommen, war bereits im August desselben Jahres in Erfüllung gegangen. Mit der von früher her berichteten Tapferkeit hatte die Division Fürst Felix Schwarzenberg unter ihrem wackeren Führer an diesem das kühne Werk der Wiedereroberung Italiens krönenden Ende theilgenommen und sich den Dank des Vaterlandes erworben. Nachdem der Feldmarschall auf die wiederhohlte Bitte des Podestà von Mailand am 6. August an der Spitze des 2. Armeecorps in die Stadt eingerückt, „übergab er," wie es in der officiellen Darstellung der Kriegsereignisse heißt, „die Sorge für selbe dem kraftvollen für Mailand ernannten Gouverneur Feldmarschall-Lieutenant Fürst Felix Schwarzenberg." (In anderen Quellen finden wir keine hierauf Be-

zug nehmenden näheren Andeutungen, müssen demnach auch die obige authentische Angabe für maßgebend erachten. In späterer Zeit erscheint F.-M.-Lt. Fürst Carl zu Schwarzenberg, der mit seinem jüngeren Bruder Edmund, damals General-Major, einen so ausgezeichneten Antheil an dem ganzen italienischen Feldzuge genommen, als Civil- und Militairgouverneur von Mailand. Derselbe hatte die Herzen der Mailänder so sehr für sich gewonnen, daß sein nachmaliger Abgang als Civil- und Militairgouverneur nach Siebenbürgen in Mailand schmerzlich empfunden worden.) Auf diese hier allerdings nur skizzirt dargestellte Weise hatte sich Fürst Felix Schwarzenberg an der italienischen Heerfahrt betheiligt; wohl genügend als Probe seines persönlichen Muthes, genügender noch als offenkundiger Beweis seines feurigen Patriotismus. Diejenigen aber, die von diesem seinem Antheile an den kriegerischen Ereignissen nichts weiter zu sagen wissen, als: „er habe in Italien zwei Brigaden commandirt und sei bei Goito leicht verwundet worden,“ sind entweder schlecht unterrichtet, oder ignoriren absichtlich die Wahrheit. Als der Feldmarschall nach Beendigung des Feldzugs „dem seinem dankbaren Herzen theuren Bedürfnisse Folge gab, die Namen aller Jener erneuert der Welt bekannt zu geben, welche ihm in der letzten entscheidenden Epoche des Feldzugs so würdig und tapfer und mit der ganzen Kraft ihrer Seele beigestanden hatten, der Sache des Rechts und der Redlichkeit den wohlverdienten Sieg zu erringen,“ setzte er den Namen des Fürsten Felix zu Schwarzenberg hervorragend auf die Liste der Ausgezeichneten. Das sprechendste und zugleich glänzendste Zeugniß seiner militärischen Verdienste war wohl das Marien-Theresienkreuz, dieß „höchste Zeichen kriegerischer Ehren in Oesterreich,“ wie irgendwo mit Recht bemerkt wird, das seine Brust schmückte.*) „Um was seine

*) Außer bei besonders außerordentlichen Veranlassungen sah man den Fürsten fast nie andere Ordensinsignien tragen, als das vielsagende Marien-Theresien- und das Militär-Verdienstkreuz. Mit ersterem erschien er selbst zuweilen in Civilkleidern, obgleich er in letzteren in der Regel ein völliges Incognito liebte und durch kein äußeres Abzeichen seine hohe Stellung im Leben verrieth. Wir wollen hier nicht die lange Reihe von Orden und Auszeichnungen aufzählen, deren Inhaber und Träger der

Bescheidenheit niemals angehalten haben würde," erhielt er auf Verlangen des Feldmarschalls Grafen Radeczky und in Folge Beschlusses des Ordenskapitels laut kaiserl. Entschließung vom 29. Juni 1849

Fürst gewesen, sondern beschränken uns nur auf die Bemerkung, daß, mit Ausnahme der englischen, französischen und türkischen Orden, hierunter die ersten europäischen Groß- und Ritterkreuze glänzten, begreiflichermaßen die vornehmsten Orden Oesterreichs mit eingeschlossen. Die Verleihung der meisten fiel in die Jahre 1849, 1850 und die erste Hälfte von 1851. Sowohl der Moment der Verleihung, als auch die Art und Weise derselben ist bei den meisten bezeichnend und bedeutsam. Den k. dänischen Elephantenorden erhielt der Fürst z. B. gleichzeitig und unter Einem mit dem Feldmarschall Grafen Radecky. Das Großkreuz des k. Oesterr. Franz-Josef-Ordens wurde dem Fürsten am 17. April 1850 in Anerkennung seiner Verdienste um das Kaiserhaus und um das Reich und als erneuertes Zeichen der kaiserl. Huld und Gnade zu Theil. Der Fürst wurde auch zum Kanzler dieses neugestifteten hohen Ordens ernannt. — Der königl. preußische schwarze Adlerorden schmückte ihn seit dem 25. Juni 1851. Wenige Monate vor seinem Tode, am 5. Jänner 1852, ward ihm das Großkreuz des k. Ungar. St. Stefansordens, des vornehmsten unter den kaiserl. Oesterr. Hausorden verliehen. Zur Vervollständigung seiner militärischen Ehren wollen wir noch hinzufügen, daß er mittelst kais. Patents d. d. 18. Okt. 1849 zum wirklichen Obersten und ersten Inhaber des vacanten Infanterie-Regiments Nr. 21. ernannt worden. — Der äußerst mäßige Gebrauch, den er von den äußeren Insignien seiner Verdienste und seiner hohen Würden machte, charakterisirte ihn als Mann der Einfachheit und des prunklosen Auftretens, als den er sich überhaupt bei allen Gelegenheiten zu erkennen gab. Ohne Uebertreibung konnte daher die „Ostdeutsche Post" nach des Fürsten beklagenswerthem frühen Hintritte von ihm sagen: „Ein Feind jeder pomphaften Ostentation, strebte er nie nach goldenen Schätzen und äußerte oft, daß er materielle Reichthümer nicht unter seine Wünsche zähle. Lange Zeit bewohnte er die Staatskanzlei ohne darin die geringste Veränderung vornehmen zu lassen; fast nie fuhr er im eigenen Wagen aus, sondern benutzte meist eine Miethkutsche." — Noch mehr als einer dieser charakteristischen Züge ließe sich zur Vervollständigung seines Bildes hinzufügen. Wir kommen übrigens auf diesen Punkt bei der allgemeinen Charakterzeichnung des Fürsten später noch einmahl zurück. — Wie sehr stehen mit dieser offenkundigen Einfachheit und Fernhaltung von jeglicher Ostentation die Angaben über sein Auftreten in Dresden zur Zeit der dortigen Conferenzen, Hrn. von Manteuffel gegenüber, im Widerspruche. Nur wer da nicht weiß, daß es mit diesen pikanten Zeitungsanekdoten von Seite einer gewissen Partei darauf abgesehen war, den preußischen Minister in Schatten zu stellen und auch in gesellschaftlicher Beziehung zu beschämen, läßt sich von dieser glänzenden Schilderung des luxuriösen und gewissermaßen sybaritischen Prunkes des Fürsten blenden und glaubt ebenso bereitwillig an den diogenesartig eingerichteten Haushalt des preußischen Repräsentanten. Ebenso wenig als der Fürst etwas seiner Stellung und seinem Range vergab, ohne lukullisch zu prunken, ebenso wenig wird Hr. von Manteuffel vergessen haben, was er den Verhältnissen schuldig war. —

aus den Händen des ritterlichen Monarchen. Mit nicht minder gerechtem Stolze trug der Fürst das von dem jetzt regierenden Kaiser für militärische Verdienste eigens gestiftete Militärverdienstkreuz (dem Fürsten verliehen mittelst allerh. Befehlschreibens vom 24. April 1850). In dem vom Feldmarschall aus dem Hauptquartier Verona am 11. Juli 1850 bekannt gegebenen und den ruhmgekrönten Feldherrn würdig charakterisirenden Armeebefehl wird der Fürst an der Spitze desselben neben Sr. K. H. dem Erzherzoge Ernst, F.-M.-L. Carl von Schönhals und F.-M.-L. Carl Baron Culoz als Empfänger der oben erwähnten Auszeichnung genannt. Und wie warm und edel drückt sich der greise Feldherr wenige Tage nach der Verkündigung jenes Armeebefehls in einem besonderen Schreiben an den Fürsten aus! Dasselbe lautet: „Eure Durchlaucht! Um mich der Verpflichtung für die ausgezeichneten Dienste, welche Sie unter meinen Befehlen geleistet, doch nur zum Theil zu entledigen, überreiche ich Ihnen, mein hochverehrter Freund, mitfolgend das Militär-Verdienstkreuz, welches des Kaisers Gnade Ihnen auf meine Bitte verliehen. Möge dieß Kreuz recht lange Ihre Brust zieren! — Mit diesem innigen Wunsche und dem Ausdrucke meiner unbegrenzten Hochachtung: Radeczky" m. p. — Dieser innig-wohlgemeinte Wunsch war nun leider allerdings nicht in Erfüllung gegangen, aber er charakterisirte ebenso sehr den Briefsteller, als er den Empfänger ehrte. Ein auszeichnenderes Absolutorium über das auf dem Felde der Ehre Vollbrachte hätte der Fürst selbst nicht wünschen können.

Bekanntlich wurde am 9. August nach der Einnahme von Mailand im Hauptquartiere des Feldmarschalls zum Behufe der Friedensunterhandlungen eine auf sechs Wochen lautende Waffenstillstandsconvention mit Carl Albert von Sardinien abgeschlossen. Da der Fürst von seiner Wunde noch immer nicht völlig hergestellt war, so benutzte er die sich jetzt darbietende günstige Gelegenheit zu einer Erholungsfrist mit Urlaub. Letzterer wurde ihm gewährt, leider sollte er ihn aber nur sehr kurze Zeit genießen, so wie er denn überhaupt der letzte gewesen, dessen er sich zu erfreuen hatte. Schwere Zeiten

lagen hinter ihm, aber noch müchereichere und drückendere sollten kommen. Seine Urlaubsreise führte ihn nach Wien, und schon nach kurzem Aufenthalte sollte er Augenzeuge jenes unseligen Tages werden, dessen Schreckensscenen nicht nur das Signal eines wirrnißvollen Zustandes wurden, wie ihn die Kaiserstadt seit Jahrhunderten nicht gesehen, sondern auch die blutige Parole des entfesselten Bürgerkrieges und eines erbitterten Kampfes der Nationalitäten Oesterreich's, der mit dem Zerfalle der Monarchie drohte und nur durch das allmächtige Walten der göttlichen Vorsehung in sein Gegentheil umschlug, zumal es die letztere war, die inmitten der Nacht und des Wirrsals des Kampfes die Dynastie der Herrscher Oesterreich's den ringenden Völkern als einzigen Pharus erscheinen und Männer erstehen ließ, muthig und treu genug, um aus dem Sturme und der Finsterniß das Staatsschiff zum Lichte in den Hafen des Friedens zu steuern. Zu der Zahl dieser beherzten und zuverlässigen Männer gehörte auch Fürst Felix zu Schwarzenberg. Was dieser an dem oben bezeichneten Tage empfunden, wie viel seine von Abscheu und Entrüstung bestürmte Seele gelitten, es ist uns nicht bekannt; so viel aber ist gewiß, daß das Gedränge der äußeren Eindrücke und die Gewalt der Affekte weder die klare Besonnenheit seines Geistes trübten noch seine Entschlußfähigkeit und die Kraft seines Willens lähmten. Von dem Augenblicke an, wo wir ihn mit unseren eigenen Augen in Feldmarschall-Lieutenants-Uniform sich in eine Miethkutsche werfen sahen, bis zu dem Momente, wo er mit den kaiserlichen Truppen in Wien's wieder eingenommene Mauern einzog und das Reichstagslokal militärisch besetzen ließ, und von da an bis zum 21. November, dem Auferstehungstage des Ministeriums Schwarzenberg, und bis zur Publikation des berühmten Programms dieses Ministeriums: welche Fülle von entscheidenden Ereignissen! welche bedeutsamen Uebergänge und endlich welch' ein unverkennbarer Anbruch einer neuen Zukunft und maßgebenden Wendung der Dinge! — Ueber die meisten Details der damaligen Begebnisse und des unmittelbaren Antheils des Fürsten an denselben liegt noch zum Theile der

Schleyer des Geheimnisses, den wir uns nicht berufen fühlen zu lüften, so lange dieß nicht von Personen geschieht, die den Ereignissen näher standen und denen ein Wort des Aufschlusses, oder wenigstens ein andeutender Wink zusteht; aber mehr als unzweifelhaft ist die ernstliche Beschäftigung des Fürsten mit dem Gedanken an die Rettung des unglücklichen Grafen Latour, ja selbst ein thatsächlicher, nur an dem Wirrsal der militärischen Ordres und Contreordres jenes schicksalsvollen Tages, oder an einem sonstigen Hindernisse gescheiterter Versuch dazu, *) das Erscheinen des Fürsten auf dem Lagerplatze der Wiener Garnisonstruppen vor dem Schottenthore im Interesse zu ergreifender energischer Maßregeln (es war leider zu spät und der rechte Augenblick in Folge der friedlich lautenden Befehle des unglücklichen Kriegsministers versäumt,) so wie dortselbst die erste Begegnung des Fürsten mit dem, soeben erst den mörderischen Händen des Pöbels glücklich entronnenen Minister Dr. Alexander Bach; **) ferner die unter Mitwirkung, wenn nicht auf Veranlassung des Fürsten stattgefundene Concentrirung der von den aufgeregten Massen bedrohten Wiener Garnisonstruppen im Schwarzenberg'schen Gartenpalais auf dem Rennwege (welches aber dadurch freilich allen möglichen Wechselfällen preisgegeben ward), als dem geeignetsten strategischen Punkte, so wie die Anwesenheit des Fürsten in dem unmittelbar hierauf von den Truppen bezogenen Lager von Inzersdorf in der Nähe von Wien und die Theilnahme an den einleitenden Schritten zur Einschließung und Belagerung von Wien.

---

*) Man erzählt, der Fürst habe an der Spitze einer kleinen Truppenabtheilung den Versuch gemacht dem von wüthenden Pöbelmassen bedrohten Kriegsminister zu Hülfe zu kommen und sei, durch das Carolinenthor einrückend, bereits zum Kriegsministerialgebäude am Hofe unterwegs gewesen, als er (wir wissen nicht auf wessen Veranlassung) von seinem Vorhaben wieder abstehen mußte.

**) Alphonse Balleydier in seinem kürzlich erschienenen Werke: „Histoire des Revolutions de L'Empire d'Autriche, Années 1848 et 1849" erwähnt ausdrücklich jener Begegnung, so wie er denn überhaupt einige weniger bekannte, ihm, wie es scheint, aus guter Quelle zugekommene Details im Verlaufe seines Werkes mitthe il Balleydier war im Interesse des letzteren persönlich in Wien und scheint confidentielle Mittheilungen erhalten zu haben.

Unzweifelhaft ferner ist das Hinauseilen des Fürsten nach dem kaiserl. Lustschlosse Schönbrunn, sobald er die Tragweite der Ereignisse in Wien am 6. Oktober ermessen, und die dortige Veranstaltung der entsprechendsten Maßregeln, denen am nächsten Tage die Abreise des kaiserl. Hofes vom genannten Lustschlosse unter möglichster Garantie der Sicherheit folgte; unzweifelhaft endlich das Verweilen des Fürsten beim Belagerungsheere während der engen Einschließung Wien's und höchstwahrscheinlich die durch ihn vermittelte stete Verbindung zwischen dem Hauptquartier vor Wien und dem kaiserl. Hoflager in Olmütz; gewiß aber sein Einzug mit den kaiserl. Truppen in Wien nach dem Falle des letzteren, so wie die Identität seiner Person mit „dem General, der" (wie der Berichterstatter der Oktoberpermanenz des Reichstags, Schuselka, in der ersten Sitzung desselben am 22. November 1848 zu Kremsier beschwerlich referirte, „den Befehl gab, ohne denselben dem Hause mitzutheilen (!), die Zugänge des letzteren zu schließen, wodurch die Sitzung" (des Rumpfparlaments) „eine geheime blieb." — Dies ungefähr sind die Momente der Thätigkeit des Fürsten während der Wiener Oktoberiliade, deren klägliche Katastrophe den einheimischen und fremden Revolutionsmatadoren den Wehruf abnöthigte: „Fueramus Pergama quondam!" An den tiefer Eingeweihten wird es seyn, die ihnen genauer bekannten Spezialitäten der damaligen Wirksamkeit des Fürsten aufzuzeichnen und dieselben dem künftigen, noch heller sehenden Biographen und Plutarch der großen Männer aus jener Zeit zu Gute kommen zu lassen.

Weit entfernt das Ende des Drama's zu seyn, dessen Vorspiel bereits im allgemein glorificirten März 1848 begonnen, bildete der Fall von Wien nur den ersten Akt, die Exposition desselben, nur den Anfang vom Ende. Angesichts der noch in Aussicht stehenden Gefahren und imminenten Kämpfe, Angesichts des jetzt erst zu vollbringenden Rettungswerkes, war es hoch an der Zeit, sich nach den Männern umzusehen, die mit Muth und Selbstvertrauen und mit ebenso viel Kraft als Besonnenheit, mit Ausdauer und aufopferungsfähiger, selbstsuchtloser Vaterlandsliebe ausgerüstet, sich der schwie-

rigen Aufgabe unterzögen, das rings umdrohte Staatsschiff mit fester und sicherer Hand mitten durch die Stürme und Brandung der Zeit, zwischen Klippen und Untiefen hindurch zu steuern, sich weder von dem brausenden Orkane einerseits erschrecken, noch von den Sirenenklängen andererseits verlocken zu lassen und nur auf den zum Ziele leitenden Compaß, den damals so viele politische Steuermänner aus den Augen verloren, zu achten. Es galt, den vom Grunde aus erschütterten und vom völligen Einsturze bedrohten Staat eben wieder vom Grunde aus neu aufzubauen, mit dem Schwerte in der einen und der Kelle in der anderen Hand, nicht anders, wie einst Jerusalem wieder aufgebaut worden; es galt in Gemeinschaft mit den treu befundenen Palladinen des Thrones die Selbsteroberung des eigenen Reiches, „die," wie irgendwo richtig bemerkt worden, „seit zwei Jahrhunderten erste Aufgabe des Hauses Habsburg." Da fiel das Auge der Suchenden auf die sich nicht hervordrängende, gleichwohl aber doch hervorragende Gestalt des Fürsten Felix zu Schwarzenberg, man dachte an Neapel, an Curtatone und Goito, man erinnerte sich vor allem Anderen an Inspruck und an das gerettete Italien. Anfangs November wurde der Fürst an das kaiserl. Hoflager nach Olmütz berufen. Nur Wenige ahnten vielleicht im ersten Augenblicke die richtige Bedeutung dieser Berufung, Viele folgten mit ihren befangenen Blicken wohl nicht einmahl dem Fürsten dahin; den Aufmerksamen aber war dieser entscheidende Moment nicht entgangen und manche beklommene patriotische Brust schöpfte freieren Athem. Einer der wärmsten Verehrer des Fürsten und später in vielen Beziehungen dessen bewährter Vertrauensmann wagte es bereits damals dem Fürsten zu nahen und mit seinen Hoffnungen auf die Bildung eines Ministeriums Schwarzenberg nicht zurückzuhalten. Der Fürst sah den Mann mit vielsagender Miene an und frug nach längerem, bedeutsamen Schweigen bloß: „Woher wissen Sie das?" — „Aus der Eingebung meines eigenen Innern, von der Stimme, die da ruft in unserer bitteren Noth: ‚Exoriatur aliquis!' Ja noch mehr, ich möchte Euer Durchlaucht im Namen unseres großen Gesammtvater-

landes beschwören, den Wink des Geschickes nicht unbeachtet zu lassen und nicht abzulehnen, sondern anzunehmen. Die gerettete Monarchie wird es Ihnen mit ewigem Danke lohnen und, obgleich ich mich nie auf's Prophezeien verlegt, so wage ich doch vorauszusagen: binnen zwei Jahren sehen Sie Oesterreich huldigend zu Ihren Füßen." Der Fürst sah den feurigen Sprecher mit wohlwollendem Lächeln an, reichte ihm die Hand und brach mit der Bemerkung die Unterhaltung ab: „In zwei Jahren werde ich Sie an Ihre Prophezeiung erinnern." — Der patriotische Augur hatte richtig gesehen; sein begeisterter Wahrspruch ging binnen zwei Jahren richtig in Erfüllung. — Der 24. November*) verkündete der weniger überraschten, als vielmehr aufmerksam lauschenden Welt: der Fürst habe angenommen, das Ministerium Schwarzenberg sei in's Leben getreten. Einer ähnlichen Combination in der obersten Regierungssphäre waren wohl längst Gerüchte und Vermuthungen vorangegangen. Auf ein Ministerium Stadion hatten die Freunde der gesetzlichen Ordnung und bürgerlichen Ruhe längst gehofft, so wie ein solches von den Bekennern des Gegentheils und deren Proselyten, überhaupt von der ganzen Masse der Radikalen perhorrescirt und als Schreckbild der leibhaftigen Reaktion war an die Wand gemalt worden. Man muß gestehen, die Bösen haben trotz ihrer Verkehrtheit in allem Uebrigen dennoch in Ansehung alles Antipathischen eine richtige Witterung. Das Ministerium Stadion mit einem bedeutend potenzirten Zusatze sollte ihnen nicht erspart bleiben. Ein Blick auf die neue Ministerliste, an deren Spitze Fürst Felix Schwarzenberg als Ministerpräsident, Minister des kaiserl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten stand, zeigte, daß er weder jener Triester Begegnung im April 1848 vergessen, noch sonst unterlassen, sich mit Collegen zu umgeben, wie er es mit kluger Diagnose der Zeit und den Umständen angemessen gefunden. In Oesterreich fühlte man dieß alsbald heraus und auch außerhalb desselben verkannten beson-

*) Uebrigens war bereits am 21. Nov. die Bildung des Ministeriums Schwarzenberg durch telegraphische Depesche in Wien bekannt geworden.

nene Stimmen keineswegs die Physiognomie dieses, „die tüchtigsten Elemente der alten und neuen Schule verbindenden, die Bedürfnisse der Zeit, aber auch die ewigen Forderungen eines kräftigen Staates, der das Bedürfniß aller Zeit ist, erkennenden Ministeriums." *) Den zähneknirschenden Leidträgern um die zu Grabe gegangenen Oktobererrungenschaften erschien das Bild dieses Ministeriums allerdings im Hohlspiegel leidenschaftlicher Verzerrung. Diesem carikirenden Reflex zufolge, **) war Fürst Schwarzenberg „schon seit der Märzbewegung als Mittelpunkt (!) der contrerevolutionären Aristokratie verschrieen und gefürchtet; er war stets ein getreuer Anhänger Metternich's und von diesem seiner Zeit zu dem wichtigsten Posten des Gesandten am russischen Hofe auserkoren;" — „Stadion war derselbe, der an der Spitze jener vierzig Deputirten aus Galizien gekommen und lange Zeit von den Märzerrungenschaften, in seiner Stellung als Gouverneur Galiziens, nichts wissen wollte;" „Finanzminister Kraus ist durch sein Thun" („zwitterhaftes Benehmen," wie anderorten bemerkt wird) „bestimmt genug gezeichnet;" — „Bach aber dadurch charakterisirt, daß er in dem Programm des Ministeriums Doblhoff sich als «volksthümlich constitutioneller Minister» präsentirte und nach und nach so weit zurückging, daß er die verantwortliche Justiz-Ministerstelle übernahm, während Windischgräz in Wien seinen eigenen Gerichtshof hatte;" „Generalmajor Freiherr von Cordon, vom F.-M. Fürsten von Windischgräz beim Einrücken in Wien zum Stadtcommandanten ernannt, erschien nur als Stellvertreter des Feldmarschalls im Ministerium und daher nur als williger Subalterner des Letzteren;" „Ritter von Bruck, Preuße von Geburt, früher preußischer Officier, Kaufmann, dann in Diensten des Oesterr. Lloyd in Triest, hat sich durch commerzielle Geschicklichkeit aufgeschwungen" (also doch eine Concession!), „bis er sogar in diplomatisches Vertrauen gezogen wurde." — „Der Minister für Landes-

---

*) S. „das Jahr 1848" von Friedrich Bülau, ordentl. Professor der Staats- und Kammeralwissenschaften an der Universität zu Leipzig. (Aus dem Jahrgange 1849 der „Neuen Jahrbücher für Geschichte und Politik.") p. 44.

**) S. Nordstein's „Geschichte der Wiener Revolution," 4. Buch, p. 391 u. ff.

cultur und Bergwesen war von jeher der allergewöhnlichste Mensch, politisch null, saß im Centrum des Reichstags" (wäre links ein würdigerer Platz gewesen?) u. s. w. „Man möge erwägen, welche Hoffnungen dieses und das frühere Ministerium bei seinem Antritte erweckte." — Es bedarf wohl nicht erst der Bemerkung, daß dieses pamphletartige Zerrbild nicht sowohl die Portraite der Novemberminister, als vielmehr den Midaskopf des gnomenhaften Schleppträgers der Revolution zurückspiegelt und daß sich aus dieser häßlich grinsenden Fratze alle bösen Leidenschaften eines Kaliban von anno 1848 herauslesen lassen. So wagt ein Schildknappe der Wiener Revolution noch im Jahre 1850 (sein berüchtigtes Buch ist im genannten Jahre erschienen) ein Ministerium zu schildern, das bereits damals einen Theil seiner rettenden Thaten vollbracht, Oesterreich dem Verfalle entrissen, mit bewunderungswürdig rastloser Thätigkeit am inneren Ausbaue schuf, nach Außen hin neue Erfolge vorbereitete und auf dessen hervorragendste Männer bereits das Ausland mit ehrenvoller Achtung blickte. Es ist dasselbe Ministerium, von welchem ein, deutsche Zustände und Verhältnisse mit seltener Aufmerksamkeit verfolgender Franzose*) sagt: „Den Männern dieses Ministeriums war es vorbehalten, nicht sowohl dieses oder jenes Regierungssystem, sondern die Idee einer Regierung überhaupt in Oesterreich zur Geltung zu bringen. — An ihrer Spitze steht Fürst Schwarzenberg, der festen Blicks die im Gefolge der Revolution hereinbrechenden Gefahren stets im Auge behielt und frühzeitig die Aufgabe erkannte, welche die Jetztzeit dem wiedergeborenen Oesterreich stellte. Die Schwierigkeiten des hohen Amtes, mit dem sein Monarch ihn betraute, hat er keinen Augenblick mißverstanden und auch die Mittel, ihnen zu begegnen, rechtzeitig aufgefunden; daß dem so war und blieb, zeigte das denkwürdige Programm, in welchem sich das unbedingte Streben aussprach, die Integrität des Oesterr. Kaiserstaates, die Rechte desselben, so wie die seiner Bürger

*) Taillandier, der geistreiche französische Kritiker, in seiner Schilderung der vor- und nachmärzlichen geistigen Zustände Oesterreichs in der „Revue des deux mondes."

kräftigst gegen jede feindliche Eventualität zu wahren. — Ein gleicher Geist beseelt die Collegen dieses Mannes, deren nimmermüde, schaffende Thätigkeit bereits so viel des Guten und Ersprießlichen zu erzeugen, zu fördern und zu befestigen wußte." — Es ist dasselbe Ministerium, das mit offenem Visire, kenntlich für Freund, wie für Feind, in die Schranken trat und sich mit selbstaufopfernder Resignation einer Aufgabe unterzog, deren Riesenlast Atlasschultern bedurfte und daher auch nur durch ein festes und inniges Zusammenwirken, durch eine unerschütterliche Solidarität im Beginnen und Vollenden getragen werden konnte. Zu keiner Zeit und in keinem Staate ist denn wohl auch, dem Gesagten zufolge, irgend ein Ministerium unter den Auspicien einer bedeutsameren und den Moment richtiger charakterisirenden Devise in's Leben getreten, als das Ministerium Schwarzenberg unter dem vielsagenden Motto: „Viribus unitis!" In der That, begreift man den schicksalvollen Augenblick der Entstehung des Ministeriums in seiner unermeßlichen Wichtigkeit recht und vergißt man nicht, daß derselbe einen bereits geburtreifen, entscheidungsvollen Wendepunkt in der Geschichte Oesterreichs im Schooße trug, daß der nahende Tag des neuen, jugendlichen Herrschers mit verdoppeltem Glanze heraufleuchtete, wenn er Männer der Kraft, Weisheit und That im Rathe der Krone fand; so wird man gestehen müssen: es habe damals der „vereinten Kräfte" dringender bedurft, als in irgend einem Momente der früheren Geschichte Oesterreichs. Ein werthvolleres Vermächtniß seiner Regentensorge und Liebe hätte der scheidende Monarch am Abende seiner milden und zuletzt so prüfungsreichen Regierung Oesterreich und seinem hoffnungsvollen Nachfolger nicht hinterlassen können, als ein solches Ministerium. Daß übrigens dasselbe nebst seiner eigenen combinirten Kraft und That auch auf die vereinten Kräfte aller Guten und Redlichen im weiten Kaiserreiche zählen mußte, versteht sich von selbst; aber ebenso begreiflich ist, daß diese großösterreichisch-patriotische Gesinnungssolidarität in demselben Grade wuchs, als das Ministerium mit seinem lehrreichen und imponirenden Beispiele voran-

leuchtete von dem Augenblicke an, wo dasselbe in seinem Programme jenes feste Zusammenstehen, jene harmonische Wechselseitigkeit in den Grundsätzen, Worten und Handlungen *) proclamirte und ein kategorisches: „Einer für Alle, Alle für Einen!" als allverständliche Variante des: „Viribus unitis!" auf seine Fahne schrieb; von diesem Augenblicke an war es auch nicht mehr leicht thunlich, das Wirken des Einzelnen aus der Summe der ministeriellen Gesammtthätigkeit herauszugreifen und den individuellen Antheil an der letzteren genau abzuschätzen. Dieß nun dennoch zu versuchen, wäre wohl demnach ein ziemlich überflüssiges Beginnen, wenigstens in Betreff aller Fragen der inneren Politik. Anders verhält es sich allerdings mit den äußeren Angelegenheiten, die ihrer eigenthümlichen Natur nach, nur jene Fälle ausgenommen, wo dieselben mit inneren Fragen collidirten, seit jeher fast ausschließlich in der Hand des damit betrauten Ministers ruhten und seit Ende 1848 allerdings das unverkennbare Gepräge ihres Portefeuilleinhabers an sich trugen. Man wende nicht ein, der innere, ursprünglich so feste Verband des Ministeriums sei nur zu bald, und zwar zuerst durch ein unvorhergesehenes Ereigniß, dann durch Personenwechsel modificirt und gelockert worden. Ohne in den näheren Sachverhalt des letzteren eingeweiht zu seyn, möchten wir gerade denselben, insofern ihm eine Incompatibilität der Ansichten zu Grunde gelegen haben sollte, als einen Beweis mehr für die natürliche Tendenz des Ministeriums nach innerer Verdichtung ansehen. Personen wechseln, aber in den Hauptgrundsätzen mußte Einigkeit herrschen. Trat ja eine Modification in der Richtung der Principien ein, so mußte immer wieder das Gesammtministerium einhellig dafür einstehen. So wenigstens denken wir uns den Gang der Dinge, so lange der Fürst an der Spitze der Geschäfte stand, und

*) „Einig in den Grundsätzen, werden die Worte und Handlungen eines Jeden von uns der Ausdruck der Politik des Gesammtministeriums sein." Worte des ministeriellen Programms. Wenn an einem der proclamirten Grundsätze, so hielt der Fürst gewiß an diesem mit eiserner Consequenz fest und er würde gewiß eher selbst vom Schauplatze abgetreten seyn, als daran eine Aenderung gestattet haben. Vielleicht lassen sich dadurch manche Vorkommnisse erklären. —

nach seinem Tode trat ein erhabener Garant für jene grundsätzliche Solidarität ein — der Monarch selbst. Jenen successiven Personenwechsel betreffend, so sind wir vollkommen überzeugt, daß dem Zurücktretenden, oder in andere Sphären Uebergehenden die persönliche Achtung des Fürsten folgte;*) denn wenn irgend Jemand, so wußte er geistige Begabung, thätige Kraft und Berufstreue und vor allem Charakter zu schätzen. Als Ministerpräsident mußte er aber dem unverletzlichen Grundsatze: „Unwandelbare Uebereinstimmung," jede

*) Von den ursprünglichen Mitgliedern des Novemberministeriums ist bekanntlich Hr. von Bruck nachgerade aus dem Cabinete geschieden. Welches auch immer die Gründe dieses Rücktrittes gewesen seyn mögen, sie konnten die Anerkennung nicht vermindern, die der Fürst am wenigsten der genialen Kraft und dem schwungvollen Unternehmungsgeiste versagte. Was in den ersten Jahren des Ministeriums Schwarzenberg nach Innen und Außen Großes geschaffen oder angebahnt worden, immer wird der Name Bruck damit in ehrenvoller Verbindung stehen. Nach des Grafen von Stadion Erkrankung und Dr. Bach's Uebertritt in das Ministerium des Innern hatte Hr. von Schmerling das Portefeuille der Justiz übernommen. Geschäftskenntniß, Gesinnungstüchtigkeit und Festigkeit des Charakters wird diesem Staatsmanne kaum Jemand absprechen können. Er hatte sich in diesen Beziehungen schon als Reichsminister unter schwierigen Verhältnissen bewährt, und nur tadelnswerthe Vergeßlichkeit könnte übersehen, daß derselbe bereits bei den Wahlen zum Frankfurter Parlamente sich dahin erklärte: „Er sei vor allem Anderen Oesterreicher," eine Deklaration, die ihm von gegnerischer Seite nachmals oft vorgerückt worden. Aber gerade auf dieses Glaubensbekenntniß wußte der verewigte Fürst ein großes Gewicht zu legen. — Späterhin resignirte Hr. von Schmerling das Ministerportefeuille. — Post varios casus in den Oktobertagen, die den Freiherrn von Kraus in die kritischesten Lagen versetzten, in die nur irgend ein Minister, zumal ein Finanzminister, gerathen kann, trat derselbe in gleicher Eigenschaft in das Novemberministerium. Auf welch' dornigen Pfaden der höchste Financier Oesterreichs im Sturm und Drange der letzten Jahre zu wandeln hatte, ist bekannt, so wie nicht minder, daß sich kein Engel fand, die vielen Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. In den kaiserl. Reichsrath, wohin Hrn. von Kraus das Vertrauen seines Monarchen berufen, hat derselbe eine gewiß seltene Geschäftspraxis, ausgebreitete Kenntniß des Staatsorganismus und eine Arbeitsausdauer mitgebracht, die von Allen gerühmt wird, die die Persönlichkeit des unermüdlichen Mannes näher kennen. — Von einem traurigen Geschicke wurde der tüchtige, gewandte, geistvoll-rührige, gesinnungstreue und schon vor dem März 1848 als hoher Staatsbeamter ausgezeichnete Graf Stadion ereilt. Wie so manchen Anderen hat ihn das Sturmjahr 1848, besonders aber der Reichstag, auf dem Gewissen. Die späteren Anstrengungen und geschäftlichen Aufregungen beschleunigten nur die Katastrophe. Das rasche Verbleichen seines Lebensgestirns durfte dem Fürsten als ominöse Vorbedeutung gelten. Ob er dieß wohl geahnt? —

andere Rücksicht unterordnen. — Von den Männern des November-ministeriums ist in diesem Augenblicke nur noch der Nachfolger Stadions im Ministerium des Innern, Dr. Alexander Bach, übrig und auf demselben Platze zu finden. Ihm, als dem Jüngeren, war es beschieden, vom letzten Hauche der entfliehenden Seele des Fürsten angeweht zu werden und den Engel des ewigen Friedens seinen Himmelsfittig über das Antlitz des Verblichenen breiten zu sehen. Gewiß ein unvergeßlicher Moment für Denjenigen, der einem so beklagenswerthen Verluste gegenüber ungewöhnlichen Trost in dem Bewußtseyn suchen durfte, die warme Zuneigung und aufrichtige Achtung des Hingeschiedenen besessen zu haben. Ohne Zweifel hat ihm auch dieß Bewußtseyn vor wie nach dem Tode des Fürsten genügende Entschädigung geboten sowohl für den Haß der Schlechten, als für die schwer zu gewinnende Neigung der mit dem Wandel der Zeiten nicht leicht zu Versöhnenden. War er den Einen zu rasch gestiegen, oder vielmehr verdroß es sie, auf seinen Fall allzu-lange warten zu müssen, so verzehrten sich die Anderen im stillen Ingrimm, ihn überhaupt hoch über dem Pfuhle schweben zu sehen, worin sie selber versunken waren. Nachdem es der vervehmten Schaar der enfants terribles der Revolution nicht gelungen war und auch nie gelungen seyn würde, ihn mit sich fortzureißen, so hätte man ihn doch wenigstens gar zu gerne zu einem enfant perdu des politischen Umsturzes gestempelt, die Berechtigung dazu auf Märzantecedentien und den bekannten Satz stützend: „Wer sich vom Bösen bei einem Haare fassen lasse, der sei auf ewig sein." Das aber ist gerade der Verdammungsspruch, der diese Consequenzzieher zunächst trifft und eine breite, den März 1848 vom Mai und der späteren Zeit trennende Kluft zwischen sie und den Mann legt, der den Versucher im rechten Augenblicke weit von sich weggewiesen. So viel uns bekannt, war dem späteren Minister vom ersten Augenblicke an die Aufgabe zugefallen, die durch ein Zusammentreffen von mannigfach in einander greifenden Ursachen und zusammenwirkenden Momenten erzeugte Bewegung innerhalb bestimmter Grenzen zu leiten und bemüht zu seyn,

dieselbe auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen. Maßhalten, das ist vor Allem das Kriterium des wahrhaft verständigen, innerlich geordneten und wohldenkenden Mannes. Von dem Augenblicke der über das Ziel hinauszustürmen beginnenden Bewegung an war Dr. Bach nicht unter denjenigen zu finden, die sich vor dem sogenannten „Wehen des Zeitgeistes" beugten, und der Ministersitz war für ihn zur Armensünderbank geworden denen gegenüber, die nicht übel Lust hatten, die Danton-Minosse und Marat-Rhadamanthusse der Revolution zu spielen. Man weiß, welchen Platz die Lynchjustiz des Oktobers für ihn ausersehen hatte. Damals, als sich der Minister zu dem Epitheton: „volksthümlich-constitutionell" bekannte, war dieß in Oesterreich ein loyaler, selbst in den höchsten Sphären adoptirter Titel; oder nannte sich nicht zu jener Zeit selbst der Monarch den „constitutionellen Kaiser von Oesterreich?" Das war auch damals eine Wahrheit, an der Niemand in Oesterreich zu zweifeln wagte, Jene ausgenommen, die Schlimmes im Schilde führten. Als constitutioneller Minister erscheint Dr. Alexander Bach nach dem Oktober wieder, so gut wie Fürst Schwarzenberg und die übrigen Ministercollegen; wiegt das geringer in der Wagschale, oder hat constitutionell vor dem Oktober 1848 eine andere Bedeutung, als nach dem Oktober? Fast scheint es, als ob sich die vorwurfschmiedenden Anhänger der ersteren Version bei diesem Punkte auf geheimen Hintergedanken betreten ließen. — Wir fühlen uns übrigens nicht berufen, den Apologeten eines Ministers zu spielen, den das fortdauernde Vertrauen seines Monarchen und die fortgesetzte Erfüllung der einfachen Pflicht der Vaterlandsliebe, wie wir sein Verbleiben im Amte, allen Gegnern zum Trotze, auffassen zu sollen glauben, so wie die notorische und wahrlich nicht leicht zu erwerbende Achtung des verewigten Ministerpräsidenten des Bedürfnisses einer Vertheidigung überheben. Sollte es sich aber gleichwohl um ein unparteiisches Urtheil über diesen Minister handeln, so möchten wir uns am füglichsten der Stimme eines unbetheiligten und daher auch unbefangen urtheilenden Fremden bedienen. Vielleicht gewinnen die

Worte dadurch Gewicht, daß der Sprechende ein Franzose ist. „On sait,“ sagt Balleydier in seiner Geschichte der Oesterreich'schen Revolution, *) avec quel enthusiasme rèel ou simulé, la constitution, fille bâtard des journées de mars, fut accueillie par des hommes qui avaient depensé toute leur vie au service d'une idée contraire. Mr. Bach, dont l'âme, indépendante et vierge encore aux choses politiques, n'etait liée à aucun antécédent, crut de bonnefoi que cette forme nouvelle pouvait satisfaire les intérêts de tous; mais du jour où il aperçut, derrière la constitution, l'ombre de la république attendant son heure, et, derrière le manteau de la république, l'image du communisme, de ce jour-là M. Bach, se rappelant Barnave et Mirabeau, résolut d'arrèter la révolution, dût-il se jetter sous les roues de son char; de ce jour-là il se dévoua, tête et coeur, corps et âme au salut de la société et de la monarchie. — Dès sa première apparition sur la scène politique, Alexandre Bach annonça ses tendances vers les opinions et le système que le futur ministre s'efforcera bientôt de faire prévaloir. Partisan sincère de l'autorité souveraine et de la centralisation de la monarchie autrichienne il s'est montré constamment le plus énergique adversaire de la domination magyare. **) Les idées politiques qu'il eût souvent l'occasion d'émettre, au sujet des affaires d'Hongrie, n'eûrent jamais d'autre base que la nécessité de l'unité gouvernementale et politique de la monarchie; enfin il s'opposa, avec autant d'énergie que de talent, à la suppression absolue des corvées, mesure injuste au point de vue du droit, et qui, selon

*) Histoire des révolutions de l'Empire d'Autriche, Années 1848 et 1849, par Alphonse Balleydier. Tom. II, p. 119 u. ff.

**) Mit diesem Punkte trifft analog zusammen, was anderorten über eines der Hauptverdienste des Ministers in der inneren Politik, nämlich in Betreff des Ueberganges zu einer aktiveren Rolle den Donauslaven gegenüber, gesagt wird. Es wird bei dieser Gelegenheit besonders die Annahme des Titels eines „Großwoiwoden der Serben“ von Seite des Kaisers von Oesterreich hervorgehoben und dieser Politik eine äußerst günstige Zukunft prognosticirt. Darum begrüßt auch der Schilderer der Südslaven, Hr. Neigebaur, in der Dedikation seines dießfälligen Werkes das Ministerium Bach als „Fortschritts-Ministerium.“

lui, ne pouvait être legitimée que par une indemnité acquittable par les paysans eux-mêmes. — Homme d'état habile, orateur parfait, travailleur infatigable Mr. Bach, quoique jeune encore, a trouvé, dans l'estime et la juste appréciation duparti conservateur, la récompense des nombreux services qu'il a rendus à l'ordre social; de plus, il a rencontré, dans la haine des démagogues, les honneurs que l'erreur accorde toujours à la verité. Du haut de la position hors ligne, où son talent et ses mérites l'ont élevé, il regarde passer à ses pieds le mensonge et la calomnie; il se réjouit même des attaques auxquelles il est en but, car il sait que la haine des agents du mal est toujours un titre à l'amour des gens de bien.“ So weit Balleydier, und wir wüßten diesem, wie uns dünkt, treffenden Charakterbilde nichts weiter hinzuzufügen, als etwa die Bemerkung, daß das zuletzt Ausgesprochene in der That zum Motto des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen dem Fürsten und seinem Ministercollegen geworden zu seyn scheint, eines Verhältnisses, das Zeit und Umstände in dem Grade befestigt haben, *) als die anfängliche Stellung des jungen Mannes im Novemberministerium, wie wenigstens von Einigen behauptet werden will, nicht sofort tiefere Wurzeln geschlagen haben soll. —

Wenige Tage nach dem Amtsantritte des Ministeriums — bereits am 27. November — verkündete der Ministerpräsident dem in Kremsier versammelten Reichstage das Programm der Zukunft. Der Proclamationsakt fand in derselben hochaufgeregten Reichstagssitzung statt, in welcher der Competenzstreit rücksichtlich der Oktoberprotokolle entbrannte. Die Czechenpartei stand den Germanophilen, in deren Führern zugleich der Wiener Parlamentsrumpf vom Oktober

*) Minister Dr. Bach war im Hause des Fürsten ein stets sehr gerne gesehener Gast und auch an öffentlichen Orten, wie z. B. im Theater, in der Loge des Fürsten sah man beide Staatsmänner im traulichen Gespräche. Die geistige Begabung, der vorurtheilsfreie Blick und die unermüdliche Hingebung des jüngeren Collegen in Geschäften fanden an dem Fürsten einen competenten Beurtheiler. „Zudem liebte der Fürst,“ wie Jemand aus dessen Umgebung richtig bemerkte, „Jeden von dem er sich überzeugt hielt, daß er es mit Oesterreich redlich meine.“ —

her repräsentirt war, gegenüber und diese Parteispaltung spiegelte im Kleinen den damals so sichtbar klaffenden Riß zwischen den Nationalitäten Oesterreichs im Großen zurück. Der Moment war jedenfalls ein bedeutsamer. Mit klaren, scharfbegrenzten, rückhaltlosen Worten formulirte das Programm die Aufgabe des neuen Ministeriums im Zusammenwirken mit den Vertretern des Volkes, die Aufgabe der Wiederherstellung sämmtlicher, so schwer erschütterter Grundlagen des Staates, die Regelung aller gesellschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse, überhaupt die Feststellung einer neuen Ordnung der Dinge, mit einem Worte: den Aufbau eines neuen und verjüngten, im Innern einigen, freien und erstarkten, nach Außen aber mächtigen und geachteten Oesterreich's. Offen und entschieden wurde zugleich und vor Allem die Neubildung Oesterreichs zu einem großen, einheitlichen Staatskörper verkündet. Die Aufgabe war eine herkulische, aber das Ministerium durfte sich Angesichts aller bereits bewältigten und noch zu bewältigenden Gefahren keine geringere stellen. Ernstlich darauf bedacht, „die Idee, welche ursprünglich den besseren Geistern des März vorgeschwebt, und die nur durch ein Vergreifen der Form und durch das nicht mit der nöthigen Vorsicht zurückgehaltene Eindringen anderer Elemente eine Zeit lang in dem Schwalle fremder Einflüsse zu verschwinden drohte, aus dem Schutte und dem Wirrsal der Revolution zu retten,"*) bekannte das Ministerium, „die constitutionnelle Monarchie aufrichtig und ohne Rückhalt zu wollen," es verhieß, „die Verwaltung nach den Bedürfnissen der Zeit umzuformen," es erklärte für seine Pflicht „sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, geschlagene Wunden zu lindern und so weit als möglich zu heilen," den in ihrer Freiheit bedrohten Nationalitäten sagte es offen seine Unterstützung zu, so wie es die Bekämpfung der Schreckensherrschaft einer verbrecherischen Partei mit der Gewalt der Waffen und die Wiederherstellung des Friedens verkündete. In Betreff der äußeren Verhältnisse, so deutete es zunächst den in der deut-

**) S. Dr. Meynert's „Geschichte der Ereignisse in der Oesterr. Monarchie während der Jahre 1848 und 1849" &c. p. 622 und 623.

schen Frage einzuschlagenden Weg an. Es erklärte, „nicht in der Zerreißung der Monarchie liege die Größe, nicht in ihrer Schwächung die Kräftigung Deutschlands; Oesterreichs Fortbestand in staatlicher Einheit sei ein deutsches, wie ein europäisches Bedürfniß.“ Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, wollte es der natürlichen Entwicklung des noch nicht vollendeten Umgestaltungsprocesses entgegensehen. „Erst wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt seien, werde es möglich seyn, die gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen. Bis dahin werde Oesterreich fortfahren seine Bundespflicht treulich zu erfüllen. In allen übrigen äußeren Beziehungen des Reichs werde das Ministerium die Interessen und die Würde Oesterreichs zu wahren wissen und keinerlei beirrenden Einfluß von außen auf die unabhängige Gestaltung der inneren Verhältnisse zulassen.“ — Ein Programm, wie dieses, konnte nicht verfehlen, im Allgemeinen den Eindruck der Befriedigung hervorzurufen. Indessen durfte man sich über die verschiedenartigen Motive der Acclamation nicht täuschen. Es fand den Beifall der Einen, weil sie aus demselben die beliebten Schlagworte der Zeit herausklingen zu hören vermeinten, und gefiel den Anderen, weil sie die constitutionellen Formen, dieses angebetete Idol und Palladium aller Freiheit, unversehrt aus dem Läuterungsfeuer der Prüfung hervorgehen zu sehen wähnten; und wieder Andere freuten sich, weil es doch nun wieder einen Reichstag gab, der unbehindert fortdebattiren konnte. Am meisten gerechtfertigt war wohl der Beifall Jener, die sich an der festen, entschiedenen und geraden Sprache des Ministeriums erlabten, die da erkannten, daß wieder einmahl Männer in der vollen Bedeutung des Wortes am Ruder des Staates standen, klaren Blicks, bestimmten Willens und muthig genug, die Sprache eines großen und mächtigen Reiches zu sprechen. Diesen loyalen Beifallspendern kam es weit weniger auf ein größeres oder geringeres Maß der politischen Freiheit, auf eine mehr oder minder pünktliche Erfüllung der Programmverheißung, als vielmehr darauf an, Recht, Gesetz und öffentliche Ordnung gewährleistet,

die Regierungsgewalt in sicheren Händen und die Wiedererkräftigung des Staates von seiner tiefen Erschütterung in Aussicht gestellt zu sehen. Wie groß die Zahl dieser Patrioten, wir wissen es nicht, glauben aber deren Zahl nicht gering anschlagen zu sollen. Daneben fehlte es übrigens nicht an Zweiflern und Mißtrauischen, zumal im Reichstage selbst; das verrieth sich zunächst an jenem historisch denkwürdigen Tage der Thronbesteigung Sr. Maj. des jetzt regierenden Kaisers. Als damals verschiedenen Reichstagsdeputirten die im nächsten Augenblicke bevorstehende Mittheilung eines wichtigen Ereignisses von einem bereits Unterrichteten angedeutet worden, vermutheten die Meisten nichts Anderes, als die Auflösung des Reichstags. Ihnen erschien das Ministerprogramm nur als Chimäre, als buntes Aushängeschild, um eine Weile die Aufmerksamkeit zu beschäftigen und von geheimen Maßregeln abzuziehen. Sie meinten, das Ministerium wolle nur temporisiren, um ungestört hinter dem blendenden Scheine arbeiten zu können. Sie hätten sich nachgerade überzeugen können, daß ein dreijähriges Verbergen hinter dem Scheine denn doch der Mühe nicht gelohnt haben würde, wenn man von vornherein mit anderen Planen umgegangen. Mit dieser Sorte von Skeptikern ist nicht zu rechten. — Auf einem ganz anderen Standpunkte des Zweifels standen wieder Andere, die sich mit dem Maß des Verheißenen nicht einverstanden erklären konnten und die da meinten, man werde nicht Wort halten können, weil man zu viel und mitunter Unmögliches versprochen. Uebrigens fiel es ihnen nicht ein, den redlichen Willen des Ministeriums anzuzweifeln. Dem Anscheine nach haben diese Letzteren allerdings Recht behalten, aber auch nur rücksichtlich ihrer einseitigen Auffassung des Ministerprogramms, denn, so wie die meisten anderen Interpreten, übersehen auch sie die überall auf Voraussetzungen gegründeten und an bestimmte Bedingungen geknüpften Positionen des Programms. Daher der Irrthum der sanguinischen, wie der kühleren, aber oberflächlichen Ausleger. Am unverständlichsten dünkte den Meisten der Punkt über die deutsche Frage. Man fand ihn zu unbestimmt, zu vag, und in Deutschland

warf man auch noch späterhin Oesterreich beständig vor, es biete noch immer nichts Positives. Es ist nicht einzusehen, wie im November 1848 Deutschland gegenüber, aus welchem man Oesterreich „herausparagraphiren" wollte, hätte bestimmter gesprochen werden sollen. Auf den berüchtigten Paragraph 2 der deutschen Reichsverfassung antwortete Oesterreich zuerst mit der Stimme der Entrüstung in seinen deutschen Provinzen selbst über die versuchte Zerreißung der Monarchie, in dem Ministerprogramme aber durch den Hinweis auf den Fortbestand Oesterreichs in staatlicher Einheit als auf ein deutsches wie europäisches Bedürfniß.*) Es antwortete ferner auf die fortgesetzten antiösterreichischen und zuletzt revolutionären Bestrebungen durch Abberufung seiner Deputirten aus der Paulskirche, späterhin aber auf überraschende Weise durch die Erklärung seines Gesammteintritts in Deutschland, durch den großartigen Gedanken eines gemeinsamen Zoll- und Handelsgebietes und durch das Zurückkommen auf die seiner Zeit im Frankfurter Parlamente von Oesterreichischen Deputirten angeregte, aber an den erhabenen Geistern der Paulskirche damals spurlos vorübergegangene Gründung eines mitteleuropäischen Reiches. Es antwortete endlich auch durch den Mund des Ministeriums in Kremsier klar und bündig: „nicht aufhören zu wollen, seine Bundespflichten gegen Deutschland treulich zu erfüllen." Ebenso wenig zweifelhaft konnte der Sinn der Stelle im Ministerprogramm in Betreff „der zu bestimmenden staatlichen Beziehung des verjüngten Oesterreichs zum verjüngten Deutschland" seyn, wenn man die damalige diffuse Lage Oesterreichs in's Auge faßt und nicht vergißt, daß ja die Frankfurter Verfassungsarbeit ausdrücklich der Vereinbarung mit den Regierungen vorbehalten war. Oesterreichs, so gut wie Deutschlands staatliche Zustände waren für den Augenblick

*) In diesem Hinweise auf die staatliche Totalität der Oesterr. Monarchie lag, im Zusammenhalte mit den übrigen, das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland betreffenden Stellen des Ministerprogramms, die Idee des künftigen Gesammteintrittes Oesterreichs in ein inniges Bundesverhältniß zu Deutschland vorangedeutet. Den heller Sehenden konnte dieß schon damals nicht entgehen. — Aber es war eben kein Ueberfluß von Hellsehenden vorhanden.

problematisch und im Umstaltungsprocesse begriffen, innere Konsolidirung that auf der einen, wie auf der anderen Seite noth. Bis dahin mußte das Definitivum eines neuen gegenseitigen Verhältnisses in der Schwebe bleiben, ohne daß deshalb die alten Verpflichtungen als aufgehoben zu betrachten waren. Oesterreich hielt an der Ansicht fest: wenn auch keine Bundesversammlung existire, habe darum der Bund doch nicht aufgehört. Bekanntlich verfocht Preußen die entgegengesetzte Ansicht, und daher die bitteren Consequenzen jenes diametralen Gegensatzes. Sehen wir indessen für jetzt noch von den deutschen Angelegenheiten ab; wir kommen in Kurzem auf dieses traurige Thema mit dem Motto: „Hinc illae lacrimae" wieder zurück. —

War das Programm des Ministeriums, wie sich ein neuerer Schriftsteller ausdrückt, „mehr als ein solches, war es eine That," so verdient wohl der wenige Tage später vollbrachte Akt im vollen Sinne des Wortes den Namen eines historischen Ereignisses von weitreichenden Folgen. Wir meinen den Thronentsagungsakt Sr. Maj. des Kaisers Ferdinand und die Succession des jugendlichen Herrschers Franz Josef. Viele überraschende Dinge hatten sich bis dahin seit den Märztagen zugetragen, von einer größeren Ueberraschung aber konnten die Völker Oesterreichs nicht ereilt werden, als von der Kunde des Ereignisses vom 2. Dezember 1848 im fürsterzbischöflichen Residenzschlosse zu Olmütz. Wie einst Karl V. war Ferdinand der Gütige vor der Zeit von dem Throne seiner Väter gestiegen, um der „durch den Drang der Ereignisse und durch das unverkennbare und unabweisliche Bedürfniß nach einer großen und umfassenden Umgestaltung der Staatsformen, welchem er im Monate März entgegenzukommen und die Bahn zu brechen beflissen war, in ihm festgestellten Ueberzeugung Folge zu geben, daß es jüngerer Kräfte bedürfe, um das große Werk zu fördern und einer gedeihlichen Vollendung zuzuführen." Er that diesen Schritt „nach reiflicher Ueberlegung und durchdrungen von der gebieterischen Nothwendigkeit desselben." Sowohl der resignirende, als der thronbesteigende Monarch

gaben in klaren, wohl verständlichen und bezeichnenden Worten den Völkern Oesterreichs die Motive des Geschehenen kund und der nunmehrige Träger der Krone wiederholte in kurzen, prägnanten Sätzen das Programm der Zukunft. Von diesem Augenblicke an konnte man sowohl in die letztere deutlich hineinsehen, als auch auf die Vergangenheit klaren Auges zurückblicken. Nunmehr hätte das Erstaunen dem richtigen Verständnisse weichen sollen. Nichtsdestoweniger bemächtigten sich der Parteigeist und die Conjekturalpolitik der Kannegießer des Ereignisses und beuteten es auf ihre Weise aus. Wir wollen ihnen auf dieses unkrautumwucherte Gebiet nicht folgen und jenes hochwichtige fait accompli der Oesterr. Geschichte durch dergleichen verrottete Allotria in seiner erhabenen Einfachheit nicht verunstalten. Aber wir hören die bedeutsame Frage an uns richten: „In welcher Beziehung stand der Fürst Schwarzenberg zu jener Eventualität und welchen Einfluß hat er darauf genommen?" Wir könnten vielleicht darauf antworten: Offenbar einen nicht unwesentlichen und die Bildung seines Ministeriums war eine zugleich besprochene Combination; aber wir bescheiden uns, lediglich zu erwiedern: Offenbar in der Beziehung, welche einem Premier, der zugleich Minister des kaiserl. Hauses, in solchen Fällen zukommt. Uebrigens vergleiche man das Entstehungsdatum des Ministeriums Schwarzenberg mit jenem des Thronwechsels und bemesse die zwischen beiden liegende Zeitspanne, bemerke zudem, daß der Bildungsproceß des neuen Ministeriums bereits in den Anfang des November fällt, verliere überdieß „den Drang der Ereignisse und das unverkennbare, unabweisliche Bedürfniß," worauf in dem Manifeste Kaisers Ferdinand hingedeutet ist, nicht aus den Augen, und erinnere sich, daß ein dunkles Gerücht von der Thronentsagung des Kaisers schon nach den Märztagen einen Moment lang aufgetaucht war: und man hat Prämissen zu weiteren Schlüssen zur Genüge. Die müßige Neugierde nach sogenannten „Aufschlüssen" fühlen wir uns nicht berufen zu befriedigen, selbst in dem Falle nicht, daß wir in der Lage wären, erstere zu geben. Noch stehen wir den Ereignissen zu nahe, um auf

ein unparteiisches Verständniß rechnen zu können und es ist ein Vorrecht der Geschichte, die Distanz zu bestimmen, in welcher Thatsachen und Persönlichkeiten in ihrer richtigen Proportion erscheinen. Wir wollen dieser natürlichen Entwickelung nicht vorgreifen. Vielleicht liegen auch bereits Gedenkblätter irgend eines unterrichteten Zeitgenossen im Pulte, geeignet, den Rückblick eines künftigen Geschlechtes auf Vergangenes zu orientiren.

Mit der Thronbesteigung des jugendlichen Monarchen Oesterreichs war nun der Augenblick gekommen, den nunmehrigen Wahlspruch der Regierung: „Mit vereinten Kräften" in allen Beziehungen und nach allen Richtungen zur vollen Geltung zu bringen und zur Wahrheit zu machen. Gähnend öffnete sich am Schlusse des Jahres 1848 das Thor der Zukunft und zeigte Abgründe, die ausgefüllt werden mußten, um über sie hinweg in's Freie zu gelangen und festen Boden für den neuen staatlichen Bau zu gewinnen. „Besonnen, aber entschieden vorwärts!" lautete die Devise des Ministeriums, aber um vorwärts zu kommen bedurfte es einer riesigen, rastlosen Thätigkeit des Ministeriums. Es war die Zeit gekommen, wo der Fürst fast wochenlang selten vor 5 Uhr des Morgens sich zur Ruhe begab, und wahrscheinlich schon damals den Grund zu jener Nervenzerrüttung legte, die endlich sein vorschnelles Ende herbeigeführt. Ein so schwieriger Uebergang wie jener vom Jahre 1848 zu jenem von 1849 ist wohl in Oesterreich nicht sobald erlebt worden. Im Innern ein zu bekämpfender, kühn herausfordernder Gegner, an den äußersten Marken der Monarchie ein eben erst bewältigter, und dennoch schon wieder, wie man wohl wußte, heimlich zum Angriffe rüstender Feind, auf der entgegengesetzten Seite höchst unzuverlässige, unruhige und im eigenen Hause wirrsalvolle Nachbaren, in Mitten des Reichs eine eben erst zum Gehorsam zurückgeführte, aber noch im anormalen Zustande befindliche Hauptstadt, zudem überall das schreiende Bedürfniß nach einer neuen Organisation der Dinge, nach legislativen Maßregeln und Verwirklichung der im Ministerprogramm in Aussicht gestellten administrativen Reformen, überdieß und zum Ueberflusse die

Verhältnisse zum fernen Auslande größtentheils getrübt, unsicher und schwankend, wie die dortigen Zustände selbst oder je nach der unklaren und winkelzügigen Politik und den Interessen jener Staaten. In der That hätte es der nunmehr noch hinzukommenden Conflikte mit der in Kremsier tagenden Reichsversammlung nicht bedurft, um die Situation des Ministeriums zu einer sehr dornigen und schwierigen zu machen. Schon die Debatten über die ministerielle Finanzvorlage im Dezember ließen einen ahnungsvollen Blick in die nächste Zukunft thun. Der Gemeindegesetzentwurf verunglückte vollends und ernste Zerwürfnisse drohten fühlbar herein. Zum entschiedenen Bruche führte aber erst die Diskussion über die Grundrechte mit dem an die Spitze derselben gestellten Principe der Volkssouveränität. Diese ominöse Voranstellung enthüllte mit einem Male die ganze Tragweite der reichstäglichen Tendenzen, gegen deren reißende Strömung die besseren und besonneneren Elemente im Schooße der Versammlung nichts auszurichten vermochten. Hätte sich das Ministerium dieser subversiven Thätigkeit gegenüber passiv verhalten sollen? Es hätte nur das Gesammtwohl des Staates aus den Augen setzen und das monarchische so gut wie das Einheitsprincip des Zukunftsprogramms Oesterreichs leichtsinnig preisgeben müssen. Da trat Minister Stadion energisch und entschieden in die Schranken und hob den hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Noch war es für den Reichstag Zeit einzulenken, noch waren die Würfel nicht unwiderruflich gefallen. Als aber die Versammlung zu Kremsier in ihrem Souveränitätsdünkel fortfuhr, grundrechtlichen Radicalismus zu treiben und theoretische Revolution zu machen, als sie sich nicht abhalten ließ, allem Bestehenden grundsätzlich mit der Faust in's Gesicht zu schlagen und die Herren Pinkas, Rüger, Fischof, Schuselka &c. ein welthistorisches Verdienst darein setzten diesen Akt des politischen Unverstandes mit fulminanten Philippiken und sogar mit thörichten Blasphemien zu inauguriren: da war allerdings an einen friedlichen Vergleich, an ein gütliches Compromiß nicht mehr zu denken. Der Reichstag hat sein Geschick herausgefordert und wurde denn auch von demselben

ereilt. Er ging an seiner eigenen Maßlosigkeit und seinem eigenen Unverstande zu Grunde. Das Ministerium kam in den in seinem Programme vorgesehenen Fall, die wahre Freiheit gegen eine falsche Doppelgängerin in Schutz nehmen zu müssen. Wenn von dem Reichstage noch zu Ende November 1848 gesagt worden: „er beweise, daß er die ernsten Lehren des vergangenen stürmischen Sommers zu beherzigen wisse," so lautete jetzt der Ausspruch aller Besonnenen über ihn dahin: „er sei zur gänzlichen Bedeutungslosigkeit herabgesunken, nutzlos und reich an politischer Unfähigkeit, Unwissenheit und Rohheit." Ob bei einer derartigen Qualifikation wenigstens „die Ehre des Reichstags gerettet war, selbst wenn er aufgelöst würde," wie Hr. Pinkas, ein Wort Franz I. von Frankreich mehr parodirend, als copirend, pomphaft prahlte, ist eine Frage, worauf bereits die Zeit geantwortet hat. Und der Reichstag wurde in der That, trotz der gerettet gewähnten Ehre, aufgelöst, weil er in Wahrheit aufgehört hatte, die Völker Oesterreichs zu repräsentiren und thatsächlich nichts anderes darstellte, als einen „auf Staatskosten existirenden Club," an dessen notorische Ultras sich bereits kryptogame Clubbs in Kremsier anzusetzen und im heimlichen Dunkel Agenten der ausländischen Propaganda anzuschließen anfingen. Der entscheidende Streich in der Nacht vom 6. zum 7. März 1849 durchschnitt so manche fein gesponnene Fäden. Etwas weniger Zaudern in der Ausführung der angeordneten Maßregeln von Seite einiger damit Beauftragten: und so Mancher wäre im Interesse wichtiger Geständnisse um sein Fersengeld gekommen. Man glaube übrigens nicht, der Fürst hätte sich etwa allzuschnell zur Auflösung des Reichstags entschlossen. Bereits geraume Zeit früher war er auf diese Maßregel als auf eine unausbleibliche Eventualität von eingeweihten und zuverlässigen Männern aufmerksam gemacht worden; aber er widerstand lange, bis die Nothwendigkeit mit eisernem Finger auf die 11te Stunde — unmittelbar vor der projektirten En-bloc-Annahme des Verfassungsentwurfes — hindeutete. Dann aber entschloß er sich rasch und beharrte fest, während selbst ein Graf Stadion noch in der entscheidenden

Stunde schwankend geworden zu seyn schien und — die Stimmungen einzelner Deputirten sondirend — nur auf schüchterne oder eingeschüchterte Gemüther stieß. — Von den Gegnern des Ministeriums und allen Demokraten wurde das Geschehene allerdings als ein Akt der Gewalt und Willkür verschrieen; in den Augen aller Besonnenen aber, die den Boden des Vaterlandes von den Schmarotzergewächsen der Revolution gesäubert wünschen mußten, war es eine rettende That, der erste Schritt zur endlichen Schließung der Revolution und zur Ermöglichung der Einheit des Reiches, die bei einer Verfassung mit dem Grundsatze der Volkssouveränität an der Spitze (welche chamäleontinischen Nüancen des Volkswillens hätten wohl Oesterreichs bunte Nationalitäten nachgerade geboren!) eine Chimäre geblieben wäre. Schließung der Revolution und strenge Abwehr jedes Mißbrauchs der Freiheit bei voller Gestattung eines vernünftigen Maßes derselben: darauf kam es in diesem kritischen Augenblicke an, worauf auch das kaiserl. Manifest bei diesem Anlasse mit vollem Rechte hindeutete. — Indem die Regierung den Reichstag seiner unnützen und unpraktischen Beschäftigung enthob, übernahm sie zugleich die demselben zur Lösung obgelegene Aufgabe und lud hiermit eine ungeheure Arbeitslast auf die eigenen Schultern. Um selbst nicht einen Augenblick lang tabula rasa zu lassen und sofort mit schöpferischem Beginnen hervorzutreten, wurde die octroyirte Reichsverfassung vom 4. März im Gefolge von „Grundrechten des österr. Volkes" publicirt und zugleich das Erscheinen der Verfassungen aller einzelnen Kronländer der Oesterr. Monarchie noch im Laufe von 1849 in Aussicht gestellt. In den erstgenannten Fundamentalurkunden wurde ein so reiches Maß von Freiheit gewährt, daß sich wohl selbst der Liberalste unter den Altliberalen damit zufriedenstellen konnte und daß es sogar nach manchen Seiten hin gleich anfänglich Bedenken erregte. Nur die Demokraten vom reinsten Wasser und deren Affiliirten fanden sich nicht befriedigt, vermißten sie doch an der Spitze der Grundrechte ein ihnen über Alles theures Idol, und mußten nicht die Föderalisten, Slawomanen und wie die politischen Sekten alle

hießen gewaltigen Anstoß an dem Grundpfeiler der Reichsverfassung nehmen: „Alle Kronländer bilden die freie, selbständige, untheilbare und unauflösbare Oesterr. Erbmonarchie.“ — Uebrigens merkte man dem frisch-kräftigen, ausdrucksvollen und scharf präcisirenden Tone der erwähnten Urkunde die Energie und volle Bewußtheit des Willens, die Positivität des Gedankens, die Frische, gleichwohl aber auch die Eile des Ursprungs an, dessen man auch in der Folgezeit nicht Hehl hatte. Ueber den praktischen Werth der octroyirten Charte und die Realisirbarkeit ihres Grundgedankens konnte nur die Zeit entscheiden, und sie hat auch darüber entschieden. Zu je größerer Hast man gleich anfänglich bei den ersten Schritten von den Umständen gedrängt worden, desto räthlicher war eine spätere Bedächtlichkeit bei der Durchführung des ganzen Verfassungswerkes. Glücklicherweise ließ sich auch beim besten Willen in der Sache nichts übereilen. Die persönlichen constitutionellen Ueberzeugungen des Fürsten betreffend, so haben wir bereits früher davon gesprochen; genug zur Orientirung sowohl für Freund als Feind, für Diejenigen, die ihn als Absolutisten und Reaktionär verschrieen, als auch für Jene, die, wohlwollender gesinnt, ihm einen Grad von constitutionellen Sympathien nicht absprechen zu dürfen glaubten. Als Staatsmann, und zumal als Oesterreicher, mußte er seine Ansichten und Meinungen unbedingt dem Gesichtspunkte des Staatswohls unterordnen, und er that dieß auf so eclatante Weise, daß an seinem „vollausgeprägten Oesterreicherthum“*) wohl weder Jemand zu zweifeln Ursache fand, noch auch wagen durfte. „Als Oesterreicher,“ äußerte er einst, „wäre

*) Dieses „vollausgeprägte Oesterreicherthum“ gab sich auch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten auf bezeichnende Weise zu erkennen. Einem warmen Czechophilen, der sich auf die landsmannschaftliche Parität mit dem Fürsten (der Geburtsstätte nach war der Letztere allerdings ein Böhme) viel zu Gute that und denselben für gewisse partikularistische Interessen zu gewinnen suchte, gab der Fürst den überraschenden und wohlverständlichen Bescheid: „Zuerst bin ich Oesterreicher, dann erst Böhme.“ Er hatte in Kremsier Gelegenheit gehabt, dem Werthe der czechischen Sympathien auf den Grund zu sehen. — Andererseits waren ihm die thatlosen Selbstberühmungen sogenannter Oesterr. Patrioten in der Seele zuwider. Nach dem Jahre 1848 wollte gar Mancher seinen Oesterr. Patriotismus herauskehren, den

mir jede Verfassung recht, wenn sie nur das Reich groß, mächtig und glücklich macht; aber es ist meine unerschütterliche Ueberzeugung, daß dieß nur die monarchische Verfassung mit unserem ehrwürdigen und glorreichen Herrscherhause zu thun vermag."

Dem Akte einer unerläßlichen, keineswegs aber „bedauerlichen" Selbsthülfe in Kremsier mußten aber in beflügelter Eile noch andere rettende Thaten folgen. Ueberhaupt stellten alle Zeichen dem eben angebrochenen Jahre ein ereignißschwangeres und entscheidungsvolles Prognostikon. In vielen Beziehungen sollte es nur zu wahr werden, daß dieses Jahr nur die natürlichen und nothwendigen Folgen vorangegangener Begebenheiten zu Tage fördern werde und daß von vielen Ereignissen von 1849 der Anfang im Jahre 1848 zu suchen sein werde. In Betreff des nunmehr in Ungarn zum vollen Ausbruche gelangten Kampfes ist die Wahrheit des Gesagten nur zu sehr in die Augen springend. Aber auch in Bezug auf die neuerlichen italienischen Ereignisse, den abermals von Sardinien muthwillig heraufbeschworenen Krieg und die weiteren Schilderhebungen im nördlichen und mittleren Italien leidet jene Bemerkung volle Anwendung. Wäre gleich nach dem ersten ital. Feldzuge der Friede in Turin diktirt worden und hätten die heimischen, so wie die deutschen Verwickelungen überhaupt Oesterreich mehr freie Hand gelassen, Manches wäre anders geworden. So aber mußte das Schwert zum zweiten Male gezückt werden, um eitle Wahngebilde zu zerstören und den Hochmuth zu Falle zu bringen. Wenige Tage nach der „Weghauchung der Kremsierer Wortthelden in alle vier Winde" erhob sich der greise Sieger von Custozza, wiewohl schwächer an Zahl und Macht, um eine neue Herausforderung des „Schwertes von Italien" nachdrücklich zu beantworten. Die Tage von Mortara und Novara entschieden über

---

man früher im entgegengesetzten Lager zu suchen hatte. Auf eine derartige pseudo-österr.-patriotische Berühmung erwiederte der Fürst bei einer Gelegenheit lakonisch: „Jetzt ist es leicht Oesterreicher zu seyn." In seinen Augen hatte nur jener Oesterr. Patriotismus moralischen und praktischen Werth, der inmitten der vulkanischen Ausbrüche des Aufruhrs die Feuerprobe bestanden. —

den Ruhm Carl Alberts. Auf das zuversichtliche: „Italia farà da se" des Letzteren hatte seiner Zeit Fürst Schwarzenberg in richtiger Voraussicht geantwortet: „L'Italie se perdra d'elle même." Wenn Italien in entscheidender Stunde noch vom Abgrunde zurückgerissen wurde, so ist es wenigstens nicht das Verdienst seiner Helden und republikanischen Staatsmänner. Der als hart gescholtene Waffenstillstand mit Sardinien war nur eine wohlberechtigte Sicherheitsmaßregel und der spätere Frieden (6. August 1849) hat Oesterreich nur zu seinem Rechte im strengsten Sinne des Wortes verholfen. In ihrem Minister Baron von Bruck hat die Oesterr. Regierung einen tüchtigen Friedensnegociator ausersehen. Ueberdieß fanden die Waffen Oesterreichs in Italien noch vielfältige Beschäftigung. Sie hielten Mailand in Schach, züchtigten Brescia, führten den Großherzog von Toskana und die Herzoge von Parma und Modena in ihre Staaten zurück und bereiteten die Rückkehr des Papstes nach Rom vor. (Einrücken der Oesterreicher in die Legationen, Bestrafung von Ferrara, Bologna und Ancona.)*) In Mailand wurde an die Säuberung des revolutionären Augiasstalles Hand angelegt, wobei freilich ungebetene Fremde, wie z. B. Schweizer, etwas übel wegkamen. Indessen wurde auch manch' eine weitaussehende friedliche Eroberung in Italien durch das verhaßte Oesterreich angebahnt, wie z. B. die späteren Zoll-Handels-Post-Schifffahrts- und Eisenbahnverträge, und die eigentliche Initiative zu einem „italienischen Bunde" mußte, durch eine in der That seltsame Fügung des Geschicks, eben von diesem verhaßten Oesterreich ausgehen. — Wäre das Vollbringen des bisher Geschilderten für jeden anderen Staat schon eine hinlänglich beschäftigende Aufgabe gewesen, so hatte Oesterreich gleichzeitig noch viele andere und viel schwierigere zu lösen. Galt es in

*) In Folge jener Ereignisse und als Anerkenntniß der glänzenden Verdienste des Fürsten um Wiederherstellung und Befestigung der Ordnung in Rom, so wie um Erhaltung eines innigen Einvernehmens Oesterreich's mit dem h. Stuhle, erhielt der Fürst mittelst päbstl. Breves vom 21. Juni 1849 das Großkreuz des Pius-Ordens; eine Auszeichnung, die zugleich von einem höchst schmeichelhaften Schreiben des Cardinals-Staatssekretaires Monsignor Antonelli begleitet war.

Italien übermüthige und perfide Angriffe auf sein gutes Recht abzuwehren und sich in eine Achtung gebietende Stellung zu versetzen, zudem seinen historisch berechtigten Einfluß zu wahren, so kam es in Ungarn darauf an, nicht nur einen kostbaren und alle Segnungen der Zukunft verheißenden Bestandtheil des Oesterr. Gesammtstaates in unauflöslichem Verbande mit demselben zu erhalten,*) sondern auch ein großes und kräftereiches Land, eine wahre Völkerwiege, vor den Folgen einer kaum begreiflichen Bethörung zu bewahren und vom sicheren Verderben zu retten. Hier war mit der geschichtlich gebotenen Lösung der Aufgabe des Oesterr. Herrscherhauses, nämlich mit der „Selbsteroberung des eigenen Reiches," zunächst der Anfang zu machen, und dem neuen, seine große Mission ebenso ernst als feurig auffassenden Monarchen Oesterreichs war es vorbehalten die Initiative dieses folgewichtigen Werkes zu ergreifen. Gerade darin, daß nach seiner Thronbesteigung jede Brücke friedlicher Verständigung von Seite Ungarns abgebrochen worden und der Kampf unvermeidlich ward, schien ein Wink der Vorsehung zu liegen, den Moment nicht zu versäumen und muthig Hand an's bedeutsame Werk zu legen. — Und er ward verstanden, vom jugendlichen Herrscher, wie von seinen treuen Räthen. „Aber," wirft man ein, „Oesterreich hat dabei seine Kräfte überschätzt und vermochte ohne fremde Hülfe jene Aufgabe nicht zu lösen. Das aber hat ihm schwere moralische Nachtheile gebracht, die es erst in der Zukunft schwer empfinden wird. Indem es

---

*) Sehr richtig bemerkt Prof. Bülau in seinen politischen Betrachtungen zum Jahre 1849 in Betreff Ungarns: „Ungarn ist im kleineren Maßstabe das Spiegelbild des Gesammtstaates. Es wird, in Folge seiner Unterwerfung, fester an letzteren gezogen, nutzbarer für ihn gemacht, es wird aber auch Reformen ein Zugang eröffnet werden, welche die unermeßlichen Kräfte dieses reichen Landes erst recht zum Leben rufen werden. Dabei wird man auch hier eine Gleichberechtigung der Nationalitäten durchzuführen und die Leitung des Gleichgewichts in den Händen des deutschen Princips im Gesammtstaate zu sichern haben." (S. p. 42 der angezogenen Schrift.) Ueberhaupt enthält die letztere viel treffende Wahrheiten hinsichtlich des innigsten Verbundenseyns der Oesterr. Ländermacht als europäische Nothwendigkeit. Das in Betreff Ungarns Gesagte hat die Gegenwart bereits zum großen Theile gerechtfertigt. —

die Unterstützung Rußlands anrief, hat es seine Schwäche offenkundig gemacht und die Achillesferse der Welt gezeigt. Der Glaube an seine Macht und der Respekt vor derselben ist bei den Völkern des Ostens verloren, in demselben Grade aber das Ansehen des weit gebietenden Slavenkaisers, der sich nun an der verwundbarsten Stelle des Abendlandes ein Siegesthor gebaut, bei allen Slavenstämmen gestiegen. Oesterreich hat eine Dankesschuld auf sich geladen und sich zu Verpflichtungen herbeilassen müssen, die es schwer drücken und seine Hände in Betreff wichtiger Interessenfragen von europäischem Belange (wie z. B. die Donau- und die orientalische Frage) gebunden, sich dem allmächtigen Willen des Czaren überliefernd. Es hat geheime Stipulationen eingegangen" (wie z. B. erst kürzlich die Revue des deux mondes mit mysteriöser Miene berichtete), „deren Tragweite man noch gar nicht kennt, und als ziemlich ausgemacht kann angenommen werden, daß Oesterreich in Betreff seiner inneren Verfassungsfrage Rußland hat Garantien bieten und sich, so zu sagen, der russischen Vormundschaft unterwerfen müssen. Fürst Schwarzenberg, der mit dem Minister Bach für die russische Intervention gestimmt, während die jungen Generale und Graf Stadion, der endlich wahnsinnig geworden,*) opponirten, hat da einen argen poli-

*) Doch wohl nicht über die russische Intervention? Wenn man zu sagen pflegt: „Wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren," so ließe sich andererseits gar wohl sagen: Es stände traurig um den menschlichen Verstand, wenn man ihn über gewisse Dinge verlöre. Ueber den Einmarsch der Russen hat wenigstens Graf Stadion den Verstand nicht verloren, weit eher über den Oesterr. Reichstag und dessen Antecedentien und Consequenzen. Uebermäßige Anstrengungen und die Aufregungen der Märzkrisis 1849 könnten, bei großer nervöser Reitzbarkeit, allenfalls ein solches Ereigniß herbeigeführt oder vorbereitet haben. Uebrigens, wer kennt die geheimnißvolle Nachtseite der menschlichen Natur tief genug, um sich über die innersten Katastrophen des Gemüts- und Geisteslebens ein unbedingtes Urtheil anzumaßen! — In Betreff der Russenberufung haben die unerschöpflichen Viel- und Allesbesserwisser noch einen andern geheimen Grund in Bereitschaft: „Die Aristokratenpartei wollte nach der Abberufung des Fürsten von Windischgräz wieder einen hocharistokratischen Anführer an der Spitze der Armee, damit kein mindereres Haus zur Ehre des Sieges käme, und dann erblickte man in den Russen gewissermaßen die Träger des conservativen Princips." Dieß soll wenigstens unter den Südslawen die vorherrschende Ansicht gewesen seyn, wie der bekannte

tischen Faux pas gemacht, dieß auch später selbst eingesehen und überhaupt Zweierlei in seiner Ministercarrière bedauert: die Berufung der Russen und die Aussöhnung mit Preußen. Dieß sei auch dem Kaiser von Rußland nicht unbekannt geblieben, und darum habe er über den Fürsten geäußert: Er sei der Pendant von Palmerston." U. dgl. m. — Es gebricht uns in der That an Raum zur weiteren Mittheilung solcher und ähnlicher Anekdoten, so wie zur erschöpfenden Widerlegung von Niaiserien, die über ein Kleines der gänzlichen Vergessenheit anheimgefallen seyn werden. Mögen sich mit dergleichen Salbadereien Memoirenschreiber „aus Unterhaltung" oder von Profession befassen, die mit gierigem Behagen die posthume Revolutionsliteratur des exilirten Ungarns (Klapka, Therese Pulsky, Max Schlesinger, Lapinsky u. A.) als merkwürdige Fundgrube ausbeuten. Der ernstere Forscher wird sich an zuverlässigere Führer, an geschichtliche Belege oder an solche Publicisten halten, die mit richtiger Sachkenntniß und competentem Urtheil auch ehrenhafte Gesinnung und gewissenhafte Erwägung verbinden. Er wird zunächst die officiellen Kundgebungen der Oesterr. Regierung selbst über den Einmarsch des russischen Hülfsheeres und die Erklärung des Kaisers Nikolaus an die Cabinette Europa's (Circulardepesche an die Reprä-

Tourist Hr. Neugebaur berichtet. Die Seltsamkeit, oder, wenn man lieber will, die Originalität des erstangeführten Grundes springt wohl von selbst in die Augen, während das andere Motiv, wenn gleich nicht in dem oben gemeinten Sinne der aristokratischen Hintergedanken, allerdings d a s für sich hat, daß die russische Hülfe thatsächlich eine conservative Aufgabe bezielte. Insofern dieselbe die Oesterreich'sche Monarchie wiederherstellen und erhalten helfen, zur raschen und energischen Realisirung der Staatseinheit beitragen sollte, hatte sie eine ausgesprochene conservative Tendenz. War dieß aber der Fall, stand Rußland Oesterreich in der Gefahr des Zerfalles bei, half es seine Stellung als europäische Großmacht conserviren und ersparte es ihm die Demüthigung, von diesem hohen Range herabsteigen zu müssen: so ist nicht abzusehen, wie Oesterreich durch diesen Beistand etwas verloren haben sollte. Rußland erhielt ja Oesterreich neben sich als ebenbürtig. Rußland bedarf Oesterreich's zwischen sich und dem gefährlichen Westen als einer Klippe, an der sich die Fluthen der Revolution brechen sollen. Wozu könnte Rußland der Fall, oder auch nur die Demüthigung Oesterreichs dienen? Aus dem Allen ist aber eben nirgends ein Abhängigkeitsverhältniß, vielmehr im Gegentheile jenes einer allianzmäßigen Reciprocität zu ersehen. —

sentanten Rußlands an den auswärtigen Höfen) in's Auge fassen und den der ungarischen Revolution dort beigelegten Charakter sammt den daraus resultirenden Gefahren prüfen. Er wird untersuchen und finden, ob das intervenirende Rußland wirklich im eigenen Interesse, wie nicht minder in jenem Europa's gehandelt. Er wird sich in der officiellen Schrift: „Der Feldzug in Ungarn und Siebenbürgen" nach den zur Rechtfertigung der Russischen Hülfe angeführten Gründen umsehen und zuletzt erkennen, daß zur möglichsten Abkürzung eines blutigen Krieges und zur Vorkehr gegen mögliche politische Wechselfälle im Innern der Monarchie und in den Nachbarstaaten die Intervention Rußlands zur unumgänglichen Nothwendigkeit ward und weder der Oesterr. Waffenehre Eintrag that, wenn gleich der finstere Groll der ungarischen Heerführer und gewisse Rivalitäten in der Hülfsarmee den wahren Sachverhalt zu trüben suchten, ohne daß indessen das persönliche Verhältniß der verbündeten Monarchen dadurch irgendwie getrübt worden wäre, noch die düsteren Prophezeiungen hinsichtlich panslawischer Sympathien u. dgl. m. in Erfüllung gehen machte. Ein ruhiger Denker wird sich freuen in dem Urtheile besonnener und unterrichteter Publicisten die Bestätigung seiner eigenen Ueberzeugung zu finden und wird in dieser Beziehung z. B. den einsichtigen Darlegungen und politischen Betrachtungen eines Bülau (s. u. A. dessen „Jahr 1849") — dieser seltenen Ausnahme unter den deutschen Professoren — Dank wissen. Volle Befriedigung werden ihm aber die wahrhaft staatsmännischen Erwägungen eines besonders competenten und tiefblickenden Publicisten, wie Graf Ficquelmont, gewähren, Erwägungen, die die Russenfurcht als das kennzeichnen, was sie wirklich war, ein künstlich heraufbeschwornes und planmäßig mißbrauchtes Gespenst, und die Eintracht Deutschlands, Oesterreichs, Preußens und Rußlands als die natürlichste Allianz der Interessen gegen die Seemächte, wodurch Deutschland allein groß werden kann, darstellen. (S. „Deutschland, Oesterreich und Preußen" vom Grafen Ficquelmont. Wien 1851. p. 71 u. ff.) Weit entfernt, das Russische Bündniß zu einem so ungeheuren politischen

Fehlgriff des Fürsten zu stempeln, wird der billige Beurtheiler darin nur ein Wiederanknüpfen an die in den letzten Jahren durch Preußens Vorgehen gelockerte Interessenpolitik*) der h. Allianz erblicken und aus eben diesem Grunde die seltsamer Weise gerade von einer preußischen Parteistimme (s. „Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit," Berlin 1851) gegen den Fürsten wegen Verletzung der traditionellen Grundsätze der h. Allianz erhobenen Vorwürfe zurückweisen, ja vielmehr dieselben Vorwürfe dem Ankläger zurückgeben, da es gerade an Preußen gewesen wäre, Oesterreich in seiner Bedrängniß beizustehen und es anderweitiger Hülfe zu überheben. Er wird sich nicht wundern, wenn Ungarische Stimmführer und Darsteller der Katastrophe Ungarns bei Villágos die Hülfe Rußlands als eine Art von Demüthigung Oesterreichs erscheinen lassen, um gleichzeitig die schließliche Waffenstreckung vor dem russischen Heerführer zu motiviren oder zu beschönigen; aber er wird ebenso wenig das Geständniß von dieser Seite übersehen, „daß das Einrücken der Russen seit dem 14. April 1849 ein unvermeidliches, vorausgesehenes Fatum geworden, daß Ungarn von diesem Augenblicke an mit einem verringerten Rechte, wo nicht mit entschiedenem Unrechte auch gegen einen ungleich stärkeren Feind zu kämpfen gehabt hat" (das eben war ja das Walten der Nemesis), „daß seit jenem 14. April die russische Intervention ebenso für Oesterreich zur Nothwendigkeit, wie für Ungarn zum Verhängnisse geworden, und daß endlich seit Dembinsky's Niederlage bei Temeswar durch die Oesterreicher Ungarns Sache verloren gewesen." (S. Görgey's Memoiren.) Ob übrigens jene angebliche Reue des Fürsten über ein so unwiderrufliches Fait accompli, wie die russische Intervention, überhaupt in dem Charakter eines Staatsmannes von dem Gepräge

*) „Die Allianz Oesterreichs und Preußens mit Rußland war keine Allianz der Regierungssysteme und politischen Prinzipien, sondern eine Allianz der Interessen zwischen Staaten, die an einander grenzen und welche die Natur so gestellt hat, daß sie mit einander leben und verkehren müssen." (Graf Ficquelmont in der oben angedeuteten Schrift, p. 71.)

des Fürsten gelegen gewesen, mag jedem kundigen Beurtheiler füglich zur Entscheidung überlassen bleiben. — Ein Zusammengehen Oesterreichs mit Rußland war und blieb auch nach der Unterwerfung Ungarns von den Umständen geboten, zumahl in dem fatalen Streithandel mit der Türkei wegen der Ungarischen Flüchtlingsfrage, in welche sich England unberufener Weise einzumischen für gut fand und die Differenz mit der Pforte bis zum Abbruche des diplomatischen Verkehrs Oesterreichs und Rußlands mit dem Divan trieb. Ueberhaupt hatte England in diesem ärgerlichen Handel neuerdings bewiesen, daß seine auswärtige Politik in neuester Zeit einen von seinen früheren Grundsätzen verschiedenen Weg eingeschlagen, und man urtheilt über dieses Verfahren zu nachsichtig, wenn man, eingedenk der Weisheit und Fernsicht seiner älteren Staatsmänner, seinen weltausbeutenden Egoismus von Unsittlichkeit und Kurzsichtigkeit freispricht. In dieser Beziehung muß es allerdings dahin gestellt bleiben, ob Alles, was sowohl vor, als nach 1848 von englischer Seite tentirt und nachgerade in Scene gesetzt worden, auf Rechnung des „persönlichen Behagens am revolutionären Geschäfte und eines popularitätsüchtigen Kokettirens mit dem Liberalismus vulgaris von Seite eines Einzelnen" zu schreiben, oder ob im innersten Lebensmarke Englands selbst bereits irgend ein Punkt faul geworden. Bekanntlich hatte Kossuth's Aufenthalt in England und die Flüchtlingsfrage überhaupt zu einer ernstlichen Spannung mit letzterem selbst geführt, wozu denn nachgerade aus ähnlichen Gründen und wegen offen und beleidigend zur Schau getragener Sympathien mit der Ungarischen Rebellion auch noch ein Zerwürfniß mit der nordamerikanischen Regierung kam, das die endliche Abberufung des Oesterr. Geschäftsträgers zur Folge hatte. Ebenso verletzend als herausfordernd mußte besonders der schändliche Vorfall mit dem greisen und um sein Vaterland in vielfältiger Beziehung hochverdienten Feldzeugmeister Freih. von Haynau in London das Oesterr. Gefühl berühren, um so mehr, als die Vollbringer eines solchen Aktes von Brutalität — nach englischen Gesetzen — unbestraft blieben und die

Sitte der Gastfreundschaft einem ausgezeichneten Fremden gegenüber von demselben England mit Füßen getreten wurde, das seine gastfreien Arme nicht weit und offen genug der europäischen Revolutionspropaganda entgegenstrecken kann. Sowohl die Spannung mit England, als jene mit Amerika überdauerte den Fürsten und erst in neuester Zeit fing sich das Verhältniß mit England leidlicher an zu gestalten. Daß der Repräsentant der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs unter den obwaltenden Umständen weder der Ehre und Würde, noch dem guten Rechte seines Staates etwas vergab, davon geben die gewechselten Schriften*) hinlängliches Zeugniß. Freilich war es zur Zeit nur ein Notenkrieg, ein diplomatischer Kampf um völkerrechtliche Grundsätze; aber an der ganzen Attitüde, an der Kampfweise und sonstigen Merkmalen konnte man den schlagfertigen Kämpen erkennen und deutlich herausfühlen, daß es ihm weder an Muth und Energie, noch an Entschlossenheit fehlen würde, zu gelegener Zeit den Kampf auch auf einem anderen Felde auszufechten. Unter den gegebenen Verhältnissen aber war es genug, mit bezeichnendem Worte des Gegners Blößen aufgedeckt und mit scharf einschneidenden Gründen plumpe Fechterkünste zu Schanden gemacht zu haben. Diese moralische Demüthigung konnte England nicht erspart bleiben, wie sehr es sich auch „mit seinem ganzen Stolze umgürten" mochte. In Betreff des türkischen Gebahrens sah der Fürst den Tag gerechter Vergeltung kommen, und in der That, er ist nicht ausgeblieben. Wie edelmüthig hat sich aber Oesterreich gerächt! — Auch das kleine, aber ehrgeizige und in gewissen Gesellschaftsschichten gründlich durchwühlte Sardinien hat sich an Oesterreich wieder reiben

*) Irren wir nicht, so hatte sich eine unternehmende Wiener Verlagshandlung die dankenswerthe Aufgabe gestellt, die unter dem Ministerium Schwarzenberg gewechselten Staatsschriften, Noten und andere, dem diplomatischen Verkehre entsprungene Zeiturkunden zu sammeln und geordnet herauszugeben. Bis jetzt ist uns aber über die Ausführung dieses löblichen und wohl auch lohnenswerthen Vorhabens nichts weiter zu Ohren gekommen. Uebrigens begreifen wir wohl, daß eine solche Sammlung mehr Zeit und Mühe erfordert, als manch' Einem scheinen möchte. —

wollen. Da den Angriffen einer entzügelten Presse und dem herausfordernden Wortgefechte in der Deputirtenkammer nicht mit den Waffen beizukommen war, deren Schärfe der bereits zu wiederholten Malen gewitzigte Nachbar empfunden, so mußte dem schwachen Gedächtnisse des letzteren wenigstens durch eine ernste Mahnung zu Hülfe gekommen werden, nämlich durch die Erinnerung an das vertragmäßige Recht Oesterreichs auf die Besetzung einiger festen Plätze in Piemont. — Mit dem alten Widersacher und Haupturheber der revolutionären Bewegungen in Europa seit 60 Jahren — mit Frankreich — stand seit des letzteren Eintritt in die Phase nach dem stürmischen Februar 1848 Oesterreich im Allgemeinen im friedlichen Einvernehmen. Obgleich es diesen für den Augenblick beruhigten und nur von Moment zu Moment Dampfwolken ausstoßenden Revolutionskrater in Berücksichtigung der allgemeinen europäischen Lage und der deutschen Zustände insbesondere nicht aus den Augen ließ, so bewahrte es doch den äußersten Anschein der Indifferenz, allen bisherigen Vorgängen den Charakter einer lediglich inneren Angelegenheit Frankreichs beilegend. Dabei versäumte es aber weder die von der Vorsicht und Erfahrung, noch die vom eigenen und allgemeinen Interesse gebotenen Klugheitsmaßregeln, um sich von keiner Eventualität überraschen zu lassen. Zeuge dessen das rastlose Schaffen am eigenen Restaurationswerke, Beweis dafür das wieder erneuerte Bündniß mit Rußland, alle seine Bemühungen um die deutsche Einigungssache und um die Zurückführung Preußens auf die sichere Basis des alten Bundesvertrages, zugleich aber um die Belebung dieser ursprünglich guten Institution mit einem neuen, frischen, nach Innen und Außen Kraft entwickelnden Geiste. Ob das Oesterr. Cabinet den Imperialismus kommen sah? Es hieße dasselbe der Kurzsichtigkeit beschuldigen, wenn man ihm zumuthete, nicht gesehen zu haben, was alle Welt längst kommen sah. Darüber konnte es sich nicht täuschen, daß die Geschichte des laufenden Jahrhunderts in Kürze um ein fait accompli reicher seyn werde; aber darauf kam es an, in welcher Verfassung es die allenfälligen Erscheinungsmodali-

täten und möglichen Consequenzen eines neuen unabwendbaren Ereignisses erwarten werde, denn eine Erklärung, wie jene: „L'Empire c'est la paix" konnte wohl gewünscht, aber von vornherein nicht garantirt werden. Ob zwischen den nordischen Mächten, wie seiner Zeit vom Morning Chronicle behauptet worden, hinsichtlich der conditionellen Anerkennung Louis Napoleons als lebenslänglicher (nicht erblicher) Kaiser von Frankreich ein geheimer Traktat bestanden, möchte wohl, der nachmaligen Entwickelung der Dinge gegenüber, und schon der englischen Quelle wegen, zu bezweifeln seyn; auch wurde jene Angabe aus formellen Gründen für eine Journalfiktion erklärt. Zur Zeit, als über das bereits vollendet dastehende Kaiserthum viel geschrieben und disputirt worden, wurde in einer Berliner Zeitungsspalte angedeutet: Fürst Schwarzenberg habe die imperialistischen Gelüste nicht begünstigt. Bereits im März 1852 habe der Oesterr. Gesandte in Paris, Hr. v. Hübner, im allerh. Auftrage, wiewohl ohne gewünschten Erfolg, eine Unterredung in Paris gehabt, und kurz vor des Fürsten Tode sei eine größere, früher dem russischen Staatskanzler mitgetheilte Note dahin abgegangen. Eine Begünstigung imperialistischer Gelüste durfte wohl dem Oesterr. Premier auch kaum zugemuthet werden können. Andererseits wird hingegen wieder behauptet: „Der Fürst sei mit dem Präsidenten von Frankreich im besten Vernehmen gestanden. Der Oesterr. Gesandte in Paris, Hübner, des Fürsten Spezial, war zugleich Louis Napoleons Spezial und Schwarzenberg ist der Coup d'état sicherlich nicht fremd und ein sehr erwünschtes Ereigniß gewesen." Gegen dieses unbedingte „sehr erwünscht" möchte denn doch, im Hinblick auf das dadurch ganz nahgerückte Kaiserthum, Verwahrung einzulegen seyn, selbst auf die Annahme hin, es habe mit der Aeußerung Louis Napoleons: „Fürst Schwarzenberg hätte mich verstanden," seine volle Richtigkeit. Als Mann der „rettenden Thaten" in Frankreich, als Bewältiger der Revolution und Wiederhersteller der Ordnung war Louis Napoleon dem Fürsten im Interesse Europa's gewiß eine willkommene Erscheinung; aber über alle darüber weiter hinausge-

henden Gedanken, Wünsche oder Befürchtungen lassen sich wohl nur Vermuthungen aufstellen. — Im Vorbeigehen sei übrigens hier noch erwähnt, daß die in jüngster Zeit so sehr in den Vordergrund getretene Frage wegen der heiligen Stätten im Orient bereits im Jahre 1849 zwischen der französischen und österr. Regierung Gegenstand von Anfragen und Rückfragen gewesen. Fürst Schwarzenberg wünschte zuvörderst zu wissen, ob man jene Frage als religiöse oder politische auffasse? Frankreich soll darauf nicht geantwortet haben und es wurde weiterhin einzeln vorgegangen. Spiegelte sich nicht in jener distinguirenden Frage der richtige Instinkt des Oesterr. Staatsmannes? —

Das wichtigste und inhaltvollste Kapitel im politischen Leben des Fürsten — leider zugleich das imposante Schlußkapitel desselben — bildeten wohl, nebst jenem anderen der Wiederherstellung Oesterreichs, die deutschen Angelegenheiten. Genau betrachtet, lieferten dieselben den eigentlichen Stoff zur Passionsgeschichte nicht nur Deutschlands selbst, sondern vorzugsweise der Staatsmänner, denen das Loos zugefallen, diesen Stein des Sisyphus den Berg hinaufzuwälzen, der so oft gewaltig kreißte und immer nur eine klägliche Maus gebar. Es konnte nicht anders kommen, als daß jener Stein gar Manchen schwer auf das Herz fiel und manch' einen ruhmbegierigen Namen unter seiner Last begrub. Wollten wir politische Nänien schreiben, es fände sich ausreichenderer Stoff dazu. Es kann nicht unsere Aufgabe seyn, den Phasen der deutschen Frage in allen ihren labyrinthischen Verschlingungen zu folgen*) und den gordischen Knoten, zu dessen Zerhauung mit einem Alexanderschwerte es dann zuletzt beinahe gekommen wäre, vor den Blicken unserer Leser mit kunstgerechter Hand zu zerlegen; vielmehr müssen wir uns darauf beschränken, lediglich die Momente anzudeuten, wo Oesterreich sowohl im richtig verstandenen eigenen, als im deutschen Interesse selbst und künf-

*) Es sei uns erlaubt, hier wiederholt zu bemerken, daß wir von vornherein, an enge Raumgrenzen gebunden, keine Geschichte der neuesten Zeit beabsichtigen.

tige Zeiten im Auge, abwehrend in die von Stunde zu Stunde beschleunigtere Schürzung des verhängnißvollen Knotens einzugreifen bemüht war, um ein Aeußerstes zu verhüthen. Wie es mit der Auffassung der deutschen Frage im Novemberprogramm eigentlich gemeint war, haben wir bereits berührt. Es war der bündigste Protest gegen einen Ausschluß Oesterreichs von Deutschland und zugleich ein andeutender Fingerzeig in Betreff des nunmehrigen Ausgangspunktes der künftigen Politik Oesterreichs in der deutschen Sache. Wenn der letzteren in der octroyirten Märzverfassung nicht gedacht worden, so geschah dieß nur in Uebereinstimmung mit der Stelle des Ministerprogramms hinsichtlich der vorläufigen inneren Constituirung Oesterreichs und Deutschlands vor der definitiven neuen Bestimmung ihrer gegenseitigen staatlichen Beziehungen, ohne daß deßhalb die alten Verpflichtungen und Rechte als aufgehoben betrachtet werden sollten, denn zu aller Zeit hielt Oesterreich den Fortbestand des Bundes als Princip fest, wenn auch das Organ desselben, die Bundesversammlung, cessirte. Daß es mit dem Werke seines inneren Aufbaues nicht säumig war, ist bekannt; zugleich ließ es aber auch die Gestaltungen der deutschen Frage keinen Moment aus den Augen, wie dies seine verschiedenen Proteste, sein erklärtes Festhalten am deutschen Einigungsstreben (mit Zurückweisung der unpraktischen Einheitsprojekte), sein angetragener Gesammteintritt, die vorgeschlagene Kreiseintheilung mit Siebnerdirektorium,*) die Zurückberufung der Oesterr. De-

*) In jener Zeit der Auflösung und Zerfahrenheit der deutschen Zustände, die aber eben mit einer Unmasse von Organisirungs- und Neugestaltungsprojekten schwanger ging, war unter Anderen auch eine ebenso wohl gemeinte, als trefflich verfaßte Schrift über eine Dreitheilung Deutschlands („Dreistaatenbund") aufgetaucht, welche die Aufmerksamkeit des Fürsten auf sich lenkte. Irren wir nicht, so unterstützte er zum Theile die Publikation des Schriftchens, um die öffentliche Meinung zu sondiren. Eben damals fand auch ein Geschäftsmann aus Norddeutschland Gelegenheit, Zutritt beim Fürsten zu erhalten, was bei der damaligen Geschäftsüberhäufung des letzteren nicht leicht war. Nichtsdestoweniger unterhielt sich derselbe mit dem Fremden ungewöhnlich lange über die deutschen Verhältnisse und überraschte den Mann durch eine Freimüthigkeit der Aeußerungen, die denselben in ein gelindes Erstaunen versetzte. Er dürfte dessen noch wohl eingedenk seyn. —

putirten von Frankfurt u. A. bezeugen. Oesterreich verhielt sich im Verlaufe der Dinge nach Umständen bald leidend, bald activ, in der Hauptsache aber denn doch mehr auf letztere Weise innerhalb angemessener Grenzen. Wohin aber die Hyperactivität auf entgegengesetzter Seite führte, haben die verwicklungsreichen Stadien der Jahre **1849** und **1850** zunächst bewiesen. So weh es uns selbst thut, eben vernarbende Wunden unsanft zu berühren, so kann doch nicht verschwiegen werden, „daß Alles, was man damals in Preußen wollte, voll Widerspruch war. Man wollte die Vergrößerung Preußens ohne Usurpation, man wollte die Einheit des Reiches, ohne die Fürsten von ihren Thronen zu stürzen, mit einem Worte, man wollte das Unmögliche. . . Man kann nicht" (zugleich) „dasselbe wollen und nicht wollen."*) Daher die Verirrungen und Verwicklungen — hinc illae lacrimae! — Man wollte um jeden Preis etwas Neues, von dem verurtheilten Alten gänzlich Verschiedenes, das sich bald als ein in Deutschland aufgehendes Preußen, bald als ein in Preußen aufgehendes Deutschland den geblendeten und verblendeten Blicken zeigte. Man beanspruchte das Neue als ein auf Zusagen gegründetes Recht,**) gänzlich absehend von jeglicher politischer Nützlichkeit und machte die eigene Ueberzeugung von der Abgestorbenheit des Alten geltend. Leider auch von der Abgestorbenheit des alten Rechtes trotz seiner Lebensfähigkeit in angemessen umgewandelter Form und unter den Auspicien einer neu gekräftigten Executive. „Eine außerordentliche Lage der Dinge, die Gehässigkeiten der Journale, die nicht enden wollenden Ausfälle derselben, die ideologischen Neigungen phan-

*) Treffende Bemerkungen des Grafen von Ficquelmont in dessen: „Deutschland, Oesterreich und Preußen," p. 78. Wir haben uns weiter unten noch mehrere Citate aus derselben Quelle erlaubt. Wem es um eine bündige und klare Uebersicht der Ereignisse von 1849, 1850 und 1851, besonders über die deutschen Verwickelungen, zu thun ist, den möchten wir auf Prof. Bülau's wohlgemeinte Zeitbetrachtungen zu den genannten Jahren und auf dessen wohlbegründete Schrift: „Der Eintritt Gesammtösterreichs in den deutschen Bund," Leipzig 1851, verweisen. Man wird dieselben nicht ohne Nutzen lesen.

**) S. preußische Note vom 25. August 1850.

tasiereicher Staatsmänner" thaten das Ihrige. „Später schürten Ehrgeiz, persönliche Leidenschaften der Zwischenpersonen den Brand der Gefühle." Zudem hat es wohl auch nicht an ausländischen Einflüssen und Insinuationen gefehlt und, wie es scheint, haben dieselben sehr frühzeitig, besonders aber während der Oesterr. Krisis, gründlich gewühlt. Wir besitzen darüber sichere Andeutungen aus sehr zuverlässiger Quelle und vielleicht kann es dem künftigen Geschichtschreiber frommen, wenn der Schleyer ein wenig gelüftet wird. „Der Wunsch," sagt unser Gewährsmann, „Oesterreich einen Genickstreich zu versetzen, war übrigens in dem sehr ambitiösen Preußen allgemein. Man hielt Oesterreich für verloren und schickte sich an, die Situation zu benutzen. Daher die Intriguen der deutschen Kaiserkrone und später die Union, die nur eine veränderte Auflage des Kaiserreiches war. Man freute sich in den damals herrschenden Kreisen der Nachtheile Oesterreichs in Ungarn und des Wiederausbruchs des sardinischen Krieges. Nur wenige Männer waren einsichtig genug, um sich von diesen Schwindeleien frei zu erhalten. Lord P... hatte zu unserem Glücke ein wenig brauchbares Werkzeug in Berlin, denn Graf W... dachte nicht wie er. Dafür bemühte sich Hr. B... in London sehr thätig gegen uns." Zu diesem bedeutsamen Fingerzeuge dürfen wir wohl auch noch als ergänzende Randglosse zur inneren Geschichte jener, vielleicht nun doch bereits überwundenen Zeit eine Bemerkung des bereits oben citirten Oesterr. Staatsmannes fügen: „Vielleicht kommt noch die Zeit, wo es offenkundig wird, daß die jetzigen Mißverständnisse und brudermörderischen Stimmungen in Oesterreich und Preußen das Resultat fein gesponnener demokratischer Intriguen sind. Gewinnt Preußen die Allianz der Feinde Oesterreichs, der inneren und äußeren, oder hat es sie schon gewonnen, so wird es seinem Verfalle um so sicherer entgegengehen; alsdann wird es nichts mehr seyn können, als der Agent fremder Pläne gegen seine eigenen Interessen."*) — Der erste Schritt aus dem dunkeln Wirrsale der

*) S. Graf Ficquelmont's oben angeführte Schrift p. 74.

deutschen Conflikte war wohl das in Wien zu Stande gekommene Interim (unterzeichnet vom Fürsten Schwarzenberg und dem Grafen Bernstorff), das sofort von den Brandschürern als „Wiederauferstehung des alten Bundestags" der öffentlichen Meinung denuncirt und andererseits, mit Anspielung auf alte Zeiten, als „Interim, das den Schalk hat hinter ihm" verspottet, von besonnenen Beurtheilern aber als das erkannt wurde, was es in der That war: „der eigentliche Ausdruck des Standes der Zeitlage: der entscheidenden Stellung eines Zusammenwirkens von Oesterreich und Preußen für Deutschland. Die Idee des Bundes und der Totalität des deutschen Reiches fand in demselben ihren Ausdruck." Oesterreich hat hiermit entschieden den Boden des Rechtes betreten, den es von vornherein nie aus den Augen gelassen hatte. Wie provisorisch auch dieser Zustand war, was schon sein Name bezeichnete, und wie illusorisch seine Grundlage spätere Ereignisse zu machen suchten: er bildete dennoch den Ausgangspunkt für eine bestimmtere Gestaltung der Dinge. Leider sollte noch eine arge Krise den latenten Charakter des Uebergangsstadiums kennzeichnen. Es kamen die Tage von Erfurt und Berlin, denen Oesterreich, beständig die alte, nie erloschene Bundespflicht im Auge, jene von Frankfurt und später von Bregenz entgegensetzte. Indem Oesterreich den ersteren „als Rückkehr zu einem, durch die bisherigen Vorgänge nur verdunkelten, aber nicht erschütterten Rechtsboden bezeichnete und darin das einzige Mittel zur Lösung der Verfassungsfrage erkannte," glaubte Preußen diese Auffassung als „Rückkehr zum unveränderten Alten unter allen Umständen und unter jeder Bedingung" negiren zu müssen, trotzdem daß Oesterreich selbst das unbedingte Verbleiben beim Alten nicht zu wollen erklärte und bei dieser Gelegenheit neuerdings auf die Absicht seines Gesammteintrittes zurückkam. Der tagenden Bundesversammlung stellte nun Preußen den Fortbestand der Union principiell entgegen, den Frankfurter Bundestag auch nur für einen Sonderbund erklärend. Da folgte, nun der schroffe Gegensatz in den Verhältnissen zu einer Entscheidung drängte, die Zusammenkunft des Kaisers von

Oesterreich mit den Königen von Bayern und Würtemberg in Bregenz (am 7. Oktober) und im Nachhange dazu die Aufforderung an Preußen in Betreff der unbehinderten Durchführung der bekannten Bundesbeschlüsse in Schleswig-Holstein und Kurhessen, dann wegen Räumung Hamburgs und Badens von Seite der preußischen Truppen. Man stand am Vorabende eines entschiedenen Bruches. Noch wurde zu Warschau unter Vermittlung Rußlands verhandelt, aber auch zugleich preußischer Seits gerüstet. Dadurch ward der Conflikt auf die Spitze getrieben. Nun trat auch Oesterreich geharnischt in die Schranken. „Die volle Kriegsrüstung Oesterreichs im Herbste 1850," bemerkt unser bereits früher redend eingeführter, gar wohl unterrichteter Gewährsmann, „war hervorgerufen worden durch eine höchst bedrohliche Erklärung des Ministers des Aeußern General v. Radowitz, der, während Graf von Brandenburg mit versöhnlichen Erklärungen nach Warschau gegangen war, oder sich dort wenigstens zu solchen bestimmen ließ, die angezettelte Revolution in Kurhessen stützen wollte und den Oesterr. Gesandten versicherte, der Befehl zur Mobilmachung von 9 Armeecorps der preußischen Armee sei gegeben. Mit raschem Entschlusse beantwortete Fürst Schwarzenberg diese Drohung mit Aufstellung der k. k. Armee. Rußland, im höchsten Grade entrüstet über die Doppelzüngigkeit des preußischen Ministeriums, das durch den Grafen von Brandenburg unterhandelte und durch General Radowitz drohte, bot zwar keine Vermittlerrolle an, aber es war nach der ganzen Stellung der Verhältnisse vorauszusehen, daß wenn, wie mit Sicherheit zu erwarten, die militärischen Vortheile sich auf Oesterreichs Seite neigten, Rußland sowohl als England mit diesem Anerbieten hervortreten würden. Man hätte es auch füglich nicht zurückweisen können." — Unseres Bedünkens macht das helle Schlaglicht dieser, wie wohl nur kurzen Bemerkung jede weitere Beleuchtung der momentanen Situation von damals entbehrlich. Der Riß in der, man darf wohl mit Recht sagen, so lange und auf so unverantwortliche Weise mißhandelten deutschen Frage lag nun offen zu Tage, und sollte Europa nicht das traurige Schau-

spiel eines brudermörderischen Kampfes geboten werden, so war ernstes Bedenken in der Stunde der Gefahr und einer ungeheuren Verantwortlichkeit gegenüber, selbst-verleugnendes Abstehen von eitler Selbstüberhebung und kluges Einlenken einerseits ebensosehr unerläßlich, als andererseits weises Maßhalten und persönliches Entgegenkommen. Da eilte Hr. von Manteuffel „auf positiven Befehl seines Königs" nach Olmütz und ließ den Fürsten dringend um eine Unterredung bitten. Jetzt, und nachdem Preußens Minister, „ohne erst eine Antwort von Wien abzuwarten" nach Olmütz gegangen war, „hielt es auch Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich für seine Pflicht, dem vom Könige so lebhaft ausgedrückten Wunsche entgegenzukommen und der Fürst erhielt den Befehl, sich nach Olmütz zu begeben." Diese Worte der Circulardepesche des Fürsten Schwarzenberg vom 7. Dezbr. 1850 an die Oesterr. Gesandten bei mehreren der größten europäischen Höfe gewähren einen authentischen Anhaltspunkt in Betreff der Initiative der Olmützer Verhandlungen, so wie für die Beantwortung der Frage, ob Hr. von Manteuffel durch den rasch ausgeführten Entschluß nach Olmütz zu gehen, nicht besser für Preußens Ehre, von welcher nachgerade wieder so viel die Rede war, nicht minder aber auch für Preußens wahres Interesse gesorgt hat, als seine enragirten Gegner wohl je Einsicht und Ehrlichkeit genug besitzen dürften einzugestehen. Leider ist die erwähnte, historisch wohl sehr merkwürdige Circulardepesche,*) in welcher die

*) Dieselbe liefert den sichtlichsten Beweis, wie viel falsche Ausleger hineinzuinterpretiren und herauszudeuten vermögen, wenn es sich um Erreichung gewisser Parteizwecke handelt. Genannte Cirkulardepesche ist sowohl in der Brochüre: „Vier Wochen auswärtiger Politik," als auch in dem „Arnim'schen Processe" unter den urkundlichen Beilagen abgedruckt. Wir machen aber auf den stellenweise und gerade in einigen Hauptpunkten abweichenden Wortlaut beider Abdrücke aufmerksam, denn während es z. B. in dem einen heißt: „Se. Maj. der Kaiser habe es für seine Pflicht gehalten, dem „so lebhaft ausgedrückten Wunsche" Sr. Maj. des Königs von Preußen entgegenzukommen," lautet dieselbe Stelle im anderen: „dem so bescheiden ausgedrückten Wunsche," was doch Sinn und Bedeutung wesentlich verändert. Wie konnte überdieß übersehen werden, daß Hr. von Manteuffel ausdrücklich durch den Telegraphen erklärte: „auf den bestimmten Befehl sei-

ganze Wichtigkeit des kritischen Moments dargelegt, die Anerkennung der „aufrichtigen Bemühungen des Hrn. von Manteuffel, als entschiedenen Vertreters der Friedenspartei in Preußen,“ ausgesprochen und die Beachtung der Würde und Rechte Preußens, endlich die Befriedigung über Preußens ferneren Antheil am Verfassungswerke ausgedrückt sind, mit als Substrat zu einem Diffamationsprocesse (dem bekannten „Arnim'schen“*) gegen den genannten preußischen Staatsmann ausgebeutet worden, worüber sich derselbe seither hoffentlich wohl getröstet haben wird. Mit weit größerem Rechte ließe sich dieses Dokument gegen die falschen Ankläger des Hrn. von Manteuffel als Waffe gebrauchen, denn gerade der Wortlaut dieser Depesche ist vollkommen geeignet, die lächerlichen Behauptungen der Diffamanten in ihrer ganzen Haltlosigkeit bloszustellen und die leidenschaftliche Verblendung jener Opponenten aufzudecken. Nicht minder als gegen Hrn. von Manteuffel ist das besagte historische Aktenstück gegen den Fürsten ausgebeutet worden, zumahl schon in so ferne, als man behauptete, der letztere habe in demselben „mit sicht-

---

nes Königs nach Olmütz zu gehen, ohne erst die Antwort von Wien abzuwarten.“ Begreiflicherweise fällt auf jenes motivirende Moment der ganze Nachdruck, so wie ja auch der Fürst „auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers“ sich nach Olmütz verfügte. Bekanntlich existiren gewisse Versionen, denen zufolge der Fürst nach dem Eintreffen der telegraph. Meldung von Berlin in Betreff der Sendung des Hrn. von Manteuffel nach Olmütz sich wenig geneigt gezeigt haben soll, dahin zu gehen und nur auf die Bemerkung eines fremden Gesandten, wie viel von dieser Reise abhänge, sich veranlaßt gefunden haben soll, zu erwiedern: „Gut, ich will mich zu Sr. Maj. dem Kaiser begeben und Allerhöchstdemselben die Sache unterbreiten. Befiehlt der Kaiser, daß ich gehe, so befinde ich mich schon in der nächsten Stunde unter Weges.“ Wir müssen die Richtigkeit dieser Angabe dahin gestellt seyn lassen und uns nur an die officielle Motivirung der Olmützer Reise halten. Sollte der Fürst für seine Person widerstrebenden Herzens dahin gegangen seyn, so hat er dadurch, daß er dennoch ging, allerdings die Unterordnung seiner eigenen Neigungen unter das Gebot der Pflicht und der Staatsraison bewiesen.

*) Selten ist wohl eine Parteischrift glühenderer und offen zur Schau getragener Leidenschaft, größerer Eitelkeit und Selbstüberhebung entsprungen, als diese. Wie konnte sich nur ein ehemaliger Staatsmann zu so ostensibeln Schritten hinreißen lassen! Auf den eigentlichen Kern des Arnim'schen Processes gehen wir in der folgenden Note etwas näher ein. —

barer Befriedigung von der Niederlage Preußens" gesprochen. Wir haben uns vergebens bemüht, in der ganzen Depesche vom Anfange bis zu Ende etwas Aehnliches zu entdecken, es müßte denn seyn, daß man der „sichtlichen Befriedigung" des Oesterr. Ministerpräsidenten über das endliche Aufhören der „isolirten Stellung Preußens in Angelegenheiten des deutschen Bundes" und dessen nunmehrige Mitbetheiligung an den gemeinschaftlichen Bundeszwecken, nebst der Versicherung, nie die Demüthigung Preußens bezielt zu haben, die Bedeutung einer Niederlage geben und gerade in dieser Versicherung schon eine Demüthigung Preußens erblicken wollte, eben weil sie aus Oesterreich'schem Munde kam. Die Logik der politischen Parteien und Coterien ist oft sehr seltsam, ebenso wie deren Begriffe von Ehre. Jene „sichtbare Befriedigung" steht wohl mit der gleichfalls behaupteten Reue des Fürsten, sich mit Preußen ausgesöhnt zu haben, auf einer Linie. Abgesehen von dem Widerspruche, etwas hinterher zu bedauern, worüber man doch anfänglich eine sichtliche Befriedigung ausgesprochen, so ist nicht zu ergründen, woher jene Reue, wenn des Fürsten Politik, was doch als ausgemachte Sache gilt, überhaupt eine deutsche gewesen und eben nach dieser Seite hin ihre größte Stärke manifestirt hat. War sie aber dieß, so konnte von einer Demüthigung, oder wohl gar Vernichtung Preußens nie die Rede seyn, wohl aber nur von einem Zurückführen desselben auf die Basis eines zu keiner Zeit aufgehobenen Rechtes und von einer Verhinderung desselben an der Verfolgung ecrasirender, Deutschland geradezu zerreißender Tendenzen. Vom ersten Augenblicke an hatte der Fürst eine wahrhafte Einigung in den deutschen Angelegenheiten angestrebt; nun sie post tot discrimina rerum endlich halb und halb erreicht war, hätte er über etwas so lange Angestrebtes, wohl Ueberlegtes und nicht ohne Opfer Errungenes Reue empfinden sollen? Die Sache ist klar, man möge nun darüber entscheiden. Aber man gefiel sich eben damals in dem Zetergeschrei über Preußens angebliche Demüthigung, nur um die Gemüther zu keiner Ruhe gelangen zu lassen und überhaupt jeden Einigungsversuch zu vereiteln. Man mustere die zu

jener Zeit über den schwebenden Streit, und selbst als sich derselbe bereits im Stadium der friedlichen Beilegung befand zahlreich erschienenen Schriften, und man wird unsere Ueberzeugung theilen müssen. Den Schürern und Hetzern war eben jedes Mittel recht, da es der Zweck heiligte. Bald rannte man in blinder Furie gegen Hrn. von Manteuffel los, bald rief man dem Fürsten ein donnerndes: „Quousque tandem!" zu und freute sich wohl gar über die heimliche Furcht, oder wenigstens über den grimmigen Aerger des Oesterr. Ministerpräsidenten, dem man ja immer ein allzu biliöses Temperament zuschrieb. Im letzteren Punkte ist wenigstens die Bemerkung richtig, die selbst ein Mäkler an den großen Eigenschaften des Fürsten nicht zu unterdrücken vermochte: „Jedenfalls habe aber dieses biliöse Temperament ihnen, den Widersachern, noch viel mehr zu schaffen gemacht, als dem Fürsten." Noch Anfangs November 1850 erging sich ein warmer Befürworter der Unionsprojekte in Angriffen auf das übermächtige, Deutschlands Unterwerfung beabsichtigende Oesterreich. Nach dem entscheidenden Tage von Olmütz kamen nun die „Vier Wochen preußischer Politik," worin Hrn. von Manteuffel ein brusques „Ote toi!" zugerufen wurde. Mit schlagenden Gründen wurde nachgerade in der scharfen, Oesterreich übrigens nichts weniger als gewogenen Replik: „Von Warschau bis Olmütz" dem politischen Vierwochenkritiker entgegengetreten, wofür später in der Publikation des „Arnim'schen Processes"*) möglichste Revanche ge-

*) Der erwähnte Proceß wurde über Anklage der Staatsanwaltschaft vor dem k. Stadtgericht zu Berlin (Untersuchungsabtheilung, IV. Deputation für Vergehen) verhandelt. Freih. A. H. von Arnim und der Redakteur (der „constitutionnellen Zeitung") Alfred Richard von Bardeleben wurden der öffentlichen Behauptung und Verbreitung unwahrer Thatsachen, „welche in der Voraussetzung ihrer Wahrheit die Anordnungen der Obrigkeit dem Hasse und der Verachtung aussetzen würden, so wie der einfachen öffentlichen Beleidigung und der öffentlichen verleumderischen Beleidigung der Mitglieder des k. Staatsministerii in Bezug auf deren Beruf" für schuldig erkannt und Erstgenannter zu einer Geldbuße von 200 Thlr. (event. 4monatliche Gefängnißstrafe) und der zweite Angeklagte zu 100 Thlr. Geldbuße (event. 2monatl. Gefängnißstrafe) verurtheilt, zudem die Vernichtung der incriminirten Druckschriften verfügt. Hierauf hat Hr. von Arnim durch Publikation der ganzen Proceßgeschichte an die Oeffentlichkeit, und zwar an die „Mit- und Nachwelt" appellirt, um sie in

sucht wurde. Von einem sehr hohen Standpunkte, von jenem der h. Allianz aus, wurde fast gleichzeitig von einem preußischen Restaurationspolitiker in der Schrift: „Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit"*) ausgehohlt und der Stab über des Fürsten Politik gebrochen. Der allerdings, wenn gleich nicht von einem „gedankenlosen Eifer" vielgetadelten preußischen Mobilmachung wird darin „als einer Stütze der Besonnenheit des preußischen Ministers" und „der

---

den Stand zu setzen, „über Freund und Feind" ein Urtheil zu fällen. Sehr seltsam klingt unter den Entscheidungsgründen der Milderungsumstand zu Gunsten des Hrn. von Arnim, daß derselbe zu der im 3. Anklagepunkte (öffentl. verleumderische Beleidigung) aufgestellten Behauptung durch das Cirkular des Fürsten Schwarzenberg vom 7. Dezember 1850 „verleitet" (!) worden, während die Verleitung lediglich der maßlosen Leidenschaftlichkeit und ebenso grenzenlosen Eitelkeit des Hrn. v. Arnim zugeschrieben werden muß. —

*) „Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit," Berlin 1851, Druck und Verlag von C. Schulze's Buchdruckerei. Diese in Oesterreich, wie es scheint, wenig bekannt gewordene Schrift hat mehrere Auflagen erlebt. Wir bedauern, nicht mehr Raum zu finden, um derselben eine größere Aufmerksamkeit und zugleich die gebührende Abfertigung zu Theil werden zu lassen. Schon in der Vorrede erklärt der Verfasser, „in der Politik des Fürsten zwar einige relative Wahrheiten, aber wenig Wahrhaftigkeit, Größe selbst, aber keine Treue, viel Selbstgefühl und Schwung von Kühnheit, aber nirgends jene sittlich begründete Ehrlichkeit zu erblicken, welche nach so vielen gründlichen Erfahrungen die Devise der Restaurationspolitik seyn sollte." Der Verfasser thut gerade so, als ob zu jener Zeit die politische Ehrlichkeit in Preußen allein ihre bleibende Wohnstätte aufgeschlagen hätte. Im Verlaufe der Schrift wird nun das Wesen jener Restaurationspolitik, wie sich der Verf. dieselbe denkt, analysirt und hierauf das Verfahren des Fürsten von Olmütz bis Dresden scharf kritisirt. Oesterreichs Vortheile waren nur diplomatischer Natur, während Preußens Vorgang sich als Politik kennzeichnet: „Preußen erzeugt vielleicht weniger Diplomaten, aber dafür desto mehr ehrliche Männer" ꝛc. Man hätte von Seite Oesterreichs „Preußen das Brechen mit der Revolution erleichtern, es in seinem delikaten" (ja wohl sehr delikaten!) „Abwicklungsgeschäfte unterstützen sollen." — „Ohne Noth hat man den untergeordneten Conflikt in Hessen, in welchem das positive Recht allerdings auf Seite Oesterreichs war" (sic!) „scharf zugespitzt und zur lauten Kriegsfrage angefacht. Es hätte auf Preußens peinliche Stellung im billigen Maße Rücksicht genommen werden sollen, da der Schritt Preußens nur das verblaßte Erbstück einer seitdem faktisch aufgegebenen Politik war." Das Verfahren des Fürsten war eine „brutale Anfechtung der Nationalehre Preußens." — „Die heroische Politik des Fürsten hat sich selbst ein Dementi gegeben. — Die Circulardepesche vom 2. Dezbr. ist eine Rodomontade, die die Mißbilligung aller honnetten Leute erfahren sollte. — Hr. v. Manteuffel läßt die romantischen Blähungen der Selbstüberschätzung an sich vorübergehen. — Die

entschlossenen Miene Preußens, welche die unabsehbaren Uebel des Krieges von den deutschen Grenzen abwehrte," das Wort geredet. „Die Punktation von Olmütz," heißt es weiter, „war ein großer unblutiger Sieg unserer" (der preußischen) „Armee." Gleichwohl wird denn doch auch nebenbei hinzugefügt: „Wir sind weit entfernt, den entscheidenden Antheil, den der Fürst Schwarzenberg an diesem Verdienste hat, zu verkennen. Der Krieg lag dessen ungeachtet in seinen Händen, er konnte ihn vorziehen und er hatte Gründe dazu, denn alle Vortheile, selbst die strategischen, schienen auf Oesterreichs Seite. Der Fürst wählte den Frieden." Dieses Zugeständniß eines principiellen Gegners kann uns genügen, wie sehr sich auch derselbe gleich hinterher bemüht, die ihm unwillkürlich entschlüpfte, unbestreitbare und den Tag von Olmütz zum glänzendsten Punkte im politischen Leben des Fürsten gestaltende Wahrheit zu verkleinern, indem er das Verdienst des Fürsten gleichwohl gerne als ein „höchst zweideutiges, als das Verdienst eines Mannes" hinstellen möchte, „der sich beeilt, unendlich viel Böses, das er angerichtet hat, weniger schädlich zu machen." — Nach einer Anerkennung, wie die oben ausgesprochene, nimmt sich eine solche Beschuldigung in der That wie eine nothgedrungene Verleumdung aus, um den Gehalt jener Anerkennung zu entwerthen. „Man merkt aber die Absicht — und wird verstimmt," wie Göthe so trefflich bemerkt. Der gestrenge Minos hätte sich aber über das vom Fürsten Schwarzenberg „angerichtete viele Böse" füglich trösten können, wie man sich in Oesterreich darüber vollkommen beruhigt hat, dem Fürsten dadurch reichliche Entschädigung für die Verketzerung und unzähligen Angriffe in Bro-

---

Politik des Fürsten ist tergiversirend, überlistend, fiktiv, unfaßbar, eigensinnig ꝛc. — Sie ist eine Frauenzimmerpolitik (!!!), die convulsivische Zuckung eines Todkranken (!). Oesterreich will die deutsche Kaiserkrone auf das Haupt seines Herrschers setzen." Den Verfasser beruhigt die Erwägung, „daß weder die europäische Restaurationspolitik, noch der Wohlstand Oesterreichs an die Person des Fürsten Schwarzenberg gebunden seyn dürften." — Diese Stylproben dürften hoffentlich genügen, um den Vogel am Gesange zu erkennen. —

chüren, Flugschriften und einem Theile der ausländischen Presse bietend. Auch in Oesterreich wurde der Sieg von Olmütz als ein unblutiger, Frieden verbürgender und für eine lange Zukunft hinaus Glück bringender mit freudigem Danke und hellem Jubel begrüßt. Aus allen Theilen der Monarchie (und nicht wenige hierunter aus Ungarn) gelangten Dank- und Beglückwünschungsadressen von ganzen Kronländern, Städten, Gemeinden, Landbezirken, Corporationen, Vereinen und auch von einzelnen hervorragenden Personen oder besonders warmen Patrioten an den Fürsten und feierten denselben als „Schutz- und Friedensengel Oesterreichs," als Repräsentanten der „Kraft, Weisheit und Mäßigung," als „Erhalter des Friedens," dessen Segnungen und Glück verheißende Folgen mit dankbarer Freude begrüßt werden. (Hiermit war jenes prophetische Wort in Betreff der Huldigung Oesterreichs in Erfüllung gegangen.) In den meisten dieser für die Constellation und Stimmungen des damaligen Augenblicks sehr bezeichnenden Adressen wird neben der freudigen Genugthuung über die Wahrung des Ansehens und der Achtung gebietenden Stellung Oesterreichs doch auch großes Gewicht auf die wiederhergestellte Eintracht mit Preußen und die in Aussicht gestellte glückliche Entwirrung der deutschen Verwickelungen gelegt. Man hatte eben unter dem Eindrucke des auszubrechen drohenden Kampfes gefühlt, wie viel sowohl für die inneren Interessen Oesterreichs, als auch für dessen gesammte deutsche Beziehungen, besonders aber für die große Idee der deutsch-österreichschen Zoll- und Handelseinigung auf dem Spiele stand und wußte, daß die Hauptschwierigkeit der Situation darin lag, kein Interesse zu gefährden und zugleich der Würde Oesterreichs nichts zu vergeben. Die in Olmütz gelungene Vermittlung dieser Gesichtspunkte war daher berechtigt, als unblutiger Sieg ihre Triumphe zu feiern, und daß ein Theil der preußischen Gegner des Fürsten das Resultat von Olmütz eben auch als „unblutigen Sieg" für Preußen vindicirte, beweist eben am klarsten, daß die Partie im Punkte der Ehre und der Interessen auf beiden Seiten mindestens gleich stand und das Verdienst der beiden verhan-

delnden Staatsmänner in dieser Doppelbeziehung wenigstens gleich schwer wog. Mit den übrigen politischen Gegnern sowohl des Hrn. von Manteuffel als des Fürsten Schwarzenberg in Preußen war und ist nicht zu rechten, es müßte denn seyn, auf dem Punkte, wo die eingebildete Demüthigung und Erniedrigung endet und die wirkliche beginnt. Für sie wäre freilich eine Niederlage Oesterreichs eine Erhöhung Preußens gewesen; bis dahin würden sie immer von „Demüthigungen" phantasirt haben. — Verliert man nicht aus den Augen, was und wie viel bis zum Ende des Jahres 1850 im Innern Oesterreichs bereits für die Consolidirung der Verhältnisse theils bereits geschehen, theils für die nächste Folgezeit angebahnt war, welche Rührigkeit in allen Zweigen der Administration, der Gesetzgebung, des Unterrichtswesens und aller materiellen Interessen entfaltet worden; so wird man im Zusammenhalte mit diesen umfangreichen und tiefgreifenden Reformen nicht umhin können, in jenen Kundgebungen des öffentlichen Geistes eine entschiedene Wendung der allgemeinen Stimmungen zu Gunsten des Ministeriums Schwarzenberg zu erblicken. Den schlagendsten Beweis hiefür lieferten besonders jene Dankadressen, in welchen nicht nur „das vollste und unbedingteste Vertrauen in alle Maßregeln der Regierung" ausgesprochen war, sondern auch die unverbrüchlichste Anhänglichkeit und Treue gegen Thron und Dynastie auf feierliche Weise gelobt wurden. Diese augenscheinlichen Belege echten Bürgersinnes und warmer Vaterlandsliebe brachte der Fürst auch zur unmittelbaren Kenntniß seines Monarchen, während seine Bescheidenheit nicht gestattete, von der seinen persönlichen Verdiensten dargebrachten Huldigung offenkundigen Gebrauch zu machen. Mehrere der ersten Städte der Monarchie, die Kaiserstadt an der Spitze, beeiferten sich, seinen Namen in das goldene Buch ihrer Ehrenbürger einzuzeichnen und gaben durch äußere und innere Merkmale zu erkennen, welchen Werth dieselben auf den Besitz eines *solchen* Mitbürgers legten.*) —

---

*) Außer Wien haben noch Prag, Olmütz, Pesth und Triest dem Fürsten Ehrenbürgerdiplome zugesandt, von denen alle in Ausdrücken dankbarer und bewun-

Die Resultate von Olmütz sind bekannt und aus den dießfalls veröffentlichten Staatsschriften (Olmützer Punktation, preußische Denkschrift zur olmützer Punktation, Circulardepesche des Fürsten Schwarzenberg vom 7. Dezember, u. s. w.) leicht ersichtlich. Die Einigung Oesterreichs und Preußens über die nächsten Hauptpunkte war für den Augenblick eine so zufriedenstellende, daß wenigstens über die Hauptfrage: „Krieg oder Frieden?" zu Gunsten des letzteren entschieden war. Der Anspruch des Bundestags auf Entscheidung deutscher Fragen wich nun der Competenz der neu einzusetzenden, Preußen und dessen Verbündeten mit einschließenden Commission, der Austrag der kurhessischen und holsteinischen Angelegenheiten wurde gleichfalls der Gesammtheit der deutschen Regierungen vorbehalten und Preußen überall sein bundesmäßiger Antheil zugesichert, zudem die weitere Entwickelung der deutschen Verhältnisse zum Gegenstande freier Conferenzen in Dresden (Ministerialconferenzen) gemacht. Die Auflösung des Erfurter Bündnisses wurde von Seite Oesterreichs nicht gefordert, selbes vielmehr durch die Olmützer Punktation anerkannt. War das die dem Fürsten von seinen Gegnern zum Vorwurfe gemachte „perfide, überlistende, eigensinnige Politik Oesterreichs?" „Der Fürst," sagt unsere sehr wohl unterrichtete Quelle, „war zu Olmütz in Allem, was nicht unmittelbar wesentlich war, sehr nachgiebig *) und war es auch die nachfolgenden Wochen durch,

dernder Anerkennung mit einander wetteifern. Auch an äußerer Pracht und Kostbarkeit der Ausstattung ließen die genannten Städte es nicht fehlen, um schon durch die äußere Wahrnehmung den Grad der Verehrung für den Gefeierten nahe zu legen. Die Ausschmückung des Wiener Diploms allein hat mehrere tausend Gulden gekostet. —

*) Dieser immer auf das Wesentliche und Große gerichtete Blick des Fürsten charakterisirte ihn als echten Staatsmann. Sehr richtig wird daher in Betreff der staatsmännischen Eigenschaften des Fürsten bemerkt: „Um die Verdienste des Fürsten richtig würdigen zu können, darf man nicht vergessen, daß nicht einzelne große Talente den Staatsmann machen, daß diese die Attribute der Gehülfen des Staatsmannes sind. Der glänzende Redner, der gewiegte Staatsökonom, der gewandte Unterhändler, der erfahrene Administrator, sie taugen gut als Zweite im Staate; die Ersten im Staate dürfen selbst diese Fähigkeiten entbehren, und wenn sie sie auch besitzen, so müssen sich zu ihnen noch andere Gaben gesellen. Die Gabe, mit Einem

wo auf das unredlichste tergiversirt ward, um die Räumung Hessens hinauszuziehen." — Dessenungeachtet ward von der Olmützer Uebereinkunft nachgerade behauptet: „Preußen habe in diesen Verhandlungen die Stellung geopfert, die es zur Vertheidigung der deutschen Interessen eingenommen hatte." — Man hätte in der That nicht erwarten sollen, daß sich sowohl diese Klagen über die aufgeopferte günstige Stellung Preußens, als jene Beschwerden über Oesterreichische Perfidie nach den Dresdener Conferenzen, wornach, lediglich aus Scheu vor Frankfurt, von nichtösterreich'scher Seite so sehnsüchtig begehrt worden, erneuern werden; man hätte überhaupt nicht erwartet, daß in Dresden eigentlich so gar nichts zu Stande kommen und man zuletzt von eben jener Seite auf denselben Bundestag zurückkommen werde, welcher von dort aus vordem auf's entschiedenste desavouirt worden, ja noch mehr, daß man in dieser Rückkehr zum Bundestage nunmehr das einzige Heil erblicken werde. Jetzt, wo sich die Sturmfluth der Meinungen gelegt und manche Illusionen zerronnen, ist man beinahe kaum im Stande, solche Widersprüche zu begreifen, die damals an der Tagesordnung waren, thatsächlich aber freilich außerhalb aller Ordnung standen. Wieder war es Hr. von Manteuffel, der von seinen geschwornen Gegnern während und nach den Dresdener Conferenzen sehr viele Anfechtungen zu leiden hatte. Die Dresdener Krise erschien diesen Prussomanen als eine für Preußen bei weitem gefährlichere als selbst die Novemberkrise von 1850. Die Monarchie Friedrich d. G. ward, diesen Halucinationen zufolge, durch die Manteuffel'sche Politik direkter dem Abgrunde zugeführt, als durch jene der Lombards und Haugwitz. „Möge Gott Preußen und die deutsche Nation schützen!" riefen die Anti-Man-

---

Blick ein Ganzes zu erfassen, im rechten Moment den rechten Entschluß zu ergreifen, alle vorräthigen Hülfsmittel zu einem gegebenen Zwecke zu benutzen, mit bedächtigem Muthe zu wagen, mit muthiger Geduld abzuwarten" (und durch die deutschen Angelegenheiten wurde diese muthige Geduld sehr auf die Probe gestellt!), „mit zäher Beharrlichkeit anscheinende Schlappen in endliche Erfolge zu verwandeln: sie war die Gabe des Fürsten Felix Schwarzenberg." (S. „Ergänzungsblätter" von Dr. Fr. Steger, 7. Band, 4. Heft, Nr. 362, p. 790. —

teuffelianer ein über das andere Mal aus, als stände Hannibal vor den Thoren. Dabei fällt es auf, immer Preußen und die deutsche Nation völlig identificiren zu hören. Höchstens, daß überdieß noch die „kleinen Staaten" mit in jene Identität einbezogen werden. Sätzen, wie: „das System, welches sich auf den Dresdener Conferenzen geltend gemacht hat, ist Preußen und der deutschen Nation gleich gefährlich; es ist die Unterdrückung Preußens und der kleinen Staaten zu Gunsten Oesterreichs und zu Gunsten derjenigen Existenzen, welche sich stets einer nationalen Zusammenschließung widersetzen werden," kann man sehr häufig begegnen. Die Zärtlichkeit für die kleineren Staaten, als Hauptfaktoren der nationalen Repräsentanz, war damals überhaupt sehr rührend. „Jede Stimme," rief man nicht ohne einige Emphase aus, „die für Preußen durch die Unterdrückung einer Stimme der kleinen Staaten verloren geht, ist für Preußen von größerem Werth als das Zugeständniß eines Copräsidiums am Bunde." Man muß nämlich wissen, wie heiß dieses Copräsidium gewünscht worden war, und dennoch schien es nicht den Werth einer verloren gehenden kleinen deutschen Staatenstimme aufwiegen zu können! Dieses Geständniß ist in der That sehr bezeichnend. In diesem einzigen Falle schien man bei sonst so überaus regem Ehrgefühle auf ein bloßes Ehrenrecht weniger Gewicht zu legen. Jener Hannibal ante portas für die „deutsche Nation," oder was damals als solche galt, war eben niemand Anderer, als die sogenannte „neue" österreichisch-deutsche Politik, oder deren Incarnation: Fürst Schwarzenberg. „Die neuere österreichische Politik," sagte man, „will sich, im Gegensatze zu jener des Fürsten Metternich, welche letztere Oesterreich aus Deutschland herauszuhalten suchte, nicht nur nicht negativ zu Deutschland stellen, sondern sie will in Deutschland einen positiven Einfluß gewinnen, die Initiative ergreifen, sich der deutschen Geschicke bemeistern, ihre Herrschaft über Deutschland etabliren. Daher der geforderte Gesammteintritt Oesterreichs in Deutschland." Furcht und Eifersucht pflegen in der Regel die Dinge zu übertreiben und überall Gespenster

zu sehen. War Oesterreichs Politik nämlich eine deutsche — und daß sie es war, dafür sind Oesterreichs eigene Interessen die besten Garanten — so konnte es nur und mußte es die Einigung mit Preußen anstreben, wie es auch thatsächlich geschehen. Es that dieß nicht nur im eigenen und deutschen, sondern auch im allgemeinen europäischen Interesse. Zu der Höhe dieses Gesichtspunktes konnte sich allerdings die kurzsichtige Weisheit der sogenannten deutsch-nationalen, einheitsstaatlichen Partei nicht aufschwingen. Wie hätte sonst von dieser Seite behauptet werden können: „die Kosten des Bündnisses gegen die Revolution wird immer Preußen, nicht Oesterreich zu bezahlen haben.“ Wir ersparen uns die naheliegenden Schlüsse aus einer gewagten Aeußerung, wie diese, zu ziehen. Allem Vorausgeschickten zufolge nehmen wir keinen Anstand, die Mittheilung eines mit dem Gange der Dinge Wohlvertrauten wiederzugeben. Gewiß, die Dresdener Conferenzen wurden mit dem redlichsten Wunsche von Seite des Fürsten, für Deutschland in politischer und materieller Beziehung das Möglichste zu thun, eröffnet. Es sollte der Bundestag reformirt und für die nöthigsten Verkehrserleichterungen gesorgt werden. Preußen hatte zu allem seine Zustimmung gegeben, sowie aber die Verhandlungen anfingen, wirkte es entgegen, denn es wollte den Dualismus und hatte damals schon seine neue Handelspolitik im Kopfe. Der Fürst schlug eine ausübende Behörde am Bunde von 7 Mitgliedern vor. Preußen verwarf dieselbe, brachte allerlei Projekte, über die sich zu einigen es selbst wieder hinderte, und erklärte zuletzt, es wolle nichts als den alten Bundestag. Das war im Widerspruche mit Allem, was es durch zwei Jahre gesagt hatte; aber Oesterreich konnte es annehmen, denn es hatte den Bundestag ja schon seit Mai in's Leben gerufen. Preußen betrieb nun die Priorität der Stellung auf die kleinlichste Weise, und da es hierin scheiterte, begann der geheime Krieg gegen den Bundestag (gegen dessen Wirksamkeit als allgemeines Organ), der bis zur Stunde nicht aufgehört hat.“ (Unsere Mittheilung datirt nämlich von Mitte Juli 1851.) „In Bezug der materiellen In-

tereſſen ging Preußens Streben dahin, Alles zu hindern und ſich ſelbſt an die Stelle des Bundes zu ſchieben, als allein berechtigt hinzuſtellen." — Mit dieſen allerdings herben Bemerkungen, die aber der Hiſtoriker nur ſchwer umgehen kann, nachdem das hinter uns Liegende nun einmahl dem Urtelſpruche der Geſchichte verfallen, ſtimmen im Weſentlichen Stimmen von Publiciſten überein, die ſich darüber klar zu werden ſuchten, warum die Dresdener Conferenzen nur ein „ſchätzbares Material" geliefert, und denen es auffiel, „warum nicht nur in Dresden bald von dieſem, bald von jenem kleinen deutſchen Staate, und zwar nicht aus der Reihe der verbündeten Oeſterreichs, der Widerſpruch gekommen, bis zuletzt Alles ſcheiterte, ſondern ſelbſt auch in Frankfurt derſelbe Vorgang ſich wiederhohlte, während allerdings Preußen ſelbſt ſelten mit einem Widerſpruche auftrat."*) Den Elucubrationen einer ſeiner Zeit vielbeſprochenen Schrift („die Dresdener Conferenzen," Berlin 1851) zufolge, hatten ſich die kleineren Staaten als freiwillige Combattanten in die von Preußen unvertheidigt gelaſſene Breſche geworfen und dasſelbe in die glückliche Lage verſetzt, „auch dann noch, wenn von Oeſterreich das Copräſidium zugeſtanden werden ſollte, auf den alten Bundestag zurückgehen zu können," als auf die richtigſte Baſis für Preußen „von dem Augenblicke an, wo Preußen die politiſchen Pläne zweier Jahre aufzugeben beſchloß." Ueberhaupt ſind die in der genannten Schrift gegebenen Aufſchlüſſe, nicht ſowohl ihres materiellen Inhalts, als vielmehr um ihrer formellen Darlegung willen bemerkenswerth. „Die Dresdener Conferenzen," äußerte ein competenter Beurtheiler über die beregte Schrift, „lügen nicht, aber ſie geben die Wahrheit nur halb." Eine halbe Wahrheit iſt aber eine verſteckte Lüge, die ſich

*) S. Bülau's: „Das Jahr 1851, Zeitbetrachtungen," p. 9—14. Der beſonnen und unbefangen urtheilende Leſer wird nicht umhin können, dieſer Darlegung eines kundigen und ohne leidenſchaftliche Voreingenommenheit ſchreibenden Publiciſten in allen weſentlichen Punkten beizuſtimmen. Wenige Männer von der Feder haben es verſtanden, ſich die Sachlage ſo klar zu machen und die Geſichtspunkte nicht zu verrücken, wie Hr. Bülau. Das konnte nur das Reſultat einer conſequenten Beobachtung der Zeitereigniſſe und ihres genetiſchen Zuſammenhanges ſeyn. —

nicht ganz hervorwagt. Nur gegen Hrn. von Manteuffel kommt der grimme Parteihaß zum offenen Durchbruche. Vergebens aber hat man sich bemüht, die Ressourcen Preußens bei den Dresdener Conferenzen zu verhüllen, es kam dem Parteieifer nur darauf an, Hrn. von Manteuffel als persönlich ressource- und schwunglos hinzustellen und glaubte dieß um so effektvoller durch den Gegensatz des Fürsten Schwarzenberg bewerkstelligen zu können. Nur um dieses Parteizweckes willen läßt man ein grelles Schlaglicht auf „die Ueberlegenheit des Fürsten als kühnen Staatsmannes" und auf die größere Vornehmheit des Oesterr. Wesens" fallen, während man zugleich sogar die Befähigung des Hrn. von Manteuffel in Zweifel stellte. Nebenbei vergaß man aber nicht, die auf „positive Verschlechterung der Bundesverfassung und auf ein Policeiregiment" zielenden Absichten des Fürsten im Gegensatze zu dem „auf dem Fortschritte der freiheitlichen Idee*) ruhenden Interesse Preußens und seiner Dynastie" zu betonen. Von jener „persönlichen Ueberlegenheit des Oesterr. Ministers**) neben der sachlichen Verlegenheit des preußischen" sprach man schon aus Veranlassung der Olmützer Zusammenkunft und stellte diesen Contrast in modificirter Weise neuerdings gelegenheitlich

---

*) Das war der Köder, den die deutsch-nationale Einheitspartei mit Preußen an der Spitze, d. h. diejenigen, die auf eine Verflüchtigung Deutschlands in Preußen, oder auf eine Verdichtung Preußens in Deutschland speculirten, beständig auswarf, um Proselyten anzulocken. Um durch den Gegensatz zu wirken, mußte Oesterreichs Zukunft ziemlich tief in's absolutistische Dunkel gerückt werden. Man sehe die betreffenden Stellen der oben angezogenen Schrift. Ob das wohl jetzt bereits überwundene Standpunkte sind?

**) Jene persönliche Ueberlegenheit motivirte man mit der Abkunft „von jener höchsten Oesterr. Aristokratie, deren hochprivilegirte, fast olympische Unabhängigkeit allerdings schon von der Wiege an Aplomb und festen Tritt gibt." — Also weder das historische Familienbewußtseyn des hochadelig Geborenen, noch die persönliche Begabung, sondern nur das Privilegium der äußeren Stellung ist, nach dieser Auffassung, die Quelle der persönlichen Ueberlegenheit, die demzufolge auch nur wieder als etwas Aeußerliches, nämlich als „Aplomb und fester Tritt" erscheint. In dieser Aeußerlichkeit scheint man denn überhaupt die ganze Persönlichkeit des Fürsten aufgehen lassen zu wollen. Daher nennt man ihn denn auch „einen Mann von den größten, und zwar vornehm zurückhaltenden Manieren;" daher sagt man auch: „Er war ein energischer Staatsmann, aber er war es gar nicht durch einen eminenten

der Dresdener Conferenzen en relief. Mit diesen Auffassungen hat wohl jene Zeitungsnotiz über das prunkende und vornehme Auftreten des Fürsten in Dresden, dem fast armseligen des Hrn. von Manteuffel gegenüber, einen und denselben Ursprung. Eine dießfällige Beleuchtung haben wir uns an einer anderen Stelle vorbehalten. Daß sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Person des Fürsten bei seinem jedesmaligen Erscheinen in Dresden concentrirte und daß er dortselbst der Gegenstand besonderer Auszeichnungen geworden, ist Thatsache;*) ebenso wahr ist, daß er — ein Feind jeder Ostentation — nichts that, um die Aufmerksamkeit herauszufordern.

Im innigsten Zusammenhange mit den gesammten deutschen Angelegenheiten steht wohl die noch eine weite Zukunft vor sich habende Zolleinigungsfrage. Nicht nur, daß dieselbe die staatsmännische Sorge des Fürsten Schwarzenberg in bedeutendem Maße absorbirte und nachgerade zu einem Hauptfundamente seiner deutschen Politik

Geist, sondern durch einen festen, unbeugsamen Charakter" (d. h. durch festen Tritt, Aplomb, olympische Unabhängigkeit?), ja selbst, wo man von ihm als einer „entschieden ausgezeichnet hervorragenden Persönlichkeit" spricht, bezieht man dies auf die „körperliche Erscheinung." Man sieht, wie perfid die Verkleinerungssucht zu Werke zu gehen weiß. —

*) Jene Beweise von besonderer Aufmerksamkeit sind dem Fürsten sowohl von Seite der dort versammelten Staatsmänner, als von Seite des Publikums, das in ihm den deutschen Mann und hochverdienten Oesterreicher ehrte, ganz besonders aber von Seite Sr. Maj. des Königs von Sachsen zu Theil geworden. Auf Verlangen des Letzteren entstand denn auch jenes Portrait des Fürsten, welches ihn, umgeben von den Mitgliedern der Dresdener Conferenz, darstellt. So historisch interessant dieses Gemählde an und für sich als Versinnlichung, oder vielmehr Verpersönlichung einer geschichtlich denkwürdigen Staatsaktion, so sehr muß die gänzliche Unähnlichkeit des Portraits unseres Fürsten darin bedauert werden, und zwar um so mehr, als ja gerade die frappante Aehnlichkeit die Conditio sine qua non des historischen Interesses. Unter den wenigen vorhandenen Portraiten des Fürsten — er ließ sich nur in ganz ausnahmsweisen Fällen abbilden und hatte einen wahren Widerwillen gegen das Aushängen der Portraits in den Schaufenstern der Kunstläden — ist jenes Bildniß, leider, der unähnlichsten eines. Vielleicht übertrug sich das innere Mißbehagen des nur ungerne sitzenden Fürsten unwillkürlich auf den abbildenden Künstler und beherrschte seine Hand. Am ähnlichsten sind noch die nach dem Tode des Fürsten erschienenen und nach einem Daguerreotyp und der noch in der Nacht nach dem Hinscheiden des Fürsten aufgenommenen Bildskizze gefertigten Portraite, die zugleich den Werth gelungener Lithographien besitzen. —

überhaupt geworden, so bezeichnet sie zugleich einen der denkwürdigsten Marksteine seines Lebens: denn wohl möchte sich's der Erinnerung dauernd eingeprägt haben, daß sich des Fürsten Auge gerade in dem Momente schloß, als die Wiener Zollconferenzen — durch des Fürsten Beharrlichkeit und „muthige Geduld" in's Leben gerufen — ihrem Abschlusse entgegenreiften. Man kann wohl mit Recht sagen: die Zolleinigungsfrage habe so recht eigentlich den Prüfstein der deutschen und zugleich der inneren Oesterreichischen Politik des Fürsten gebildet, denn zum mindesten war eine so wichtige und auf eine unberechenbare Zukunft hinaus wirkende Interessenfrage ganz geeignet zur Klippe für jede utopistische Politik. Auch in soferne war sie als Prüfstein zu betrachten, als durch sie der Aufrichtigkeit der Oesterr. Intentionen in Bezug auf Deutschland ernstlich auf den Zahn gefühlt wurde und der praktische Realismus die Entscheidung in die Hand nahm. Wenn man von dem Plane Oesterreichs, mit seinem Gesammtgebiete in Deutschland einzutreten, wie von einem „über das Ziel hinausschießenden" sprach, so läßt sich wohl schwerlich ein Gleiches von dem großen handelspolitischen Plane Oesterreichs behaupten, denn nur zu fest wurde dabei das, wenn auch noch so entlegene Ziel in's Auge gefaßt und die Tragweite des Gedankenpfeiles berechnet. Man hatte sich darauf vorgesehen, von dem einmahl ausgesprochenen Worte wenig oder nichts mehr zurücknehmen zu müssen, wodurch es sich merklich von den verschiedenartigen Zeitschlagworten zu unterscheiden hatte. Zudem vergaß man nicht, daß alle, sowohl im Innern Oesterreichs, wie nach Außen hin zu treffenden Vorbereitungsmaßregeln, alle Umstaltungen im Bereiche des Handels, der Gewerbe und Industrie, die Wegräumung der inneren Zollscheidewände (Zolllinie von Ungarn), all die umfassenden und zum Theile riesigen Verkehreinrichtungen und -Erleichterungen zu Land und zu Wasser (Eisenbahnen — [Semmeringbahn], Dampfschifffahrt, Postverträge und Portoherabsetzung, Telegraphenlinien, Flußzollerleichterungen und Flußschiffbarmachung, Straßenzüge u. s. w.), zudem die Anbahnung und der Abschluß von Verträgen im internationalen Ver-

kehre (Zolleinigungs- und Handelsverträge, zumal die italienischen und levantinischen), endlich selbst all' die gewaltigen Anstrengungen zur Regelung und Verbesserung der allerdings im Argen liegenden, aber nachgerade denn doch durch ein weises Einschränkungssystem und gleichzeitige Steigerung der Einnahmen, durch Reducirung der Papiergeldcirculation, Fundirung der schwebenden Schuld, Normirung des Verhältnisses des Staates zur Bank u. s. w. bereits merklich erleichterten Finanzen; daß mit einem Worte alle Reformen auf materiellem, und damit zusammenhängend auch zum Theil auf intellektuellem Gebiete ebenso viele Grundlagen zur Erweiterung eines Mitteleuropa umfassen sollenden handelspolitischen Bereiches bilden, als Garantien für die consequente Durchführung des Angestrebten bieten. Man hatte sich mit dem Beginne dieser Reformen bestimmte Verpflichtungen auferlegt, die kein Innehalten auf der betretenen Bahn gestatteten. Ja, mit der Feststellung des Princips der Reichseinheit für das neue Oesterreich war der materielle Anschluß des letzteren an Deutschland als handelspolitischer Gesammteintritt geboten und in keiner anderen Form mehr denkbar, hiermit aber zugleich ein importantes Surrogat für den rein politischen Gesammteintritt gewonnen. Schon vor dem Jahre 1848, besonders aber während desselben, wurde viel von einem großen, gesammtdeutschen Zoll- und Handelsgebiete geschwärmt. Oesterreich faßte während seiner schlimmsten inneren Krise den Gedanken auf und hielt ihn auf die ihm eigenthümliche Weise fest. So entstanden die Denkschriften vom 30. Dezember 1849 und 30. May 1850, zudem die Depesche des kaiserl. Oesterr. Ministeriums des Aeußern vom 21. Juli 1850. Hr. von Bruck und Fürst Schwarzenberg hatten sich zur Durchführung des Werkes solidarisch verbunden. Ueber eine Priorität des Gedankens ist daher unter diesen Umständen wohl kaum zu streiten. „Hr. von Bruck" — bemerkt ein wohl orientirter Staatsmann, „sagte nur, was alle Welt dachte und wünschte, was selbst die frankfurter Verfassung, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, schon ausgesprochen hatte (freilich mit Ausschluß Oesterreichs), was auch Hr. von Radowitz

in seine Unionsverfassung aufnahm, nämlich, daß ganz Deutschland ein Zoll- und Handelsgebiet bilden sollte. So wie die Abtrennung Oesterreichs von Deutschland nicht gelang, trug Hr. von Bruck die ganz wichtige Idee auf Deutschland mit Oesterreich über. Der Fürst erfaßte diese Idee als eine Ergänzung der Bundesinstitution, als eine Garantie des inneren Friedens und der inneren Wohlfahrt, zugleich als eine Abwehr gegen die preußischen Ansprüche auf die Herrschaft in Deutschland. Kam ganz Deutschland handelspolitisch unter Preußen, so war der Bund verloren. Einigte sich aber Deutschland mit Gesammtösterreich, so war die Bundesgarantie für alle Einzelstaaten gewonnen. Wäre es Preußen bloß um die materiellen Interessen zu thun gewesen, so würde es im Januar (1852) nach Wien gekommen seyn. Dadurch, daß es nicht kam, hing es dem Septembervertrag eine politische Jacke um und zwang die Staaten, die sich noch rühren konnten, zur Coalition in Darmstadt. Wiener Vorlagen und Darmstädter Uebereinkunft ruhen und zielen auf Erhaltung des Zollvereins. Preußen will aber den Zollverein nur dann, wenn es ihn als politisches Werkzeug, um sich an die Spitze Deutschlands zu bringen, brauchen kann."*) Diese von authentischer Seite kommenden Andeutungen dürften zur Beleuchtung des Standes der Dinge, wie er vordem war, genügen. Schließen sie doch, so zu sagen, in nuce die ganze Geschichte des Zolleinigungsgedankens von dessen

*) Wesentlich übereinstimmend mit dieser vertraulichen Mittheilung eines wohlunterrichteten Staatsmannes, auf die wir hier lediglich als auf eine „historische Randglosse" reflektiren zu sollen glaubten, haben wir die Ansichten Prof. Bülau's in seinen „Zeitbetrachtungen zum Jahre 1851" gefunden, eine Uebereinstimmung, die um so bemerkenswerther ist, als jener Staatsmann und dieser Publicist nicht in entferntester Beziehung zu einander stehen. (S. Bülau: „das Jahr 1851," p. 14 u. ff.) Hinlängliche Orientirung über die Bedeutung der beiden oben erwähnten Oesterr. Denkschriften und die gesammten Zolleinigungsverhandlungen gewähren: „Die Zollconferenz zu Wien in ihren nothwendigen Folgen für das gesammte Deutschland." Mit Aktenstücken. (Leipzig bei Gustav Remmelmann, 1852) und die im selben Verlage erschienene „Zollconferenz zu Berlin, die preuß. Erklärung vom 7. Juni und die deutsche Zolleinigung." — Interessante Aufhellungen über das „politische Moment" in der Zolleinigungsfrage, besonders Preußen gegenüber, bietet auch die Augsb. Allgemeine Zeitung (s. Nr. 201 u. ff., 1852). —

erstem Hervortreten bis zum Tode des Fürsten in sich ein; eine Geschichte, die unzählige deutsche Federn in Bewegung gesetzt hat. Leider war es dem Fürsten nicht mehr vergönnt, den Eintritt des Zolleinigungsplanes in die Phase einer gedeihlicheren Entwickelung zu erleben. Er sollte nur die Schwierigkeiten sehen, sich aber nicht mehr des Anblicks der beginnenden Verständigung erfreuen dürfen. —

Ebenso wenig konnte der Fürst mehr die Einführung des dänisch-schleswig-holsteinischen Haders in das Stadium einer definitiven Schlichtung mit eigenen Augen sehen, in sofern nämlich das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 als der erste Markstein jenes Regelungsstadiums betrachtet wird, was freilich Viele nicht gelten lassen wollen. Dicke Bände, unzählige Brochüren und noch unzähligere Zeitungsartikel sind über diesen, nachgerade in blutige Ausschreitungen (oder soll man einen leidenschaftlichen Raufhandel einen Krieg nennen?) ausgearteten politischen Proceß geschrieben worden; es scheint hier nicht der Ort zu seyn, das Contingent derselben zu vermehren, darum müssen wir uns auch nur auf einige wenige Bemerkungen beschränken. Unter den mancherlei beklagenswerthen Anhängseln der deutschen Frage bildet der schleswig-holsteinische Streit in der That den unerquicklichsten Appendix, von dem man, ohne den deutschen Interessen und der deutschen Ehre etwas zu vergeben, bei etwas mehr Ueberlegung und größerer Mäßigung leicht hätte Umgang nehmen können. Wahr ist es, der erste Anstoß zu widrigen Verwickelungen war von Dänemark ausgegangen; aber daß man deutscher Seits die Sache so kläglich weit treiben werde, hätte sich füglich nicht voraussetzen, viel weniger voraussehen lassen. Mit Recht konnte man daher von dem ganzen dänisch-deutschen Handel sagen: „Iliacos intra muros peccatur et extra." Wenn nach irgend einer Seite hin, so hat ostseewärts die deutsch-nationale-idealistische Politik ihre üppigsten Blüten getrieben, worunter reichlich viel Passionsblumen für die „meerumschlungenen" Herzogthümer selbst. Wir wollen dem im sturm-, drang- und gesangreichen Jahre 1848 bis zum Ueberdrusse gesungenen Arndt'schen Liede seine poetische Berechtigung

nicht streitig machen; wollte man aber seinem Refrain: „Mein Vaterland muß größer seyn," zugleich eine politische Geltung geben, so müßte man, um nicht inconsequent zu seyn, den Begriff der ungeschmälerten Größe und Integrität Deutschlands auch auf die Ostseeprovinzen Rußlands, auf die Niederlande, Schweiz und das Elsaß ausdehnen. Einem praktischen Versuche jener Refrainanwendung würde aber zweifelsohne von betreffender Seite mit nachdrücklicher Entschiedenheit entgegengetreten worden seyn, wie dieß auch bereits von Seite des verhältnißmäßig schwachen, aber nachgerade durch den Widerspruch der Seemächte stark gewordenen Dänemarks thatsächlich der Fall war. Je falscher das Princip gewesen, von dem man und um deßwillen man bei dem ganzen Streithandel ausging und je einseitiger dabei verfahren wurde, desto größere Blößen des ersteren mußten zu Tage treten und in desto grellerer Auffälligkeit mußte sich jene Inconsequenz bemerkbar machen, nicht zu erwähnen, daß die empfindlichsten Streiche doch nur den treffen, zu dessen Gunsten man eigentlich stritt. Allerdings berief man sich auf die guten und verbrieften Rechte der Herzogthümer und auf die Schirmpflicht Deutschlands in dem gegebenen Falle; aber dabei kam es denn doch immer auf die Art und Weise der Rechtsauslegung und Anwendung an, die so leicht in eine summa injuria summi juris überschlägt, zudem auch auf die Beachtung der Rechte des Gegentheils, und endlich wohl auch auf die wahre Ersprießlichkeit des vollen Rechtsgebrauches selbst. „Die Staatskunst auf die Politik angewendet," bemerkt mit Grund ein gewiegter Staatsmann, „soll die Rechte wahren, wenn sie Vortheile bringen; ein kluger Staat wird gewiß nie streiten, um ein Recht zu behaupten, welches aufgehört, ihm zu Nutzen zu seyn; unbedenklich würde er es fahren lassen; es wäre des Streites nicht werth." Aber die Erwägungen der Staatsklugheit durfte man freilich auf jener Seite nicht suchen, die sich in der Uebertreibung ihrer Ideen gefiel und in dem Wahne von der Erreichbarkeit einer idealen Größe verrannte. Sie war es, die den Widerstand der Herzogthümer mit allen Mitteln der Agitation bis zu dem Grade erhitzte, daß er endlich

in heller Kriegsflamme aufloderte. Dahin hat es der deutsch-nationale Einheitseifer gebracht, ohne zu bedenken, daß das „Princip der Nationalität in den Zeiten unserer Alles abflachenden und vermischenden Civilisation aufgehört hat, ein Princip der Erhaltung zu seyn.“ — „Das Nationalitätsprincip in Deutschland, wie in Polen und Italien, ist ohne Zweifel ein rein revolutionäres, insofern sich der Gedanke an eine national-politische Existenz daran knüpft.“ — „Es war ein Hauptirrthum der preußischen Politik, daß sie in dem Princip der deutschen Nationaleinheit ein wesentliches Element zu finden hoffte, — ja daß sie sogar, wie es scheint, die Rettung des Vaterlandes davon einzig und allein erwartete.“ — „Die höher gelegene internationale Frage, aus welcher jene der Politik Deutschlands sich ergeben sollte, blieb bei dieser Auffassung unberücksichtigt.“*) Daraus entstand nachmals für Preußen eben die Schwierigkeit „seines delikaten Abwickelungsgeschäftes“ und des Bruches mit der Revolution, daraus die Verstrickung einer Politik, die später noch manch' ein „verblaßtes Erbstück“ aufzuweisen hatte. Oesterreich verhielt sich in den ersten Stadien des dänisch-deutschen Streites anscheinend neutral, einmahl weil mit sich selbst viel zu sehr beschäftigt, dann in Folge der allgemeinen Sachlage der deutschen Verhältnisse und endlich in der vollen Ueberzeugung, daß der schwebende Streit ebenso sehr eine Frage des europäischen Gleichgewichts als eine Interessenfrage des deutschen Bundesrechtes. Von diesem doppelten Gesichtspunkte ging es bei der Auffassung des genannten Streites aus und denselben hielt es im Laufe der Verhandlungen fest, an denen es sich seit dem Tage von Olmütz wirksam betheiligte. Der bundesrechtliche Standpunkt wurde in den §§. 1 und 3 der Olmützer Punktation geltend gemacht und zum Ausgangspunkte der gemeinsamen Maßregeln

*) Die oben angedeuteten Textstellen sind in der Schrift des Grafen von Ficquelmont: „Deutschland, Oesterreich und Preußen“ im vollen Zusammenhange mit dem übrigen Inhalte da nachzulesen, wo der Hr. Verfasser die der damaligen Politik Preußens zu Grunde liegenden Ideen einer gründlichen Kritik unterzieht. Die deutsch-nationalen Idealpolitiker waren aber und sind wohl noch schwer zu bekehren.

mit Preußen gewählt. Oesterreich vergaß nicht, daß die Herzogthümer im offenen Aufstande gegen ihren rechtmäßigen Herrn begriffen waren, daß sie die Verfechtung ihrer Rechte zu weit trieben, daß es sich darum handelte, die Revolution auf deutschem, wie auf europäischem Gebiete überhaupt zu schließen und daß die Zerreißung der dänischen Monarchie zu einem Kriege Veranlassung gegeben hätte, an dem sich die intervenirenden Mächte, England und Rußland voran, betheiligt haben würden, ohne daß Deutschland, der überall hereinbrechenden Revolution gegenüber, sich in der Lage befand, einen verderblichen Krieg zu beginnen. Hatten wohl die aufgeregten Teutomanen dergleichen ernste Bedenken im Auge? Daß die Pacification der Herzogthümer, als unerläßliche Conditio sine qua non, allen Verhandlungen vorangehen mußte, war selbstverständlich. Auf die hämische Bemerkung (Dr. Vehse's) in Betreff der Oesterr. Expedition nach Holstein: „heilsam, wie Minerva's Weisheit, ist durch die Expedition der neuen Wallensteiner nach Holstein sämmtlichen zahmen und wilden Kosaken wieder das Medusenbild ihres bis zur Nordsee mächtigen Kaisers eingedrückt worden," genügt wohl die einfache Gegenbemerkung: daß zugleich auch verschiedenen zahmen und wilden Deutschen jenes Medusenbild heilsam eingedrückt worden. -- Ob und inwiefern Oesterreich in Betreff der Rechtsverwahrung zu Gunsten der Herzogthümer seiner Bundespflicht und seiner deutschen Gesinnung entsprochen, möge aus den in Angelegenheiten Dänemarks und Schleswig-Holsteins gewechselten diplomatischen Aktenstücken ersehen werden.*) Die Erörterung der weiteren Gestaltung der Verhältnisse nach dem Tode des Fürsten liegt über unsere Aufgabe hinaus; nur darauf möchten wir noch aufmerksam gemacht ha-

*) Eine Reihe dieser diplomatischen Aktenstücke findet sich in den Dezembernummern (1852) der Augsburger Allgemeinen Zeitung abgedruckt. So besonders die Note des Fürsten Schwarzenberg, d. d. 21. Dez. 1851, nebst Anlage zu dieser Note, d. d. 26. Dez. 1851, in den Nummern 360—362 d. A. A. Z. Die folgenden Nummern enthalten auch den preußischen Depeschenwechsel in Angelegenheiten Schleswig-Holsteins.

ben, daß die gründliche Analyse der deutsch-dänischen Interessen in der bereits öfters erwähnten Schrift des Grafen von Ficquelmont: „Deutschland, Oesterreich und Preußen"*) vollkommen geeignet ist, über diese Frage zu orientiren und kurzsichtige Vorurtheile zu zerstreuen.

Wir haben im Vorhergehenden versucht, die hervortretendsten Momente und einige der wichtigsten Phasen der auswärtigen Politik des Fürsten zu beleuchten und wenigstens die Gesichtspunkte zur Beurtheilung der Wirksamkeit des Fürsten in diesem Bereiche festzustellen. Wenn es uns gleich nicht möglich war in dem uns angewiesenen engen Rahmen Einzelnheiten hervorzuheben und überall in die Entwickelung der Motive einzugehen, so dürfte doch das Besprochene genügendes Licht über den staatsmännischen Charakter des verewigten Lenkers der auswärtigen Politik Oesterreichs verbreiten und den Schluß vom Bekannten auf minder Bekanntes erleichtern. Wie verschieden auch von principiellen Standpunkten aus die Urtheile über die leitenden Ideen jener auswärtigen Politik lauten mögen: in der Anerkennung der unerschütterlichen Festigkeit, Consequenz, Energie und strengen Rechtlichkeit, überhaupt in allen Eigenschaften, die dem Begriffe eines Charakters entsprechen, wohl aber auch in der Anerkennung der „Reife und Gediegenheit einer tief staatsmännischen, über den Tag und seine nächsten Sorgen hinausreichenden Anschauung," überhaupt in dem Zugeständnisse einer wahrhaft erhaltenden Politik dürften sie wohl alle übereinstimmen. Schiefe, parteiisch-mißgünstige, ja selbst entschieden feindselige Urtheile konnten in einer so bewegten Zeit, wie die jüngst vergangene, unter dem Einflusse aufgeregter Leidenschaften und so grell divergirender Interessen nicht ausbleiben.

*) S. p. 51—63 der oben angeführten Schrift. — Die Vertheidiger einer deutsch-nationalen Politik um jeden Preis sehen die Sache freilich mit anderen Augen an und meinen, „wenn Oesterreich in der holstein-schleswig'schen Angelegenheit eine nationale Politik verfolgt hätte, so würde Preußen vielleicht schon in Dresden die Folgen jenes Irrthums in einer freudig anerkannten Suprematie Oesterreichs empfunden haben." (S. „Dresdener Conferenzen" p. 79.)

Da war denn unter Anderem viel von der „leidenschaftlichen Heftigkeit" des Fürsten, von seinem „biliösen Temperamente," von „schroffen Begegnungen im diplomatischen Verkehre" die Rede, da klagte man über „Hochmuth im Conseil und Maßlosigkeit im Handeln," da erfand man auch das von deutschen Scribenten nachgebetete Märchen: „Schwarzenberg's auswärtige Politik habe ganz das ungestüme, stolze und gebieterische Wesen angenommen, das den Kern seines Charakters ausmachte." Da ward denn auch von dem „eigenwilligen Einbohren des Degens in das Parquet und von der fruchtlosen Erschöpfung der Kräfte des Kaiserhauses durch die übermüthige Politik des Fürsten" in deutschen Blättern, dem Echo englischer Fanfaronaden, gefaselt. Einer ernstlichen Widerlegung sind wohl dergleichen Expektorationen nicht werth; ihrer erwähnt zu haben, ist schon mehr als zu viel Ehre. Wenn unbeugsame Festigkeit in Stolz und gebieterisches Wesen, wenn Energie und feurige Thatkraft in Ungestüm umgetauft werden, dann mögen jene Ankläger allerdings Recht haben. „Mit der heftigen Sprache" im diplomatischen Verkehre steht es wohl nicht besser wie mit jener angeblichen „sichtbaren Befriedigung" über die Demüthigung Preußens in der Cirkulardepesche vom 7. Dezember 1850. Eine entschiedene, kathegorisch und gerade aus schreitende Sprache haben wir wohl in dem diplomatischen Schriftenwechsel mit dem Auslande gefunden, nirgends aber eine Ueberschreitung der Grenzen des diplomatischen Anstandes. Oder sollte sich etwa der Fürst im persönlichen und mündlichen Verkehre mit den Repräsentanten fremder Mächte Unhöflichkeiten erlaubt haben, er, der gewandte Weltmann, dessen „Sittenfreundlichkeit" selbst im rauhen Kriegslager nichts von ihrer Ursprünglichkeit verloren und dessen Urbanität selbst von gemeinen Soldaten gerühmt ward? Man wird uns Unglaubliches vergebens glaublich machen wollen. Spricht man aber von Ungestüm und gebieterischem Stolz, und sind darunter Energie und Festigkeit zu verstehen: so sollte jeder Deutsche „nach alledem, was deutsche Staatsmänner und Diplomaten zu Anfang dieses Jahrhunderts und später von fremden Collegen erduldet und

eingesteckt haben, in dem Auftreten des Fürsten gegenüber dem Auslande eine Genugthuung empfinden."*) Im auffallenden Gegensatze zu den oben berührten Anklagen steht wohl die von denselben Beschuldigern fast mit demselben Athemzuge vorgebrachte Bemerkung: „Fürst Schwarzenberg war ein Mann von gerade gegen die kleineren deutschen Höfe verbindlichsten und deßhalb gewinnendsten Manieren. Ein Mann mit solcher Feinheit und Gewandtheit, wie sie ihm zu Gebote stand, war zum Diplomaten in deutschen Angelegenheiten geboren." Dieß, mit den früheren Behauptungen zusammengehalten, scheint ungefähr sagen zu wollen: gegen die größeren Höfe stolz und schroff, wußte der Fürst durch Geschmeidigkeit die kleineren für seine Pläne zu gewinnen. Richtiger aufgefaßt, möchte es aber wohl heißen: gegen den Starken und Mächtigen, besonders wenn er beleidigend wird, als Ebenbürtiger fest und selbstbewußt, gegen die Kleineren und Schwächeren entgegenkommend und freundlich. Wir müßten lügen, wollten wir dem Fürsten eine besondere Vorliebe für die deutsche Kleinstaaterei anmuthen. Er vor Allem, der das zwischen Thür- und Angelschweben der kleinen Souveränetäten Deutschlands aus eigener Erfahrung kannte, wußte am besten, wo der eigentliche Schwerpunkt Deutschlands liege. Aber als Mann des historischen Rechtes und der Ordnung konnte er nicht anders, als den staats- und völkerrechtlichen Bestand der Kleinstaaten achten, stets bereit, keine Antastung derselben zuzugeben. Seiner Anschauung nach, mußte Alles der natürlichen Entwickelung der Dinge, dem geschichtlichen Gestaltungsprocesse und der stillwirkenden Macht der Verhältnisse überlassen werden. Daher auch das Gewicht, das er auf die materiellen Interessen legte, von denen er wußte, daß sie am Ende die politischen maßgebend beherrschen. Es war durchaus kein Grund vorhanden, andere als „ver-

---

*) Treffende Worte des Biographen des Fürsten in den „Ergänzungsblättern" von Dr. Fr. Steger, 7. B., 4. H. Nr. 362, p. 789. „Daß er sich auch beherrschen konnte," fährt dort der Biograph fort, „und seine persönlichen Gefühle den Staatszwecken unterzuordnen wußte, beweist der Ausgang der Olmützer Conferenz." —

bindliche Manieren" gegen die kleineren deutschen Höfe in Anwendung zu bringen. —

Ein den auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs ebenbürtiges Capitel bildet die Geschichte der inneren Entwickelung des Staates unter dem Ministerium Schwarzenberg. Es ist dieß ein für die Geschichte Oesterreichs ebenso interessanter und wichtiger, als für jeden Staatsmann, auch den nichtösterreichschen, besonders lehrreicher historischer Abschnitt. Wenn es schon in gewöhnlichen Zeiten eine der größten und zugleich schwierigsten Aufgaben ist, den Staat zu erhalten und nicht nur für seine Gegenwart, sondern auch für dessen Zukunft Sorge zu tragen; eine Voraussicht, die Rom's Cicero als das „Officium boni viri" bezeichnet; wie viel der Weisheit und Kraft, des Muthes und unerschütterlicher Ausdauer bedarf es erst in gefährlichen Staatskrisen, und wo finden sich immer die Männer zusammen, ausgerüstet mit der Stärke des Geistes und mit der erhabenen Zuversicht, ein wankendes Staatsgebäude zugleich nach Außen zu vertheidigen und im Innern auf neue Grundlagen zu stellen, als wohnliches Ganzes, fester und dauernder denn je, neu aufzurichten. Eine solche Aufgabe war aber dem Ministerium Schwarzenberg zugefallen und es hat sich derselben mit aufopfernder Hingebung gewidmet. Wir haben bereits früher auf die Solidarität des Zusammenwirkens der Mitglieder des Ministeriums im Sinne des kaiserl. Wahlspruchs und auf das Concentrische sämmtlicher ministerieller Wirkungskreise hingewiesen, kommen aber hier wiederholt darauf zurück, um so mehr, als eine erörternde Aufzählung aller Fakta der Regierungs- und Verwaltungsgeschichte Oesterreichs seit 1848 der letzteren selbst als Spezialaufgabe zufällt. Mehr als eines der Hauptmomente der inneren Neugestaltung Oesterreichs wurde ohnehin bereits im Verlaufe unserer Darstellung wenigstens berührt und auf Anderes im Zusammenhange mit der Besprechung äußerer Verhältnisse hingedeutet. Ganz abgesehen von dem inneren Werthe und von der Richtung der getroffenen Maßregeln, so könnte nur eine entschieden unpatriotische Gesinnung, oder die incarnirte Negation selbst

läugnen wollen, daß in allen Beziehungen der inneren Organisation, in allen Fächern der Gesetzgebung, so wie in sämmtlichen Zweigen der Verwaltung, für alle Belange der geistigen, moralischen und materiellen Interessen, zudem für die innere Sicherheit in weitester Bedeutung des Wortes, endlich für die Potenzirung der Wehrkraft des Staates zu Lande und zu Wasser (Organisirung des Heeres, Verstärkung und Systemisirung der Flotte [Centralbehörde]) das Möglichste geschehen, das Außerordentliche gethan worden.*) Dieß gestehen selbst principielle Gegner Oesterreichs zu und unparteiische Beurtheiler bekennen freimüthig: „daß Oesterreichs Regierung offen, consequent und vielfach großartig gehandelt habe; denn großartig sei jedenfalls, was in Oesterreich für die Reform der socialen Verhältnisse und durch die sogenannten materiellen Interessen für die Heraufbildung ganz neuer Grundlagen der gesellschaftlichen Zustände geschehen." Schon im Jahre 1849 äußerte eine anerkennende deutsche Stimme: „die zahlreicheren mittleren Classen im Bürger- und Bauernstande erkennen jetzt erst, welche bedeutenden Vortheile sie gewonnen haben und ahnen, daß es Menschenalter beschäftigen werde, diese in volle Kraft zu setzen. Oesterreich ist immer langsam im Versprechen, aber zuverlässig und gewissenhaft im Halten desselben gewesen, und bewährt das auch jetzt durch eine Reihe großartiger und reelle Volksbedürfnisse befriedigender Reformen. Vor Allem bewies die große Unterrichtsreform, wie vollständig es mit dem früheren Systeme in dem, wo es falsch war, gebrochen hat." In der That hatte die Regierung bereits im Jahre 1849 mitten unter den größten äußeren

*) Wir legen absichtlich auf das letztere Wort ein besonderes Gewicht, da wenigstens im Punkte der Entfaltung einer außerordentlichen Thätigkeit die Vorwürfe der Gegner zu verstummen gezwungen sind. Uebersichtliche Zusammenstellungen jener ministeriellen Leistungen finden sich bereits in einigen encyclopädischen Werken. So wenig wir im Allgemeinen der Zuverlässigkeit und Authenticität solcher Quellen trauen, möchten wir doch den Artikel: „Oesterreich unter dem Ministerium Schwarzenberg" in Steger's „Ergänzungsblättern," 7. Bd., 4. H. Nr. 364 den Vorzug vor ähnlichen Arbeiten einräumen. — Auch Pierer's „Universallexikon" bringt eine recht brauchbare geschichtliche Uebersicht. S. Supplement, 4. Band, Art. „Oesterreich."

und inneren Schwierigkeiten eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt, die sich in den beiden folgenden Jahren noch um ein Bedeutendes steigerte. Besonders waren die Jahresschlüsse und -Anfänge durch neue großartige Maßregeln markirt. Alles Vollbrachte aber trat unter den Auspicien der unverrückbaren Devise der Reichseinheit in's Leben und sollte der Verwirklichung der Reichsverfassung die Wege ebnen. „Alle Einleitungen für den Reichstag," ließen sich die Opponenten Oesterreichs vernehmen, „entfernen nicht das Mißtrauen, daß es Oesterreich nicht Ernst sei mit seiner Verfassung," und setzten flüsternd hinzu, „daß das russische Bündniß in dieser Beziehung Pflichten auferlege." In Betreff des letzteren Punktes haben wir bereits früher erwähnt, daß in jenem Bündnisse eine Allianz der Interessen und nicht der Regierungsprincipien zu suchen; in Ansehung des anderen Punktes aber hätten die Gegner jedenfalls das Richtigere mit der Bemerkung getroffen, daß alle Einleitungen zur Durchführung der Verfassung die vielverbreitete Ueberzeugung von der Nichtrealisirbarkeit derselben nicht zu überwinden vermochten. Je näher der Augenblick der Verwirklichung heranrückte und je gründlicher sich das Nachdenken der Staatsmänner in alle Erwägungen der Zukunft vertiefte, desto lebendiger mußte sich auch jene Ueberzeugung dem geistvollen Monarchen Oesterreichs und seinen klar sehenden Räthen aufdringen. Hätten sie nun Alle in der entscheidenden Stunde gegen ihre Ueberzeugung handeln und bloß etwa deßhalb dieselbe verläugnen sollen, um die Zweifler von vornherein, die Verdächtiger der Regierung zu beschämen und zu widerlegen? Hätte man etwa eine Zusage, die lediglich als eine principielle Thesis hingestellt worden war und in den Augen aller Verständigen nur als theoretische Concession an die noch nicht völlig überwundene Revolution gelten konnte, eine Zusage, der eine längere Ueberlegung und ein ebenso langes Provisorium folgen mußten, an die man überdieß durch keinen Eid gebunden war, etwa für verpflichtender erachten sollen, als die heiligere Rücksicht auf die Wohlfahrt des Staates? Wog ein unter dem Einflusse vorübergehender Umstände gegebenes Versprechen mehr,

als die Zukunft und vielleicht die Existenz der Monarchie? Hätte der ephemere Lohn einer falschen Popularität ernste Gewissenszweifel zu übertäuben und für den ernsten Richtspruch der Geschichte, für die Verwünschungen kommender Geschlechter zu entschädigen vermocht? In einer so hochwichtigen, über die ganze Zukunft des Staates entscheidenden Frage konnten nicht persönliche Sympathien oder Abneigung für oder gegen gewisse Regierungsformen maßgebend seyn, hier mußten lediglich staatsmännisches Gewissen und politische Weisheit das Gesetz diktiren. Entweder man wollte die Einheit des Staates als oberstes Princip und als politische Nothwendigkeit, oder man wollte sie nicht; mußte man aber die erstere wollen, nun so konnte man sie nur mit Inbegriff der unausweichlichen und zweckentsprechenden Mittel wollen; da gab es keine andere Wahl. Das wußten auch die heimlichen, ihre stillen Hoffnungen auf die Erfüllung des Novemberprogramms und später selbst auf die octroyirte Charte setzenden Foederalisten Oesterreichs, vermeinend, seiner Zeit die reife Frucht von selbst in den Schooß ihrer Wünsche fallen zu sehen. Die Ehrlicheren unter ihnen mochten auch nachgerade, als sich Ende 1851 ihre Hoffnungen verflüchtigten und das Princip der Einheit des Reiches den Platz behauptete, aufrichtig die Unverträglichkeit des letzteren mit der Beibehaltung constitutioneller Formen in einem polyglotten, auf ungleichen Culturstufen ruhenden Staate eingestehen. Ein gleiches Eingeständniß ließ sich aber nicht von den Constitutionellen „um jeden Preis" erwarten. In den Augen dieser theoretischen Schwärmer für eine Repräsentativverfassung, wo möglich nach englischem Vorbilde, ist nun einmahl Volksvertretung und was damit zusammenhängt die einzige Panacee der politisch kranken Zeit und sie können sich nicht von dem Schlusse der Revolution ohne dieses liebgewonnene System überzeugen. Sie sind ebenso wenig zu bekehren, als ihre gedankenlosen Nachbeter, die da blindgläubig meinen, sei nur einmahl die Zauberformel der Constitution ausgesprochen, alles Andere werde sich schon von selbst finden. Ebenso vergeblich wäre, den tauben Ohren jener Utopisten Vernunft zu predigen, die

sich um so lieber eine Constitution gefallen ließen, je sicherer sie den Ruin des Staates herbeiführt. Ihr vager Cosmopolitismus hat keinen Sinn für die Einheit des Staates, kaum für die Nothwendigkeit der Staatenexistenz überhaupt. Aus diesen Träumern von einer großen Fusion der Völker und zuletzt der Menschheit selbst rekrutiren die Socialisten und Communisten ihre Proselyten, ohne hinter manchem dieser erhabenen Idealisten Hauptegoisten in allen Privatinteressen und Erzheuchler in Praxi zu ahnen. Für diese socialen Sektirer und jene politischen Schwärmer war das Circularschreiben des Fürsten Schwarzenberg vom 26. August 1851 an die Oesterr. Gesandschaften bei den deutschen Höfen über die Aufhebung der Märzverfassung nicht geschrieben. Hätte der Ministerpräsident mit noch überzeugenderen Gründen, als es in jenem denkwürdigen Aktenstücke geschehen, für jene Aufhebung plaidirt, ja hätte er mit Engelzungen gesprochen, jene Weltweisen würde er doch nicht eines Besseren überzeugt haben. Hingegen durfte er der Zustimmung Aller gewiß seyn, die sich nicht im Geringsten verwunderten, daß nach einer fast dreijährigen Ueberlegung und Vorbereitung dennoch die Repräsentativverfassung nicht in's Leben getreten, sich aber wohl über das Gegentheil verwundert haben würden. Ihre bessere Einsicht und ihr patriotischer Sinn durften und konnten sich mit den aus dem Schiffbruche der Constitution geretteten Schätzen, mit der Einheit des Reiches, der Befreiung des Grund und Bodens, der Gleichstellung vor dem Gesetze, der Emancipation der kathol. Kirche und verstatteten Oeffentlichkeit des Gottesdienstes der anerkannten Glaubensbekenntnisse und der Gleichberechtigung der Nationalitäten nebst der langen Reihe durchgreifender Reformen im inneren Staatsleben Oesterreichs, *) als entschiedenem Bruche mit der Vergangenheit begnügen

*) „Obgleich Manches," bemerkt der Schilderer „Oesterreichs unter dem Ministerium Schwarzenberg" in den „Ergänzungsblättern" von Dr. Steger, „woran vielleicht übertriebene Hoffnungen hafteten, verloren gegangen ist, so bleiben doch noch immer vielverheißende, jeden Gedanken an Rückkehr zum Alten abweisende Verbesserungen, welche Oesterreich als „Inventar der Revolution" in die definitive

lassen, was wohl auch wirklich der Fall war, denn nicht zu vergessen sind die zu Ende 1850 und Anfang 1851 aus allen Theilen der Monarchie eingelaufenen Erklärungen des „unbedingtesten Vertrauens in alle Maßregeln der Regierung und der treuesten Anhänglichkeit an Kaiser und Reich," was wohl zu beachten ist und auch wohl von der Regierung in die Wagschale gelegt wurde, ehe sie in der Verfassungsfrage definitiv entschied.

Wenn wir schließlich auf eine von den vielen Reformen im inneren Staatsleben Oesterreichs insbesondere zurückkommen, so geschieht es, weil man das Verdienst des Fürsten um diese Maßregel hat schmälern wollen. Es ist dieß die Befreiung der kath. Kirche aus unwürdigen Fesseln und die Anerkennung ihrer Selbständigkeit. So wie alle übrigen Fundamentalmaßregeln gehört auch diese Reform dem Ergebnisse des solidarischen Zusammenwirkens des Ministeriums Schwarzenberg an, ein Umstand, der gewissermaßen schon von vornherein dem Fürsten einen wesentlichen Antheil an dem Geschehenen sichert. In der That ist auch nicht einzusehen, welche Motive den Fürsten hätten veranlassen können sich in dem vorliegenden Falle mit minder lebendiger Wärme zu betheiligen. Je wichtiger die Angelegenheit war, um die es sich handelte, desto weniger konnte der Fürst

---

Regelung seiner Verhältnisse mit herübergenommen hat. Der Bruch mit der Revolution, den Oesterreich ein Jahr später (?) als Preußen vollzogen hat, bezieht sich nur auf die Zugeständnisse demokratischen oder liberalen Inhalts, die innerliche Umwandlung des Staates wird nach wie vor anerkannt, wenn man sich auch der lästigen Corollarien entäußerte." Wenn nun u. A. auch die Einheit des Reiches an die Spitze des „Inventars der Revolution" gestellt wird, so haben wir dagegen nur einzuwenden, daß diese weit eher dem Inventar der sogenannten Reaktion anzugehören scheint, denn die Einheit des Reichs hat wohl die Revolution am wenigsten gewollt. Man muß allenthalben gut zu unterscheiden wissen. — Unter den in die definitive Regelung der inneren Verhältnisse mit herübergenommenen Verbesserungen möchten wir der Creirung der Beiräthe aus unabhängigen Männern zu Bezirks-, Kreis- und Landräthen wenigstens im Vorbeigehen erwähnen. Diese Art von Vertretung der großen materiellen und geistigen Interessen dürfte sich wohl, bei der Mißlichkeit anderer Vertretungen, als die zweckmäßigste, angemessenste und folgenwichtigste Vermittlung zwischen Volk und Regierung herausstellen. Siehe hierüber auch einen anerkennenden Artikel in der Augsburger Allg. Ztg. Nr. 171, 1853. —

seinen Antheil der Sache entziehen und um so mehr muß man für ein endgiltiges Resultat gerade die Zustimmung des Ministerpräsidenten voraussetzen. War überhaupt im inneren Staatsleben so Vieles auf neue Grundlagen gestellt, wenn nach so vielen Richtungen hin alte Bande gelöst und frühere beengte Verhältnisse theils erweitert, theils durch eine völlig freie Bewegung ersetzt worden, hatte man der letzteren besonders auf dem geistigen Gebiete einen möglichst weiten Spielraum eröffnet, so ergaben sich aus den Prämissen auf der einen Seite von selbst die folgewichtigen Grundsätze für das Verfahren auf der anderen, und der Fürst war gewiß einer der Letzten, der sein weiter zu sehen gewohntes Auge vor dem causalen Zusammenhange der Dinge verschlossen haben würde, oder sich Inconsequenzen nach irgend einer Seite hin hätte zu Schulden kommen lassen. Ueberdieß war der Fürst keineswegs auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens so fremd, um nicht dessen innerstes, heiligstes Bedürfniß wahrzunehmen und den Punkt zu erkennen, wo die Kirche, weit entfernt, ein Staat im Staate seyn zu wollen, aber eben so weit entfernt, sich zur Dienerin weltlicher Zwecke mißbrauchen zu lassen, über den Staat hinausragt, zumal die katholische, die ihren Schwerpunkt außerhalb der äußersten Marken der staatlichen Umfriedung hat. Der Fürst mußte fühlen, daß diesen Schwerpunkt verrücken, den eigentlichen Lebensgrund der Kirche erschüttern hieße, ohne die Machtfülle des Staates dadurch zu stärken. Da aber denn doch Staat und Kirche sich vielfältig berühren und die Feststellung dieser Beziehungen nicht zu umgehen, so ist auch nicht einzusehen, wie der Abschluß eines Concordats mit Rom an dem Fürsten einen Behinderer hätte finden sollen. Zweifel sind in dieser Hinsicht um so gerechtfertigter, als ja die Verdienste des Fürsten um Rom gerade vom Oberhaupte der Kirche selbst gebührend gewürdigt und das innige Einvernehmen Oesterreichs mit dem päbstlichen Stuhle bei dieser Gelegenheit besonders betont worden. Und war es nicht der Cardinal-Staatssekretair Antonelli, der, wie römische Berichte meldeten, bei der Nachricht von dem Hinscheiden des Fürsten ausrief: „Unsere Sache hat einen großen Verlust er-

litten!" Eine Aeußerung, wie diese, dürfte denn doch für das Urtheil über die Haltung des Fürsten Rom gegenüber maßgebend genug seyn. Wie gut man übrigens in der ewigen Stadt von den Gesinnungen des Fürsten in Betreff der Kirche und ihrer Interessen unterrichtet gewesen, beweist u. A. auch das ihm von der „Artistica Congregazione de' virtuosi al Pantheon di Roma" aus freiem Antriebe zugesendete Ehrendiplom, an dessen Spitze „la fama di distinto propagatore della Catolica religione, di cooperatore alla difesa del trono Pontificio e di protettore benefico delle arti belle" als Motive zur Ernennung des Fürsten zum Ehrenmitgliede der erwähnten Gesellschaft prangten. Und würde wohl der Fürst bei entgegengesetzter Gesinnung eine Ehrenbezeugung dieser Art angenommen haben? — Wohl überzeugt, dem Verdienste des Fürsten vom politisch-kirchlichen Standpunkte aus nicht beikommen zu können, hat man einen andern Weg einzuschlagen versucht und durch verdeckte Angriffe auf den religiösen Glauben und die Moralität des Privatlebens zum Ziele zu gelangen vermeint. Von dieser Seite her ward denn auch die düstere Sentenz vernommen: „Wie man glaubt, so lebt man, wie man lebt, so regiert man." — Einer nochmaligen Beleuchtung der Wahrheit dieses Satzes glauben wir uns um so mehr entheben zu können, als wir bereits früher die religiöse Ueberzeugung des Fürsten zum Gegenstande der Erörterung gewählt. Aber nicht enthalten können wir uns, statt aller Widerlegung einen Zug aus dem Leben des Fürsten anzuführen, der sprechender für sein innerstes Denken zeugt, als alle Argumente. Als er nämlich die zufällige Entdeckung machte, daß Jemand, der in den letzten Jahren seit sehr wichtigen Veranlassungen und bedeutsamen Ereignissen sein volles, in der That schwer zu erringendes Vertrauen genoß, in der Regel seinen Tag mit einem Kirchenbesuche anfing, namentlich aber an keine wichtigere Unternehmung ohne diese stärkende Initiative ging, sprach sich der Fürst offen über diese schöne Sitte eines treuen Sohnes der Kirche aus und stimmte mit voller Ueberzeugung in die Wahrheit ein: daß ohne Gott in gar nichts ein rechter Anfang sei und der

Mensch, als endliches Wesen, für jedes Beginnen des Himmels Schutz und Segen zu erflehen habe. „Lassen Sie nicht davon ab," sprach er mit einem warmen Händedrucke ermunternd weiter, „und Sie werden immer wohl fahren. Von mir haben Sie nicht zu besorgen, für einen Pietisten gehalten zu werden." — Aber freilich, solche confidentielle Aeußerungen ließ sich der Fürst nur im engsten Vertrauen und nur gegen Jene entschlüpfen, die die Feuerprobe seiner Prüfung bestanden hatten. Das Letztere war auch bei dem hier in Rede stehenden Manne der Fall, der sich nach zahlreich gegebenen Beweisen von unbedingtester Hingebung, reinster Uneigennützigkeit, strenger Pflichterfüllung und entschiedener Brauchbarkeit, sowie unerschrockener Entschlossenheit in gefahrvollen Lagen unter sehr Wenigen rühmen durfte, das Vertrauen und die Achtung des Fürsten zu besitzen. Beide sind ihm bis zum letzten Athemzuge des Fürsten geblieben. Vielleicht war aber auch nicht sobald Jemand im Stande, den Sinn und die Intention des Fürsten so zu verstehen und die ganze Größe seines Charakters so richtig aufzufassen, als dieser Mann, der nun in bescheidener Stille lebt, nachdem er in dem Fürsten einen ebenso erhabenen, als gerechten Gönner verloren. Der wüthendsten Anfeindungen sind ihm seiner Zeit genug zu Theil geworden, zumal von einer gewissen nationalen Ultrapartei, deren lächerlicher Haß ihm den Verräthernamen zudecretirte. Die Achtung eines Fürsten Felix Schwarzenberg konnte wohl für solchen abgeschmackten Unglimpf reichlich entschädigen. — Das oben angeführte eine Beispiel von der religiösen Denkart des Fürsten mag für viele andere gelten. Der Fürst war durchaus kein Libertin im voltaire'schen Sinne des Wortes, ja nicht einmahl Indifferentist. Manche haben die Religiosität des Fürsten zu verdächtigen gewagt, die Einen aus Unbedachtsamkeit oder Unkenntniß, Andere dem bloßen Scheine folgend, und wieder Andere aus Parteieifer. Die Stimme der Letzteren wurde leider hier und da für maßgebend gehalten. —

Der soeben mitgetheilte Charakterzug mahnt uns, daß wir noch eine Spezialität aus dem Leben des Fürsten nachzuhohlen haben, ehe

wir das reich angebaute Gebiet seiner Thätigkeit verlassen und auf dem Punkte anlangen, wo die Schatten des Todes ebenso plötzlich als unerwartet den Staatsmann und Krieger, nachdem der letztere sich so oft und so unerschrocken denselben entgegengestürzt, vor unseren Blicken verhüllen. Es ist eben eine dieser Todesaventüren des Soldaten, die wir nicht gerne unberührt lassen möchten. Es scheint sich ein um so lebendigeres Interesse daran zu knüpfen, als dieser episodische Moment in die erste Zeit der ministeriellen Thätigkeit des Fürsten fällt und sich als ein improvisirter Rückfall in kriegerische Reminiscenzen darstellt. Noch einmahl wollen wir den Fürsten, wenn auch nur für wenige Augenblicke, das Schwert mit der Feder vertauschen sehen, gleichsam zur Erhohlung von ermüdenden Staatsgeschäften, in der That aber zum Beweise, daß er nicht minder auf dem Schlachtfelde zu Hause, wie im Cabinete. Man erzählt nämlich: „Als sich der Kaiser 1849 zur Armee nach Ungarn begab, waren auch der Fürst und Graf Gyulai in der Suite des Monarchen. Am 28. Juni, dem Tage, wo F. M.-Lt. Graf Schlik unter den Augen des Kaisers Raab erstürmte, befanden sich die beiden Genannten gerade in dem Augenblicke bei dem Grafen, als derselbe nach Eroberung der feindlichen Verschanzungen einige Bataillone beorderte, mit gefälltem Bajonette in die Stadt einzudringen. Der glückliche Erfolg des Tages hatte die beste Laune hervorgerufen. Die Sturmkolonne setzte sich eben in Bewegung; da sagte der Fürst zum Grafen Schlik: „Da gibt es Sturm, da gehe ich und Gyulai mit!" Lächelnd erwiederte der Corpscommandant: „Ihr seyd zwar ein paar große Herren, aber hier kommandire ich und das muß ich Euch verbieten." — „Ei was verbieten, wir wollen auch unseren Spaß haben," äußerte der Fürst, „nur weiter!" — „Nur zu," bemerkte Graf Schlik, „das könnte einen schönen Coup double für die Ungarn geben, gleich zwei Minister!!" Kaum waren diese Worte gesprochen, als Fürst Schwarzenberg und Graf Gyulai lachend auf ihren Pferden dahinflogen, als ginge es in den Prater. Sie schlossen sich an die ersten Truppen an, welche mit Ungestüm in die Wiener Vorstadt stürmten,

um sich zum Herrn der Stadt zu machen. Später drangen Se. Maj. und der Graf Schlik an der Spitze eines Bataillons in die eroberte Stadt ein. Letzterer hatte sich bei der abgebrannten Brücke getrennt, um die Verfolgung des Feindes anzuordnen, und als er wieder zurückkam, fand er bereits beide Minister in der Stadt an der Seite des Monarchen, der mit Todesverachtung auf der Stirn durch revolutionäre Volksmassen triumphirend seinen Einzug gehalten. Der Fürst und Graf Gyulai erzählten hierauf dem um des Kaisers und ihre Sicherheit höchst beunruhigten Corpscommandanten unter Scherz und Witz die gewagte Promenade in die Stadt, wohin der Weg über die schwankenden Balken der durch Feuer zerstörten Brücke führte."*) — Es war eben ein Reiterstücklein, wie deren auch das Kriegerleben des berühmten Oheim's unseres Fürsten, des Fürsten Carl zu Schwarzenberg, nur in weit jüngeren Jahren, aufzuweisen hat. Es war aber auch das l e t z t e Reiterstücklein, denn nachgerade blieb der Fürst, mit nur geringen Unterbrechungen, an den Aktentisch gebannt.

„Die Staatsgeschäfte zehren langsam an Geist und Gesundheit, aber mit desto sichererem Erfolg." Diese von einem Biographen des Fürsten auf denselben, sowie auch auf Pitt, Fox, Canning, Castlereagh und letztlich auch auf den Grafen Brandenburg, die sämmtlich der geistigen Ueberbürdung erlagen, angewendete Bemerkung fand leider bei unserem Fürsten, wenigstens nach einer Seite hin, eine nur zu frühe Bestätigung. Sein Geist hatte zwar unter der Bürde der Geschäfte und amtlichen Sorgen nicht gelitten, desto mehr aber seine Gesundheit. Ein starker, rastlos thätiger und schwungvoller Geist konnte zwar die schwächere Hülle, die er bewohnte, durch die ihm eigene Kraftfülle und durch die Macht des Willens mit sich forttragen und gewissermaßen über die natürlichen Schranken hinausheben;

*) So der „Oesterreichische Soldatenfreund" in Nr. 50 vom 24. April 1852 aus der Feder eines Berichterstatters, der sich hierbei auf die Mittheilungen von Augenzeugen beruft. „Nunquam retrorsum!" wird Eingangs des Artikels als Devise des verewigten Fürsten bezeichnet; ein Wahlspruch, der an jenen des tapferen Don Juan d'Austria erinnert, dahin lautend: „Wer nicht vorwärts bringt, geht zurück." —

aber zuletzt mußte sie dennoch im Fluge erlahmen und sodann um so schneller dem Loose der Endlichkeit verfallen. Wie hätten auch die schwierigen Zeitverhältnisse und die Fluth der Ereignisse mit ihren von allen Seiten einstürmenden Eindrücken, die Größe der Aufgaben mit ihrer gleich großen Verantwortlichkeit, die sich täglich mehrende Last der Arbeiten, trotz eisernem Fleiße und bewundernswerther Ausdauer zu immer gesteigerterer Anstrengung herausfordernd, Mangel an Bewegung und Störungen wichtiger Lebensfunktionen, besonders aber langes Entbehren nächtlicher Ruhe nicht endlich die leiblichen Fundamente untergraben und selbst eine Fülle von Gesundheit bis auf die Neige aufzehren sollen! Ein fein organisirter Körper, wie jener des Fürsten, mußte die Rückwirkungen der eben angegebenen Einflüsse zuerst im innersten Nervenleben empfinden und eine Erschütterung in diesem Ursitze aller Lebensthätigkeit würde sich vielleicht nur dann als vorübergehendes Uebel fühlbar gemacht haben, wenn sie rechtzeitig beachtet worden wäre. Aber gerade in diesem Hauptpunkte hatte es der Fürst, mit allem Anderen mehr, als mit sich selbst beschäftigt, versehen. Wie alle vielbeschäftigten, in große Entwürfe vertieften Männer konnte er sich nicht Zeit nehmen zum Kranksein und der unbeugsame Geist, wie irgendwo gesagt wird, „hielt allerdings die gebrechliche Körperhülle aufrecht,“ ohne daß übrigens die andere Behauptung, „er habe sich, wie Mazarin, schon im Sterben mit dem Scheine des Lebens geschmückt,“ in dem hier gemeinten Sinne Anwendung auf den Fürsten fände. Das Leben des Fürsten war bis zum letzten Augenblicke keine bloße Scheinexistenz, es war ein wirkliches, thatkräftiges Leben bis an's Ende. Er gab seine Seele dem Schöpfer mit dem Hauche zurück, der dem tief geholten, die Brust erleichternden Athemzuge nach gethaner schwerer Arbeit vergleichbar. Sein Leben lang jeder Ostentation fremd, würde es der Fürst unter allen Umständen verschmäht haben, sich als wandelnder Leichnam mit blendendem Prunke zu bekleiden und das Grab zu übertünchen, in dessen Dunkel er bald hinabsteigen sollte. Daß er mit dem Todesgedanken nicht unvertraut gewesen und die Katastrophe ihn nicht unvor-

bereitet getroffen, beweist sein bereits gegen Ende 1847 (nicht also wenige Wochen vor seinem Tode, wie gleichfalls angegeben wird) bald nach der in Venedig überstandenen Krankheit in Neapel gemachtes Testament. Seine irdischen Angelegenheiten waren geordnet und mit um so ungetheilterer Sorge, mit um so freierem Herzen konnte er dem Staate und dem großen Gedanken leben, an dessen Realisirung er seine ganze Kraft gesetzt hatte, von dem er nicht abließ, trotz Beschwerden und ungewohnter Entsagung, selbst trotz der Mahnungen körperlichen Leidens. „Ich habe wenig Freuden," äußerte er eines Tages im vertrauten Gespräche; „aber mag es darum seyn, wenn nur das Begonnene vollbracht wird!" Was übrigens Andere von Schlaganfällen, Besinnungslosigkeit u. dgl. melden, scheint auf Uebertreibungen und übelwollenden Gerüchten zu beruhen. Nervöse Zustände, Abspannung, Verstimmungen der Sinnesorgane und ähnliche Erscheinungen: sie waren die bedenklichen Symptome, die vielleicht den Fürsten noch Schlimmeres ahnen ließen, ohne seiner Umgebung Befürchtungen von dem Schlimmsten einzuflößen. Insbesondere verrieth sich das Nervenleiden des Fürsten an seiner merklich getrübten Sehkraft; ein Zustand, der den Fürsten endlich zur ernstlichen Einhohlung ärztlichen Rathes veranlaßte. Er fürchtete das Erblinden, und als der Arzt ihn darüber beruhigte, allerdings aber mögliche Schlaganfälle in Aussicht stellte, da war es wohl ganz natürlich, daß der Fürst, der immerhin peinlichen Sorge vor einem schrecklichen und unheilbaren Uebel enthoben, freier aufathmend ausrief: „Mit dieser Todesart bin ich einverstanden!" Wie hat man dem harmlosen, mit einem Anfluge von Humor versetzten Ausdrucke eines erleichterten Gemüthes jene gehässige Deutung geben können, wie sie der Parteieifer als Hülfsmittel nicht verschmähte! — Der Fürst hatte den Winter von 1851 auf 1852 unter den anstrengendsten Arbeiten hingebracht und schlaflose Nächte waren wieder zur Regel geworden. Gesellschaftliche Zerstreuungen gönnte sich der Fürst nur dann, wenn ihm ein Salon auch noch nach Mitternacht offen stand, was seine genaueren Bekannten wohl wußten. War es da nicht vollkommen

gerechtfertigt, wenn der Fürst in diesen seltenen Fällen am liebsten Gesellschaften besuchte, wo er auf wahrhaft erheiternden Genuß, auf erquickende Nahrung für Geist und Herz rechnen durfte? Zu Anfang 1852 hatte das Augenübel einen bedrohlichen Grad erreicht. Nur mit sichtlicher Anstrengung gelang es ihm dasselbe zu bemeistern, was den ihn genauer Beobachtenden in vorkommenden Fällen nicht entging. So z. B. als der Fürst bei der Vermählung J. k. H. der Erzherzogin Maria Anna mit S. k. H. dem Erzherzoge Rainer (am 21. Februar 1852) in seiner Eigenschaft als Minister des kaiserl. Hauses die betreffenden Vermählungsurkunden vorzutragen hatte, konnte man deutlich die Anstrengung wahrnehmen, die diese Funktion seinem sich verdunkelnden Auge kostete. Da mochte wohl der Fürst das Bedürfniß des Ausruhens tiefer denn je fühlen und den Vorstellungen besorgter Freunde williges Gehör schenken. Um diese Zeit war denn auch von einer Urlaubsreise und einem längeren Aufenthalte unter Neapels mildem Himmel die Rede; ein Vorhaben, das schnell ausgeführt, vielleicht dem Befinden des Fürsten noch eine rechtzeitige Wendung hätte geben können. Leider zögerte der Fürst mit der Ausführung und beschleunigte dadurch die Katastrophe. Die Geschäfte gingen ununterbrochen ihren Gang, der Fürst arbeitete nach wie vor, und bei seinem öffentlichen Erscheinen, im Theater, oder bei festlichen Veranlassungen, wie bei den zu Ehren der russischen Großfürsten veranstalteten Festins, wußte er seine äußere Haltung zu beherrschen. Nur bei einem der letzten Hofconcerte sah man ihn erbleichend sich erheben, aber schnell wieder gefaßt, lehnte er die Begleitung eines seiner Bekannten ab, um kein Aufsehen zu erregen. So war der verhängnißvolle Tag herangerückt, der in den weitesten Kreisen eine ungeheuere Ueberraschung hervorrufen sollte und dessen traurige Nähe selbst in des Fürsten unmittelbarer Nähe Niemand ahnte. Man erzählt, Tags vorher (es war der Palmsonntag) sei eine Depesche aus Süddeutschland mit der Meldung der gefährlichen Erkrankung des dortigen kaiserl. Gesandten angelangt, wodurch der Ministerpräsident veranlaßt wurde, auf telegraphischem Wege die

Versiegelung der Papiere und Absperrung der Arbeitszimmer jenes Diplomaten für den Fall des erfolgten Hintritts zu verfügen. Nur zu bald sollte in seinem eigenen Hause dieselbe Anordnung zum traurigen Vollzuge gelangen! — Wie nur zu häufig, hatte der Fürst auch den größten Theil der Nacht vom 4. auf den 5. April arbeitend hingebracht und sich erst gegen Morgen einige Ruhe gegönnt. Nach dem Aufstehen ließ er sich über die laufenden Geschäfte referiren, womit er in der Regel seine Tagesordnung begann. Dann pflegte er fremde Gesandten zu empfangen und später Audienzen zu ertheilen. Die übrige Zeit bis zur Speisestunde nahm meistens der Ministerrath in Anspruch, so daß dem Fürsten nach den Aufregungen des Tages nur eine kurze Abendmuße zur Erhohlung übrig blieb. Auch dem letzten seiner Tage sollte dieses Gepräge eines ermüdenden Geschäftslebens aufgedrückt seyn. Draußen aber in der wieder erwachenden Natur waltete goldener Frühlingssonnenschein und lud zum fröhlichen Genusse ein. Der russische Gesandte, Baron von Meyendorff, machte den Fürsten auf den heiteren Himmel aufmerksam und mahnte zur Ausfahrt. Der Fürst aber meinte, es werde kaum dazu kommen. Hingegen hatte der Fürst für den Abend eine Einladung zu einem Balle angenommen, von dem er sich viel Angenehmes versprach. Er hatte auf's Bestimmteste zugesagt, die Frage: ob er auch gewiß kommen werde? dahin bescheidend: „nicht wegzubleiben, außer er wäre todt." Im Sinne dieser traurigen Alternative hatte er auch Wort gehalten. Nur das Bouquet, welches er mit feiner und sinniger Auswahl der Blumen schon am Morgen für eine ebenso geistreiche als liebenswürdige Dame, welche er in der Ballgesellschaft zu finden hoffte, bestimmt hatte, gelangte noch am Abend in die Hände, denen es zugedacht gewesen, während des Spenders staubbefreiter Geist bereits in den ewigen Lichtgefilden des Jenseits wandelte. Nachmittags nahm der Fürst an dem im Staatskanzeleigebäude, wo er wohnte, abgehaltenen Ministerrathe Theil und ließ, er, der rastlose Mann! — in seiner Unterhaltung mit dem Handels- und Finanzminister, Hr. v. Baumgartner, vor dem Beginn der Berathung jenes

denkwürdig gebliebene Wort fallen: „Hätte ich nur mehr gearbeitet!“ — Gegenstand der Conferenz war die Organisation Ungarns. Der Fürst folgte mit Aufmerksamkeit der Debatte. Später bemerkte man, wie er seine Feldmarschall-Lieutenantsuniform lüftete, als fühlte er sich beengt. Gegen fünf Uhr erhob er sich mit der Entschuldigung, für seine Person sich entfernen zu müssen, ohne die Berathung deßhalb unterbrechen zu wollen. Nach einer kurzen Besprechung mit dem englischen Gesandten, Grafen von Westmoreland, der ihn erwartete, verfügte er sich in sein Schlafzimmer, um sich umzukleiden und dann zum Diner bei seiner Schwägerin, der regierenden Fürstin Schwarzenberg, zu begeben. Der Kammerdiener hatte soeben auf wenige Augenblicke das Cabinet verlassen, wo der Fürst am Waschtische beschäftigt war, als er einen dumpfen Fall vernahm und, durch die nur angelehnte Thüre blickend, den Fürsten bewußtlos am Boden liegen fand. Es war kein Zweifel, ein Nervenschlag hatte den Fürsten getroffen. Schleunigst herbeigerufene ärztliche Hülfe kam dennoch zu spät. Ein angewandter Aderlaß zeigte nur die ganze Hoffnungslosigkeit der Lage. Schwache Athemzüge verriethen das rasche Verglimmen der letzten Lebensfunken. Der priesterliche Beistand konnte sich nur mehr auf Ertheilung der letzten Oehlung und Generalabsolution beschränken. Der Fürst erwachte nicht mehr zum Bewußtseyn, um noch einmahl der geliebten Schwester Mathilde in's treue Auge zu blicken und dem herbeigeeilten Minister des Innern, Dr. Bach, zum letzten Male die Freundeshand zu drücken. Um 5¾ Uhr hatte der Fürst seine Seele ausgehaucht. F.-M.-Lt. Graf Grünne, erster Generaladjutant des Kaisers, fand bereits eine Leiche. Gleich hierauf erschien der Monarch selbst, um noch einmahl dem in's Antlitz zu schauen, dessen vom sanftesten Frieden erleuchtete Miene zu sagen schien: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.“ Welche Gefühle mögen in diesem tief bedeutsamen Augenblicke die Brust des Kaisers bewegt haben! In andachtsvolles Sinnen verloren, kniete der Monarch am Sterbelager und sandte sein Gebet der entflohenen Seele nach.*)

*) Im Auftrage eines allerhöchsten Mitglieds des Oesterr. Kaiserhauses ist so-

Der Tod des Fürsten war ein Ereigniß. Schon in der nächsten Stunde nach seinem Hinscheiden hatte das tausendzüngige Gerücht die Kunde davon in der Kaiserstadt verbreitet und eine Stimmung in der letzteren hervorgerufen, die sich tiefer nachempfinden, als mit Worten schildern läßt. Eine Art jener dumpfen Schwermuth schien sich über die Stadt zu lagern, in der sich das Nachdenken über ein verhängnißvolles Erlebniß mit der beklommenen Sorge um das Kommende zu einem eigenthümlichen Gefühle mischen. Man lieh seiner Empfindung nicht viele Worte, aber je zurückhaltender man darin war, desto beredter sprach der Ausdruck der Mienen. Erst am folgenden Morgen, als die Leitartikel der Journale die Situation des Augenblicks commentirten, schien sich der Bann zu lösen, der die laute Klage in Fesseln hielt. Indessen konnte man schon unmittelbar nach dem Hinscheiden des Fürsten die Aeußerung aus loyalem Bürgermunde vernehmen: „Im Fürsten Schwarzenberg ist ein großer Mann dahin gegangen. Er hat Oesterreich wieder die Ehre zurückverschafft, die es im Jahre 1848 verloren." — Am sichtlichsten gab sich die allgemeine Theilnahme in allen Schichten der Bevölkerung am 7. April, dem Tage der Leichenfeier, kund. Man kann ohne Uebertreibung sagen, ganz Wien habe sich an diesem Tage versammelt, nicht um dem imposanten Schauspiele einer großartigen Leichenfeier, wie sie Wien vielleicht seit dem Tode des Prinzen von Ligne zur Zeit des Congresses nicht wieder gesehen, beizuwohnen, sondern um mit dem Bewußtseyn eines unersetzlichen Verlustes einem großen Staatsbürger das Trauergeleite zur letzten Ruhestätte zu geben. Eine feierliche, ehrfürchtige Stille, jenes Schweigen der heiligen Scheu, die Ruhe eines erhabenen Todten vorlaut zu stören, lag über der Stadt ausgebreitet; aber als sich der Leichenzug, ebenso glänzend als trauervoll, vom Staatskanzleigebäude zur Hofpfarrkirche St. Michael, wo

---

eben einer der ersten Künstler Wiens mit der bildlichen Darstellung dieses denkwürdigen Moments beschäftigt. Es war uns vergönnt, die Skizze des Gemähldes zu sehen und wir müssen gestehen, von der Weise der Auffassung tief ergriffen worden zu seyn. —

die priesterliche Einsegnung des Leichnams stattfand, und von dort durch unabsehliche Menschenreihen nach dem Nordbahnhofe bewegte: da konnte man in vielen tausend Mienen den Ausdruck der tiefen Bedeutung dieser ernsten Stunde lesen. An heiliger Stätte, inmitten der höchsten Würdenträger des Staates und der schmerzergriffenen Verwandten des Hingeschiedenen, war der Monarch erschienen, um seinem „treuesten Diener und redlichen Freunde" persönlich die letzte Ehre zu erweisen. Möge die dort geweinte Thräne des Kaisers, tiefem Schmerzgefühle entflossen, zum unversieglichen Quell der Erinnerung an den Verblichenen werden! — Als am 27. May auf Veranlassung eines innigen Verehrers des verewigten Fürsten, des bekannten Volksschriftstellers J. B. Weiß, das Andenken des unvergeßlichen Todten durch einen großartigen Gottesdienst in der Pfarrkirche am Hof geehrt wurde und Wien durch eine ebenso zahlreiche als glänzende Versammlung, mehrere Mitglieder des erlauchten Kaiserhauses mitinbegriffen, in den dichtgefüllten Räumen des Gotteshauses vertreten war: da fand die Ueberzeugung eine neue Bestätigung, daß der Eindruck des 5. April 1852 noch nichts von seinem tiefen Gepräge verloren hatte. Zudem war der Vortrag des k. k. Hofpredigers Othmar Helferstorfer über den Text aus dem Buche der Weisheit: „Früh vollendet, hat er viele Jahre erreicht" ganz geeignet, ernste Betrachtungen über die Unvergänglichkeit der Verdienste eines wahrhaft großen Mannes hervorzurufen und zur Dankbarkeit gegen die Vorsehung anzuregen, die in prüfungsreicher Zeit einen solchen Mann zum Rettungswerke gesendet. Schon in diesem Vortrage ward auf die vielseitigen Beweise der Trauer und des Schmerzes über den plötzlichen Verlust hingedeutet, der allenthalben wie ein schweres Unglück war gefühlt worden. Dem war auch in der That so. Nicht nur in den Hauptstädten der österr. Kronländer, sondern auch in sehr vielen anderen Städten und Orten hatten Trauerfeierlichkeiten für den Hingeschiedenen stattgefunden, zahlreiche Beweise der innigsten Theilnahme waren dem fürstlichen Hause Schwarzenberg aus Nähe und Ferne zugekommen und mehr als ein Sänger griff mit der Begei-

sterung des Schmerzes in die Saiten, um dem ruhmvoll Dahingeschiedenen ein erhabenes Klaglied nachtönen zu lassen.*) Aber auch weit jenseits der Grenzen Oesterreichs hatte die Trauerkunde erschütternd gewirkt und eine Theilnahme hervorgerufen, die sich in zahlreichen, die Bedeutung des schmerzlichen Ereignisses vollkommen würdigenden Beileidsbezeugungen gekrönter und erlauchter Häupter der fürstlichen Familie gegenüber aussprach. Aber ein Monument des schönsten Fürstendankes, dauernder als Erz und Marmor und nicht minder den ehrend, der sie schrieb, bleiben die Zeilen voll heiligen Trauergefühls, von Oesterreichs Monarchen gleich nach dem Hintritte des Fürsten an den älteren Bruder desselben und Chef des Hauses, Fürsten Johann Adolf zu Schwarzenberg, gerichtet und sofort auch in der Wiener Zeitung officiell verkündigt. Von monumentaler Bedeutung bleibt es, wenn der trauernde Kaiser das plötzliche Hinscheiden des Fürsten „als ein für ihn, den Monarchen, persönlich, und für den Staat verhängnißvolles Ereigniß" bezeichnet, wenn er es „den Verlust eines treuen Dieners und redlichen Freundes, für das Vaterland aber eines Mannes nennt, der sich in stürmischer Zeit mit seltenem Muthe dem Kaiserhause zur Verfügung stellte und sich seitdem der ihm gewordenen Aufgabe, der Wirksamkeit zur Befestigung der Ordnung und des Thrones mit solcher Hingebung und solchem Erfolge weihte, daß sein Name in den Annalen Oesterreichs stets einen ruhmvollen Platz einnehmen wird." Zu nicht minderer Verherrlichung des Andenkens

*) Am rührendsten klangen die schlichten, aber kriegerisch-treuherzigen Verse eines Officiers vom Infanterieregimente Nr. 21 (dessen Inhaber bekanntlich der Fürst gewesen). Es ist die wehmuthsvolle Klage des ganzen Regiments um den dahingeschiedenen Chef und Führer. — Ein Ragusaner Patricier, auf den der Fürst gelegenheitlich seiner Durchreise aus Neapel einen tiefen Eindruck machte, konnte nicht umhin, den Entwurf zu einem lateinischen Epitaph einzusenden, welches u. A. auch das Epigramm enthält: „Felix mi nomen, sed talem gesta, beatum cum potui imperium linquere, me faciunt." Merkwürdig genug erinnert dasselbe an das prophetische Chronographicon bei der Geburt des Fürsten: „Cresce Deo et homini tu vera spes futuri." War dieß die Verheißung, deutet jenes sinnig auf die Erfüllung. —

unseres ruhmvollen Todten gereicht die Beileidsbezeugung eines selbst hochverdienten Prinzen des Kaiserhauses, Sr. k. H. des Erzherzogs Albrecht. Auch hier wird der Tod des Fürsten „als ein Verlust nicht nur der fürstlichen Familie, sondern auch des Monarchen, des ganzen Kaiserhauses, der Monarchie und der Armee" bezeichnet. „Die Prüfung," fügt der erlauchte Condolent hinzu, „welche die Vorsehung uns Allen durch diesen betrübenden Vorfall geschickt hat, ist um so schwerer zu tragen, je plötzlicher und unerwarteter der Todesfall war, je größer die Verdienste des Verblichenen gewesen, welcher zu einer Zeit das Panier der Ehre für seinen Herrn erhob und es am Schlachtfelde, wie im Cabinete siegreich aufpflanzte, als die Meisten an Oesterreichs Bestand, später an dessen Macht und Ansehen verzweifelten." U. s. w. Solche Beweise der Anerkennung wird der Sturm der Zeiten nicht verwehen. Und ward nicht unmittelbar nach dem Hintritte des Fürsten laut verkündigt: „Der Grundgedanke der Politik des Fürsten werde nicht aufgegeben werden, denn sie sei zu aller Zeit eben die seines Herrn und Kaisers gewesen" —? Auch das ist ein Ehrendenkmal auf fester geschichtlicher Basis. — Um aber noch ein besonders sichtbares, Mitwelt und Nachkommen zur recht oftmaligen Nennung des Namens „Fürst Felix Schwarzenberg" veranlassendes Zeichen dankbarer Pietät zu geben, befahl Kaiser Franz Josef den Bau einer neuen österr. Kriegsfregatte mit dem Namen des Fürsten.*) Es liegt in der Wahl dieses beweglichen, auf den Wogen des Meeres erbauten Monuments eine sinnige und großartige Bedeutung. Als Kriegsfahrzeug, bestimmt, den Fluthen des Meeres und den Stürmen zu trotzen, sie zu beherrschen, zugleich aber auch dem Feinde, komme er, woher er wolle, zu widerstehen, ihn zu bekämpfen, bedeutet es den kriegerischen, tapferen und unerschrockenen Charakter des Fürsten. Dann ist es aber auch zugleich ein Hinweis und eine Mahnung

*) Dieselbe wurde am 23. April 1853 in Gegenwart J. J. k. k. H. H. der Erzherzoge Ferdinand Maximilian und Carl Ludwig unter Anwohnung einer Elite der Bevölkerung Venedigs im dortigen Seearsenale feierlich vom Stapel gelassen.

an die stürmische Zeit, in welcher der Fürst wirkte, an die Zwecke, für die er arbeitete, und an die Mittel, womit er siegte. Es bedeutet aber auch das Motto des Fürsten, sowohl sein kriegerisches, als sein politisches: „Nunquam retrorsum!" und: „Besonnen, aber entschieden vorwärts!" Ein Kriegsschiff muß, allen Hindernissen zum Trotze, vorwärts und auf ein bestimmtes Ziel los. Zugleich liegt in der Beweglichkeit eines Kriegsschiffes die rastlose Thätigkeit des Fürsten, die rührige Energie seines Geistes und rasche Ausführung seiner Entschlüsse angedeutet, sowie in dem festen Baue eines Kriegsschiffes die unerschütterliche Festigkeit des Fürsten symbolisirt ist. —

Auf solchen sicheren Grundlagen beruht das Ruhmesmonument des verewigten Fürsten. Um aber unsererseits nichts zu unterlassen, was zur Befestigung der Fundamente des biographischen Denkmals beitragen kann, wollen wir noch einige, uns zur Hand liegende Urtheile vollkommen competenter Mitlebenden als granitne Denksteine dem Unterbaue der Pyramide einfügen, damit sie desto höher über den Dunstkreis trüber Anschauungen und verfälschter Meinungen hinausrage. Es ist ein Staatsmann vom ersten Range und genauer Kenner der Bestrebungen des Fürsten, dessen (hier zum ersten Male veröffentlichter) Wahrspruch über den Dahingeschiedenen also lautet: „Der Fürst war, was sein eigentliches Wesen betrifft, ein Conservativer im wahrsten und allein richtigen Sinne des Wortes; Aristokrat, ja selbst Patriot, nur in Unterordnung unter dieß höhere Princip, d. h. jeden Augenblick bereit, sich und Alles, was demselben entgegensteht, zu opfern. Sein conservativer Beruf beschränkte sich daher nicht auf die Wiederherstellung des Alten und nicht auf den Raum der Monarchie. Er forschte nach den Bedingungen der Dauer des Baues der Gesellschaft und suchte seine Ueberzeugung auch auswärts und soweit sein Einfluß reichte geltend zu machen, die Solidarität des Princips richtig erkennend: daß vor Allem e i n fester Punkt gewonnen werden müsse, um die Monarchie daran zu lehnen — d a s P r i n c i p d e r A u t h o r i t ä t. Daher, und nicht bloß aus persönlicher Verehrung, so groß diese auch gewesen war, seine Anhäng-

lichkeit und Ergebenheit durch und durch an seinen Kaiser; daher sein Niederwerfen der falschen Theorien der Neuzeit, sein Festhalten an dem, was in den Erkenntnissen der Neuzeit Richtiges war, z. B. an der einheitlichen Organisirung der Monarchie, dem wichtigsten leitenden Principe für das Innere, an dem ihn der Tadel der falschen Conservativen nicht irre machte. Die Kraft und Größe Oesterreichs hängt an diesem Principe und Niemand war davon durchdrungener als er. — Gewiß, daß ihm die Macht und der Glanz Oesterreichs heilig waren, aber nicht als eine Befriedigung des Ehrgeizes, sondern als ein Mittel zum Zwecke der Feststellung eines wahrhaft conservativen Systems. Darum trat er mit solcher Energie gegen Preußen auf, das mit Hülfe des Constitutionnalismus und später auf handelspolitischem Wege sich an die Spitze von Deutschland schieben wollte. Aber wenn er den Zweck festhielt, so war er milde und rücksichtsvoll in allen seinen Formen. Ein anderes Beispiel lieferte die holsteinische und churhessische Sache, wo er sich weder durch die aufgehetzte öffentliche Meinung, noch durch irgend eine untergeordnete und vorübergehende Rücksicht von dem Ziele abwenden ließ. — Dieses Festhalten des Zieles und diese Fügsamkeit im Unwesentlichen sind ein ganz eigenthümlicher Charakterzug des Fürsten Felix, der von Leuten, die das Wesentliche vom Unwesentlichen nicht zu unterscheiden verstehen, häufig mißverstanden wurde. — Die Klarheit seines Verstandes that sich eben auf diesen Proben jederzeit kund. Ihn verblendeten Schein und Phrasen, die eine so große Gewalt, selbst auf sonst ausgezeichnete und hochgestellte Personen übten, nicht. Noch weniger war er für Schmeicheleien zugänglich, was wohl die Meisten von sich glauben, aber die Wenigsten sind. — Sehr rühmenswerth war auch sein Muth. Ich meine nicht den militärischen, sondern den weit selteneren, sich durch zwanzig mißglückte Versuche und durch die Unzulänglichkeit oder Untreue der Mittel nicht abschrecken zu lassen. Er hatte die volle Zuversicht der Ueberzeugung, aber nicht den Hochmuth, der einen Theil verwirft, weil er das Ganze nicht haben kann. Das hat sich in keiner Gelegenheit mehr, als bei den Dresdener

Conferenzen gezeigt. Von Allem, was der Fürst im Interesse von Deutschland wollte, wie wenig kam zu Stande, weil Preußen sein partikularistisches Interesse dem allgemeinen entgegenstellte. Seine Geduld wurde dort auf schwere Proben gestellt und sein Auge sah die ganze Misère der deutschen Verhältnisse durch: aber gewann er nicht eine Klafter, so gewann er doch einen Zoll und baute rastlos und unentmuthigt weiter. — Was er im Inneren und Aeußeren gewollt, war das Richtige. Das Wenige, was davon, den Leidenschaften, Irrthümern, unlauteren Bestrebungen gegenüber, sich verwirklichen ließ, ist eben das Viele, was er als Denkmal seines Wirkens zur Ehre seines Namens und zum Wohle der Monarchie hinterließ. Es ist genug für seinen Ruhm; aber Niemand, sicherlich, hat es bescheidener betrachtet als er selbst." —

Vollkommen übereinstimmend mit dieser überaus schätzbaren Mittheilung aus klassischer Feder ist folgende Charakteristik des Fürsten, gleichfalls aus staatsmännischer Quelle.

„Vor Allem war der Fürst ein Mann der Ordnung, und diese wollte er mit Aufwand aller Kräfte und um jeden Preis in der Welt erhalten wissen. Zugleich war er mit Leib und Seele Soldat und als solcher von der Ausgiebigkeit und der Nutzbarkeit der der Ordnung zur Stütze dienenden kriegerischen Mittel auf das Innigste durchdrungen. Diese würde er nie aus der Hand gegeben und nie gezögert haben, von ihnen Gebrauch zu machen, wenn die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft, die Ordnung innerhalb des Bereiches seiner Wirksamkeit bedroht worden wären. Dabei war aber Fürst Felix Schwarzenberg nichts weniger als ein Anhänger des Alten, weder der alten Mißbräuche und Bedrückungen, noch der alten Schlaffheit, und gerne bereit, dem Fortschritte zu huldigen und sich auch neue Formen des staatlichen Lebens anzueignen, so lange sich jener Fortschritt und diese Formen innerhalb der Grenzen bewegen, die die Erhaltung bürgerlicher Ordnung möglich machen. Innerhalb jener Grenzen konnte Fürst Schwarzenberg immer ein Mann des befugten und vernünftigen Fortschritts, außerhalb derselben mußte er entschieden

ein Mann der Gewalt seyn. — Fügt man zu dieser vollausgeprägten Richtung des Fürsten die klar daliegenden Eigenschaften seines Charakters: einen unbeugsamen Willen, persönlichen, moralischen und physischen Muth, jene Consequenz im Denken und Handeln, endlich die aufopferndste und ausgeprüfteste Liebe für sein Vaterland, welche die genaueste Kenntniß und Würdigung dessen, was draußen vorgeht, nicht ausschloß: so besitzt man die allgemeinen Umrisse zu einem höchst interessanten Charaktergemählde." —

Auch auf diese prägnante Charakterskizze legen wir besonderen Werth, und zwar einen um so höheren, als sie einer confidentiellen Mittheilung entsprungen und völlig unabhängig von dem vorangeschickten politischen Lebensbilde des Fürsten entworfen, doch für die Aehnlichkeit der Züge dieses Bildes eine so glaubwürdige Bürgschaft leistet. — Zur besseren Vervollständigung des bereits Angeführten reihen wir an das Letztere eine dritte Mittheilung, gleichfalls aus der Feder eines hochgestellten Staatsmannes, der bei wichtigen Veranlassungen mit dem besonderen Vertrauen des Fürsten beehrt worden. „Der Fürst verfolgte sein Ziel," berichtet unser wohl unterrichteter Gewährsmann, „von dem hohen Standpunkte aus, den er sich ausersehen hatte, ohne sich abwenden zu lassen durch untergeordnete, wenn auch anscheinend wichtige Fragen. Dieses Ziel war ein einiges Oesterreich und an dessen Spitze der Kaiser in ungebundener Macht gegen innen und außen. Nicht nur der Reichstag in Kremsier, sondern jede constitutionelle Schöpfung und Form standen der Erreichung dieses Zieles im Wege, es mußte daher der eine sowohl, wie die im Drange der damaligen politischen Ereignisse erlassene Märzverfassung beseitigt werden. Graf Stadion scheint die Ansicht nicht getheilt zu haben, daß die Einführung constitutioneller Formen die Auflösung der österreich'schen Monarchie zur Folge haben müßte. Er war daher der Auflösung des Reichstags in Kremsier wenig geneigt und arbeitete mit Vorliebe an dem Zustandekommen der Märzverfassung. — Er selbst hat sich dem Dienste seines Kaisers geopfert; er forderte daher auch von seinen Unterge-

denen die gewissenhafteste Erfüllung der ihnen durch ihre Stellung auferlegten Pflichten. Daher trugen denn auch des Fürsten Beziehungen zu seinen Untergebenen das Gepräge seines hohen Sinnes für strenge Pflichterfüllung. Die Ueberlieferung eines Beamten der Staatskanzelei, der während des ungarischen Feldzugs den Insurgenten Staatsgeheimnisse mitgetheilt hatte, den Gerichten, bewies den Ernst, mit dem er nöthigenfalls einzuschreiten wußte. Doch war dieß der einzige Fall während der Dauer seines Staatsministeriums. Diejenigen seiner Untergebenen, welche in nähere Berührung mit ihm kamen, wußte er, troß seiner anscheinenden Kälte, doch so an sich zu fesseln, daß sie bereit waren, jedes Opfer zu bringen. Meiner Ueberzeugung nach, hat er sich hierdurch das Gelingen vieler seiner Pläne gesichert. In den schwierigen Zeiten, in welchen er wirkte, war die unbedingte Aufopferung der Werkzeuge, die er sich auserwählt hatte, die unerläßliche Bedingung des Erfolges. — Auch bei den Vertretern der fremden Mächte in Wien machte sich die Persönlichkeit des Fürsten geltend. Viele derselben waren ihm persönlich aufrichtig ergeben, und wenn auch einige derselben, deren Regierungen es weniger freundlich mit Oesterreich meinten, sich einen bequemeren und weniger hellsehenden Minister des Aeußeren gewünscht hätten, so gab es doch keinen, der ihm seine hohe Achtung versagt hat."

Zu interessanten Vergleichen mit den oben angeführten Urtheilen fordert die in vielen Beziehungen frappante und lebenswarme Charakterschilderung aus der Feder Balleydier's im II. Bande seiner Geschichte der österr. Revolution heraus. Aus diesem Grunde glauben wir derselben hier eine passende Stelle nicht versagen zu sollen. Als Urtheil eines Fremden macht sie überdieß auf den Vorzug der Unparteilichkeit Anspruch. Der genannte Schriftsteller charakterisirt den Fürsten folgendermaßen:

„D'une fermeté de caractère égale à son courage personnel le prince de Schwarzenberg joignait à de hautes connaissances politiques et militaires un coup d'oeil sûr, réfléchi, quoique rapide, une rare intelligence et de profondes conceptions. Sous d'appa

rents dehors de froideur il possédait un coeur de feu. Causeur aimable et entraînant, il seduisait par les grâces de son esprit et captivait par l'esprit de son coeur. Doué d'une facilité énorme en toutes choses, il menait également de front, sans jamais sacrifier les unes aux autres, les affaires et les plaisirs, les secrets de la politique et les mystères du sentiment; ardent, impétueux, oubliant, dans la fougue des passions, qu'un demi siècle venait de sonner pour lui, opposant à la froide raison de l'âge mûr la verdeur d'une âme de vingt-cinq ans, il possédait au suprême degré les défauts qui, dans tous les temps, chez tous les peuples, ont accompagné les natures supérieures et font ombre aux qualités des plus grands hommes.*) Qoiqu'il en soit, le prince de Schwarzenberg devait donner à l'Autriche l'impulsion qui, la sortant du chaos révolutionaire, lui rendit bientôt, avec le répos, la paix et la prospérité, son rang suprême parmi les nations." —

In nächste Nähe wird uns das Bild des Verewigten durch die nach dem Leben gezeichnete Darstellung von Jemandem gerückt, dem es gegönnt war, lange Jahre in der unmittelbaren Umgebung des Fürsten zu leben und Zeuge selbst der verborgeneren Züge seines Wandels und Waltens zu seyn. Dieser Augenzeuge berichtet:

„Die äußere Erscheinung — sowohl Gestalt als Haltung — war edel und imponirend und er verstand es, wie Wenige, sich Re=

*) Dieser Auffassung möge der sehr richtige Ausspruch eines Mannes gegenüberstehen, der Gelegenheit hatte, den Fürsten in nächster Nähe zu beachten. „Seine Schwächen und Fehler," äußert dieser Zeuge, „gereichten nur ihm, nie Anderen zum Nachtheile, während seine guten Eigenschaften stets dem Allgemeinen und dem Staate zu Gute kamen." — Dieses Urtheil will uns nichts Anderes sagen, als: sein Privatleben hatte nie einen nachtheiligen Einfluß auf seinen öffentlichen Charakter. Er hatte sich in letzterer Beziehung seine volle Selbständigkeit zu bewahren gewußt und vergaß nie, was er seiner Stellung und dem Staate, dem er diente und dessen Interessen er vertrat, schuldig war. Für sein öffentliches Wirken hatte er stets das volle Bewußtseyn seines Berufes und der Verantwortlichkeit des letzteren bewahrt. Sein Privatleben hatte nichts mit dem Staatsmanne zu thun und gehört diese Seite seines Lebens einem, dem Urtheile der profanen Menge nicht zugänglichen Gebiete an. Hierüber hat nicht die Geschichte zu Gericht zu sitzen, sondern ein Richter, der nach anderem Maßstabe mißt, als nach jenem der schwankenden Moral irdischer Censoren.

spekt zu verschaffen. Dabei war er aber wohlwollend, freundlich, herablassend gegen Jedermann. Ferne von jeder Popularitätshascherei, die er gründlich haßte, gewann er Jeden, der sich ihm nahte, durch sein natürliches ungesuchtes Wesen. Offen und stets wahr, liebte er auch bei Anderen ein gerades, offenes Auftreten. Für Schmeichelei war er unzugänglich und mit Augendienerei brachte man es bei ihm nicht weit. Im geselligen Zirkel zeigte er sich stets heiter und seine Conversation war immer geistreich und anregend. Bei der größten Anspruchslosigkeit konnte er unwiderstehlich seyn, wenn er wollte. Seine Rede, sowie sein Styl konnten als Muster von Klarheit und Bündigkeit gelten und er hatte jederzeit für Alles das rechte Wort in Bereitschaft. — Einfach, wie er war, hatte er nur wenige Bedürfnisse, war daher auch nie ihr Sklave. Mit der größten Leichtigkeit vertauschte er die feinsten Genüsse und den weichen Pfühl mit dem kargen Male und dem harten Strohlager des armen Landmannes. — Bescheiden bis zur Selbstverläugnung, stellte er sich nie voran und war stets der Erste in Anerkennung fremder Verdienste. Von den eigenen hörte er nicht gerne sprechen. Für menschliches Elend hatte er ein fühlendes Herz und er spendete viel und oft, jedoch stets im Verborgenen, *) denn er war ein Feind von allen Schaustellungen. — Als Staatsmann zeichneten ihn vor Allem schneller Ueberblick und Auffassung, Leichtigkeit in Behandlung der Geschäfte, besonders aber eine unerschütterliche Ruhe aus, welche ihn nie, auch in den schwierigsten Geschäften nicht verließ. Er wurde nie von den Ereignissen überrascht, und beherrschte sie daher vollkommen." —

*) Die humane Freigebigkeit des Fürsten wird uns auch von anderer Seite bestätigt, mit dem auf eine eigene Aeußerung des Fürsten gestützten Bemerken jedoch: „Der Fürst würde mit Freuden noch mehr gegeben haben, wenn ihm nicht besondere Verhältnisse Rücksichten einer weisen Sparsamkeit vorgezeichnet hätten." Der Fürst half und unterstützte gerne, aber er ging dabei von dem Grundsatze der strengsten Unparteilichkeit aus. Dem Protektionswesen war er entschieden entgegen. Aus diesem Grunde mußten sich auch seine Verwandten jeder Empfehlung oder Befürwortung enthalten, überzeugt, daß dieß der begünstigten Sache nur entschieden schaden würde."

In diesem Lichte erschien das Wesen des Fürsten den bestunterrichteten seiner Zeitgenossen. Die merkwürdige Uebereinstimmung dieser selbständigen und gegenseitig unabhängigen Urtheile in den wesentlichsten Punkten, das Zusammentreffen derselben im eigentlichen innersten Kerne und das Charakteristische in Anschauung und Auffassung bilden doch unbestritten das Kriterium der Wahrheit. Mit- und Nachwelt dürfen der Portraitähnlichkeit dieser Züge trauen, die sich so ausgeprägt von dem historischen Hintergrunde unserer Zeit abheben. — Der Tod konnte die Wahrheit dieses Charakterbildes nicht trüben, er hat sie nur verklärt. —

Die irdischen Ueberreste des Fürsten ruhen in der Familiengruft seines Hauses zu Wittingau in Böhmen. Die feierliche Beisetzung zur Asche der Väter hatte am 12. April 1852 mit allen, dem hohen militärischen und Civilrange des Hingeschiedenen angemessenen Ehren unter Anwohnung von mehr denn 10,000 aus Nähe und Ferne herbeigeströmten Menschen stattgefunden. Es war eben der Ostermontag des Jahres 1852, der laut an der Gruft des großen Todten zu verkündigen schien: „Auferstehen wirst Du, ja auferstehen!" —

Kein prunkendes Mausoleum erhebt sich über den Gebeinen des gefeierten Kriegers und Staatsmannes; aber im Lapidarstyle nennt eine schwarze Marmortafel den Zeitgenossen und Nachkommen Denjenigen, der unter dem einfachen Steine ruht, nachdem er für seinen Ruhm lange genug gelebt. Das Epitaph lautet:

„Ein Mann der Einsicht und der That.
Der Tod, der ihn auf dem Schlachtfelde verschonte,
Erreichte ihn am Rathstisch.
Hier wie dort — auf dem Felde der Ehre,
Hier wie dort — ein Held
Für seinen Kaiser, für sein Vaterland.
Seine Feinde mußten ihn loben,
Alle Guten haben ihn beweint,
Oesterreich wird ihn nie vergessen!"

Möge dieß prophetische Wort eines der edelsten Dichter Oesterreichs (Grillparzers), der es schrieb, zur vollen Wahrheit werden! —

Verbesserungen.

Seite 31 in der Anmerkung 1. Z. von oben, statt Epitaphiea — Epitaphien.
daselbst 3. " " " " Soinsheim — Sainsheim.
" 170 . Z. von oben, statt Kanzler — Geheim=Sekretaire.
" 83 10. " " " " Fußtapfen — Fußstapfen.
" 89 6u.7. " " " " Hostopruz — Hustopecz.
" 96 16. " " " " comprobirt hat — comprobirt worden.
" 120 5. " " unten, " Grabmal — Grabschrift.
" 123 16. " " " " Geisel — Geißel.
" 130 17. " " oben, " Gallerie — Galerie.
" 142 " Fürst Friedrich Karl geb. 30. September 1800, — geb. 30. September 1799, wornach auch das S. 160 in Betreff dieser Geburt Gesagte zu berichtigen.
" 143 3. " " " " auf Ungarns Boden — auf Italiens und Ungarns Boden.
" 162 15. " " " " VtVrl — fVtVrl.
" 206 6. " " " " Gedächtniß Bravour — Gedächtniß=Bravour.

